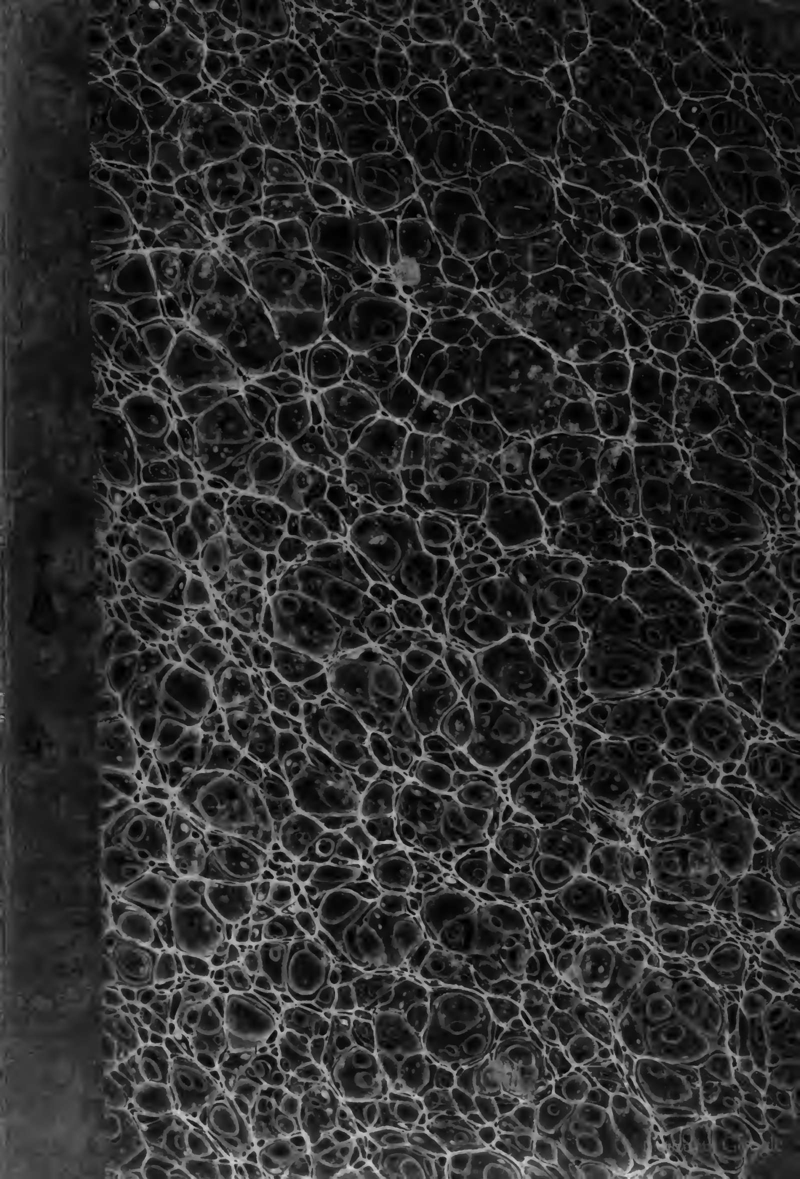




INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung

Neue Folge

VIII Band

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Nr. 366—417.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.

Digitized by Google

AP30
.P45
n.f.
v.8

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Zur bequemen Übersicht der mit Abbildungen versehenen Aufsätze sind die Titel derselben mit gesperrter Schrift gedruckt; die mit [ ] versehenen Ziffern weisen die Nummer des Stücks nach, die am Ende der Zeilen stehenden die Seitenzahl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 366.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [5. Januar 1850.

Die Künste huldigen den Wissenschaften.



Reise um die Erde. *)

Valparaiso, 28. Juli 1849.

Am Fuße der Cordilleren, gegen die scharfen West- und Nordweststürme durch die hohen schroffen Bergrücken geschützt, liegt an der westlichen Grenze der Argentinischen Republik das kleine freundliche Städtchen Mendoza, für das ich schon auf dem Ritt dahin, und lange ehe ich das Vergnügen hatte, es persönlich kennen zu lernen, eine gewisse Achtung hegte. Die meisten Karavanen, denen wir begegneten — und wir trafen deren viele — kamen von Mendoza; wo man Mehl, Käse, Wein, Branntwein oder Früchte sah, welcher andere Ort hatte sie erzeugt als Mendoza? Schon die benachbarte Gegend rechtfertigte übrigens auch das Gerücht des fruchtbaren Landes; überall bewiesen gut angelegte Farmen den Fleiß der Bewohner und gaben der Gegend selbst schon etwas viel Freundlicheres, Wohnlicheres, als es die Umgegend von Buenos Ayres hat.

*) Wir verließen unsern Reisenden, Herrn Friedrich Gerstäcker aus Leipzig, in der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs des Pfennig-Magazin bei seiner Ankunft in Mendoza am Fuße der Cordilleren, und fahren nun mit seinem Reiseberichte nach den Mittheilungen im „Ausland" und der „Allgemeinen Zeitung", erhaltener Erlaubniß zufolge, fort, indem wir noch auf die Nummern 329, 355, 356, 357, 358, 362, 363, 364, 365 des vorigen Jahrgangs verweisen, in denen diese interessanten Reiseberichte mitgetheilt sind. D. Red.

Die Stadt selbst? nun daran ist weiter freilich nichts zu sehen; es ist ein kleiner freundlicher Ort von circa 8000 Seelen; die Häuser sehen denen in allen andern Theilen der Republik sprechend ähnlich und sind so einfach aus Lehm gebaut, daß man immer ängstlich ist, der nächste starke Regen müßte die ganze Stadt einmal in einen einzigen Lehmhaufen zusammenwaschen, aus dem heraus sich dann die einzelnen Schornsteine höchst erstaunt die Verwüstung beschauen würden. Das geschieht aber nicht: der Lehm ist festgestampft und nutzt sich dadurch, selbst bei den härtesten Regenschauern, nur sehr wenig und unbedeutend ab.

Ihre Verbindung mit dem umliegenden oder entferntern Lande besteht aber auch freilich nur zu Lande, denn der kleine Fluß Mendoza, der nicht weit davon fließt, ist nur, wenn der Schnee der Cordilleren thaut, hoch genug, um befahren zu werden, und dann eben wieder seines schnellen Steigens und seiner reißenden Strömung wegen unbefahrbar. Wohin also auch Mendoza seine Producte versendet oder woher es seine andern Bedürfnisse beziehen will, muß dies stets und allein durch Karavanen geschehen, die entweder in Maulthierzügen oder großen unbehülflichen, aber zweckmäßigen Güterkarren oder Transportwagen bestehen.

Diese Wagen verdienen wol eine kurze Beschreibung. Sie ruhen auf nur zwei, aber dafür auch kolossalen, oft zehn Fuß hohen Rädern, ihre sonstige Bauart ist aber leicht, nur aus Schilf geflochtene Seitenwände, und der obere Theil mit Häuten überdeckt, und selbst die hohen Räder mögen wol in den oft sehr sumpfigen Pampas manchmal höchst nöthig, ja unentbehrlich sein. Sechs oder acht Ochsen sind gewöhnlich vorgespannt, und zwar je zu zweien in einem aus einem einzigen Stück bestehenden hölzernen Joch, das ihnen im Nacken liegt, ziehend. Sinnreich und der Bequemlichkeit der Südländer angemessen ist aber die Art, mit der sie ihre Zugthiere antreiben. Die lange Peitsche, die der Hottentott führt, wäre ihnen viel zu beschwerlich; dafür haben sie eine gewaltig lange Stange, fast stets aus leichtem, an der Wurzel vier und mehre Zoll im Durchmesser haltenden Rohr, das aus Brasilien kommt. Die hängt nun, weil sie zu regieren auch zu beschwerlich sein würde, an einer je nach Verhältniß vorn heraussstehenden andern Stange schwebend fest, und mit der vorn daran befestigten Spitze können sie solcher Art die vordersten Thiere auch leicht anstacheln, während eine andere Stahlspitze gerade da herunterhängt, wo sie, wenn die Stange niedergedrückt wird, die zweitvordersten Ochsen berühren kann. Für die dem Wagen nächsten Thiere liegt noch neben dem Führer eine schwächere kürzere Stange, die leicht zu regieren ist.

Werden die Waaren auf Maulthieren versandt, so liegen die Güter in zwei gleichen Päcken auf großen, mit weichen Schaffellen gepolsterten Packsätteln auf den Rücken dieser ausdauernden, aber dafür auch oft über ihre Kräfte mishandelten Thiere. Nichtsdestoweniger scheuern diese Sättel (besonders in den Cordilleren, wo es fortwährend bergauf und bergab geht) gar oft, und die Rücken der armen Geschöpfe sehen manchmal entsetzlich aus; das hindert aber nicht, sie immer wieder von neuem zu beladen, und unter der Last fast erliegend schleppen sie ihr trauriges Dasein hin, bis sie endlich einmal unter einem, vielleicht schwerern Pack als gewöhnlich erliegen, oder auch in den Bergen, weil nie Futter für sie mitgenommen wird, verhungern und dann im Wege niederstürzen. Die Bergstraße ist mit ihren Gerippen förmlich besäet.

Mendoza ist aber die wirkliche Fruchtkammer des benachbarten Landes, und schafft Wein und Früchte selbst nach dem sonst so gesegneten Chile hinüber. So bilden die Mendoza-Rosinen einen sehr bedeutenden Handelsartikel über die Cordilleren, und im Sommer soll Karavane auf Karavane durch die Berge ziehen. Nichtsdestoweniger könnte das Land noch in weit größerm Umfange bebaut, und selbst das bebaute weit stärker benutzt und ausgebeutet werden, wäre nicht eben hier wieder die Bequemlichkeit des Südländers ein gar zu großes Hinderniß — es fehlen da deutsche Kräfte —, und spätern Generationen, wenn sich die politischen Verhältnisse der Argentinischen Republik erst einmal geregelt haben, ist es vielleicht vorbehalten, den Segen zu ernten, der noch im Schoose der fruchtbaren Erde schlummernd begraben liegt.

Es leben ziemlich viel Ausländer in Mendoza, aber nur drei Deutsche: ein Hutmacher, Karl Rohde aus Gera und dessen Gehülfe, und ein Goldarbeiter Schöpf aus Hanover, sowie ein Italiener Mariani, der ebenfalls Deutsch spricht. Das nächste Frühjahr möchte sich aber der Reisende vielleicht vergeblich nach allen diesen umsehen; kann er gut spüren, so wird er ihre Fährten höchstens in den Cordilleren finden, und wo sind sie hin? — gone to the diggins — gen Californien. Ich selbst kann mich aber nur freuen, daß ich sie noch in Mendoza traf, denn ich wurde auf das herzlichste von ihnen aufgenommen und behandelt, und werde stets mit freundlicher Dankbarkeit ihrer und durch sie meines kurzen Aufenthalts in Mendoza gedenken.

Auch für die Literatur ist übrigens in Mendoza etwas, freilich aber erst in letzterer Zeit gethan, und zwar durch einen Nordamerikaner, Mr. Van Sice, der eine Druckerei hier angelegt hat und jetzt ein monatliches Blatt, drei enggedruckte Bogen stark, herausgibt. Seine Druckerei war sehr beschäftigt und er hatte mehre spanische Schulbücher und Grammatiken wie Gebetbücher im Druck; auch druckt er Visitenkarten, welche Sitte er die Mendoziner erst gelehrt. Freilich fehlte es ihm sehr an Arbeitern; er mußte sich gleich vom ersten Anfang an selbst Lehrlinge heranziehen, und sogar der Absatz seiner Bücher, deren Verkauf er selbst betreiben muß, scheint mit so viel Schwierigkeiten verknüpft zu sein, daß sie wol nur der hartnäckige Charakter eines Nordamerikaners alle besiegen konnte. Wie es ist, verdient er, seiner eigenen Aussage nach, aber auch bei eisernem Fleiße, viel Geld — und wird nun wol seine Druckerei vergrößern, Arbeiter aus Buenos-Ayres und Valparaiso herüberziehen, eine Buchhandlung dabei anlegen und? — halt, lieber Leser, er wird keins von alle Dem, er hat im Gegentheil Jemanden gefunden, der Lust hat, seine Druckerei in Bausch und Bogen zu kaufen, und wird nun wol wahrscheinlich nach — doch nicht nach Californien? — nun versteht sich, wohin denn sonst? ziehen. Wie es nachher mit der Literatur in Mendoza aussehen wird, wissen die Götter, jedenfalls werden aber noch spanische Gebetbücher und rothseidene Bänder gedruckt werden, auf denen die unabweisliche Firma prangt — Viva la confederacion Argentina — Mueran los salvages Unitarios.

Die Mendoziner scheinen auch im Farbenspiel ihrer Nationalität fast noch stärker zu sein als selbst die Bewohner von Buenos-Ayres; dort sind wenigstens die Fremden von diesem Livreedienst verschont, hier aber darf Niemand, und wenn er aus dem Monde käme, das Policei- und zugleich Postgebäude betreten, ohne das rothe Band um den Hut und ein gleiches

Digitized by Google

im Knopfloche zu tragen. Alles ist roth, wohin man blickt, ja die recht echten und wirklichen Republikaner haben sogar zinnoberroth gefärbte Stiefelsohlen und von eben dieser Couleur den Sohlenrand derselben, damit sie auch an ihren Füßen den Sinnspruch der Devise: Federacion ó muerte — Föderation oder Tod (das erste durch Roth, das andere durch Schwarz ausgedrückt) tragen. Der Gouverneur und die gutgesinnten Bewohner der Stadt bringen diese Farben auch, so viel das irgend geht, in ihrem Hausstande an, und ich glaube, Gouverneur Rosas hat gar nicht Unrecht gethan, einen Zwang auf diese Farben zu legen. Die Bewohner der Argentinischen Republik haben sich so damit bekleckst, daß sie sich unter einer andern Regierung, die natürlich die Farben ändern müßte, nur mit einem großen Kostenaufwande aller der Artikel entledigen könnten, die sie tragen, und da lassen sie es vielleicht lieber beim Alten.

Daß aber auch das Ernsthafteste selbst lächerlich gemacht werden kann durch Übertreibung, hat Rosas doch in Buenos-Ayres bewiesen. Es ist das ein Umstand, den ich erst seit ich die Hauptstadt verließ erfahren habe, der aber wirklich zu komisch ist, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Mir war nämlich schon in dem Puppenspiel, das ich besuchte, aufgefallen, wie der Vorhang, ehe das Stück begann, aufgezogen wurde, die Puppen alle in Reih und Glied dastanden, zwei Stimmen hinter den Coulissen (eine feine und eine grobe) „Viva la confederacion etc." murmelten — und die wunderschöne Palmenallee, die auf der äußern Gardine, nebst einem äußerst künstlichen Springbrunnen abconterfeit stand, wieder herunterfiel. Ich hatte damals aber nicht so besonders darauf geachtet; später jedoch erfuhr ich, daß dies eine vom Gouverneur selbst gebotene Form gewesen sei, die sie bei schwerer Strafe nicht unterlassen durften und die hier ziemlich spurlos vorüberging, wirklich komisch aber auf der großen Bühne (die ich leider nicht besuchen konnte) wurde.

Vor jedem Stück nämlich, Oper oder Schau- und Lustspiel, mag es nun in Amerika, Asien oder Europa spielen, muß der Vorhang, ehe das Stück beginnt, aufgezogen werden, dann stehen sämmtliche Spielende auf der Bühne, die Hauptpersonen voran, der Chor hinter ihnen (alle im Costume) und die Erstern rufen nun mit lauter Stimme:

Hauptpersonen: „Viva la confederacion Argentina" — worauf der Chor einfällt:

Viva!

Hauptpersonen: Mueran los salvayes Unitarios.

Chor: Mueran!

Dann fällt der Vorhang, es entsteht eine kleine Pause und das Stück kann nun, nachdem das Publicum dadurch recht in den Geist desselben hineinversetzt ist, beginnen.

Das Pfaffenwesen blüht und grünt ebenfalls in Mendoza; man ist keinen Augenblick sicher, daß Einem nicht — wie es mir einmal geschah — der zu Pferde sitzende Priester mit der Hostie begegnet, und dann muß Alles auf die Knie niederfallen; ich blieb übrigens stehen, obgleich mir erst die Umherknieenden und dann der ehrwürdige Mann zu Roß selbst mit gar ingrimmigem Zornesblick zuriefen niederzufallen, nahm nur den Hut ab und ging dann meiner Wege; es ist übrigens besser, man vermeidet, wenn man es erst einmal weiß, das Begegnen dieser Processionen, die sich von weitem schon durch ein monotones Klingeln ankündigen, denn der Fremde soll sich manchmal, wenn er sich nicht dem Gebrauche fügen will, durch den fanatischen Pöbel großen Unannehmlichkeiten aussetzen.

Das Leben in Mendoza ist äußerst billig und gut; der dort gezogene Wein z. B. ist ausgezeichnet, hat einen lieblichen Geschmack und sehr viel Feuer, und fünf Flaschen kosten etwa im Einzelverkauf 10 Ngr., sind im Ganzen aber natürlich noch weit billiger. Brot, Fleisch und Gemüse stehen in fast gleichem Verhältniß, und auch die Miethen sind sehr wohlfeil, die Gegend dabei durch die Nähe der Cordilleren reizend; es wäre das so ein stilles Asyl für die „Europamüden", die sich hier, dem politischen Treiben fern, eine Heimat gründen wollten. Und dem politischen Treiben wären sie dann allerdings fern, denn von der übrigen Welt hörten und sähen sie nichts mehr. Ihnen zum Troste sei noch gesagt, daß man dort mit Familie für 300 Dollars jährlich recht anständig und behaglich leben kann.

Die Verbindung Mendozas mit der Außenwelt besteht nach dem Atlantischen wie Stillen Ocean hin in Kurieren, die regelmäßig zu allen Jahreszeiten zwischen Buenos-Ayres und dieser Stadt, nur unregelmäßig aber im Winter zwischen Mendoza und Valparaiso gehen, da der Schnee der Gebirge oft den Übergang sehr erschwert oder gar ganz verhindert.

Einer Annehmlichkeit Mendozas muß ich aber noch erwähnen, und das sind die warmen Bäder, die sich etwa drei Leguas von der Stadt entfernt befinden. Das Wasser ist selbst im Winter, wo der doch immer thauende Schnee aus den niedern Bergen das Übrige in eisiger Kälte erstarren machte, etwa 16°; es kommt aus Quellen, welche mitten in der flachen Steppe hervorsprudeln, dadurch aber auch ein eigenes, schilfbekränztes Bett erhalten haben und nun von den Bewohnern des benachbarten Städtchens, besonders zur Sommerzeit, gar fleißig besucht werden. Die Bequemlichkeiten dort sind freilich sehr geringer Art und bestehen eigentlich nur in mehren höchst mittelmäßigen Lehmhütten, den Horizont umgürten aber dafür im Westen die schnee- und eisbedeckten Cordilleren, und die Bäder selbst liegen gar traulich und versteckt in dem darüber wogenden Grün: bedarf es da erst noch eines besondern Luxus und kostbarer, schwer zu erlangender Bequemlichkeiten, den Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen? Gewiß nicht!

Sonst bietet Mendoza freilich dem Fremden wie Einheimischen keine besondern Vergnügungen, und die Leute sind hier meist auf ihre eigenen Familien angewiesen; wer sich darin glücklich fühlt, ist glücklich und bedarf nichts weiter — und wer nicht? — den wird auch die herrlichste Umgebung, das Luft und Freude athmendste Leben nicht glücklich machen können.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Am 17. April 1813 reiste Goethe von Weimar nach Teplitz; in Meißen begegnete er einer Abtheilung Freiwilliger, unter denen sich auch der Dichter Fouqué befand, welcher Goethe, obgleich er eine Militairmütze tief ins Gesicht gedrückt und sich in den Mantel gewickelt hatte, sogleich erkannte. Fouqué trat, nachdem er seine Entdeckung seinen Kameraden mitgetheilt hatte, mit militairischer Haltung an den Wagen und sprach: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der königlich preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsche vor Ihrem Quartier aufmarschirt ist und

Digitized by Google

Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht.“ Der Feldwebel, Prof. Markwart aus Berlin, commandirte: Präsentirt das Gewehr! Fouqué rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!“ und die ganze Abtheilung stimmte mit Hurrahruf und Hörnerklang ein. Darauf bat Fouqué den Dichterfürsten um den Waffensegen, Goethe nahm den ihm gereichten Hirschfänger und Büchse und sprach, indem er die Hand darauf legte: „Zieht mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Muthe gegönnt“, worauf er grüßend unter nochmaligem Lebehoch seinen Weg fortsetzte.

Ludwig von Schwanthaler's Landsitz an der Isar.



Mittheilungen über Schwanthaler finden sich im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1849, Nr. 343.

Digitized by Google

Reichenhall.



Reichenhall, gelegen in einem schönen weiten Thale, welches von Süden nach Osten gegen Salzburg zieht, ist von anmuthigen Hügeln umgeben, die sich rings an die Vor- und die riesigen Hochgebirge anschließen und von denen sich dem spähenden Auge in unbegrenzter Aussicht die gesegneten Fluren Baierns mit ihren Seen und Flüssen, Städten und Dörfern bis hin zu den beiden Thurmkuppeln des münchener Doms in dämmernder Ferne eröffnen. Reichenhall ist die älteste und größte Salzstätte Deutschlands und besteht eigentlich aus einem ganzen Vereine von Salinen, deren Anlage sich im Laufe der Zeit nöthig machte. Die reichhaltige Salzquelle ward bereits im Jahre 1613 entdeckt; die Erzeugung des Salzes steigert sich von Jahr zu Jahr und man nimmt den Reinertrag jährlich auf 1,800,000 Gulden an.

Digitized by Google

Übergang eines russischen Heers über den Bottnischen Meerbusen im Jahre 1809.

Ein kühnes Unternehmen, mit kriegerischer Entschlossenheit ausgeführt, ist stets der Theilnahme und des Preises würdig. Das, von welchem wir im Nachstehenden dem Leser berichten wollen, gewährt noch ein besonderes Interesse dadurch, weil es, einzig in seiner Art, der Kriegsgeschichte der neuern Zeit angehört, sich an die Persönlichkeit eines bekannten, ja berühmten Feldherrn knüpft und von einem Kriegsheere bestanden ward, welches bei diesem Wagniß Mann für Mann sein Leben einsetzte.

Es war in dem schwedisch-russischen Kriege des Jahres 1809, der noch im selben Jahre durch den Friedensschluß von Friedrichshamm beendigt ward, in welchem Schweden ganz Finnland bis zum Torneå- und Muniofluſſe nebst den Ålandsinseln an Rußland abtreten mußte, daß der Generallieutenant Barclay de Tolly das Commando über das Truppencorps, welches bei der finnischen Stadt Wasa stand, an der Stelle des bisherigen Chefs desselben, des Generallieutenants Fürsten Galizyn, übernommen hatte. Die Stadt Wasa liegt auf einem Punkte der finnländischen Küste, wo der Bottnische Meerbusen, welcher Finnland von Schwedens Küste trennt, sich zwischen diesem Orte und der gegenüberliegenden schwedischen Stadt Umeå zu einem Kanal zusammenengt, dessen Breite von einem Gestade zum andern ungefähr 15 deutsche Meilen beträgt. Dieser Kanal führt den Namen: In der Quarken; inmitten desselben liegen mehre Inselgruppen, die größtentheils nur aus nackten Klippen bestehen. Dieser Kanal, der wegen seiner Klippen und Untiefen während der Sommerzeit für die Schiffahrt sehr gefährlich ist, pflegt im Winter völlig zuzufrieren und bildet solchergestalt eine Verbindung zwischen beiden Küsten, die, so anscheinend gering die Entfernung beider ist, sich doch überaus gefahrvoll zeigt. Denn die Eisdecke hat hier ungeheure Spalten, Risse und sogenannte warme oder gar offene Stellen, welche, von hohem Schnee überweht, bei jedem Schritte dem menschlichen Fuße mit einem offenen Abgrunde drohen. Zuweilen erhebt sich plötzlich ein Orkan, der im Nu die schwankende Brücke des Wintereises zerstört und sie stückweise ins weite Meer hinabschwemmt. Dies war in demselben Jahre 1809, von welchem wir erzählen, bereits zwei mal durch die unaufhaltsame Wucht der Strömung geschehen, und jetzt im Februar dieses Jahres war der Quarken bereits zum dritten male zugefroren.

Generallieutenant Barclay de Tolly hatte kaum seinen Posten als Obercommandeur des Wasacorps, welches nur aus 5500 Mann Infanterie nebst 300 Kosacken und 32 Geschützen bestand, angetreten, als er auch von dem russischen Kriegsministerium den Befehl erhielt, in Schweden einzufallen.

Der umsichtige General überzeugte sich bald von der ungemeinen Schwierigkeit dieses Unternehmens. Denn erst unlängst hatte sein Vorgänger im Commando, Fürst Galizyn, durch ein Streifcorps donischer Kosacken unter Anführung des tapfern Hetman Kisseleff den Versuch machen lassen, über den Quarken zu kommen und in Betreff des bei der schwedischen Stadt Umeå aufgestellten Feindes Erkundigungen einzuziehen. Allein diese muthvolle Schar war, obwol zu Fuß, über die Eistrümmer doch nur bis zu der im Quarkenkanal gelegenen Insel Gaden gelangt; dort hatte sie zwar ein schwedisches Picket gefangen genommen, allein zugleich auch die Überzeugung von der Unmöglichkeit des vollständigen Übergangs eines ganzen Truppencorps mit Bagage und Artillerie erlangt.

General Barclay de Tolly zog umsichtig alle Umstände in Erwägung. In und um Umeå lagerte zwar nur ein feindliches Corps von vier Compagnien Linientruppen und 400 Mann Landmiliz; allein täglich erwartete dasselbe eine Verstärkung von 3—4000 Mann von Torneå aus. Zudem war es dem schwedischen Befehlshaber ein Leichtes, die Bauern ringsum zu bewaffnen, wie dies in diesem Feldzuge bereits auf mehren Punkten Schwedens geschehen war. Wenn nun auch der tapfere Barclay de Tolly diese überlegene Macht des Feindes keineswegs fürchtete, so mußte er sich doch, im Fall nach bewirktem Übergange das Eis des Quarken plötzlich aufbrechen sollte, sofort von allen Hülfsquellen abgeschnitten sehen, des Mangels an Lebensmitteln nicht zu gedenken, der im Feindeslande gewiß unausbleiblich war. Der General erkannte es für seine Pflicht, alle diese Schwierigkeiten an das russische Kriegsministerium zu berichten, erhielt jedoch von diesem als Antwort nur den wiederholten Befehl, unverzüglich in Schweden einzurücken. Dieser Befehl war in die Form eines so schmeichelhaften Vertrauens auf sein Feldherrntalent gefaßt, daß der General, allen Schwierigkeiten zum Trotz, nun keinen Augenblick säumen durfte, ihn zum Vollzug zu bringen.

Das Kriegsministerium in Petersburg hatte wol auch in Barclay de Tolly den rechten Mann für dies schwierige Unternehmen, wobei ein ganzes Armeecorps aufgerieben werden konnte, scharfsichtig erkannt. Denn dieser Feldherr, dessen Familie, ursprünglich aus Schottland stammend, sich bereits im 17. Jahrhundert in Liefland niedergelassen, hatte bereits in frühern Feldzügen genügende Beweise seiner Tapferkeit, seines Scharfblicks und kaltblütiger Todesverachtung geliefert. Innerhalb 20 Jahren hatte er sich vom Cornet bis zum Generalmajor emporgeschwungen; er hatte in den Gefechten bei Jankowo und Landsberg im Jahre 1807 unter Bennigsen den Andrang einer überlegenen französischen Armee aufgehalten, wobei sein rechter Arm zum Kampfe untüchtig geworden war. Neuerdings hatte er sich in Finnland durch die umsichtigsten Operationen ausgezeichnet. Er war ein Mann von hervorragender Persönlichkeit; sein Anstand, sein Commandowort waren achtunggebietend; er hielt streng auf militairische Zucht, dabei zeichnete ihn aber ein gütiges, ja zuvorkommendes Wesen gegen seine Untergebenen und die strengste Gerechtigkeitsliebe aus. Seine kaltblütige Entschlossenheit war nicht von der prahlerischen Gattung; er betrachtete den Kampf als eine Aufgabe, an welche man mit hohem Ernst und nach besonnenster Erwägung aller Umstände gehen müsse. Dabei charakterisirte ihn eine ungeheuchelte Frömmigkeit, wie dies immer bei solchen Feldherren der Fall ist, die den Krieg um höherer ernster Zwecke, nicht aber um des Kriegs willen führen.

So war der Mann beschaffen, in dessen Hände seine Obern die Inswerksetzung eines so zweifelhaften wie gefahrvollen Unternehmens vertrauensvoll legten.

Demgemäß machte General Barclay de Tolly folgende Disposition für den Übergang über den Quarken. Er theilte sein Corps in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung, unter den Befehl des Obersten Filissoff gestellt, bestand aus zwei Musketierbataillons nebst zwei Geschützen und aus 100 Mann Kosacken unter Anführung des bereits erwähnten Hetman Kisseleff; die zweite Abtheilung befehligte der Generalmajor Berg, und sie bestand aus einem Grenadier- und

Digitized by Google

einem Musketierregiment nebst 200 Kosacken und 8 Geschützen. In der Stadt Wasa ließ der Oberbefehlshaber ein Infanterieregiment unter dem Generalmajor Labanoff zurück, welcher die Ordre hatte, dort die Ruhe zu wahren und die von Uleåborg her zu erwartenden Hülfstruppen nach der schwedischen Küste zur Verbindung mit dem Hauptcorps zu befördern. Ferner sollte General Labanoff die Proviantlieferungen für die jenseitigen Truppen vorbereiten, um solche erfoderlichenfalls jeden Augenblick an das Hülfscorps nach Umeå abgehen zu lassen.

Nachdem die beiden Corpsabtheilungen Filissoff und Berg sich am 5. und 6. März auf den zunächst der finnischen Küste gelegenen Quarkeninseln zusammengefunden, brachten sie die Nacht zum 7. März auf dem unbewohnten Eilande Walgrund zu, welches ungefähr drei deutsche Meilen vom Gestade entfernt ist. Sie bivouakirten hier zwischen tiefem Schnee und mächtigen Eistrümmern, inmitten einer völlig ausgestorbenen Natur, bei einer Kälte von 15 Grad, fast aller Schutzmittel gegen diese Schrecknisse des Winters beraubt; ohne Zelte lagerten die Truppen im Freien und konnten sich nicht einmal durch Bivouakfeuer erwärmen. Schon Tags vorher, ehe die Corps ausrückten, hatte der Obergeneral ein Streifcorps, bestehend aus 50 Kosacken und 60 auserlesenen Scharfschützen vom Poloczker Musketierregiment unter dem mit der Tour über den Quarken bereits vertrauten Hetman Kisseleff auf Schlitten vorausgeschickt. Dieser Offizier hatte die Ordre, die Vorposten des Feindes, welche auf den der schwedischen Küste zunächst gelegenen Inseln aufgestellt waren, zu überfallen und auseinanderzusprengen, um dergestalt den Manoeuvres der Hauptabtheilungen die nöthige Sicherheit zu gewähren. Endlich am 8. März früh 5 Uhr verließen die Corpsabtheilungen die Insel Walgrund und betraten das offene breite Meer. Die erste Abtheilung marschirte voraus, ihr folgte die zweite, bei welcher sich der Oberbefehlshaber persönlich befand; sodann folgte die Artillerie, und die Arrièregarde wurde gebildet von einem Bataillon des Leibgrenadierregiments nebst 20 Kosacken.

Bei den unübersteigbar scheinenden Hindernissen, welche sich dem Corps, sobald es auf der offenen Eisfläche angelangt war, mit jedem Schritte darboten, sah man sich genöthigt, die sämmtliche Artillerie, welche den Marsch nur erschwerte und verzögerte, unter Obhut der Reserve zurückzulassen. Nunmehr bewegte sich der Zug mit etwas mehr Schnelligkeit, wenn man das Schnelligkeit nennen kann, was bei jedem Tritt auf ein Hemmniß stößt. Denn diese weite unermeßliche Eisfläche, mit Eisblöcken und Eistrümmern übersäet, gewährte einen Anblick, der auch ein Soldatenherz entmuthigen konnte. Die Orkane, welche hier während des ganzen Winters gehaust, hatten das Eis zu ungeheuren Blöcken zusammengeschoben, die nun in den abenteuerlichsten Formen aufragten, sich entgegenstemmten gleich einem Bollwerk von granitenen Klippen und solchergestalt überall den Pfad versperrten. So als wären die kaum noch flüssigen Meereswogen plötzlich starr geworden, hatten sich mächtige Eisschollen schichtweise aufgebäumt, diese mußten entweder überklimmt oder mit fast übermenschlicher Anstrengung zur Seite geschoben werden. Dann urplötzlich blieb der Fuß des von Schweiß triefenden Kriegers in einer tiefen Schneewalze stecken, aus welcher es ihm nur mit Mühe gelang, sich herauszuarbeiten. Dem schon fast Athemlosen benahm noch ein schneidender Nordostwind, der ihm schräg ins Angesicht blies, das Restchen von Athem. Dieser eisige Wind, wenn er sich zum Sturm umsetzte, konnte die Eisschicht unter seinen Füßen in wenig Augenblicken aufreißen, und alsdann war der gewisse Untergang das Loos jedes Einzelnen. Dieses ganze unerschrockene Heer mit all seinen tapfern Führern fand alsdann sein Grab in dieser tückischen Meeresbucht.

Während jedoch die Hauptabtheilungen diese allaugenblicklich drohende Gefahr zu bestehen hatten, war das Streifcorps unter dem Heeresältesten Kisseleff nicht müßig gewesen. Es hatte auf zwei verschiedenen Inselchen zwei schwedische Pikets überfallen, von denen das eine einen so heftigen Widerstand entgegensetzte, daß von diesen 50 Mann finnländischer Truppen alle auf dem Platze blieben mit Ausnahme des Offiziers und neun Gemeinen, welche Kisseleff zu Gefangenen machte. Dies ereignete sich schon in der Nähe der schwedischen Küste, und es wurde dadurch das in der Nähe der Stadt Umeå cantonnirende Truppencorps in Alarm gebracht, welches sich nun seinerseits, von einer noch ungewissen Gefahr bedroht, zum hartnäckigen Widerstande rüstete.

Zwölf Stunden währte der Marsch, auf welchem beide russische Corpsabtheilungen mit unbeschreiblichen Beschwerden, mit eisigem Froste, ja mit dem drohenden Untergange selbst zu kämpfen hatten. Endlich erreichte man die an der schwedischen Küste zunächst gelegenen Inseln Großgrund und Gaden, beide völlig öde und menschenleer. Hier mußte man, da die Truppen vor äußerster Erschöpfung nicht weiter konnten, über Nacht das Bivouac aufschlagen. Nur mit Mühe gelang es, einiges Brennholz aufzutreiben und sich gruppenweise an winzigen Feuerchen einigermaßen zu erwärmen. Diese Feuer hielten jedoch die Nacht über nicht aus, und am Morgen, wo die Kälte in der Regel am grimmigsten wird, fanden sich die Leute abermals ganz durchnäßt und erstarrt.

Es galt jetzt, den Angriff auf Umeå zu bewirken, und für diesen hatte Generallieutenant Barclay de Tolly folgenden sinnreichen Plan entworfen. Er theilte seine Truppen abermals in zwei Colonnen; davon sollte die eine auf geradem Wege über die Insel Holmo nach dem festen Lande rücken, sie sollte dort sich zwar mit dem Feinde ins Gefecht verwickeln, jedoch so, daß ein förmlicher Angriff vermieden wurde, damit inzwischen Zeit gewonnen werde für das Eintreffen der zweiten Colonne, welche, den Oberfeldherrn in Person an der Spitze, bestimmt war, in die Mündung des Umeåflusses zu gelangen. Diese Colonne setzte sich mitten in der Nacht von der Insel Gaden aus in Bewegung. Allein jetzt erst zeigten sich für diese Krieger die wahren Beschwerden und Schrecknisse, im Vergleich zu denen die bereits überstandenen beinahe als Spielwerk erschienen. Der Schnee war so tief, daß die Krieger bis über die Knie hineinsanken, dabei so fest, daß man sich nur mit Anstrengung aus diesen Versenkungen herausarbeiten konnte. Dabei war die Kälte bis auf 16 Grad gestiegen. Der Wind blies eiskalt, und vom eigentlichen Wege war keine Spur zu entdecken. Unter solchen Strapazen legten die Mannschaften 6 Meilen in 18 Stunden zurück. Endlich erreichte man die Mündung des Flusses, allein jetzt vermochten auch die Krieger vor Ermattung sich nicht mehr aufrechtzuerhalten, sie sanken erschöpft auf dem eisigen Boden nieder. Hier, kaum 2000 Schritte von den feindlichen Vorposten entfernt, mußte ein Bivouac aufgeschlagen werden. Glücklicherweise entdeckte man einige Fahrzeuge, die hier in der Mündung des Flusses überwinterten. Stracks

Digitized by Google

schlugen die Soldaten zwei davon in Stücken, um sie als Brennholz zu benutzen für die Bivouacfeuer, bei denen gelagert die Truppen neue Wärme einsaugten in ihre erstarrten Lebensgeister. Nur die unverwüstlichen Kosacken, die unter keinerlei Umständen das Plänkeln und Fouragiren lassen können, ließen sich noch an diesem Abend in einen Angriff ein, mußten jedoch, von einem starken Tirailleurfeuer vom Dorfe Teknäs aus begrüßt, sich wieder in ihr Eislager zurückziehen.

Unter minderer Beschwerde hatte die erste Abtheilung ihren Weg zurückgelegt. Es befand sich bei dieser auch die Reserve nebst der Artillerie. Auf der Insel Holmo stieß dieselbe auf die feindlichen Truppen, deren Kern aus den Sawolaxer freiwilligen Scharfschützen und dem Regiment Wasa bestand. Dieses Regiment hatte sich in eine dichte Waldung gezogen und hier sich hinter von Schnee errichteten Schanzen postirt. Als dasselbe von den Russen in der Frühe des 9. März angegriffen wurde, leistete es den hartnäckigsten Widerstand und unterhielt ein ununterbrochen heftiges Gewehrfeuer. Allein der russische Befehlshaber Oberst Filissoff ließ dasselbe durch zwei Compagnien umgehen und so die feindliche Position in den Rücken nehmen. So in die Klemme gerathen, blieb den Schweden nichts übrig als sich auf Umeå zurückzuziehen. Die russische Colonne schickte sich nun ungesäumt zu ihrer Verfolgung an.

Am Morgen des 10. März brach auch der Oberbefehlshaber mit der zweiten Colonne gegen das Dorf Teknäs auf, von welchem sich die Schweden nach einem hitzigen Gefecht gleichfalls zurückziehen mußten. Die Kosacken und die russischen Jäger brachen ohne Säumen zu ihrer Verfolgung auf, und es hatte sich dieser Vortrab des russischen Corps bereits bis auf die Entfernung einer Werst der Stadt Umeå genähert, als auf einmal aus dem schwedischen Lager ein Parlementair erschien und den Wunsch des schwedischen Obercommandeurs, Grafen Cronstedt, zu erkennen gab, auf Unterhandlung einzugehen. General Barclay de Tolly ließ seinerseits dem Grafen Cronstedt melden, daß, wenn es sich um eine Capitulation handle, der schwedische Oberbefehlshaber, um diese zu bewirken, sich persönlich in seinem Lager einfinden müsse. Wirklich erschien auch bald darauf Graf Cronstedt im russischen Lager und machte dem General Barclay de Tolly die unerwartete Mittheilung, daß inzwischen in Schweden sich Alles verändert habe: König Gustav IV., der allein so eifrig den Krieg betrieben, sei vom Throne gestoßen und sein Oheim, der Herzog von Südermanland, habe die Regentschaft übernommen. Dieser wünsche nichts mehr als den Frieden mit Rußland, und in Folge dessen ersuche er, Graf Cronstedt, den General, die Feindseligkeiten einzustellen.

Es wäre dem General Barclay de Tolly ein Leichtes gewesen, noch jetzt über den Feind einen glänzenden Sieg zu erfechten, allein nachdem er sich aus den Manifesten des Regenten, Herzogs von Südermanland, überzeugt, daß die Mittheilungen des Grafen Cronstedt in der Wahrheit beruhten, hielt er es für nutzlos und ungroßmüthig, einen eiteln Triumph zu feiern. Er zog es vor, Menschenleben zu schonen, als zwecklos Blut zu vergießen, und schloß ohne Verzug mit dem schwedischen Obergeneral einen Vertrag ab, in Folge dessen die Stadt Umeå und außer ihr ganz Westerbottnien den russischen Truppen eingeräumt wurde. Noch am selbigen Tage hielt der russische Feldherr in Umeå seinen Einzug.

Und dies war in der That ein ganz unerwarteter Ausgang dieses kühnen und gefahrvollen Unternehmens. Zwei Tage lang hatte sich das russische Heer durch tausend Gefahren, durch drohende Eismassen, durch tiefen Schnee und grimmigen Winterfrost hindurchgearbeitet, und kaum an Schwedens Küste angelangt, hatte es durch sein bloßes Erscheinen ohne Schwertstreich fast den dritten Theil des ganzen schwedischen Reichs gewonnen. Der schwedische Oberfeldherr selbst hatte einen Übergang über diesen Quarkenkanal durchaus für eine strategische Unmöglichkeit gehalten.

Kampf zwischen Seethieren.

Capitain Rochford berichtet, daß er auf seiner Fahrt von London nach Dublin einen mächtigen Walfisch getroffen habe, der sich im Kampfe mit einem Schwertfisch und einem sogenannten Thresher befand. Diese gewaltigen Thiere schwimmen gewöhnlich in Gesellschaft und sollen eine gemeinsame Feindschaft gegen die Walthiere hegen. Capitain Rochford und seine Leute sahen dem Kampfe etwa drei Viertelstunden zu, mußten dann aber ihre Fahrt fortsetzen, ohne das Ende abwarten zu können. Daß der Walfisch am Ende unterliegen würde, war nicht zweifelhaft. Der Schwertfisch stieß einmal, als sein Opfer sich im Todeskampfe auf die Seite warf, diesem seine furchtbare Waffe in den Bauch. Der Thresher setzte sich auf seinem Rücken fest und gab ihm furchtbare Schläge, die in der Entfernung deutlich gehört wurden. Da der letztere im Wasser keine Gewalt hatte, seine Schläge zu führen, so griff der Schwertfisch instinktmäßig von unten an, weshalb der Walfisch oft bis zu einer merkwürdigen Höhe über die Wasserfläche emporstieg, wo dann der andere Angreifer, der etwa 20 Fuß lang war, seine Schläge mit der ganzen Kraft seines schweren Körpers austheilte. Der Walfisch muß furchtbar gelitten haben, er stieß Blut zu einer ungeheuern Höhe aus und färbte die See auf eine bedeutende Strecke roth. Da das Schiff nur 400 Ellen vom Kampfplatz entfernt war, so konnte dessen Mannschaft ganz deutlich das Schauspiel sehen.

Der Getreidewurm in Rußland.

Wie bei uns die Kartoffelkrankheit bald in dieser bald in jener Gegend verheerender hervortritt und empfindlichen Schaden in ihrem Gefolge hat, so hat sich bereits seit mehren Jahren in Rußland die sonderbare Erscheinung gezeigt, daß bald dieser bald jener District von dem Getreidewurm heimgesucht wird, der die Herbstsaat angreift und auf ganzen weiten Strecken jede Hoffnung auf die Ernte vernichtet. Im Spätjahre 1849 hat er sich in den Gouvernements Liefland, Wjätka und Orenburg gezeigt. Daneben ist die Kartoffelkrankheit nun auch aus den baltischen und westlichen Theilen Rußlands in die innern Gouvernements eingedrungen und hat bereits Jaroslaw und Tula erreicht.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 367.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [12. Januar 1850.

Friedrich von Gärtner.



Friedrich von Gärtner, geboren zu Koblenz 1782, gestorben als Director der königlichen Akademie der bildenden Künste und königlicher Oberbaurath zu München am 21. April 1847, war einer der vorzüglichsten Architekten der Neuzeit. Auf wiederholten Reisen durch Italien, Sicilien und Griechenland hatte er die Baudenkmäler der Vorzeit gründlich studirt, und seitdem er als ausübender Künstler aufgetreten war, hat er sich namentlich das Verdienst erworben, München in monumentaler Hinsicht zu einer der ersten Haupt- und Residenzstädte emporgehoben zu haben.

Digitized by Google

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Am 9. Juli wohnte ich noch einem Freiheitsfeste der Argentiner, das sie gewöhnlich, wie den 25. Mai, auf das festlichste begehen, bei. Der Tag wurde übrigens auf höchst unschuldige Art und Weise begangen; Morgens war Parade und Abends Illumination. Hier hatte ich auch zum ersten male Gelegenheit, das argentinische Militair auf einer Parade und beim Exerciren versammelt zu sehen, denn in Buenos-Ayres ist es, wie sich der Leser erinnern wird, streng untersagt, sich während dieser Zeit auf der Straße, ja nicht einmal auf den flachen Dächern der Häuser blicken zu lassen. Der Anblick war aber auch wirklich für Einen, der die europäische, vielleicht übertriebene Kamaschendisciplin gewohnt ist, komisch.

Die Soldaten, ein kleiner Trupp von höchstens 120—150 Mann, schlenderten nach einer höchst mittelmäßigen Musik durch Schwarze gepeinigter Instrumente, und so langsam, daß ich im Anfange glaubte, sie bewegten sich gar nicht, sondern höben nur im Takt die Füße, um den Hauptplatz der Stadt herum. Im Allgemeinen waren sie ganz weiß mit rothen Mützen und Aufschlägen gekleidet, und hatten Bayonnetgewehre, als sie aber langsam — o wie langsam! — näher kamen, sah ich, daß die Beinkleider keineswegs alle von der Farbe der Unschuld waren, und noch ungenirter gingen sie mit ihren Füßen. Einige hatten Schuhe, andere Stiefeln, noch andere Hühneraugen, und diese trugen dann (jedenfalls der größern Bequemlichkeit wegen) ihre Schuhe oder Stiefeln zusammengebunden über dem einen Arm und gingen lieber barfuß; den Offizieren konnte das natürlich egal sein, und war ihnen auch wirklich so. Das Exerciren ging allerdings dem Namen nach in Reih und Glied, doch hatten die Commandirenden genug zu thun, nur einigermaßen Ordnung zu halten, da eine ziemlich lebhafte und gewiß interessante Conversation zwischen den Gemeinen ihre Aufmerksamkeit etwas zu sehr in Anspruch nahm.

Die Illumination am Abend war desto brillanter und wurde, als es schon dunkel war, erst durch die Straßen durchsprengende Cavaleristen anbefohlen. Fenster sind dabei in Mendoza, nach der Straße wenigstens hinaus, nur wenige; die meisten Familien wohnen nach den Gärten hinten hinaus, die Fenster konnten also auch deshalb nicht illuminirt werden, und man setzte daher die Lichter — etwa sechs vor jedes Haus — vorn auf das Straßenpflaster, wo sich dann die Jugend damit amusirte und auch wol die Illumination selbst dadurch regulirte, daß sie hier und da ein misliebiges oder ihrer Ansicht nach verschwenderisches Licht wegnahm und auf eine mehr protegirte oder weniger beleuchtete Stelle brachte.

Die Illumination begann stückweise und endete auch so; ihre Dauer beschränkte sich auf die Viertellänge eines Talglichts.

In Mendoza sollte ich übrigens auch noch erfahren, daß ein Fremder schwerlich ungerupft die Argentinische Republik verlassen könne; ich mußte nämlich, trotzdem daß mein Paß in Buenos-Ayres auf Valparaiso schon visirt war, noch hier einen neuen Paß nach dieser Stadt nehmen und dafür (die Pässe sind in Mendoza theurer als die Pferde) fünf und ein Viertel spanische Thaler bezahlen. Ich protestirte dagegen und verwies auf den schon nach Valparaiso visirten Paß, die Polizeibeamten frugen mich aber, was sie Buenos-Ayres (die Hauptstadt der Argentinischen Republik) anginge? und da ich ihnen hierauf keine genügende Antwort geben konnte, ersuchten sie mich um die landesübliche Münzsorte.

Doch genug von Mendoza, ich führe den Leser vielleicht einmal später wieder — wenn er noch einmal Lust hat mir zu folgen — dahin zurück, jetzt aber muß ich nach Valparaiso aufbrechen, sonst versäume ich mein Schiff, das schon jetzt vielleicht dort im Hafen liegt und — meiner nicht etwa wartet, sondern so schnell als möglich seine Erfrischungen einzunehmen und sein Ziel, San-Francisco, zu erreichen sucht. Also über die Cordilleren, und den Weg galt es jetzt zurückzulegen, der mir bis dahin von fast allen Seiten als unmöglich, jedenfalls als entsetzlich gefährlich geschildert worden.

Acht volle Tage hatte ich in Mendoza gelegen und mich nach einem Führer über die Cordilleren umgesehen, während mir Alle riethen, doch ja lieber zu warten, bis der Correo von St.-Jago herüberkäme, und ich mit dem dann nicht allein billiger, sondern auch sicherer gehen könne. Mir ließ es aber keine Ruhe mehr in der Argentinischen Republik, es trieb mich meinem Fahrzeuge wieder zu und ich hatte nun so viel über die furchtbaren Gefahren der Berge, über Erfrieren, Blind- und Todtgeschlagenwerden gehört, daß ich es endlich satt bekam und auch wirklich gleichgültig dagegen wurde.

Eins nur schreckte mich wirklich im Anfang ein wenig, und das war der rasende Preis, den der erste Führer, welchen wir auffanden, foderte, mich sicher und gut hinüberzubringen; das waren 300 Dollars, und dabei mußte ich noch durch die Berge zu Fuße gehen. Er meinte aber, es sei in jetziger Zeit mit so vielen Umständen und Gefahren verknüpft, daß er es — der gute Mann kam gleich um ein Drittel herunter — unter 200 keinenfalls thun könne. Das war ich nicht im Stande zu geben und mußte mich nach einem andern umsehen; dadurch aber verging die Zeit und ich sah mich endlich genöthigt, wollte ich nicht noch eine Woche herumlaufen, die freilich etwas gemäßigtern, aber doch noch immer schweren Bedingungen eines andern Führers einzugehen, der nur fünf Unzen — also etwa 85 spanische Thaler, und außerdem noch Beköstigung verlangte — ebenfalls eine Sache von circa fünf Thalern, da man sich auf den schlimmen Fall eines Schneesturms vorsehen muß. Auch der säumte noch, trotz meinem Treiben, zwei volle Tage, unter der Ausrede, die Vorbereitungen treffen zu müssen, und am Mittwoch Abend, den 11. Juli, brachen wir endlich, von den beiden Deutschen, Rhode und Schöpf, bis zum nächsten nur eine Legua entfernten Haltepunkt begleitet, auf.

Die Führer nach den Bergen thun das gewöhnlich, um am nächsten Morgen gleich frei von der Stadt zu sein und recht früh aufbrechen zu können. Das erste Nachtquartier ging denn auch ruhig und ohne weiter etwas Besonderes vorüber. Wir lagerten vor dem Hause, aber ohne Feuer, und es war ziemlich kalt, doch schlief ich gut; ich war nur froh, so weit doch wenigstens meinem endlichen Ziele entgegengerückt zu sein.

Der Mond stand noch hell und klar am Himmel, als wir am Donnerstag Morgen in die Sättel sprangen. Die kleine Karavane bildeten mein Führer, ein Chilene, im sonst in der Argentinischen Republik verpönten grünen Poncho, zwei Peons oder Diener, von denen der eine mein Gepäck, der andere Provisionen und später Kohlen tragen sollte, und dann ich selbst.

Digitized by Google

Der Morgen war frisch, aber herrlich; links neben uns lagen die prächtigen Berge, hinter denen in noch weiter Ferne die weißen Schneekuppen wie drohend zu uns herüberschauten, und rechts dehnte sich die allerdings nicht sehr romantische, mit niedern Büschen bedeckte Ebene aus. Endlich stieg im Osten die Sonne empor und warf ihren Strahl auf die roth erglühenden Schneefelder der Cordilleren, und über den Himmel hinaus breitete sich der rosige Saum, und die Vögel zwitscherten, der Thau hing an den grünen Blättern der Sträuche, die Thiere trabten lustig in den reizenden Morgen hinein und selbst meine Begleiter, sonst gerade nicht lieblich und holdselig anzuschauen, sangen und pfiffen und schienen sich ebenfalls der herrlichen Natur zu erfreuen.

Rechts dicht am Wege stand ein einzelnes Häuschen, und ein hoher Weidenbaum dicht davor; dahin bogen sie plötzlich ab — wollten sie schon wieder Rast machen? — wir waren kaum eine Stunde geritten — nein, vor dem Baume hielten sie und murmelten ein halblautes Gebet.

Ich sah ihnen erstaunt zu, als sie aber fertig waren, zog der eine Peon auf einmal ein ganz freundliches Gesicht, zeigte nach dem Baume hinauf und sagte: una bota (ein Stiefel) — ich blickte auf und — sollte mir denn, so weit die Republik reichte, jeder freundliche Augenblick durch irgend etwas Scheußliches verbittert werden? — oben an den einen Ast war der Fuß desselben Verbrechers, dessen Kopf mich schon von der Stange herunter angestarrt — bis zum Knie abgeschnitten — angenagelt. Ich wandte mich schaudernd von dem halbverwesten, halb vertrockneten Überreste jenes Verbrechers ab, drückte meinem Thier die Sporen in die Seiten und sprengte voran — die Andern lachten.

Es mag sein Gutes haben, diesem Volke die Folgen eines Verbrechens (das hier wol nicht einmal zu den seltenen gehört) täglich und wohin es sich auch wendet, vor Augen zu führen, es hat aber auch jedenfalls für Den, der nicht gerade immer ein abschreckendes Beispiel vor sich zu haben braucht, etwas höchst Fatales und Widerliches. Und was haben nun gar die armen Menschen in dem kleinen friedlichen Hause verbrochen, daß sie das scheußliche Bein da bei ihrem Ein- und Ausgang immer vor Augen haben müssen? Ich scheue mich wahrlich nicht vor Leichen und habe deren schon in mancherlei Gestalt gesehen, in dem Hause möchte ich aber doch nicht, sei es um welchen Preis es wolle, wohnen.

Der Morgen war mir denn auch richtig wieder verdorben, und ich war nur froh, als wir uns mehr und mehr den Bergen näherten, wo mit der alten Umgebung auch die alten Gedanken verdrängt werden mußten.

Am meisten trug übrigens das hier gar nicht so weit von der Stadt schon vorkommende Wild dazu bei, mich zu zerstreuen; wir sahen viele Guanacas — die Lamas der Cordilleren — und auch einige Strauße, die letztern aber sehr scheu und gleich beim Anblick der Pferde in wilder Flucht.

Dreizehn Leguas von Mendoza entfernt betraten wir zuerst die Grenzhügel der Cordilleren, aber kein Baum erfreute das Auge, nur niederes Buschwerk stand in den Thälern; an den Seitenhalden hin hingen Ziegen und hier und da auch Kühe und Maulthiere, und weideten das spärliche Gras dort ab. Das Wasser schien aber in dieser Gegend besonders spärlich, und wir hatten an dem Abend wirklich Mühe, einen guten Lagerplatz zu finden. Es war schon dunkel, als wir endlich eine ziemlich steile Felswand erreichten, unter deren Schutz wir ein Feuer anzünden und ein Stück Guanacafleisch braten konnten; es war aber keineswegs Holz genug da, die ganze Nacht ein Feuer zu unterhalten, sondern als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, mußten wir es ausgehen lassen und legten uns, so gut das angehen wollte, in unsere Decken gewickelt, die Sättel unter dem Kopfe, zur Ruhe nieder. Es war übrigens den Abend vorher gar nicht so kalt und ich auch wol die warmen Nächte Mendozas noch gewohnt gewesen, kurz, ich gab mir gar keine besondere Mühe, mein Lager nach allen Regeln des Berg- und Waldlebens zu bereiten, sondern hatte mich eben nur auf eine Decke hingeworfen und mit der andern zugedeckt. Dafür sollte ich aber auch büßen: ich fror die Nacht schmählich und konnte mir im Anfang eigentlich gar nicht erklären, woher das kam, bis ich am andern Morgen das Wasser in dem neben mir stehenden Blechbecher — gefroren fand.

Das erste Zeichen, wie wir schon in die Berghöhen vorgerückt seien, machte sich hier bemerklich, und als wir ausrückten, fanden wir deren nur zu bald mehr. Der Bach, an dessen Ufer wir hinauf mußten, hatte überall Eis, sodaß mein Maulthier an mehren, wirklich abschüssigen Stellen verschiedene male ausglitschte und zu stürzen drohte, jedes mal aber durch den ermunternden Zuruf der Führer wieder zu neuer Anstrengung angespornt wurde; dieser Zuruf selbst aber hatte wirklich etwas Charakteristisches und bestand nur in dem Worte: oh mula, oh mula — dem strauchelnden Thiere wurde nur zugerufen, daß es ein Maulthier sei, und es so bei seinem Ehrgefühl auf die wirksamste Art angefaßt. Ein Maulthier und stolpern — nein, das ging gar nicht — der Führer hatte vollkommen Recht, und es nahm jetzt alle seine Kräfte zusammen, sodaß wir Stellen hinaufkamen, auf denen Pferde Hals und Beine gebrochen hätten.

Höher und höher stiegen oder kletterten wir vielmehr hinauf, bis wir mit dünnem Schnee bedeckte Kuppen erreichten — doch lange noch keine Cordilleren — und diese an sich schon ziemlich hohen Berge haben den für den Wanderer, der hier schon Bedeutendes geleistet zu haben glaubt, allerdings nicht ermuthigenden und auch etwas unanständigen Namen der „Piojos" der Cordilleren. Auf dem höchsten Gipfel derselben öffnete sich uns aber auch plötzlich ein Panorama, das ich nun und nimmer vergessen werde: unter uns zu unsern Füßen lag das unmittelbar die Cordilleren umschließende Thal, und schroff und scharf stiegen aus diesem empor die gewaltigen Berge, die Riesenleiber in ihre weißen blitzenden Schneedecken gehüllt und hineinragend in die Wolken mit den starren zackigen Kronen.

Da hinüber wollte ich armes schwaches Menschenkind, da hinüber, wo unberechenbare Schneemassen oft Berg mit Berg verbanden und die Schluchten in ihrer unergründlichen Tiefe bis zum Rande füllten, da hinüber, wo alles andere Leben in eisigem Frost erstarrt war und selbst der Condor mit rascherm Flügelschlag die zackigen Eisfelder und Kuppen überflog? ja, da hinüber wollte ich, und es war zugleich auch ein stolzes freudiges Gefühl, daß gerade die schwache Menschenkraft es wagen konnte, all die Schwierigkeiten zu besiegen und sich die Bahn zu brechen, wo jede Bahn, jeder Fortgang unmöglich schien.

Der Himmel spannte sich dabei in freundlicher Bläue über der prachtvoll großartigen Winterlandschaft aus, nur der Windzug strich scharf da oben, wo wir standen, über die Kuppen hin. Doch mein Führer

Digitized by Google

war nicht der Mann, sich lange bei Naturschönheiten aufzuhalten, er hatte die Cordilleren schon mehr gesehen und wollte ins Thal, wo die Thiere nicht allein zu fressen bekommen, sondern er selbst auch mit seinen Leuten bessere Pflege erhalten konnte, wie wir sie in den letzten zwei Nächten gehabt. Bergab gings jetzt nun wieder scharf, und zwar so, daß wir den ersten Schnee bald hinter uns ließen und in ein sonniges, freundliches Thal hinabstiegen, wo grüne Myrtenbüsche, wenigstens auf eine Zeit lang, die kahlen nackten Felsen verdrängten. Die Sonne schien hier warm und erquickend, und gegen Abend erreichten wir, dem Laufe eines kleinen Wassers in der letzten Stunde folgend, ein Haus, wo die Maulthiere, die sich die letzten Tage spärlich genug behelfen mußten, gute Weide und wir selbst ein vortreffliches Glas Mendozawein fanden, uns daran zu erquicken.

(Fortsetzung folgt.)

Rastatt.

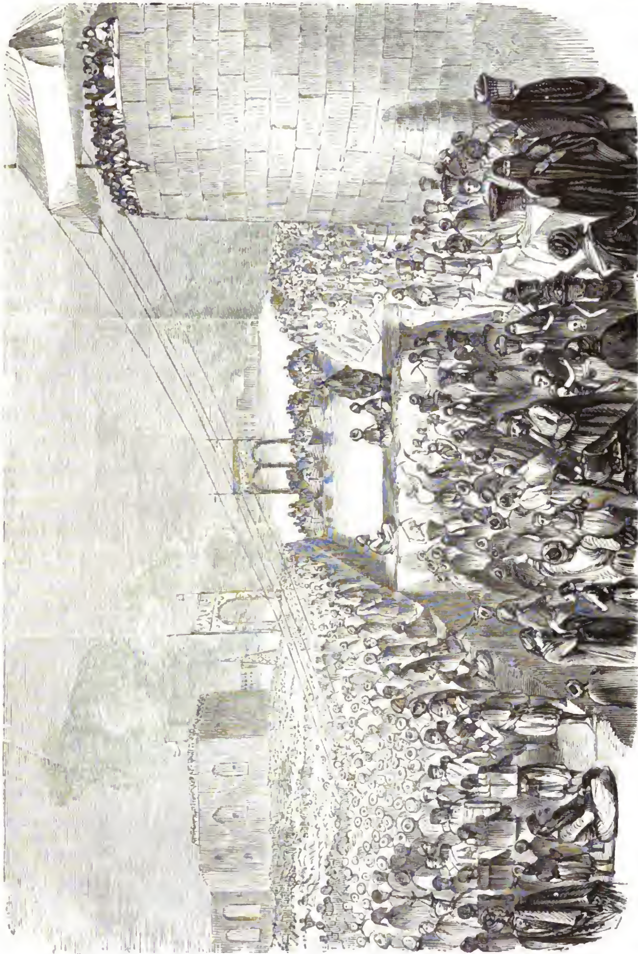


Rastatt, welches während des vorjährigen Aufstandes in Baden eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, liegt in einem ehemaligen Rheinbette, dessen Spuren noch jetzt wohlerkenntlich sind; ein in der unmittelbaren Nähe Rastatts fließendes Wasser heißt noch heutzutage der Alt-Rhein. Die Stadt selbst bietet wenig Merkwürdiges dar; sie hat keine Fabriken und ihre Bewohner nähren sich hauptsächlich vom Ackerbau. Sonst war Rastatt, als Knotenpunkt von vier Hauptstraßen, von lebhaftem Personenverkehr und Güterdurchzug begünstigt, aber die Eisenbahn hat ihr neuerlich diese Vortheile entzogen und sie, außer dem Ackerbau, auf die Garnison als Erwerbsquelle beschränkt.

Das Kalischfest zu Kairo.

Der berühmteste Kanal des Nils ist der Kalisch, welcher Kairo das Wasser des Nils zuführt; die Eröffnung dieses Kanals gibt alljährlich Veranlassung zu einem Feste. Sobald der Nil anfängt zu steigen, wird ein Damm, der ganz aus Erde besteht, unten sehr breit ist und nach oben immer schmaler zugeht, gebaut. Drei Fuß niedriger als die Ufer des Kanals erhebt er sich 20 Fuß über den niedrigsten Wasserstand des Flusses und nur 12—15 Fuß über das Bett des Kanals, das mehre Monate ausgetrocknet ist und dann bis zur Eröffnung des Grabens eine der besuchtesten Straßen von Kairo bildet.

Wenn nun der Nil nach und nach immer höher gestiegen ist, was den Einwohnern von Kairo täglich durch einen besondern Ausrufer (Munadi) bekanntgemacht wird, sodaß der Kanal eröffnet werden kann, versammelt sich das Volk von allen Seiten, um den Durchbruch des Dammes mit anzusehen. Auf dem westlichen Ufer des Kanals wird auf den Trümmern eines alten steinernen Gebäudes ein riesiges Zelt zur Aufnahme der Beamten gebaut, welche dem Feste beiwohnen. Auch auf der andern Seite erheben sich zier-



Digitized by Google

liche Zelte und Barken mit Neugierigen und geputzten Leuten schwärmen auf dem Flusse. Überall herrscht Freude; Gesang ertönt, Flinten werden abgeschossen und wenn die Nacht kommt, funkeln Tausende von Lichtern und Feuerwerke knattern überall; es ist der Carneval von Kairo.

Nach und nach hat das Wasser fast den Gipfel des Damms erreicht; dichte Menschenmassen stehen an beiden Ufern. Jetzt kommt der Gouverneur der Hauptstadt; Kanonensalven folgen sich ohne Unterbrechung. Endlich wird das Signal gegeben; ein Boot wird mit Gewalt gegen den Damm getrieben; er gibt nach, öffnet sich und brausend stürzen die Fluten in den Kanal. Die Luft erbebt von Jubelrufen und die Barken fahren hinter der ersten her lustig nach Kairo — das Fest ist vorüber.

Die Nymphe von St.-Helena.

Napoleon führte auf St.-Helena ein sehr regelmäßiges Leben. Er dictirte seine Memoiren — seine Lieblingsbeschäftigung —, las einige Stunden, studirte Englisch, kleidete sich zwischen 3 und 4 Uhr an und machte dann in Begleitung Bertrand's, Las-Cases' und Gourgaud's Ausflüge in seine nächste Umgebung. Da er den kleinen ihm zugemessenen Raum bald nach allen Richtungen durchstreift hatte, beutete er alle nur irgendwie interessante Einzelheiten des Thals gierig aus. Die wenigen armen und elenden Wohnungen daselbst wurden bei Gelegenheit besucht. Die Wege waren zum Theil fast unzugänglich, allein gerade diese Schwierigkeiten vergnügten den Kaiser. Jedes Hinderniß, auf das er stieß, schien ihm willkommen; nur eins war ihm unerträglich: die englischen Schildwachen, die ihn in gewissen Entfernungen beobachteten.

Eines Tages fand er mitten im Thale zwischen unheimlichen Felsen ein ärmliches Haus mit einem kleinen Garten voll Blumen, die ein junges freundliches Mädchen begoß. Er ging hinein, das Mädchen gefiel ihm; ihr liebliches Gesicht mit rothen Wangen und blauen Augen hatte einen seltenen Ausdruck von Güte.

Wie heißt du?

Emely.

Dein Familienname?

Branston.

Du scheinst die Blumen zu lieben?

Ach, Herr, sie sind meine einzige Hülfsquelle.

Wie so?

Alle Tage trage ich Blumen zum Verkauf, und von den drei oder vier Pence, die ich für meine Sträuße löse, lebe ich.

Was thun deine Ältern?

Ich habe keine.

Weder Vater noch Mutter?

Niemanden mehr, ich bin auf dieser Insel ganz fremd; mein Vater, ein ehemaliger Unteroffizier aus der englischen Armee, und meine Mutter reisten vor drei Jahren aus London ab und nahmen mich mit, indem sie sagten, daß wir uns zu Verwandten begeben würden, die wir in Indien hätten und die meinem Vater und meiner Mutter dort einen Unterhalt verschaffen wollten. Wir waren arm, und meine Ältern hatten große Mühe, das nöthige Geld zu dieser weiten Reise zusammenzubringen. Sie sollten aber leider das Ziel derselben nicht erreichen; mein Vater starb während der Fahrt, und als das Schiff an dieser Insel landete, war meine unglückliche Mutter in einem so leidenden Zustande, daß man uns hier zurückließ. Meine Mutter war sehr lange krank, und wir hatten nicht die geringsten Hülfsmittel mehr. Um unser Elend in etwas zu lindern, kam ich auf den Gedanken, Blumen zu verkaufen. Ein Kaufmann aus der Stadt, der mich, wie Sie, fragte, was ich triebe, empfand Mitleid mit uns und überließ uns diese Hütte, worin meine Mutter allmälig wieder genas und wo wir vom Ertrage dieses Gärtchens zwei Jahre lang lebten. Vor einem Jahre bekam meine arme Mutter einen Rückfall und starb. Sie hatte mich ermahnt, Muth zu fassen, und Sie sehen, mein Herr, daß ich ihr gehorche. Ich habe Muth, sagte das Mädchen, in Thränen zerfließend.

Von dieser kurzen Erzählung ward der Kaiser tief bewegt. Es kamen zuerst Worte ohne Zusammenhang aus seinem Munde, dann sagte er deutlicher: „Armes Kind, was hast du denn gethan, daß Gott dich so elend hierher geworfen hat? Sonderbare Ähnlichkeit des Schicksals . . ., wie ich, hat sie kein Vaterland, keine Familie mehr, sie hat keine Mutter, ich kein Kind mehr.“ Als er diese Worte ausgesprochen hatte, entfuhr ihm ein Schrei, der um so herzzerreißender war, da er ihn lange unterdrückt hatte, er hielt die Hände vor das Gesicht und weinte. Ja, dieser Mann, der bei dem Verluste von zehn Thronen ruhig und gelassen geblieben war, weinte, als er an sein Kind dachte!

Bald aber bekam er seine Standhaftigkeit wieder und sagte zu dem Mädchen: „Ich will zum Andenken an diesen Besuch etwas mitnehmen, gib mir einen deiner schönsten Sträuße.“

Das Mädchen band die schönsten Blumen zusammen, und als der Kaiser ihr einige Goldstücke dafür gab, rief sie aus: „Ach, großer Gott, warum sind Sie nicht früher gekommen? Es würde dann meiner Mutter an nichts gefehlt haben und sie wäre nicht gestorben.“

Recht, recht, mein Kind, das sind gute Gesinnungen, ich werde dich ein ander mal wieder besuchen.

Da betrachtete sie erröthend die Goldstücke und sagte: „Ich werde Ihnen nie Blumen genug für eine so starke Summe geben können.“

Sei unbesorgt darum, antwortete der Kaiser und ging.

Als er zu seinen Reisegefährten zurückkam, erzählte er ihnen seine Entdeckung; es schien ihm Freude zu machen, daß er ein Unglück zu trösten gefunden hatte. Von dem Augenblicke an wurde das Mädchen dem sogenannten Namensregister von Longwood beigefügt und die Nymphe von St.-Helena genannt.

Der Kaiser gab unter seinen Vertrauten seiner ganzen Umgebung Spitznamen: so nannte er das Thal, das er oft durchwanderte, das Thal der Stille; Herrn Malcombe, bei dem er zu Briard nach seiner Ankunft auf St.-Helena gewohnt hatte, Amphitrion; den sechs Schuh langen Major, seinen Nachbar, Hercules; Sir G. Cockburn, den Gouverneur, bald den gnädigen Herrn Admiral, bald, wenn er über ihn zu klagen hatte, den Haifisch.

Als zwei Tage nachher der Kaiser sich ankleidete, sagte er, daß er das Mädchen wieder besuchen und seinen Begleitern vorstellen wolle. Man traf das Mädchen in Festkleidern an. Sie hatte den Namen ihres Wohlthäters erfahren, und durch die Größe seines Ruhmes und seines Unglücks tief gerührt, suchte sie in ihrer armseligen Hütte ihre erlauchten Gäste so gut zu empfangen als sie konnte; sie ersetzte den geringen Werth ihrer Bewirthung durch die Anmuth, die sie

Digitized by Google

dabei bewies. Sie brachte Feigen, Blumen aus ihrem Gärtchen und Wasser aus der Quelle des Thals, die in ihrem Garten entsprang. „Sie sehen es wohl, Sire", setzte sie hinzu, „ich erwartete Sie, konnte aber zum Unglück nicht früh genug von Ihrem Besuche benachrichtigt werden, sonst würde ich Ihnen mit dem Schatze, den Sie mir geschenkt, Ehre angethan haben."

Und ich würde dich gescholten haben, wenn du solche Umstände gemacht hättest. Wenn ich dich besuche, will ich sonst nichts als deine Feigen und das Wasser hier, das vortrefflich ist. Nur unter dieser Bedingung werde ich künftig wieder zu dir kommen. Ich bin ja nur ein alter Kriegsmann, wie dein Vater es auch gewesen ist, und der Soldat hat nicht immer Feigen und Wasser.

Seit diesem Tage pflegte der Kaiser bei seinen Spaziergängen immer einige Augenblicke vor der Hütte zu verweilen; das Mädchen kam vor die Thür, reichte ihm einen Strauß, und wenn sie auf die zwei oder drei Fragen, die der Kaiser an sie zu richten pflegte, geantwortet hatte, gingen die Spaziergänger weiter.

Einige Zeit darauf empfand der Kaiser die ersten Anfälle der Krankheit, der er unterliegen sollte. Als das Mädchen ihren Wohlthäter nicht mehr sah, kam sie täglich nach Longwood, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und nachdem sie ihren Strauß überreicht, ging sie traurig fort, denn sie hatte den Kaiser lange nicht gesehen. Eines Tages hörte sie jedoch eine Kutsche rollen; sie ging über den Weg und stand vor ihm; kaum hatte sie ihn angeschaut, so wurde ihr Gesicht betrübt, das erst vor Freude glänzte.

Du findest mich stark verändert, nicht wahr, mein Kind?

Ja, Sire, das ist wahr, aber Sie werden jetzt wieder gesund werden.

Gut, mein Kind, sagte der Kaiser, ungläubig den Kopf schüttelnd, heute will ich dir jedoch einen Besuch abstatten.

Er stieg wirklich aus, und auf den Arm des Mädchens und einer Person aus seinem Gefolge sich stützend, erreichte er die Hütte.

Als er sich gesetzt hatte, sagte er: „Reiche mir ein Glas Wasser, dies wird vielleicht das Feuer lindern, das mich verzehrt . . . . hier" . . sagte er, indem er auf die Brust zeigte. Das Mädchen gehorchte schnell.

Kaum hatte der Kaiser das Glas Wasser getrunken, so heiterte sein zusammengezogenes Gesicht sich plötzlich auf. „Vielen Dank, vielen Dank! Dieses Wasser hat meine Leiden gestillt. Wenn ich eher davon getrunken hätte, . . . vielleicht . . .", setzte er hinzu, die Hände gen Himmel erhebend . . . „aber jetzt ist es zu spät."

Wohlan, erwiderte das Mädchen, indem sie sich bemühte, ein fröhliches Gesicht zu machen, es freut mich, daß dies Wasser Ihnen gut thut; ich will Ihnen jeden Tag davon bringen und es wird Sie heilen.

O nein, nein; ich irre mich nicht, liebes Kind! Dies ist mein letzter Besuch bei dir. Hier ist ein bitterer Schmerz, der mich tödtet, und der Kaiser deutete auf die Seite; weil ich dich aber nicht mehr sehen werde, so will ich dir ein Andenken meiner Theilnahme hinterlassen. Was kann ich für dich thun?

Da fiel das Mädchen weinend dem Kaiser zu Füßen und bat ihn um seinen Segen.

Der Kaiser segnete sie mit jenem Ernste, den der Glaube gibt, denn Napoleon hatte immer die zwei Wahlsprüche gehabt, die den rechtschaffenen Mann begleiten: er starb als Christ und lebte ehrerbietig gegen seine Mutter.

Von diesem Tage an ermangelte Emely nie, gewissenhaft nach Longwood zu kommen; sie brachte Wasser aus der Quelle und einen Strauß; sie ging aber immer trauriger fort, denn täglich empfing sie beängstigendere Nachrichten über des Kaisers Gesundheit.

An einem schönen sonnigen Morgen lief sie in kindlicher, freudiger Hoffnung im geheimen Vertrauen auf die Heilkraft ihres Wassers nach Longwood. Man hatte ihr Tags vorher gesagt, es gehe besser, und sie hoffte ein Wunder, die Heilung des Kaisers. Welche Enttäuschung! Trauer, wohin sie blickte. Der Kaiser, hieß es, sei im Sterben. Sie wollte ihn nur noch einmal sehen, man wies sie zurück. Sie bat, sie flehte, bis man sie in das Zimmer führte. Napoleon hatte sich, nach langem Todeskampfe, auf seinem Schmerzenlager aufgerichtet. Seine Treuen umgaben ihn. Er hatte das Fenster, das nach Frankreich blickte, öffnen lassen, seiner Heimat rührendes Lebewohl gesagt. Seine Augen richteten sich auf einen Punkt, sein Bewußtsein war irre, er sprach noch die abgebrochenen Worte: Bewaffnetes Haupt . . . meine Garde . . . mein Sohn . . . Frankreich . . . und starb.

Dem Mädchen fielen die Blumen, die sie zum Geschenk bringen wollte, aus der Hand, sie sank leblos zu Boden.

Ihr Schmerz war groß, aber sie überlebte ihn. Der Zögling des Kaisers hatte die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt. Ein reicher Theilhaber der indischen Compagnie heirathete sie. Emely Branston ist eine der reichsten und geachtetsten Frauen Englands geworden.

Anekdote.

Ein Student der Medicin wurde von seinem strengen Examinator bei der Prüfung sehr in die Enge getrieben, daß es dem jungen Manne dabei brühsiedend heiß wurde.

Der Examinator fragte unter Anderm endlich auch: Welches sind die schweißtreibenden Mittel?

Der junge Mann nannte sie fast alle.

Wenn aber alle diese nicht ihre Wirkung thun, was würden Sie dann anwenden?

Dann bliebe mir freilich nichts übrig, versetzte der Gefragte gekränkt, als den Patienten zu Ihnen zu schicken, damit Sie ihn examiniren.

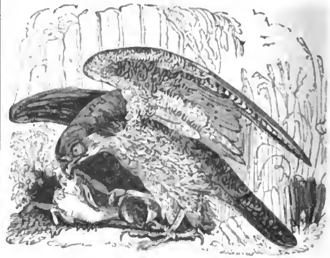
Ludwig's XIV. Kirchenmusik, Kammermusik und — Stallmusik.

Daß ein so prachtliebender Fürst wie Ludwig XIV. auch etwas auf Musik gehalten haben mag, läßt sich schon in dem Falle denken, wenn sie ihm selbst keinen Genuß verschafft hätte. Sie gehörte zum Hofstaate, und so mußte sie also dasein, und zwar so vollkommen wie möglich. Die größte Oper, welche es damals in Europa gab, fand man nur in Paris, und der König konnte sich mit dem Texte einer solchen wie mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigen. Indessen es handelte sich hierbei auch um manche Curiositäten. Am französischen Hofe hatte Alles seine vorgeschriebenen Formen, von denen nicht leicht abgegangen wurde, und so sehen wir denn bei seiner Kapelle einige frappante, uns

Digitized by Google

sehr komisch vorkommende Erscheinungen. Zuerst sehen wir in der Kirche einen Kapellmeister, der aber mit der Kapelle selbst so viel wie gar nichts zu thun hatte. Es war ein großer geistlicher Würdenträger, mit großen Einkünften fürs — Nichtsthun; denn er bezog 1200 Livres festen Gehalt für sich und 3000 Livres für seinen Tisch, indem er übrigens nicht zu dirigiren, sondern die Gerichtsbarkeit über die zur Kapelle gehörigen Geistlichen und Musiker zu besorgen hatte. Unter ihm standen zunächst zwei Musikmeister, welche jedes halbe Jahr im Dienste selbst wechselten und die Aufführung in der Kirche oder bei den Hofconcerten zu leiten hatten. Auch ihre Besoldung war für jene Zeit sehr ansehnlich: 900 Livres jährlich, aber nebenbei noch manche ansehnliche Privilegien, oder auch wunderliche. Einer, Dumont, der viele Jahre lang diese Stelle bekleidete, bezog noch z. B. als Tonsetzer 300 Livres Gratification, hatte aber seine große Noth, wenn es darauf ankam, die Instrumente einstimmen zu lassen. Wenn nämlich Kirchenmusik war, so hatte er die Verpflichtung, sich, indem ein Hofbeamter vorausging, höchst ehrfurchtsvoll zum Kapellmeister zu begeben und um Erlaubniß zu bitten, einstimmen lassen zu dürfen. Lange zuvor, ehe der König erschien, mußte dies geschehen sein, denn er kam oft früher, als man es erwartet hatte, und wenn er da war, durfte nicht mehr ans Stimmen gedacht, sondern es mußte gleich angefangen werden, mochte es dann klingen wie es wollte. Die lange Kirchenmusik bestand aus 9 Discantisten, 13 Altisten, 18 Tenoristen, 21 Baritonisten sowie 9 Bassisten, indem vier Geigen, drei Bratschen, ein paar Flöten und Violoncells, ein Contrebaß, zwei Fagotts, ein Serpenthorn und drei gewöhnliche Serpents das Accompagnement hatten. Übrigens gab es noch manche Nebenpersonen in dieser Kapelle, z. B. Notenschreiber, Lehrer für die Laute bei den jungen Pagen u. s. f. Auch der Gehalt dieser Leute war nichts weniger als unansehnlich, jene Zeit ins Auge gefaßt; dem singenden Personale waren 900 Livres, den Musikern selbst 600 ausgeworfen. Manche aber standen auf dem Etat eigentlicher Kammermusiker und bezogen bei Hoffesten Brot und Wein sowie Fleisch; sie waren königliche Tischgenossen, was, wie man sieht, wenig an sich sagen wollte, jedoch aber in juristischer Hinsicht von Werth war, denn sie konnten nicht wegen Schulden verfolgt werden. Überhaupt hatte die Kammermusik noch manche andere Vorrechte. Auch sie stand unter zwei Directoren, die alljährlich im Dienste wechselten und die ganze Leitung hatten; aber jeder Einzelne fühlte sich glücklich durch das Vorrecht, den Hut auf dem Kopfe behalten zu dürfen, sobald sie vor den Prinzen des Hauses oder vor fremden Prinzen spielten, und diese sich bedeckten. Nichts konnte die Symphonisten, wie sie hießen, mehr ärgern, als wenn so ein Zuhörer absichtlich oder unabsichtlich sich nicht mit bedecktem Haupte zeigte; denn dann war es auch ihnen nicht erlaubt. Überhaupt galt die ganze Freiheit nicht eigentlich ihnen, sie sollten dadurch nur die Höhe und Würde der Majestät ausdrücken, die dem Könige zukam, und selbst wenn er nicht da war, auf seine Leute überging, so weit es sein Befehl heischte. Der schon genannte Musikmeister Dumont hatte auch die Stelle eines Surintendanten in der Kammermusik, und insofern ein nicht minder sonderbares, aber ebenso einträgliches Privilegium. Er konnte einen Kramladen eröffnen ohne alle Abgaben und mit Umgehung aller Innungsrechte, indem er nun dieses Privilegium selbst zu verpachten berechtigt war. Insofern er die Kirchen- sowie die Kammermusik zu dirigiren hatte, wünschte er nun auch — die Stallmusik unter seiner Aufsicht zu haben. Diese musique d'écurie, nur aus Blechinstrumenten bestehend, war bestimmt, die prächtigen Carrousels zu verschönern, die häufig an Ludwig's Hofe vorkamen. Als Dumont die Direction dieser Musik in die Hände nehmen wollte, stand ein Lautenspieler an der Spitze; es war auch nur eine Sinecure, allein er verlangte für den Abtritt eine sehr große Summe, sodaß Dumont den Handel aufgab sowie selbst später seine Stelle niederlegte, da Ludwig XIV. seine Messen in der Kirche nicht mehr nur von der Instrumentalmusik accompagnirt, sondern, wie es schon in Italien gewöhnlich war, mit der Instrumentalmusik zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen sehen wollte. Diesem Verlangen schien er nicht gewachsen, und so legte er den Taktirstab lieber nieder.

Der Taubenhabicht.



Der Habicht ist ein größerer, zu der Gattung der Falken gehöriger Tagraubvogel mit gekrümmtem Schnabel. Er hat über den Augen einen langen weißlichen Streif und einen oberwärts graubraunen Schwanz mit vier bis fünf braunen Querstreifen. Der Habicht umfaßt zwei Arten: die größere, den Hühner- oder Taubenhabicht, der zwei Fuß, und eine kleinere, den Finkenhabicht, der nur einen Fuß lang wird.

Gas aus Traubentrestern.

Man macht gegenwärtig in Paris Proben, ein solches Gas zu gewinnen, welches das Gas aus Kohlen und Harz ersetzen könnte. Ein Pfund solcher getrockneten Trester lieferte in 7 Minuten 200 Litres Gas.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 368.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [19. Januar 1850

Ansicht der Halle in Brügge.



Von der nämlichen im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1838, Nr. 296, mitgetheilten Ansicht ist die vorstehende dadurch unterschieden, daß das imposante Gebäude aus den rings erweiterten Umgebungen noch stattlicher hervortritt. Das Innere dieser Halle findet man im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1847, Nr. 256, abgebildet.

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen (14. Juli) brachen wir früh auf, und zwar jetzt dem Eingange der Cordilleren, einem schmalen Thale zu, das sich der Tucunjado in die Felsen gerissen. Wir blieben an der linken Seite des Bergstroms, und ich mußte staunend sehen, wie sich die Spuren des jetzt allerdings niedern Stroms bis zu 30 und 40 Fuß über uns erhoben, und dann noch Zeugniß gaben, wie er das nächste niedere Land überschwemmt habe. Eine furchtbare Gewalt muß es sein, die all die tausend Wasser dieser ungeheuern Bergkette im Frühjahr sammelt und donnernd ins Thal hinabsendet, und nicht zu verwundern ist es dann, daß sie ganze Felsstücke mit fortreißt und selbst an den steinigen Ufern mit Erfolg wühlt und gräbt und ihr Bett verändert und erweitert.

Im Anfange war der Weg ziemlich gut, d. h. steinig und abschüssig genug, aber doch breit und nicht gefährlich; wir waren ja einmal in den Bergen, wo

Digitized by Google

es eben keine Chausseen mehr gibt; je weiter wir aber hineinkamen, desto höher mußten wir auch hinauf und desto näher traten von beiden Seiten die Gebirge zusammen, sodaß der jetzt plötzlich ganz schmale Pfad schon anfing an steilen bröcklichen Schluchten hinzuführen, und die Maulthiere nicht mehr die Wahl hatten, wo sie gehen wollten, sondern sich auf den einen schmalen Weg verwiesen sahen. Oft passirten wir jetzt Plätze, wo links der Abgrund viele Hundert Fuß steil unter uns lag, während rechts schroffe vorragende Felsstücke jedes Abdrängen davon auf das unerbittlichste versagten, und nun — wahrlich das war die Stelle, von der ich schon früher gehört — an deren Fuß unten Massen von Maulthieren zerschmettert lagen, und wo ein einziger Fehltritt Thier und Reiter — todt, ehe sie den Boden erreichten — in die Tiefe senden mußte. Dabei führt der Maulthierpfad auch gerade am alleräußersten Rande hin, denn die Maulthiere müssen mit ihren Päcken so weit vom Felsen abgehen wie nur möglich, da sie, sobald sie an diesen fest anstoßen, verloren sind. Für den an solche halsbrechende Partien nicht gewöhnten Europäer hat es aber etwas höchst Fatales, das Thier, auf dem er reitet, förmlich über den Abgrund fortschreiten zu sehen, während doch zur Rechten noch gewiß drei Zoll Raum sind, die es wenigstens ein klein wenig von dem gähnenden Schlunde abbrächten. Auch mir kam es so vor, und als ich, scheu am Steigbügel hinunterschauend, in die Tiefe sah und dort, Gott weiß wie tief unten, die Massen von Maulthiergerippen sah, die mahnend zu mir heraufstarrten, da griff ich fast unwillkürlich dem Thiere, das ich ritt, in die Zügel, und that dadurch etwas, was der Reiter auf solchen Stellen nur im äußersten Nothfall thun sollte — ein Anderer mag da aber auch fischblütig zusehen.

Dadurch jedoch, daß ich den Kopf meines Maulthiers ein klein wenig vom Abgrunde wegzudrängen suchte, verlor dieses seinen sichern Schritt, trat zur Seite, stieß mit der Satteltasche an den Felsen an, erschrak wahrscheinlich selbst darüber und — mein lieber Leser, wir stürzten nicht zusammen da hinunter, sonst könnte ich dir meine Fahrt hier nicht erzählen — es stolperte nur, aber wie es fehl trat und der Stein, an den es stieß, nur eben vielleicht einen Zoll breit von seiner Stelle gestoßen wurde und auch gleich geräuschlos in die Tiefe stürzte, wo er lange, lange nachher dumpfdröhnend anschlug, da — ja ich brauche mich deß nicht zu schämen, denn es war mir allerdings nicht egal, ob ich hinunterfiel oder oben blieb — da lief's mir doch eiskalt und fröstelnd den Rücken hinunter, und es war als ob mir das Blut in den Adern stockte. Die Maulthiere sind aber vortreffliche Geschöpfe, und wenn ich auch nicht eingebildet genug bin zu glauben, daß es sich nur meinetwegen bemüht habe, wieder festen Fuß zu fassen, so that es das doch seines eigenen langohrigen Selbst willen, und schritt gleich darauf so ruhig und sicher als ob gar nichts vorgefallen gewesen, und wir nicht secundenlang am Rande eines entsetzlichen Grabes gehangen, über die gefährliche Stelle hinweg; ich ließ ihm aber von da an, besonders an solchen Orten, den Zügel vollkommen, und habe mich nur wohl dabei befunden.

Eine andere böse Stelle hatten wir übrigens nur wenige Stunden später, an demselben Felshange, zu passiren; der Weg war hier ebenso schmal, der Abgrund ebenso tief und noch dazu eine Schneewehe, oben von den Bergen herunter, gerade darüber hingestürzt, sodaß man den Pfad nicht einmal unterscheiden konnte. Der Führer war vorangeritten und durch ein Felsstück meinen Augen entzogen worden, sodaß ich nicht sehen konnte, ob er im Sattel geblieben oder abgestiegen war; ich ritt denn auch ruhig fort, bis ich plötzlich dicht vor der schmalen bösartigen Schneewehe stand, wo das Thier im wahren Sinne des Worts einen Pfad von höchstens nur vier Zoll Breite hatte, und die hinter mir herkommenden Peons riefen mir plötzlich mit lauter Stimme zu abzusteigen. Das war eine höchst interessante Lage — den einzigen Platz, wo man noch absteigen konnte, hatte ich versäumt — links hinunter, wie es sich gehört, konnte ich gar nicht, denn auch kein Zollbreit war da, auf den ich hätte fußen können, und rechts stieg dicht am Maulthier der Felsen empor — zurück konnte ich ebenso wenig, da half also kein langes Besinnen, ich drückte mich, so gut das gehen wollte, an der rechten Seite des Thieres hinunter, zwischen dieses und den Felsen hinein, kroch dann unter seinem Kopfe vor und schritt langsam den schmalen Pfad im Schnee, der übrigens kaum sechs Schritte lang war, voran, das Maulthier folgte, und wir legten auch diesen Weg glücklich mitsammen zurück.

Der Weg blieb von da an wol noch immer schmal und gefährlich, wir waren aber durch diese Engpässe so an Schluchten und Abhänge gewöhnt worden, daß ich schon anfing, einen Pfad von drei Fuß Breite, neben einem gähnenden Abgrunde hin, für etwas Chausséeartiges zu halten, und dem Thiere dabei unbekümmert die Sporen gab.

Die Nacht lagerten wir an der Schneegrenze, und es war, da wir auch nicht einmal Holz zu einem ordentlichen Feuer hatten, ziemlich kalt; an Auslagern gewöhnt, richtete ich mir mein Lager mit Hülfe des Sattels und meiner Decken so gut her, daß ich weich und warm bis zum nächsten Morgen schlief und der Führer, ein Chilene, der die Berge schon gar oft passirt war, gab mir das höchst schmeichelhafte Zeugniß: wenn ich auch wirklich weiter nichts verstände, wüßte ich doch wenigstens mein Bett zu machen.

Am andern Tage (15. Juli) machten wir nur einen kurzen Marsch, denn die Peons hatten, anstatt ihre Vorbereitungen in Mendoza zu treffen, wie sie vorgegeben, alles Das versäumt und vergeudeten nun hier förmlich einen ganzen Tag, ein Taschentuch voll Kohlen zu brennen und ihre Schneeschuhe vorzubereiten. Unter Schneeschuh darf sich der Leser aber nicht die in Nordamerika gebräuchlichen weidengeflochtenen Gestelle denken; die hiesigen sollen nicht dazu dienen, über den Schnee hinzulaufen, sondern nur denselben von den Füßen abzuhalten, und diese werden deshalb erst in ein weiches Schaffell dicht eingeschlagen und umwickelt und bekommen dann noch eine feste rindslederne Sohle, was, wie sich später zeigte, Klima und Umständen auf das vortrefflichste angemessen ist.

An dem Hügel nun, wo wir lagerten und die Kohlen brannten, hatten wir schon eine ganze Weile auf unsern Führer gewartet, der vor etwa einer Stunde zurückgeblieben war und jetzt erst, viel später, eintraf. Endlich kam er und trug etwas, dem Anschein nach ziemlich Schweres und Umfangreiches in seinem Poncho; ich glaubte erst, es seien Kohlen, er aber bog sich zu mir über, öffnete den Poncho und zeigte mir eine wahre Unmasse der vortrefflichsten Rosinen — Traubenrosinen im Schnee. Wo er die her habe? war wol die erste und natürlichste Frage, er aber zeigte lachend nach einer gar nicht entfernten, ebenfalls mit Schnee zum großen Theil bedeckten Felswand hin und ver-

Digitized by Google

sicherte mich: von dort her, und es seien noch eine ganze Menge dort.

Das war jedenfalls ein Naturwunder — konnten die Trauben hier an einem vielleicht vor der Kälte geschützten Orte gereift und zu Trauben geworden sein? — aber diese Süße — den Ort mußte ich unter jeder Bedingung in Augenschein nehmen, und trotz des tiefen Schnees machte ich mich, da die Maulthiere abgesattelt standen, zu Fuße auf, dies Naturwunder zu besuchen. Fünfhundert Schritte mußte ich etwa gehen, da überschritt ich einen kleinen niedern Hügel, kam zu den bezeichneten Felsen und fand — keine Rebenstöcke mit aus dem Schnee vorragenden Trauben, wie ich sie höchst romantischerweise wirklich erwartet, sondern einige zwanzig hier verlassen stehende Kisten mit Rosinen, die ein vom Schneesturm überraschter Maulthiertrupp hatte zurücklassen müssen, um nur Menschen und Thiere in Sicherheit zu bringen. Und diese hier durch Zwang den Vorbeipassirenden preisgegebenen Güter wurden so von Denen respectirt, die selbst nur zu oft mit Waaren durch die Berge zogen und denen jeden Tag ein Gleiches passiren konnte? Als ich noch dastand und kopfschüttelnd den hier halb im Schnee vergrabenen Vorrath betrachtete, von dem schon zwei Kisten fast ganz geleert und eine dritte angebrochen waren, kam einer unserer Peons auf seinem Thiere ebenfalls herangesprengt und begann ohne weitere Umstände seine mitgebrachten Satteltaschen zu füllen; ich machte ihm, so gut ich das vermochte, Vorstellungen deshalb, er lachte aber nur und meinte, wenn er es nicht nähme, nähmen es Andere, wie Figura zeigte, und schien darin überhaupt gar nichts Außerordentliches zu finden, daß er hier fremdes Eigenthum plünderte.

Das Räthsel mit den Rosinen war nun freilich gelöst, und wir brachen an diesem Abend noch nach der nicht mehr weit entfernten sogenannten Punta del Vaca auf, bis zu welchem Fleck wir noch mit den Pferden gelangen konnten; ich hatte schon vorher gehört, daß an der Punta del Vaca „una casa" stände, und meine Erwartungen über dieses Haus waren allerdings, wie ich mir später gestehen mußte, etwas exaltirt gewesen. Wir fanden nur eine kleine niedere und vorn offene, roh aus Steinen errichtete und mit Reisig und Erde gedeckte Doppelhütte, und ringsum tiefen Schnee, selbst kein Holz, ein Feuer damit anzumachen, und nur einige früher einmal hier zurückgelassene Kohlen.

Und was bekamen die Maulthiere zu fressen? — nichts — zum Wasser wurden sie einmal getrieben, und dann mußten sie die ganze Nacht, ohne auch nur einen Grashalm zu bekommen, mit dem wundgescheuerten Rücken in der kalten Hütte stehen; ja selbst wenn sie am andern Morgen von hier zurückgingen, konnte der nächste Abend ihnen doch noch keine Nahrung bringen.

Die Maulthiere sind wirklich nach dem Kameel wol das zäheste, ausdauerndste Lastthier der Welt, und es wurde mir gesagt, daß sie im Sommer manchmal sogar vier Tage gehen, ohne Nahrung zu bekommen, und dann nur ihren eigenen, trocken gewordenen Dünger fressen. Manchmal halten sie es aber auch nicht aus, wenn der rohe gefühllose Mensch Last auf Last auf ihren Rücken ladet und die erschöpften Glieder in den steilen Bergen endlich den Dienst versagen; Zeugniß davon geben die Unmassen von Maulthiergerippen, die überall an dem ganzen Wege durch die Cordilleren liegen und die da, wo sie starben, auch unter ihrer Last erlagen und eben ruhig ihrem Schicksal überlassen wurden. Die Condors und andere Raubvögel reinigten dann in ungemein schneller Zeit das Aas, und an dem Gerippe vorbei — nie darüber hinweg — suchten sich die nachkommenden Maulthiere die Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

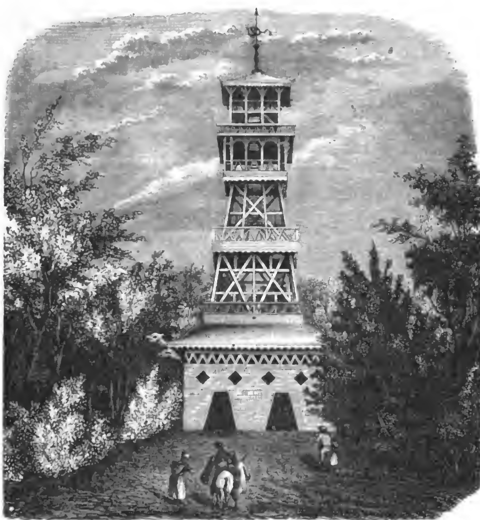
Georg Byam und die wilden Schweine im Innern von Südamerika.

Wilde Schweine gehören schon in unsern Forsten öfter zu den Thieren, die beim Jäger Muth, Besonnenheit und Gewandtheit oder Entschlossenheit voraussetzen. Um wie viel mehr ist alles Dies in jenen Wäldern vonnöthen, wo meilenweit kein Mensch wohnt und durch welche Monate lang kein Mensch wandert! In solcher Art berichtet uns gar Manches ein Reisender, Georg Byam, der in den letzten Jahren querüber von Chile nach der andern Küste Amerikas wanderte, indem er theils das Mineralreich zu erforschen strebte, theils einer der Männer ist, die sich nie wohler fühlen, als wenn sie die gewagtesten Unternehmungen vor Augen haben. Zwei Jahre brachte er auf dem abenteuerlichen Zuge bald als Bergmann schürfend, bald als Jäger, bald als Fischer, aber immer heiter und lustig zu und hatte manches Abenteuer mit wilden Menschen wie mit wilden Thieren, namentlich aber auch mit den wilden Schweinen zu bestehen, die ihn einmal in einen häßlichen Belagerungszustand versetzten. Eines Tages zog er nämlich mit seiner doppelläufigen Büchse durch den gerade hier etwas lichtern Urwald dahin; in dem einen Laufe hatte er eine Kugel, im andern Schrot. Mit einem male zeigt sich ein tüchtiger Eber, kaum 60—70 Ellen entfernt, ganz allein. Ihn sehen, anlegen und niederschießen war fast Eins. Das gewaltige Thier stürzt nieder, schreit ein paar mal, und ist dann todt. Aber das letzte Todesgeheul hatte eine ganze Heerde Schweine fast im Nu von allen Seiten herbeigezogen. Eber und Sauen stürzten aus dem Dickicht nach ihrem verendeten Stammverwandten hin, rochen ihn flüchtig an, sahen spähend umher und erblickten kaum seinen Mörder, Georg Byam, als sie in einer wahren Wuth schrecklich grunzend auf ihn im Sturmschritt losgingen. Doch dieser war auch nicht faul; Einer gegen so Viele; nicht einmal eine Kugel im Laufe! Dies geht nicht! dachte er, und lief, was er konnte, nach dem ersten besten Baume, hinaufzuklettern. Viel Zeit blieb nicht dazu. Kaum fünf oder sechs Ellen hoch saß er zwischen den starken Ästen geborgen da, als auch die ganze Heerde unten den Stamm umgab. Alle guckten hinauf; alle grunzten und quakten untereinander und endlich legten sie sich alle nahe im Kreise ringsumher und sahen mit ihren Kalmuckenaugen hinauf, als wollten sie sagen: wir haben dich, du entkommst uns nicht! Die Sache war nicht mehr für so leicht anzusehen, sie artete in eine volle Belagerung aus. Laß doch sehen, wie sich die Verhältnisse herausstellen, dachte Byam, und untersuchte Alles genau, gleich einem echten erfahrenen Kriegsmann, die Angriffsmittel des Feindes wie seine Mittel zur Vertheidigung. Die letztern bestanden in seinen starken Baumästen. Hier oben konnte die Besatzung, d. h. Er, vollkommen sicher sein, so lange die — Lebensmittel nicht ausgingen und es nicht an Waffen fehlte. Die gute Büchse, Schrot und Pulver waren im Überflusse da, ebenso fehlte es nicht an

Digitized by Google

Stahl, Schwamm und Zündhütchen; ein Fläschchen Branntwein, selbst eine getrocknete Rindszunge und ein Päckchen Cigarren hatte er in der Jagdtasche. Allein übrigens fanden sich nur zwei Kugeln vor und an Entsatz war so wenig zu denken wie daß der Feind Lust bekommen würde, die Belagerung aufzuheben. Bisweilen lief ein Trupp davon, hin zu dem gefallenen Gefährten, aber grunzend kehrte er ebenso schnell wieder, als wolle er die Zurückgebliebenen im Entschlusse der Rache stärken. Am wenigsten ließ sich unter solchen Umständen an einen Ausfall oder den Versuch denken, sich durchzuschlagen. Geduld war hier vor allen Dingen nöthig; endlich aber ging sie freilich aus. An Pulver und Schrot fehlte es nicht, und so wurde der eine Lauf der Büchse tüchtig mit ihnen geladen. Einer der größten Eber kam eben vom Leichnam seines Freundes zurück und blickte boshafter als je auf den Baum hinauf; doch in dem nämlichen Augenblicke bekam er mitten auf seine borstige Stirn, kaum 20 Ellen entfernt, die volle Ladung, daß er mit dem furchtbarsten Geschrei davonstürzte und die ganze Heerde, in sein Geheul einstimmend, ihm nacheilte. Jetzt galt es raschen Entschluß. Der Feind machte keine Miene zur Rückkehr; Byam verließ seine Festung und eilte auf dem entgegengesetzten Wege völlig in Sicherheit zu kommen.

Der chinesische Thurm im Park von Muskau.



Vergleiche über Muskau Pfennig-Magazin, Jahrgang 1849, Nr. 357 und 360.

Straßenumpflügung in Neuyork.

Für das Hauptbestreben des Amerikaners, möglichst viel Arbeit durch möglichst wenig Hände verrichten zu lassen, gab die unlängst vorgenommene Umpflasterung der Broadway, der belebtesten Straße in Neuyork, einen neuen interessanten Beleg. Man riß das alte Pflaster auf, indem man es auf eine Tiefe von 2½ Fuß förmlich umpflügen ließ vermittels eines sogenannten brabanter Pflugs, an den drei Paare Ochsen vorgespannt waren. Es gehören drei Mann zur Handhabung desselben, einer, der ihn regiert, und zwei, welche auf den Krendel des Pflugs drücken und bei zu großer Häufung der Steine diese wegräumen. Fer-

Digitized by Google

ner bedarf es noch eines Mannes, der die Steine, welche in die Furche zurückfallen, wieder hinauswirft. Die Ochsen sind anders als bei uns angespannt; die Joche sind nicht an den Hörnern, sondern an einer Art Kummet am Halse befestigt.



Digitized by Google

Ein Alibi, oder neapolitanische Justiz.

Die Töne der Morgenglocke waren noch nicht verhallt und schon lange hatte sich das schmuzigste Viertel der Altstadt von Neapel mit der Hefe einer Bevölkerung gefüllt, die schwerlich irgendwo unfläthiger und zerlumpter gefunden wird. In der Nähe des alten Thores von Capua waren in großer Anzahl Buden errichtet und von den verschiedenen tragbaren Kochherden ging ein erstickender Geruch von Parmesankäse aus, während Hunderte von Bettlern, denen man den Hunger ansah, gierig um die leeren Tonnen sich drängten, die man als improvisirte Tische hingepflanzt hatte, und sich um die ersten Portionen Maccaroni stritten, die um geringen Preis auf Scherben von irdenem Geschirr servirt wurden. Auch die Läden waren für die bessere Classe der Käufer geöffnet, die Aushängeschilder der verschiedenen Gewerbtreibenden wetteiferten miteinander, Kauflustige anzuziehen; die Lastträger und Lazzaroni lungerten umher und warteten auf Bestellung. Die Fischer in ihren rothen Mützen und braunen Wämsern gingen mit ihren Körben auf und ab in dem Gewühl und die Bauerschaft der Umgegend kam von allen Seiten herbei mit Obst und Gemüse, das man faulen und störrischen Mauleseln aufgeladen hatte.

Es war ein Markttag. Miethkutschen, Landfuhrwerke, Pferde mit Packkörben durchkreuzten sich in jeder Richtung im buntesten Gemisch. Hier Gesänge, dort lauter Streit, Fluchen und Schreien, Händel, bei welchen Käufer und Verkäufer niemals einig werden zu können schienen, bildeten zusammen eine Art babylonische Verwirrung, und wer an solche Scenen nicht gewöhnt war, mußte erwarten, daß sie sich nicht ohne ernstlichen Friedensbruch endigen würden.

Mitten in diesem Gewühl und Streit der Zungen und Marktenden sah man ein gewichstes Männchen in schwarzer Kleidung, das sich mit Gewalt einen Weg bahnte durch die zahllosen Hindernisse, welche seine Schritte hemmten, um ein großes viereckiges Gebäude zu erreichen, dessen geschwärzte massenhafte Mauern drohend auf das lärmende Treiben herabzuzürnen schienen.

Zum Henker, rief er ärgerlich, ich soll heute nicht in die Vicaria kommen! Solche Schwärme müssigen Gesindels! Man sollte fast glauben, sie hätten sich mit Fleiß einem in den Weg gestellt; und nicht einen Einzigen wird man morgen finden, wenn sie einem einen Dienst thun könnten; aber um den Platz zu versperren und sich drücken und stoßen zu lassen, da ist man ihrer immer gewiß genug.

Nach vielem Drängen und Kämpfen mit Händen und Elnbogen gelang es ihm endlich, das Hauptthor des Gebäudes zu erreichen. Das Äußere der Vicaria ist keineswegs verführerisch. Starke, hohe Mauern, denen die Zeit eine so dunkle Farbe verliehen hat, daß die Strahlen der Sonne an ihnen verloren scheinen; eine schwere Zugbrücke, welche mit dem massenhaften Portal in Verbindung steht, über welchem man hinter eng vergitterten Fenstern oder vielmehr Gucklöchern die blassen und schwarzgelben Gesichter Derer gewahrt, die hier eingekerkert sind, machen das wenig empfehlende Aeußere dieses alten Königspalastes aus, dem man es keineswegs ansieht, daß außer einem Gefängniß auch ein Justiztribunal daselbst seinen Sitz hat. Erst innerhalb der alterthümlichen Pforte läßt das geschäftige Treiben von Leuten, welche Acten, Bücher und Papiere hin- und hertragen, der abgemessene Schritt der Einen, der eilfertige Gang der Andern, das flüsternde Gespräch der Sachwalter mit ihren Clienten auf die ebenerwähnte Bestimmung des Ganzen schließen.

Wir erblicken jenen Mann, der sich soeben durch das Menschengewühl draußen durchgearbeitet hat, wiederum innerhalb des gewölbten Portals. Man sieht es ihm an, er hat keine Zeit zu verlieren. Hastig grüßt er mehre Personen in schwarzer Amtstracht, wie er selbst, und mit unaufhaltsamer Eile seinen Weg fortsetzend, durchschritt er die Halle, in der es von Advocaten, Clienten und Gerichtspersonen wimmelte, bis er auf einem großen inwendigen Hofraume anlangte, wo er blos ein paar Soldaten vorfand, die unter einer Art von hölzernem Schuppen auf Bänken umherlagen. Dieser Schuppen war an das Hauptgebäude angebaut und diente zur Wachtstube.

Laut klopfte er nun an einer niedrigen, stark mit eisernen Nägeln beschlagenen Thür, und das weithinschallende Echo, das innerhalb derselben sich vernehmen ließ, als die Schläge des schweren Klopfers auf die eiserne Platte fielen, verrieth deutlich die Bestimmung der Wohnung, vor der er sich befand.

Der Ungeduld des Klopfenden entsprach keine Eile von innen. Endlich ward ein kleines Thürfensterchen aufgethan, hinter dessen starkem Gitter ein fast leichenähnliches Gesicht erschien, aus dessen Augen Ingrimm und Mistrauen sprach, während ein viereckiger Mund dessen unterm Theile einen drolligen Ausdruck verlieh, der mit dem stieren Blick, der niedern Stirn und den buschichten Augenbrauen einen sonderbaren Contrast bildete.

Nun ja, ich meine, Ihr klopft laut genug. Nicht immer pressirt es die Leute so sehr, hier hereinzukommen. Was tausend! Herr Satalani? Ich bitte um Verzeihung. Aber Sie sind ein wenig früh auf der Bahn — haben gewiß irgend ein gutes Werk vor, nicht? Wenigstens hoffe ich das, denn Sie sind einer von den Vertheidigern des Volks, und ich wünsche Ihnen Glück und Segen zu Ihren Geschäften.

Ich danke, guter Catenio, in meinem und des Volkes Namen, für welches ich mein Äußerstes thue, daß es nicht in Eure Hände fällt, oder um es zu retten, wenn es schon unter Eurer Obhut steht. Aber diesmal spiele ich ein höheres Spiel und habe wahrscheinlich eine schlechtere Sache, denn ich soll einen großen Herrn vertheidigen. Allein noch werde ich Gelegenheit haben, Euch selbst einen Dienst zu erweisen. Doch ich kann nicht da stehen bleiben und durch das Gitter mit Euch reden. Ohnedies muß ich Euren Gefangenen sprechen.

Der Schlüssel knarrte im Schloß und die schwere Thür drehte sich in ihren Angeln. Satalani trat hinein.

Einen großen Herrn! — sagte der Kerkermeister in bedeutsamem Tone, wie sie in das kleine Wachtzimmer getreten waren, das ihm zur Loge diente. Da solcher eben nicht viele sind, meinen Sie ohne Zweifel den Herzog von San-Giuseppe, der schon zwei Jahre hier ist, dessen mächtige Verbindungen bis jetzt der wiederholten Beschwerden von Seiten der Familie seines unglücklichen Schlachtopfers ungeachtet sein Verhör und seine Aburtheilung hinauszuschieben wußten.

Ihr habt es errathen, Catenio, Aufschub ist nicht länger möglich. Das Verbrechen liegt so klar vor Augen und die Beweise sind dem Anscheine nach so schlagend, daß die Regierung die Untersuchung und das Verhör nicht länger umgehen kann. Die meisten meiner Collegen hat die Familie schon zu Rathe gezogen, keiner sieht eine Möglichkeit, ihn zu retten. Ich habe es über mich genommen.

Digitized by Google

Das thut mir leid, sagte der Kerkermeister; ich glaube, Ihr Vater hätte das nicht gethan.

Ihr habt ihn noch wohl gekannt, Catenio; er war ein Vertheidiger des Volks, und seine Clienten haben ihn dergestalt bereichert, daß er mir außer dem Rufe eines rechtschaffenen Mannes rein nichts hinterließ. Ihr glaubt und ich glaube es auch, daß ich im Begeiff bin, jenen Ruf aufs Spiel zu setzen. Das Spiel ist ein gewagtes, aber wenn es gelingt, der Lohn unermeßlich. Ich habe einen wohlberechneten Plan im Kopfe, aber zu seiner Ausführung bedarf ich der Mitwirkung Eures Gefangenen sowie Eures eigenen Beistandes.

Meines Beistandes? rief Catenio voll Erstaunen und maß Satalani mit festem argwöhnischem Blicke. Ich verstehe nicht, wie ich Ihnen von Nutzen sein soll, und Sie wissen, daß ich nicht der Mann bin, der seine Pflicht verletzt.

Wir kennen einander. Aber wir werden uns noch besser verstehen, wenn Ihr mich eine Weile anhören wollt. Gerade in dieser Absicht bin ich so früh zu Euch gekommen. Es ist eine große Summe zu verdienen, und ich wüßte Niemand, der würdiger wäre, um sie ihm zukommen zu lassen, als Euch. Höet mich an, denn ich werde deutlich sprechen. Wenn Ihr möget, so sind 6000 Ducati leicht verdient. Die Hälfte davon habe ich bei mir. Hierzu kommt, außer der Dankbarkeit eines großen Herrn, daß Euer künftiges Glück gesichert und vor allen Dingen keine Gefahr einer Entdeckung, ja nicht einmal die Möglichkeit eines Verdachts zu fürchten ist.

Er fing an, das Gold auf den Tisch zu zählen. Doch Catenio erwiderte nichts. Ein Physiognomiker hätte auf seiner Miene Überraschung, Furcht, Argwohn und Habgier lesen können. All das bewegte in diesem Augenblick sein Inneres und er suchte in Satalani's Augen die Antwort, welche er diesem selbst geben sollte.

Aus der Hefe des Volks entsprungen und zufällig oder um seiner Körperstärke willen zum Kerkermeister erwählt, hatte Catenio einen sehr hohen Begriff von der Wichtigkeit seines Berufs, wie von seiner eigenen, sofern er für fähig erachtet worden war, denselben auszufüllen. Indem man diese schwache Seite benutzte, war es keine Unmöglichkeit, ihn zu bethören, sobald sein Interesse ins Spiel kam. Wo dies nicht der Fall war, da blieb er seiner Pflicht im strengsten Sinne getreu.

Auch Satalani war von niedriger Abkunft, aber die Natur hatte ihm ein gut Theil List und Gewandtheit verliehen und die Ausübung seines Berufs diese Anlage noch stärker entwickelt, sodaß er die Schwächen Anderer ebenso schnell zu benutzen verstand, als er sie erkannt hatte. Von Grundsätzen und Gewissen war nicht viel bei ihm zu finden, und dies Wenige noch war er bereit, seinen ehrgeizigen Absichten zum Opfer zu bringen. Er wußte, daß Liebe zum Gelde über Catenio's Widerstandskräfte ging und hatte die Wirkung im voraus berechnet, welche der Anblick und Glanz des Goldes auf ihn machen würde. Als aber dieser unschlüssig schien, streckte der Versucher die Hand aus, als wollte er das Gold wieder zusammenraffen, indem er that, als glaube er, seine Vorschläge seien verworfen.

Halten Sie einen Augenblick, sagte der Andere, ihn beim Arme nehmend, ich habe nicht nein gesagt. Ich möchte blos vor der Hand wissen, was man von mir verlangt.

Ich verlange, daß Ihr meinen Vorschlag annehmt, wenn ich alle Bedingungen erfülle — 6000 Ducati und keine Gefahr.

Catenio, zwischen den Zähnen murmelnd: „6000 Ducati und keine Entdeckung möglich — die Versuchung ist stark.“ Dann sich umsehend, als ob Jemand ihre Unterredung hätte behorchen können, sagte er in lauterm Tone: Herr Satalani, bei der Madonna! wenn ich ja sage, so ist es blos Ihnen zu Gefallen, da Ihnen so viel daran liegt. Keine lebende Seele könnte mich sonst dazu bringen.

Ich danke und sehe Eure Einwilligung als eine Freundschaft an, wiederhole auch, daß Ihr dabei nichts riskirt und ebenso wenig Eure Pflicht verletzt, sonst hätte ich nicht das Herz gehabt, Euch den Vorschlag zu thun.

Wenn nicht steinerne Wände Ohren hatten, war es durchaus unmöglich, daß sie behorcht wurden. Dennoch rückten beide instinktmäßig wie von einem Gedanken bewogen näher zusammen, und in diesem einsamen Gemach, wo Schlösser und Riegel von innen und außen jeden Horcher fernhielten, waren ihre Stimmen so leise, wie wenn 20 Zeugen auf der Lauer gestanden wären, die jede Sylbe hätten aufschnappen können. Ungefähr eine halbe Stunde dauerte so das Geflüster zwischen Beiden.

Drei Stunden aber sind — und wenn der Gouverneur von ungefähr kommen sollte — doch Sie stehen für Alles — und doch zu welchem Ende — dreitausend dazu und im mindesten nichts riskiren —

Diese abgebrochenen Worte, die einzigen lauten, welche Catenio entfuhren, waren die unwillkürliche Äußerung seines Zweifelns oder Erstaunens.

Satalani war nicht gemeint, denselben weiter ins Vertrauen zu ziehen als gerade nöthig war. Er beschränkte sich darauf, ihm die Rolle begreiflich zu machen, welche er übernehmen sollte, und wenn er einen Augenblick zu schwanken schien, warf ein rechtzeitiges, wiewol anscheinend zufälliges Klingeln mit dem Golde ein mächtiges Gewicht in die Wagschale und aus war es mit den Einwendungen.

Jetzt zum Herzog von San-Giuseppe, sagte der selbstzufriedene Sachwalter, wie Alles endlich bewilligt war, und folgte dem Gefängnißwärter durch verschiedene Gänge — die Hauptschwierigkeit ist überwunden; was noch zu thun ist, wird wenig Mühe machen. Ein Verbrechen bezahlt mit einem andern! Leben um Leben! Er kann sich nicht lange bedenken — Muth, Satalani, und es wird gelingen.

Catenio führte ihn eine Treppe hinauf an ein leidlich meublirtes Gemach, das man dem Herzog in Berücksichtigung seines Ranges statt einer Zelle der gemeinen Verbrecher angewiesen. Nachdem er aufgeschlossen hatte, zog er sich verabredetermaßen zurück und ließ beide Theile allein.

Der Herzog saß am Fenster, mit Schreiben beschäftigt, und wendete sich nicht einmal um, um zu sehen, wer eingetreten war, weil er annahm, es sei Catenio, der die Runde mache. Satalani, kühn genug in Gegenwart von Geringeen als er selbst, konnte sich einer ehrfurchtsvollen Scheu vor der fürstlichen Person, der er nahte, nicht erwehren, und verhielt sich still, ohne einen Schritt weiter ins Zimmer zu thun. Er beobachtete den Herzog übrigens genau, und die völlige Ruhe und Stille, die hier herrschte, wollte ihm nicht recht gefallen. Er besorgte nämlich, Jener möchte nicht Verbrecher genug sein, um auf Das einzugehen, was er ihm vorschlagen wollte. Hätte er einen Ra-

Digitized by Google

fenden oder Verzweifelnden in ihm gefunden, dann war er seiner Sache gewiß. Jetzt stand es anders.

Excellenz, Excellenz! sprach er endlich, und trat näher, blieb jedoch noch immer in ehrerbietiger Entfernung. Der Herzog drehte sich um und rief beim Anblick eines Fremden in stolzem, vornehmem Tone: Wer seid Ihr, was wollt Ihr hier? Warum stört man mich?

Satalani ging auf ihn zu. Der herrische Ton des Herzogs hatte sein Selbstgefühl erweckt und im Bewußtsein der Macht, die ihm gegeben war, sprach er: Ich heiße Satalani, bin Sachwalter und von Ew. Excellenz Familie beauftragt, Sie zu vertheidigen. Ich habe versprochen, mein Äußerstes zu thun und zweifle nicht, daß ich Sie retten werde.

Mich retten? sagte der Herzog mit großer Kälte. Ich denke, Ihr versteht wenig von dem Geschäft, das Ihr übernommen habt. In den zwei Jahren, welche ich hier schmachte, habe ich schon alle möglichen Mittel bei mir überdacht, aber ohne Hoffnung eines Erfolgs.

Ew. Excellenz haben vermuthlich an ein Mittel noch nicht gedacht, das sich mir von selbst dargeboten hat. Ich verlange blos, daß Sie sich unbedingt meiner Führung überlassen, und ich stehe dafür, daß ich Ihre Sache durchfechte.

Unmöglich, Herr! Es sind vielleicht hundert Zeugen, die gegen mich auftreten können. Wie will man ein solches Heer von Beweisen niederschlagen?

Diese Schwierigkeit ist mir nicht entgangen, aber mir ist nicht bange, daß es gelingt, das Bollwerk ihrer Zeugnisse zu zerstören.

Der Herzog schien Mühe zu haben, den Mann zu begreifen, der sich für eine Unmöglichkeit so herzhaft verbürgen zu wollen schien, und faßte Satalani fest ins Auge, als wollte er die Aufrichtigkeit seiner Worte in seiner Miene lesen. Wir sind einander fremd, Herr! sagte er dann, und ich bin ein Gefangener. Ich will zwar nicht den Zweifler machen in einer Sache, wo es in meinem Interesse liegt, zu glauben. Doch bin ich noch nicht lange genug hier, um meine Vernunft gefangen zu geben oder mich mit meinem Willen von Jemandem zum Besten haben zu lassen. Ich bin bereit, Euch anzuhören. Doch wehe Euch, wenn Ihr mich hintergeht! Für meine Person bin ich unmächtig, aber ich habe eine Familie und Freunde, und ich warne Euch. Ich würde nicht ungerochen bleiben. Fahrt fort, Herr!

Ew. Excellenz sprechen von Rache. Wahrscheinlich werde ich ein Mittel finden, wie Sie solche in kurzem üben können, und zwar an einem von Denen, die sonst als Zeugen gegen Sie auftreten könnten.

Welches abgeschmackte Geschwätz! Bin ich nicht in diese Mauern gebannt?

Dafür ist gesorgt. Man hat es dahin gebracht, daß Ew. Excellenz auf drei Stunden Ihr Gefängniß verlassen dürfen. Nach Ablauf dieser Frist muß ich Sie wieder zurückbringen. Morgen Abend um 8 Uhr wird die Thür Ihres Kerkers sich öffnen und Catenio Ihnen vorher noch andere Kleider bringen, welche ich Sie bitte anzuziehen. Das Weitere überlassen Sie mir. Ich höre ihn eben kommen, um mich hinauszulassen. Längeres Bleiben oder nähere Erklärung dürfte nicht klug sein. Ich hoffe, Ew. Excellenz schenken mir Ihr Vertrauen.

Ich werde Euch bald kennen lernen. Indeß will ich Eurer Führung mich hingeben und zur besagten Stunde bereit sein.

Satalani empfahl sich.

(Beschluß folgt.)

Die Prügelcur.

Die Häupter eines Gebirgsstammes, der auf der Grenze zwischen Persien und dem Paschalik von Bagdad haust, behaupten von uralten Zeiten her die Kraft zu besitzen, das kalte Fieber, eine in diesen Gegenden sehr häufige Krankheit, durch Schläge zu heilen. General Malcolm, welcher Kerrund, den Sitz des Stammes, zwei mal besuchte, erzählt von dieser sonderbaren Heilmethode folgende Anekdote.

Als ich das erste mal in Kerrund war, sah der Chef der Ortschaft, Hidäjet Kuli Khan, einen der Herren von der Gesandtschaft, der das viertägige Fieber hatte, in dem Zelte liegen; er bat mich um die Erlaubniß, ihn zu heilen, und als ich ihn fragte, welches Heilmittel er habe, erwiderte er mit dem besten Humor: er wolle ihn so lange schlagen, bis er gesund sei. Der Patient lehnte es ab, von dieser Gefälligkeit Gebrauch zu machen, wodurch der Häuptling nicht wenig beleidigt wurde. Eine Anzahl Leute aus seinem Gefolge mußten sogleich auftreten und beschwören, daß sie durch seine Schläge geheilt worden seien.

Bei meinem zweiten Besuche an diesem Orte war der alte Häuptling todt. Er hatte zehn Söhne hinterlassen, von denen der älteste jetzt das Haupt seines Stammes war. Ich fragte ihn, ob er auch die medicinischen Kenntnisse seines Vaters geerbt habe?

Meine Praxis, sagte er, hat ebenso glücklichen Erfolg. Ich hänge die Kranken bei den Beinen auf, wenn der kalte Fall eintritt, und prügle und schelte sie so derb aus, daß statt der Kälte Angst und Hitze über sie kommt.

Und hat dies immer den gewünschten Erfolg?

Immer.

Habt Ihr auch andere Patienten außer Denen, die zu Euren eigenen Leuten gehören?

Einige; die aus der Nachbarschaft, welche Vernunft haben, kommen, wenn das Fieber sie befällt, zu mir.

Kann auch einer von Euren Brüdern das Fieber curiren?

Nein, nein, antwortete er schnell, das ist eine Gabe, die auf das Haupt der Familie beschränkt ist.

Eine neue Art Labyrinthodon

wurde kürzlich im bunten Sandstein bei Kenilworth in Warwickshire entdeckt; bisjetzt hatte man nur Bruchstücke von Knochen und Zähnen dieser merkwürdigen Gattung von froschartigen Reptilien in England gefunden. Das neue Specimen ist ein Schädel zwischen zwei Schichten von Sandstein. Der Schädel mißt 12 Zoll in der Länge und 9 Zoll in der Breite, ist gut erhalten und zeigt die amphibische Natur des Thiers. Es finden sich über 20 Zähne in dem Kinnbackenknochen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 369.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [26. Januar 1850.

Karl Rudolf Bromme.



Karl Rudolf Bromme, geboren in Anger bei Leipzig am 10. September 1804, ging, einer unüberwindlichen Neigung folgend, im 13. Jahre nach Hamburg, wo er theoretisch auf der dortigen Navigationsschule, praktisch auf einigen Reisen nach Westindien sich zum Seefahrer ausbildete. Alsdann ging er nach Nordamerika, wo auch sein Name in dort üblicher Weise in Brommy verunstaltet ward, und machte von dort aus mehre Reisen nach den südamerikanischen, westindischen, asiatischen und afrikanischen Küsten. Im Jahre 1827 trat er unter dem zum griechischen Admiral ernannten Lord Cochrane als erster Lieutenant der Fregatte Hellas von 64 Kanonen in griechische Dienste und wohnte in dieser Stellung zahlreichen Expeditionen bei. Bis 1843 blieb er in griechischen Diensten, theils im activen Seedienste, theils im Marineministerium beschäftigt; von da ab lebte er ohne Anstellung in Athen, mit wissenschaftlichen Arbeiten nautischen und mathematischen Inhalts beschäftigt. Im November 1848 ward er von dem Reichsministerium nach Deutschland berufen, ging im darauf folgenden Jahre nach Bremen, um die Nordseeflotte zu schaffen, und ward am 21. November v. J. zum ersten deutschen Admiral ernannt.

Digitized by Google

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen standen wir früh zum Marsch gerüstet; zu meinem Erstaunen that aber mein Führer gar nicht so, als ob er überhaupt beabsichtige, seinen Fuß in Schnee zu setzen, und in der That beabsichtigte er das auch wirklich nicht. Er eröffnete mir jetzt, daß er mit den Maulthieren hier umkehren werde, ich aber mit den Peons meinen Weg weiter und allein suchen müsse. Auf der andern Seite der Cordilleren würde ich dann von seinem Vater, der dort ansässig wäre, andere Pferde bekommen, die mich nach Valparaiso brächten; ich verstand zu wenig Spanisch, um dagegen ernstlich zu protestiren, im Grunde war mir es auch wirklich einerlei, wenn er nur drüben sein Wort erfüllte, und wir brachen jetzt, nachdem ich gegen den Schnee alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht, auf, unsern beschwerlichen, und wenn ein Unwetter eintrat, auch wirklich gefährlichen Weg so rasch wie nur immer möglich zurückzulegen.

Die Schreckensgeschichten nämlich, die man mir von einem Wintermarsche durch die Cordilleren erzählt hatte, gingen wirklich ins Unglaubliche — wie viele waren schon in dem Schnee, wenn die Sonne darauf schien, erblindet — wie viele in plötzlichen „temporales" erfroren. Kurz, alle diese Erzählungen hatten keinenfalls etwas besonders Ermuthigendes und konnten nur dazu dienen, mir den Weg als etwas Entsetzliches erscheinen zu lassen. Bald fand ich jedoch, daß wenigstens der Anfang nicht so gräßlich sei, als er geschildert worden; die grüne Brille, die ich in der Tasche trug, meinen Augen im Nothfall zu Hülfe zu kommen, blieb eben in der Tasche; ich brauchte sie gar nicht, obgleich die Sonne gewiß aus besten Kräften auf den blendenden Schnee herniederblitzte — ei zum Wetter, unsere deutschen Schneeflächen sind so weiß wie die der Cordilleren, die Sonne scheint dort ebenso hell, und man trägt doch keine grünen Brillen. Auch fand ich bald, daß ich am Körper vollkommen warm genug gekleidet sei, denn die scharfe Bewegung thut auch schon das Ihrige, ihn zu erwärmen. So wanderten wir denn (ich voran, um im Thal hinauf eine Bahn zu treten, in der mir die mit meinem Sattel und Provisionen Beladenen leichter folgen könnten) zwar langsam, denn der tiefe Schnee ließ keine Eilmärsche zu, aber doch rüstig vorwärts, und hatten jetzt, wenn wir einmal ausruhen wollten, kein anderes Lager als den Schnee oder einen durch den Wind von seiner Decke befreiten Felsen.

An diesem Tage marschirten wir, von Morgen bis Abend, nur vier Leguas, und waren doch so erschöpft, als ob wir 16 gemacht hätten. Das Waten in dem tiefen Schnee ermüdet aber ungemein, noch dazu da der Fuß gar keinen festen Haltpunkt findet, auf dem er Grund fassen kann. Die Schneeschichten sind viel zu tief, als daß sie den Körper bis ganz hinunterlassen, nur beim Heben desselben geben sie wieder nach und gewähren so nie einen festen, sondern stets einen unsichern Tritt.

Die Scenerie war aber wundervoll: himmelan starrten die Berge in wilden phantastischen Massen, hier durch gewaltige Schneewehen zu einem glatten fast abgerundeten Ganzen zusammengegossen, dort wieder wie Riesen, die gewaltsam den drängenden Schnee von sich abgeschüttelt, schroff und nackt auseinandergerissen. Durch den Schnee geblendet verlor dabei das Auge ganz seine Beurtheilungskraft: Stellen, die mir, doch an das Messen der Entfernungen schon von der Jagd her gewöhnt, ganz nahe erschienen, brauchten wir stundenlang, um sie zu erreichen, und als wir gegen Abend endlich an die Thür der nächsten Steinhütte oder Casucha kamen und ich zurückschaute, sah der Berghang, an dessen anderer Seite die Punta del Vaca lag, gerade so aus, als ob eine Büchsenkugel ihn erreicht haben könnte.

Eine nähere Erwähnung verdienen jedoch hier diese im Lande sogenannten Casuchas, ohne deren Hülfe eine Winterreise durch die Cordilleren wenn nicht unmöglich, doch mit wirklicher Lebensgefahr verknüpft wäre. Es sind kleine einfache Hütten, aus Backsteinen und zwar gewölbt gebaut, um dem Wanderer bei etwa eintretendem Schneesturm ein Obdach zu bieten. Zu diesem Zwecke stehen sie auch wol auf 10—12 Fuß hohem Mauerwerk, zu dem eine Treppe hinaufführt, damit sie nicht so leicht verweht werden können. Bequemlichkeiten bieten sie freilich weiter keine als eben nur die vier nackten Wände und die Nähe des Wassers, denn Feuerung muß sich Jeder, will er sie haben, mitbringen. Nicht selten geschieht es dabei, daß bei einem recht scharfen Schneesturm Reisende schon acht, vierzehn Tage, ja vier Wochen in ihnen festgehalten wurden und dann vor Kälte und Hunger fast umkamen, und noch der letzte Correo, der nach Chile hinüberging, war genöthigt, elf volle Tage in einem dieser kleinen Rettungshäuschen beizulegen, weil Schnee und Sturm ihn keinen Schritt weit hinausließen. In der Argentinischen Republik stehen sie nur etwas zu weit voneinander entfernt, und wer gerade in der Mitte zwischen zweien einmal von einem tüchtigen Wetter überfallen wird, kann von Glück sagen, wenn er mit dem Leben davonkommt.

Wir fanden einige Kohlen in dieser Casucha, machten uns heiß Wasser zu etwas Suppe und Thee, verzehrten ein Stück des harten trockenen Fleisches und warfen uns dann erschöpft und kalt auf unsere harten Lager nieder. Ich hatte dabei noch das Angenehme, daß ich den beiden Burschen, die meine Begleiter waren, nicht so recht traute, und alle Ursache zu haben glaubte, sie doch trotz meiner Müdigkeit im Auge zu behalten.

So wenig ich übrigens auch sonst mochte Ursache haben, mit den beiden Burschen — die unreinlichsten Gesellen, glaube ich, der ganzen Republik — zufrieden zu sein, so schienen sie wenigstens ehrlich oder wurden am Gegentheil durch meine Wachsamkeit verhindert, und die Nacht ging ruhig vorüber.

Am 17. Juli marschirten wir früh wieder aus und der ganze Tag schien eine Wiederholung des vorigen werden zu wollen. Die Berge, von denen ich am vorigen Morgen geglaubt hatte, daß wir sie noch vor Mittag erreichen müßten, lagen noch allem Anschein nach ebenso weit von uns entfernt, und nur tiefern Schnee fanden wir in dem immer enger werdenden Thale, je höher wir stiegen, obgleich wir von dieser Seite aus nur sehr allmälig bergan zu klimmen hatten. Der Weg muß im Sommer ein wahrer Spazierritt sein, jetzt aber galt es harte Arbeit und tüchtige Ausdauer, ihn zu überwinden. Es geschah heute mehrmals, daß einer von uns in den Schnee förmlich einbrach und durch die andern herausgehoben werden mußte, und einmal stak ich so fest darin, daß, wäre ich allein gewesen, wol nur das Messer mir wieder hätte Bahn hinausmachen können.

Ein prachtvoller Anblick sollte mich aber bald darauf für alles bisher Ertragene reichlich entschädigen, die

Digitized by Google

Peons hatten mir schon am Morgen gesagt, daß wir zu einer heißen Quelle kommen würden, und diese erreichten wir etwa gegen Mittag. Schon von weitem zeigten aus dem Schnee vorragende Büsche, daß die Vegetation hier eine kräftigere als an den andern dürren Orten sein müsse, und eine kleine Anhöhe, hinter der der Bergstrom verschwand, hinanklimmend, standen wir gleich darauf am hohen, abschüssigen Ufer desselben und hatten, uns gegenüber aus dem Felsen sprudelnd, die heißen Quellen, die sich in drei starken Armen Bahn aus dem beengenden Stein brachen, und wie durch die harte Arbeit erhitzt, den Qualm hoch hinaufsandten in die reine, kalte, klare Luft. Ich konnte mich nur schwer von dem freundlichen Anblick trennen und wäre gar so gern einmal zu dem heißen Strudel hinabgestiegen; das war aber effectiv nicht möglich oder doch wenigstens mit so viel Gefahr und Zeitaufenthalt verknüpft, daß ich es endlich aufgab.

Wir hatten von hier aus wieder einen schlimmen, sehr schlimmen ermüdenden Marsch, die Sonne vergoldete schon die höchsten Gipfel der östlich gelegenen Berge, und noch immer sahen wir die Casucha nicht; endlich schimmerte sie uns am Hange einer kleinen Anhöhe entgegen und darin — lieber Leser, du hättest sehen sollen, was wir für Schritte machten, den Ort recht schnell zu erreichen — darin brannte ein Feuer. Also waren noch Menschen dort in dem kleinen steinernen Raume, und wir bekamen wieder einmal andere Gesichter zu sehen, hörten andere Stimmen als die unsern. Erst mit völliger Dunkelheit erreichten wir aber den Platz und fanden jetzt den Correo von Chile mit drei Peons, der sich auf seiner Tour gen Mendoza befand. Fragen wurden natürlich gleich gegenseitig nach dem passirten Wege gewechselt, und wir hörten dann zu unserer Freude, daß der Schnee auf der andern Seite wol sehr tief, aber auch ziemlich hart sei, und sogar bei der vierten Casucha, an der Schneegrenze, ein Maulthiertrupp liege, den wir sehr wahrscheinlich benutzen könnten. Das waren gute Neuigkeiten, und bei einem knisternden Feuer und einer tüchtigen Tasse Kaffee verbrachte ich den Abend ziemlich angenehm.

Am nächsten Tage, den 18. Juli, hatten wir aber ein ziemlich hartes Stück Arbeit vor uns, wir mußten die Cordilleren übersteigen, und schon von der Casucha selbst aus ging es steil bergan, damit war denn aber auch, allen Aussagen nach, das Schwerste überstanden, und wir gingen deshalb mit freudigem Muthe und mit Tagesanbruch an die Arbeit. Und Arbeit war es wirklich, noch dazu ein recht saures, schweres Stück, denn die Höhe wollte kein Ende nehmen, und immer, wenn wir schon den Gipfel erreicht zu haben glaubten, lagen noch andere, weit höhere Schichten über uns. Dabei fing der Schnee an dieser Hügelseite an zu thauen und gab unter dem Fuße nach, und kamen wir ja einmal auf eine gänzlich von Schnee freie Stelle, die Sonne oder Regen gereinigt hatte, dann konnten wir gar kaum fortkommen, denn der bröckliche nasse Steinboden wich unter den Füßen und war noch viel schlüpfriger als der Schnee selbst.

Der Berg hatte aber eine Kuppe und folglich mußten wir die auch endlich nach der gehörigen Ausdauer erreichen; ein frohes Gefühl war es aber, und ordentlich als ob ich neue Kräfte gewönne, als der Blick frei nach Westen hinüberschweifen konnte und drüben, dort rechts an den andern Bergkuppen hin, die die Aussicht wieder umdämmen wollten, seinen Horizont, das weite, freilich von Nebeln überhangene Stille Meer erschaute. Ich hüllte mich in meine wollene Decke, die ich umgegürtet trug — denn der Wind wehte hier oben gar scharf — und warf mich auf einen Stein, das herrliche Panorama der um mich her aufsteigenden gewaltigen Bergkuppen zu überschauen, und lange, lange ruhte mein Blick — nicht auf den Gebirgen Chiles — nein, auf der weiten Öde, die über den östlichen Bergen dem Atlantischen Ocean zugestreckt lag, denn dort weit zurück ließ ich die Heimat, ließ ich das Meer, das sie umfloß, und wie sollte ich das Alles wiedersehen?

Es war ein schöner, aber auch wehmüthiger Augenblick, den ich da oben auf dem Gipfel der Cordilleren verträumte, und ich mußte mich endlich ordentlich gewaltsam emporreißen, meinen Weg hinter den schon bergabkeuchenden Peons fortzusetzen.

Wer übrigens weiß, was es sagen will, ermüdet einen steilen Berg hinabzusteigen, der kann sich ungefähr denken, wie mir zu Muthe sein mochte, als ich die Cordilleren erklommen hatte und nun auch wieder hinunter mußte. Meinen Körper mußte ich dabei wol auch in der letzten Zeit etwas zu sehr angestrengt haben, denn wir waren etwa kaum eine Stunde, aber fortwährend so steil, daß Gefahr im Ausgleiten schien, hinabgestiegen, als mir die Glieder förmlich den Dienst versagten und ich mich mehrmals auf den Schnee niederwerfen mußte, um nur in etwas wieder Kräfte zu sammeln. Mir wurde dabei schwindlig und übel und ich fürchtete wirklich schon, krank zu werden. Wollte ich dort nicht wirklich allein übernachten und — die nothwendige Folge — jedenfalls erfrieren, so mußte ich mich schon zusammenraffen und meine letzten Kräfte brauchen. Es ging auch endlich wirklich, und mein einziger Trost dabei war die Aussicht, die nächste, nur eine Legua entfernte Casucha bald zu erreichen und dann bei einem Becher voll recht heißen Thees den erschöpften Körper in etwas zu stärken.

Mit Dunkelwerden erreichten wir die Casucha wirklich, aber großer Gott, was für ein Aufenthalt! Vieh und Menschen mußten erst ganz kürzlich darin campirt haben, und dicht, ganz dicht vor der Thür lag noch, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, ein gefallenes und halb schon von den Geiern verzehrtes, halb angegangenes Maulthier. Und da sollten wir übernachten? War das ein Aufenthalt für Menschen? Es blieb aber keine andere Wahl, die nächste, ebenfalls eine Legua entfernte Casucha hatte kein Wasser (und Schneewasser hat einen schauerlichen Geschmack) und zwei Leguas, noch dazu bei Nacht und die steilen Berge hinunter, wäre ich nicht mehr im Stande gewesen, die müden Glieder zu schleppen. Mit Ekel machte ich mir mein Lager in der entferntesten Ecke und rief den Peons dann zu, ein Feuer anzuzünden und den Kocher mit Wasser hinanzustellen — lieber Gott, Feuer — die Schufte hatten die Kohlen, um sie nicht bergan tragen zu müssen, bis auf die letzte in der vorigen Nacht verbrannt, und wir lagen jetzt hier mitten im Schnee, ohne einen Funken Feuer zu haben. Nichts als die kalten nackten Wände und das zerfressene Maulthier dicht vor der Thür.

Das war ein harter Schlag, ließ sich aber jetzt unter keiner Bedingung ändern; eine harte Brotrinde kaute ich deshalb, würgte ein kleines Stück des getrockneten Fleisches hinunter, trank einen Schluck Magenbitter, den ich glücklicherweise noch bei mir führte, und warf mich dann, zum Tode erschöpft, in meine Decken gewickelt, zum Schlafen nieder.

Es war ein trauriges Erwachen, mich fror und

Digitized by Google

alle Glieder schmerzten mich, und dazu die Umgebung! Mich ekelte es nur, die Luft einzuziehen, die kalt und fröstelnd genug durch den engen Eingang strömte; ich überwand mich endlich, stand auf, zündete mit großer Mühe, denn meine Schwefelhölzer hatte ich verloren, ein glücklicherweise mitgebrachtes Talglicht an und rief dann auch die Peons, um heute mit Tagesgrauen aufzubrechen und recht bald die Maulthiere zu erreichen, und meiner Umgebung und Begleitung enthoben zu sein. Nie im Leben habe ich nämlich ein paar schmuzigere Gesellen gesehen als eben diese beiden Peons. Schon gleich im Anfange hatten sie auch, als ich mir Hände und Gesicht wusch, bedeutet, daß das in kaltem Klima nicht angehe, sondern daß danach Hände und Gesicht aufsprängen; als ich aber ihren Ermahnungen nicht folgte, sondern fortfuhr, mich einer solchen Gefahr auszusetzen, da lachten sie über mich und erzählten es später sogar ihren Bekannten in Chile, daß sich der Fremde unterwegs gewaschen habe, und die wollten es nicht glauben. Als mir aber weder Gesicht noch Hände wirklich danach auffsprangen und ich ihnen das zeigte, da schüttelten sie mit dem Kopfe und zuckten die Achseln; sie waren jedenfalls fest davon überzeugt, daß ich eine besondere Art Fell haben müsse, selbst das Waschen mit Schnee zu vertragen, was ihre zarte Haut unter keiner Bedingung aushalten würde. Und mit den Händen machten sie das Essen, mit den Händen brockten sie Brot in die Suppe und kneteten sie Zwiebeln und Fleisch zusammen — mich schaudert's noch jetzt, wenn ich daran denke, und doch aß ich damals, aber der Hunger trieb es hinein und ich betrachtete das Ganze auch wirklich als eine Art Sühne, wonach ich, das einmal ausgestanden, nach meinem einstigen Tode jedenfalls gleich direct in den Himmel eingehen müsse.

(Beschluß folgt.)

Graf Pelisson.



Unsere Abbildung vergegenwärtigt uns den unglücklichen Gefangenen, Grafen Pelisson, der, lange Jahre von allem Umgange mit Menschen geschieden, durch unsägliche Mühe eine Spinne abgerichtet hatte, daß sie auf ein von ihm gegebenes Zeichen sich ihm näherte. Der Umgang mit dem Thierchen war seine einzige Freude, und als einst unvermuthet schnell der Gefangenwärter in den Kerker des Grafen trat, die eben auf dem Tische befindliche Spinne herunterschleuderte und zertrat, war Pelisson fast dem Wahnsinn nahe. Dieses Ereigniß findet man in Prosa und Poesie häufig erzählt.

Digitized by Google

Die Domkirche in Augsburg.



Der Bau dieses merkwürdigen und imposanten Gebäudes begann bereits im 10. Jahrhundert und ward nach mehren Unterbrechungen erst im 15. Jahrhundert vollendet. Über Augsburg vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1848, Nr. 296, und Jahrgang 1849, Nr. 349.

Ein Alibi, oder neapolitanische Justiz.

(Beschluß.)

Der Tag vor Weihnachten ist einer der festlichsten zu Neapel. Es ist ein Fest für Jedermann; Reiche und Arme, Vornehme und Lazzaroni, Alles jauchzt und jubelt, in Palästen und auf den öffentlichen Plätzen drängt eine festliche Scene die andere. Vom frühesten Morgen an ertönen die Glocken der unzähligen Kirchen. Ganz Neapel ist auf den Beinen, und tausend Feuerwerke, die man an allen Enden und Orten krachen hört, vermehren den allgemeinen Freudenrausch. Die Straßen gleichen einer Festversammlung; Blumengewinde und Kränze ergötzen das Auge, wo man sich nur hinwendet, und die ausnahmsweise für heute errichteten Stände mit Eßwaaren und Leckerbissen aller Art üben auf die lustige Menge der Beschauenden eine ungewöhnliche Anziehungskraft aus. Früchte und Confect von jeder Farbe und Sorte sind in malerischen Formen von Grotten und Tempeln aufgestellt, Tausende von duftenden Orangen und Limonien an bunt-

Digitized by Google

farbigen Bändern geschmackvoll aufgehängt. Da und dort ist eine künstliche Mutter Gottes aus Wachs im Hintergrunde einer aus Zucker erbauten Kapelle zu schauen. Niedliche Kerzchen brennen um sie her und die Heilige scheint der gastronomischen Ausstellung, in welcher sie sich befindet, ihren Beifall zu lächeln. Bei den alltäglichen Lieferanten der Leckermäuler geht es heute doppelt munter und lebhaft zu. Pastetenbäcker, Eis- und Limonadeverkäufer haben alle Hände voll zu thun. Kein Mensch denkt heute daran, etwas zu arbeiten, Niemand will zu Hause bleiben; Neapel ist nicht das Neapel von gestern, es ist, als wäre das der einzige Tag im Jahre, wo man Alles sehen und wo Jedermann sehen muß. Sobald es Abend wird, nimmt das bunte Gewühl zu; ein betäubendes Freudengeschrei begleitet das Losbrennen von Schwärmern und Raketen aus den Fenstern, Millionen Feuerfunken werfen ihr Licht auf ein wogendes Meer von Menschenköpfen, kaum ist noch Raum, um sich frei zu bewegen, und doch will Jeder überall dabei sein. Besonders in der Toledostraße, dem Mittelpunkte der Festlichkeit, ist das Gedränge am größten; man hört das Schreien Solcher, die in Gefahr sind, erdrückt zu werden, und doch um Alles in der Welt nicht zu Hause bleiben möchten; heute erblicken wir daselbst überdies ein Gefährt, das durch die dichten Massen vergebens durchzukommen sucht. Unwirksam verhallen die Flüche und Drohungen seines Lenkers; endlich ist kein Schritt vorwärts mehr möglich und die darin Sitzenden sehen sich genöthigt, auszusteigen und zu Fuß ihren Weg fortzusetzen.

Es sind zwei Männer, einer von größerm Wuchs und vornehmer Haltung, tief in einen weiten Mantel gehüllt. Er drängt sich vor trotz alles Widerstandes; es ist, als ob er sich dessen sogar freute. Sicher, doch nicht ohne Kampf, bahnt er sich und seinem Gefährten einen Weg durch die dichten Massen. Endlich hält er von selbst vor einer Gruppe Lazzaroni, die theils stehend, theils auf dem Boden liegend eifrigst einem Improvisator zuhören, dessen Worte sie in Feuer und Flammen setzen. Denn die Großthaten Rinaldini's des Unüberwindlichen sind es, welche er mit all der Beredtsamkeit und Begeisterung vorträgt, die dieser Classe von Rednern eigen ist.

Auch der Fremde schien daran Gefallen zu finden, denn er blieb fortwährend bei dieser Gruppe stehen, so wenig auch seine Erscheinung mit dieser Gesellschaft zusammenstimmte. Folglich waren mehr als nur ein paar Augen mit großer Neugierde auf ihn gerichtet; besonders Einer der Lazzaroni betrachtete ihn mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und flüsterte dann einem andern, der neben ihm lag, zu: Salvatore, da sieh' einmal hin und sage, hast du je eine auffallendere Ähnlichkeit gesehen, als der in dem Mantel gegenüber mit dem Herzoge von San-Giuseppe hat?

Was? mit Dem, der schon so lange im Gefängniß sitzt, der seine Geliebte auf öffentlicher Straße ermordet hat?

Gaetano, ich glaube, du bist nicht recht gescheit. Auch solltest du es am besten wissen, da dein Vetter Catenio ihn unter Schloß und Riegel hält, und der läßt gewiß keinen Edelmann aus Menschenliebe fort, und wäre es am heiligen Christabend. Die Lacryma Christi hat dich träumen gemacht.

Wenn nur du nicht träumst; ich behaupte nicht, daß er es ist, aber so ähnlich — sieh nur — gerade gegenüber vor uns.

Laß mich doch, ich liege so gut und gehe nicht gern da weg.

Du brauchst nur den Kopf umzudrehen. Ich muß es doch wissen; oft habe ich ja unter dem Portico seines Palastes vor der brennenden Sonne den Schatten gesucht.

Salvatore richtete sich auf und wandte den Kopf nach der bezeichneten Richtung.

Du hast nicht ganz Unrecht. Man sollte fast meinen. Doch dieser da ist schlanker, es könnte ein Bruder von ihm sein.

Diese Reden wurden während einer Pause des Improvisators gewechselt. Als er wieder begann, erfolgte athemlose Stille in dem ganzen Haufen, um ja keine Sylbe seiner Erzählung zu überhören. Allein Gaetano konnte kein Auge mehr von dem Fremden im Mantel verwenden, so gern er auch dem Redner seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte; er wurde den Gedanken nicht mehr los, daß es der Herzog sein müsse, und wenn er die Hand eine Weile vor die Augen hielt und dann wieder nach ihm hinblickte — er war es wirklich und leibhaftig, so unmöglich es auch schien. Das Gesicht war zwar blässer als früher, aber die dunkeln, stechenden Augen, welche sich fest auf den Menschenhaufen richteten, waren dieselben, und diese erschienen jetzt Gaetano als ein Basiliskenblick. Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber er wünschte sich weit weg von hier.

Dicht neben dem Fremden lag ein junger Calabrese, dessen Kleid von Ziegenfell den bauschigten Mantel seines Nachbars berührte, und der hingerissen von den Wundererzählungen, denen er lauschte, für nichts um sich her Augen und Ohren hatte als für den Redner. Staunen kroch aus allen Zügen desselben, neu und außerordentlich war für ihn das Ganze. Zampagnaro hatte zum ersten mal mit seiner Mutter Erlaubniß die heimatlichen Berge verlassen und war ohne alles Gepäck, seine Pfeife ausgenommen, in die große Stadt gewandert, um vor den Madonnenbildern zu singen und zu kielen. An diesem letzten Abend — denn morgen sollte er mit seinen jungen Landsleuten den Heimweg in die Abruzzen antreten — wollte er noch seine Freiheit recht genießen, und kein Wort des Improvisators durfte ihm entgehen, damit er bei seiner Heimkehr Alles getreu wiedererzählen könnte.

Viele der Zuschauer machte ihre eigenthümliche Tracht als Landsleute des Jünglings kenntlich, der calabresische Mantel von Ziegenfell über die blaue Jacke, die rothe Weste, das grüne Beinkleid, die Sandalen, der spitzige Hut mit sammetnen Bändern — doch war seine Gesichtsbildung von allen die sanfteste, seelenvollste. Ein Gepräge von Kindlichkeit und Unschuld lag auf demselben unverkennbar selbst für den gewöhnlichsten Beobachter. Argwohn war ihm ein fremdes Gefühl, denn er war erst 16 Jahre alt. Nie hatte er einem Wesen wehe gethan, warum sollte er Böses von Andern fürchten? Mit ganzer Seele auf den begeisterten Redner merkend, sah er nicht, was Gaetano sah, die düstern, stechenden Blicke, die seit mehren Minuten auf ihm ruhten, als brüteten sie über einem geheimen Gedanken, dessen Gegenstand er selbst war.

Plötzlich that der Fremde einen Schritt näher und beugte sich vorwärts, als wollte er den Redner besser hören, und sein weiter faltiger Mantel verdeckte in diesem Augenblicke auch den Calabresen, sodaß Gaetano diesen nicht mehr sehen kannte.

Es war nur ein Augenblick, aber ein verhängnißvoller! Ehe der Fremde sich wieder aufrichtete, ward

Digitized by Google

ein durchdringender Schrei vernommen. Unter dieser niedertauchenden Hülle war ein Menschenleben geopfert worden! Während der darauffolgenden Verwirrung waren die starren, dunkeln Augen jenes blassen Gesichts verschwunden. Gaetano sprang auf und wollte ihm nach, allein es war zu spät; der Mörder war fort, hatte sich unerreichbar in der großen Masse verloren, und ohne den blutigen Beweis, der von der furchtbarsten Wahrheit zeugte, wäre ihm Alles, was sich vor seinen Augen zugetragen hatte, wie ein Traumgesicht vorgekommen.

Ach, der arme Zampagnaro! Da lag er, sein Herzblut entrollte in Strömen, der Stoß hatte den edelsten Theil getroffen. Seine Blicke wehmüthig auf die bestürzten Gefährten geheftet, schien er zu fragen, was er gethan habe, um ein so frühes Ende verschuldet zu haben? und auf seinen sterbenden Lippen zitterte der Seufzer: O meine Mutter!

Wo und wer war aber der Mörder? Wie vom Donner gerührt, wagten es kaum die Zuschauer, sich zu fragen; in stummem Schrecken starrten sie einander an. Doch war Gaetano nicht der Einzige, der die hohe Gestalt des Fremden bemerkt hatte. Wol ihrer 20 waren mit ihm bereit zu schwören, daß es der Herzog von San-Giuseppe gewesen, der Nämliche, den man vor zwei Jahren auf öffentlichem Marktplatze ein Frauenzimmer hatte erdolchen sehen. Sein vornehmes Aussehen, sein düsteres, drohendes Auge — sie konnten sich unmöglich täuschen. Jeder Zug von ihm — und dennoch, wie konnte Er es sein? War es nicht männiglich bekannt, daß er in der Vicaria in engem Gewahrsam sich befand und nächster Tage sein Verhör vor sich gehen sollte? Vermuthungen konnten zu nichts führen. Jedenfalls mußte man die Ermordung Zampagnaro's dem Herzoge zur Last legen, da der Schein in so hohem Grade gegen ihn war, und die Justizmänner bekamen nun die schwere Aufgabe, zusammenzureimen, was sich nicht reimen ließ, und Widersprüche zu lösen, an denen ihre Gelehrsamkeit und ihr Scharfsinn scheitern mußten.

Mittlerweile schlug es 11 Uhr auf der Glocke der Vicaria, als ein Wagen unter dem Campanerthor anfuhr und zwei Männer, tief in weite Mäntel gehüllt, ausstiegen. Nachdem sie den Führer verabschiedet hatten, sahen sie sich sorgsam um, ob sie nicht bemerkt würden, und setzten dann eine kleine Strecke weit ihren Weg zu Fuße fort.

Hier ist die geheime Thür, Excellenz! und Catenio wartet nur, bis wir das Zeichen geben, um sie einzulassen.

Wahrhaftig, ich hatte es nicht gewahrt. Die Dunkelheit hier sticht auch gar zu sehr ab gegen die taghelle Beleuchtung in der Toledostraße.

In wenigen Secunden schloß sich die geheime Thür hinter dem Herzog und eine Stunde darauf hörte Satalani ruhig die Mitternachtsmesse in der königlichen Kapelle an.

Längs des Gestades und auf der Straße, welche zur Altstadt führt, sieht man eine endlose Reihe von Gefährten und glänzenden Equipagen in rascher Folge hintereinander rollen. Schon seit vier Tagen ist dies der Fall. Schon den vierten Tag ist die gewohnte Fahrbahn der Straße nach Pausilippo und der Strada nuova verlassen und doch findet keine öffentliche Ceremonie zu Fuß, keine kirchliche Procession statt. Ebenso wenig ist das wunderbare Flüssigwerden des Blutes des heil. Januar oder die Kunst eines berühmten Polichinell Ursache solchen Zusammenströmens, sondern für diesmal die Justiz, in deren Wage ein mächtiger Einfluß die Schuld eines schweren Verbrechens aufwiegt. Die Einen führt lebhafte Theilnahme, die Andern bloße Neugierde denselben Weg, und Allen wird die Verhandlung des heutigen Tages die Angst oder die Zweifel benehmen, welche die vorhergehenden erregt hatten. Heute soll dem doppelt beklagten Herzog von San-Giuseppe das Urtheil gesprochen werden.

Wir befinden uns wiederum vor der grauen Pforte der Vicaria, wo die glänzenden Equipagen ihre schönen Bürden absetzen. Es sind Edeldamen, die gekommen sind, die Schlußverhandlung mit anzuhören. Jede hat für diesen Fall einen dienstthuenden Ritter aus der Zahl der Schwarzröcke angenommen, die ihre Pflicht als Sachwalter in den Gerichtshof ruft.

Mich wundert, daß mein Ritter Satalani uns nicht am Portal empfängt, sagte die Herzogin von San-Feodoro. Diese Vicaria ist ein wahres Labyrinth, das man funfzig mal betreten kann, ohne sich darin zurechtzufinden, wenn man nicht einen Ariadnefaden von einem der Eingeweihten erhält.

Der Anwalt muß vor einem Liebeshofe belangt werden, sagte eine andere, damit er sich wegen seines ungalanten Benehmens verantworte. Da wollen wir sehen, ob ihn sein Talent und seine Gelehrsamkeit vor Ueberweisung schützen werden.

Ganz gewiß! sagte die lächelnde Gräfin von Losa. Sie wissen ja, wie gut er sich darauf versteht, Alibis nachzuweisen. Warum nicht in unserm Falle so gut, wie gestern für den Herzog von San-Giuseppe, wo er sich weitläufig darüber verbreitete, daß es eine Unmöglichkeit sei, an zwei Orten zu gleicher Zeit zu sein. Da er vermuthlich im jetzigen Augenblicke mit einer glücklichen Dame, die vor uns gekommen ist, sich in dem Gerichtssaale befindet, so können Sie vernünftigerweise nicht erwarten, daß er zugleich außerhalb des Thores sei, um Sie zu empfangen.

Sie plaidiren trotz einem Advocaten, theuerste Gräfin. Ich werde nicht ermangeln, Satalani, dessen schmucke Gestalt ich schon von weitem erblicke, zu sagen, daß er sie als Collegin begrüße.

Diese hohen und stolzen Damen waren gekommen, um einen Urtheilsspruch über Leben und Tod anzuhören, gerade so heiter und vergnügt, wie sie ins San-Carlotheater geeilt wären, um ein neues Drama aufführen zu sehen. Doch dient der Umstand zu ihrer Entschuldigung, daß sie keine tragische Lösung des Knotens erwarteten. Und wenn auch die vorhergehenden Tage noch einen Zweifel übriggelassen hätten, so würde die freudestrahlende Miene Satalani's, welcher ohne Zweifel Mittel gefunden hatte, die Ansicht der Richter zu sondiren, würde sein triumphirendes Lächeln alle Wolken zerstreut haben.

Ich hoffe, die Frau Herzogin und ihre Freundinnen werden meine unfreiwillige Abwesenheit entschuldigen. Die Fürstin Volguarrama hat meine Dienste in Anspruch genommen, während ich hier wartete; und ich bin nun zurückgeeilt, nachdem ich derselben einen Platz verschafft habe. Das Gedränge ist groß, und mit vieler Mühe habe ich noch Sitze für Sie vorbehalten, zu denen wir überdies nur durch eine Nebenthür gelangen können, wohin ich Ihnen jetzt die Ehre haben werde, den Weg zu weisen.

Ich weiß, sagte die Herzogin, ohne einen Ariadnefaden wäre jeder Schritt und Tritt umsonst, und sie reichte dem gefeierten Satalani ihren Arm.

Der Advocat war stolz auf diesen Dienst. Der

Digitized by Google

Ritter solch hochgeborener Damen hatte ja nun den Zutritt zu ihren Palästen, Anspruch auf die Glanzblicke ihrer Gesellschaft und ihr freundliches Lächeln errungen. Kein kleiner Lohn fürwahr, um den er des Herzogs Vertheidigung übernommen! Demnächst sollte die Richtigkeit seiner Berechnungen sich erproben. Erfolgte Freisprechung, und er zweifelte nicht daran, so war sein Glück gemacht. Was das angewendete Mittel betrifft, so verzieh er sich seinen Antheil daran. Wußte er doch, daß zu Neapel, wie einst in Sparta, ein Verbrechen nur dann ein solches ist, wenn es entdeckt wird.

Nachdem die Mitglieder des Gerichtshofes ihre Sitze eingenommen hatten, herrschte eine feierliche Stille im ganzen Saale. Man wartete nur auf die Einführung des Angeklagten. Er erschien. Sein stets blasses Gesicht ist heute noch blässer als bisher. Seit gestern ist eine sichtbare Veränderung mit ihm vorgegangen. Seine Hände umklammern das Geländer vor ihm, als wenn er es in Stücken brechen wollte. Eine Weile schweifte sein Blick gedankenlos und irre durch die Versammlung umher und heftete sich dann starr auf einen einzigen Gegenstand. An jedem der vorhergehenden Tage war er vollkommen gefaßt gewesen; was auch in seinem Innern vorgehen mochte, sein Äußeres war ruhig. Er hatte seine Familie und Freunde beim Eintreten begrüßt, hatte während der Verhandlung, so oft irgend ein Punkt zu seinen Gunsten vorgebracht worden war, dankbar durch eine Geberde seine Anerkennung ausgedrückt. Nun war es anders. Für nichts hatte er Augen als für das Papier, das vor dem vorsitzenden Richter lag, für das fürchterliche Actenstück, worauf sein Urtheil geschrieben stand.

Satalani konnte die Veränderung, die mit dem Wesen seines edlen Schützlings vorgegangen war, nicht begreifen. Warum sollte Dieser, der doch alles Bisherige mit angehört hatte, nicht ebenso frohe Hoffnung schöpfen, als er selbst, der schon des Erfolgs gewiß war? Als der Ausrufer des Gerichts der Form wegen Stille geboten, erhob sich der erste Richter und verlas das Urtheil. Es lautete also:

Von wegen des obersten Gerichtshofs, der in der Vicaria versammelt ist.

„Aus den Gerichtsacten geht hervor, daß Lorenz Theobald Leo Herzog von San-Giuseppe vor zwei Jahren zu Terracina verhaftet worden ist und seit der Zeit in dem Kerker der Vicaria sich in engem Gewahrsam befindet. Der Hof hat die doppelte Anklage gegen den Herzog, sowol wegen des an Gianetta Sozzaro auf der Piazza del Mercato, als auch wegen des in der Toledostraße an einem calabresischen Bauer, Namens Z., begangenen Mordes in sorgfältige Erwägung gezogen. Der richterlichen Pflicht der Unparteilichkeit gemäß hat er die sich widerstreitenden Zeugnisse in Hinsicht der Identität der Person des Beklagten mit der strengsten Aufmerksamkeit erwogen in Berücksichtigung, daß in keinem der beiden Fälle Verhaftung auf frischer That stattgefunden hat. In Betracht sodann, daß die Aussagen sämmtlicher Zeugen, worin sie auch sonst immer voneinander abweichen mögen, darin einstimmig sind, daß eine und dieselbe Person beide Mordthaten verübt habe; ferner in Betracht, daß der Angeschuldigte, was unwiderlegbar bewiesen ist, in den letzten zwei Jahren niemals sein Gefängniß verlassen hat, folglich des am vergangenen Christabend in der Toledostraße begangenen Mordes nach menschlicher Möglichkeit nicht schuldig sein kann; endlich in Betracht, daß ungeachtet einer außergewöhnlichen und beinahe identischen Ähnlichkeit des wirklichen Thäters mit dem Beklagten, ein Alibi in dem einen Falle unwiderstehlich dargethan ist, das einem ganz natürlichen Schlusse zufolge auch in dem andern Falle angenommen und zugegeben werden kann — spricht der Hof mit Stimmeneinheit den Herzog von San-Giuseppe frei, entbindet ihn von aller Anklage und verfügt, daß er augenblicklich in Freiheit gesetzt werden soll."

Während der nun folgenden Pause, in welcher sich die Richter hinwegbegeben und auch die Wachen von dem Gefangenen sich zurückziehen, drängten sich seine Familie, Freunde und Dienerschaft um denselben, um ihre Glückwünsche darzubringen und ihre Theilnahme zu bezeigen. Er aber, der am meisten bei dem ganzen Hergange Betheiligte, der für unschuldig erklärte Herzog, betrachtete Alles, was um ihn vorging, mit demselben todten, stieren Blick und auf seinen blassen Gesichtszügen war keine Spur eines Wiedererkennens oder gar Verstehens der Seinigen wahrzunehmen.

Satalani's Talent hatte gesiegt. Ein so offenbares Alibi und der darauf gestützte bündige Gegenbeweis des scharfsinnigen Vertheidigers hatten ihre Wirkung auf die Richter nicht verfehlt, die schon zuvor hinlänglich für denselben gestimmt waren. Sie hatten auf Freisprechung erkannt. Doch ein höherer Richter, bei welchem menschliche Subtilitäten nichts vermögen, hatte auch ein Urtheil zu sprechen und sein erhabener Schluß war bereits vollstreckt. Der Herzog von San-Giuseppe hatte völlig den Verstand verloren. Während eines langen und elenden Lebens erhielt er ihn niemals wieder.

Rußlands Bevölkerung.

Der von der russischen Akademie der Wissenschaften für das laufende Jahr herausgegebene petersburger Kalender enthält unter Anderm eine interessante Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse Rußlands. Ihr zufolge zählte Rußland nach den letzten, sich auf das Jahr 1846 beziehenden Ausmittelungen in den 49 europäischen Gouvernements und Provinzen überhaupt eine Gesammtbevölkerung von 54 Mill. 92,300 Seelen. Das Verhältniß dieser Bevölkerung zur Bodenfläche ist folgendes: vier Gouvernements haben eine Bevölkerung von mehr als 2000 Einwohnern auf der Quadratmeile; sieben Gouvernements zählen zwischen 1500 und 2000 Einwohner auf der Quadratmeile; 16 Gouvernements weisen auf der Geviertmeile zwischen 1000 und 1500 Einwohner nach; 11 Gouvernements besitzen eine Bevölkerung von 500—1000 Einwohnern auf der Geviertmeile; acht Gouvernements haben nur zwischen 100 und 150 Einwohner auf der Geviertmeile; in drei Gouvernements endlich finden sich noch nicht 100 Menschen auf der Quadratmeile vor.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 370.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [2. Februar 1850.

Felsen mit Ruine am ägeischen Meere.



Reise um die Erde.

(Beschluß.)

Noch vor Sonnenaufgang, ja sogar noch bei völliger Dunkelheit marschirten wir aus; denn heute gerade trieb es mich vorwärts mit einem Eifer, den ich mir selber nicht recht erklären konnte. Das Widerliche des letzten Nachtlagers mochte wol viel dazu beigetragen haben, ich fühlte aber, daß ich keine Ruhe haben würde, bis ich in Valparaiso wäre und dort wenigstens Gewißheit über mein Schiff hätte. Wir konnten übrigens Gott danken, daß wir gestern Abend nicht mehr weiter marschirt waren, denn der Weg, den wir heute zu gehen hatten, zeigte sich am hellen Tage gefährlich, wie vielmehr also in Nacht und Dunkelheit und mit erschöpften Kräften.

Die Berge bildeten hier lauter abschüssige Hänge und die obere Kruste war durch den scharfen Südwestwind, der sie hier vollkommen gut bestreichen konnte, gefroren, und spiegelglatt. Dabei mußten wir gerade an diesen Abhängen hinklettern, und so steil und hart war der Schnee, daß ich an einigen Stellen mit dem Stock und an andern sogar mit dem Messer vorher einen Platz aufstoßen mußte, in den ich den Fuß setzen und damit für mich und die nachfolgenden Peons eine Bahn brechen konnte; ein Fehltritt, ein Ausgleiten hätte uns Hunderte von Fuß hinab in eine gräulich schimmernde Tiefe gesandt. Glücklicherweise gab es solcher Plätze nicht viel und sie waren selten breiter als 100, 150

Digitized by Google

Schritt, aber doch immer genug, unsern Weg um ein Bedeutendes aufzuhalten.

Nach dreistündigem Marsche, bei dem wir auch oft an Schneehängen hinunterlaufen mußten, die fast wie Thürme so hoch und abschüssig emporstanden, erreichten wir endlich die zweite Casucha, und hier — wahrlich der alte Correo hatte Recht gehabt — einen ganzen Trupp Maulthiere, mit deren Führer ich augenblicklich um ein Thier für mich nach dem Orte zu, wo ich dann frische Pferde bekommen sollte, accordirte. Allerdings konnten wir in den steilen und noch immer, wenn auch nicht mehr so viel mit Schnee bedeckten Schluchten, doch nur langsam vorrücken, den Peons nahm ich aber dadurch die Last ab, und diese marschirten dadurch schneller, sodaß ich jetzt hoffen durfte, mein Ziel bald zu erreichen. Jedenfalls war der Schnee der Gebirge überwunden und der mir so oft als unmöglich geschilderte Weg glücklich zurückgelegt.

Wir hielten hier jedoch etwa eine halbe Stunde, um wenigstens einen Becher heißen Kaffees zu machen und brachen dann, dem Laufe des Puente folgend, an dessen Quelle wir an demselben Morgen einen Augenblick gerastet, auf. Der Weg zeigte sich aber immer noch für Maulthiere sehr beschwerlich, und oft kamen Stellen, wo Schneestürze, in ungeheuern Massen von den Bergen heruntergeschossen, die ganze Thalseite, an der wir uns befanden, ausfüllten und uns zwangen, zu Fuß, mit den Maulthieren am Zügel, einen Weg hindurchzusuchen. Doch was that das? Der Schneeregion entzogen, drangen wir mit jedem Schritt tiefer in das sonnige Thal ein, und warme Frühlingsluft wehte uns schon aus den Gründen an und erfüllte mir die Brust mit einem unbeschreiblichen Gefühl stiller, aber freudiger Genugthuung.

Ich war jetzt in Chile, dem Lande, nach dem ich mich so lange gesehnt, dessen Erreichung mir so furchtbar gefährlich geschildert worden und das zu erreichen ich auch wirklich Mühseligkeiten und Gefahren genug ausgestanden hatte. Wie so an beiden Seiten die Berge so schroff und kühn emporstiegen, mit ihren zackigen noch immer schneebedeckten Kuppen nach den Wolken hinaufstarrten und der Bergbach, den ich als ein Kind gekannt, toll und lebendig dazwischen hinsprudelte, da kam es mir fast vor, als sei ich hier gar nicht mehr fremd, als sei das meine Heimat, die ich betreten, und ich kenne die grünen Kuppen, die weit da vorn lagen, und die Quelle, die neben mir aus dem Felsen sprang, und die Thäler, denen das Wasser entgegenströmte, schon seit langen, langen Jahren, und hätte sie lieb gewonnen alle miteinander, Berg, Thal, Quelle und schneeigen Abhang.

Es war nur eine Täuschung, wenn auch eine freundliche, und der enge Maulthierpfad nahm bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, daß mir nicht noch aus Unachtsamkeit zuguterletzt ein Unglück zustieße. Das wärmere Klima der chilenischen Republik kündete sich aber jetzt schon in aufwuchernden Sträuchern und Bäumen an; hier und da zeigten sich kleine Dickichte, zwischen und unter denen die Thiere hinschritten, und Gras, ein lange nicht gesehener Gegenstand, sproßte am murmelnden Strome. Sonst blieb sich die Gegend gleich, ein noch ziemlich winterliches Bergthal, die tiefe, gähnende Schlucht in die riesigen Gebirgsmassen scharf hineinschneidend, und daneben hin, manchmal das Wasser hoch überragend, daß es unten, tief unten schäumte und dumpf heraufbrauste, manchmal dicht an seinem Ufer hin, daß die spritzende Welle die Hufe der Maulthiere berührte, lief der Pfad. Gegen Abend rasteten wir ein wenig an einem freundlichen, von Bäumen überhangenen Plätzchen und brachen erst mit Sonnenuntergang wieder auf, sodaß wir jetzt einen Weg, der mit Pferden sicherlich am hellen Tage lebensgefährlich gewesen wäre, in stockfinsterer Nacht — denn nicht einmal der Mond schien — zurücklegten. Im Anfange kam mir der Ritt auch selbst fast unheimlich vor, in völliger Dunkelheit einen so schmalen Pfad hinzuschreiten, daß ich ihn, wenn ich mich vorn über den Sattel bog, mit der angestrengtesten Sehkraft nicht erkennen konnte, und dann nur das silberne Blitzen des tief, tief unten schäumenden Stroms gerade so zu sehen als ob das Maulthier in freier Luft darüber schwebe, während das dumpfe Murmeln und Rauschen gar unheimlich zu uns heraufstönte.

Wir ritten diesen gefährlichen Pfad aber so lange bergauf und bergab, und ich war durch die in den letzten Tagen gehabten Anstrengungen so gleichgültig geworden und abgestumpft gegen alle dergleichen Eindrücke, die sonst mein ganzes Nervensystem in der lebendigsten Spannung erhalten haben würden, daß ich zuletzt förmlich im Sattel einschlief und im Halbtraum nur noch den Abgrund neben mir an der einen und die schroffen Felswände an der andern Seite erblickte; die erschöpfte schwache Menschennatur verlangte nach Ruhe, und als wir endlich, um 11 Uhr etwa, einen Platz erreichten, wo die Maulthiere etwas zu fressen bekommen konnten, glitt ich nur aus dem Sattel, breitete meine Decken an der Stelle, wo ich stand, aus und träumte im nächsten Augenblick schon „von daheim und Glück und Frieden".

Am nächsten Morgen brachen wir wieder vor Tage auf — es war die Nacht recht kalt gewesen und es hatte mich gefroren; wir nahmen auch nicht einmal etwas zu uns — aus dem Sattel auf die Erde geworfen und von der Erde auf wieder in den Sattel — ein trauriges Leben — doch führte es mich meinem Ziele entgegen, und ich mußte zufrieden sein.

Der Wind zog recht kältend die Schlucht herauf und ich wickelte mich fest, fest in meinen Poncho; der Traum, den ich die Nacht gehabt, war auch gar zu lieb und freundlich gewesen, ich mochte ihn noch nicht aufgeben und suchte ihn fortzudenken, und wie die grauen dämmernden Morgennebel von den Halden herunter ins Thal glitten und die Gegenstände um uns her erst nur langsam und schwach Form und Gestalt annahmen, während im Osten die Sterne erbleichten und den frischen Morgenhauch über die Bergkuppen sandten, da saß ich wieder mit halbgeschlossenen Augenlidern auf meinem Thier und suchte die Außenwelt so viel als möglich zu vergessen.

Hunde schlagen an und Kinderstimmen dringen an mein Ohr — ich hebe den Kopf, und schaue überrascht — erstaunt empor — wach' ich denn, oder träum' ich noch fort? — komm' ich denn eben erst aus dem Schnee heraus, oder hat mich ein neckendes Bild geäfft? — gestern Morgen bald bis am Gürtel im Schnee, bald an eisigen Hängen hinkletternd, wo weder Baum noch Strauch die monotone Öde von Schnee und starren Felsmassen unterbrach, und jetzt —?

Vor mir eine friedliche reinliche Hütte, fest in grüne laubige Büsche hineingeschmiegt, dicht daneben das dunkle Laub der Orangen und die Äpfel der Hesperiden in voller herbstlicher Pracht daraus hervorglühend, Monatsrosen in Knospen und aufgebrochene Blumen, Pfirsichbäume bis zur Spitze mit den weichen süßen Blüten bedeckt, und um mich her überall blühende

Digitized by Google

Sträuche und das saftige Grün der Wiesen und Hänge — ein Zauberschlag hatte den starren Winter zerstört, und Sommer war es geworden so rasch, wie sich die Nacht in Licht verwandelt, mir aber zog es wie Frühlingsluft in die Seele, und mit dem erwärmenden Strahle der über die Berge emporsteigenden Sonne schüttelte ich Schwäche und Erschöpfung von mir und fühlte mich wie neugeboren. Der Schnee der Gebirge lag hinter uns, und durch das sonnige Thal hin, wo bald grünende Weizenfelder und eingezäunte Weiden die geschäftige Hand des Menschen verriethen, trabten wir rascher, als es die Thiere bisjetzt gethan, der Ebene zu, die sich vor uns ausbreitete.

Ein weites Thal öffnete sich jetzt, in dem jede handbreit fruchtbaren Bodens benutzt schien, und zahlreiche Maulthierzüge, die uns begegneten, kündeten den lebendigen Verkehr dieser Orte. Überall Orangenhecken, blühende Pfirsich- und Apfelbäume, einmal sogar stolze Palmen.

Zu Mittag erreichte ich endlich das Haus, in dem ich, wie mit dem in Mendoza genommenen Führer accordirt worden, frische Pferde bekommen sollte. Allerdings wollte mich der Eigenthümer damit bis zum nächsten Morgen vertrösten und meinte, daß es ja wol dabei auf einen Tag nicht ankäme, mir ließ es aber keine Ruhe mehr, ich mußte gen Valparaiso, und meinem Drängen endlich nachgebend, kamen wir, 3 Uhr Nachmittags etwa, wieder in Sattel, passirten noch an demselben Abend die kleine freundliche Stadt San-Felipe und übernachteten in einer Hütte am Wege.

Am nächsten Tage wieder vor Tagesanbruch aus — eine mir selber unbegreifliche Ungeduld hatte mich erfaßt — ich mußte nach Valparaiso. Gott weiß wie vielmal wir hier in der Dunkelheit den Bergstrom kreuzten, der das Thal nach nur zu vielen Richtungen durchzieht und vieles Land, das sonst trefflich zu Weiden oder Feldern benutzt werden könnte, mit Steinen erfüllt. Noch passirten wir ein kleines Städtchen und viele wohl bestellte Plantagen, aber unsere Pferde gaben nach, wenigstens das Pferd, das ich ritt, und konnte zuletzt kaum noch vorwärts. Der Geiz meines Führers hatte ihnen, wie ich erst leider zu spät merkte, das Futter nur karg zugemessen, und wir waren nur im Stande, Schritt für Schritt mit ihnen vorwärts zu kommen. Mein Führer behauptete endlich, als die Sonne unterging, nicht mehr weiter zu können und erklärte da, wo wir uns gerade befanden, übernachten zu wollen; ich aber erklärte ihm dagegen, dann ginge ich noch an demselben Abend zu Fuß nach dem noch etwa fünf Leguas entfernten Hafen, und da der Accord lautete, daß er verpflichtet war, mich zu Pferde hinzubringen, so fügte er sich endlich, wenn auch murrend.

Wieder, nach kurzer Rast im Sattel, und jetzt langsam mit den todtmüden Pferden bergauf, bergab, mehr nebenhergehend als sie durch die Last des Reiters erschöpfend — gen Valparaiso — mich drängte es auch aus den Kleidern zu kommen, in denen ich nun in Staub und Thau Tag und Nacht in den Pampas wie im Schnee gesteckt. Selbst die hohen Wasserstiefeln waren an der Seite, vom scharfen Ritt durch die Steppe aufgescheuert, das grauwollene Jagdhemd durch das daran geschnallte Gewehr und die Dornen zerrissen, und meine Beinkleider natürlich total durchgeritten — der Poncho bedeckte Alles nur nothdürftig; hatte der Talisman dann auch Valparaiso schon wirklich verlassen, so waren, genau getroffener Abrede nach, meine Sachen doch dort zurückgeblieben und ich konnte mit einem der nachfolgenden Schiffe von Heyborn und Compagnie weitergehen — also nur erst nach Valparaiso, in frische Wäsche, in ganze Kleider zu kommen. Aber der Weg wollte kein Ende nehmen; 9 Uhr schon war es, und noch immer hatten wir die Stadt nicht erreicht. Endlich kamen wir an die Außengebäude, die lange Straße, die am Strande hin weit in die Hügel hineinläuft, jetzt aber konnten die Thiere auch effectiv nicht mehr weiter, und da ich an diesem Abend doch weiter nichts mehr auszurichten vermochte, gab ich endlich dem Drängen meines Begleiters nach, in einer ihm bekannten Pulperia — eine Art Schenke und Krämerstand — zu übernachten.

Am nächsten Morgen war ich noch vor Tage auf und am Hafen; es lagen viele Schiffe dort, und keins hatte die Segel auf; befand sich der Talisman also unter ihnen, so konnte er mir nicht mehr entgehen. Im Anfang vermochte ich nicht etwas Gewisses darüber zu erfahren; Einige sagten, er sei da, Andere, sie hätten ihn noch gar nicht gesehen; Einer meinte, er wäre gestern Abend fort — was wußte der Mann mit dem blauen Rock vom Talisman? Endlich traf ich zufällig den Wirth des Star Hotel, in dem die meisten der Talisman-Passagiere gewohnt hatten — und wann ist er fort? frug ich den Mann gespannt.

Gestern Nachmittag um 5 Uhr hätten Sie noch an Bord kommen können, lautete die Antwort.

Das war schlimm, doch dagegen ließ sich nichts weiter thun; es blieb mir jetzt nur das Einzige: augenblicklich meine Sachen zu holen, und ich schämte mich fast, in dem Aufzuge wie ich war, nur die kurze Strecke durch die Straßen zu gehen. Es war Sonntag und jeder Laden geschlossen; endlich fand ich das Haus — und meine Sachen? meinen Koffer, meine Kleider? —

Hatte der Talisman, ohne mir auch nur ein einziges Stück zurückzulassen, mit nach Californien genommen.

Ein Klapperschlangenjäger.

Bekanntlich finden sich in der Nähe der Niagarafälle Klapperschlangen in sehr großer Anzahl und außerordentlich giftig. Ein Reisender erzählt hierüber Folgendes:

Mein alter Freund, Mac Connell, der Biberfänger, sagte uns, er besuche gewöhnlich den Niagara, um die Klapperschlangen ihres Fettes wegen zu tödten, und er habe manchmal 300 in einer günstigen Jahreszeit zusammengebracht. Die Jagd stellte er in folgender Weise an: er stellte sich vor dem Felsenkamm, wo ihre Löcher waren, hinter einen Baum mit der Keule in der Hand und die Beine in Schafsfelle mit der Wolle nach innen gehüllt, um sich gegen die Bisse zu schützen. Die Schlangen kamen aus Besorgniß vor ihren Feinden, den Schweinen, vorsichtig aus ihren Löchern hervor, um Nahrung zu suchen oder sich zu sonnen. Sobald er sie bemerkte, stürzte er vorwärts und streckte sie mit seiner Keule nieder. Die, welche nach ihren Löchern entkamen, ergriff er beim Schweife, und wenn sie sich umwandten und ihn in die Hand bissen, spuckte er etwas von der Schlangenwurzel, die er im Munde kaute, auf die Wunde, diese schäumte auf und die Gefahr ging vorüber. Die todten Schlangen wurden dann geröstet, am Schweife über einem langsamen Feuer aufgehängt und ihr Fett gesammelt und verkauft, denn die Landleute halten es für heilsam in Fällen von Rheumatismus und steifen Gliedern.

Digitized by Google

Ansicht von Oporto.



Vergleiche über Oporto Pfennig-Magazin, Jahrgang 1839, Nr. 337, wo sich gleichfalls eine von einer andern Seite aufgenommene Ansicht findet.

Digitized by Google

Mahratten.



Die Mahratten, eine kriegerische Nation im nördlichen Hindostan, waren früher ebenso sehr als kühne Seeräuber gescheut wie sie durch ihre tapfere Reiterei sich furchtbar machten und ihr Gebiet bis zu einer Ausdehnung von 28,000 Quadratmeilen vergrößerten. Seit Anfang dieses Jahrhunderts mußten alle Mahrattenfürsten die Schutzhoheit der Engländer anerkennen, ausgenommen den Rajah von Scindiah. Dieser hat seine Residenz in Gwalior, einer 342 Fuß hoch auf einem steilen, nur an einer Seite zugänglichen Felsen gelegenen Festung und hat ein stehendes Heer von 20,000 Mann, kann aber im Kriege gegen 100,000 Streiter aufstellen. Eine Ansicht von Gwalior befindet sich im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 183.

Die Entstehung von Halle durch die Halloren und deren davon herstammende Privilegien.

Die Geschichte von Halle an der Saale verliert sich in das graue Alterthum, und ebenso waren die bekannten Salzwerke schon in den urältesten Zeiten vorhanden. Von diesen hat unstreitig auch die Stadt ihren Namen; noch heutigen Tages heißt ein Theil derselben, wo die Soolbrunnen stehen, die Halle oder auch das Thal. Die Arbeiter in den Salzwerken, die Halloren, sind ein Stamm der ältesten Ortseinwohner, der sich von den übrigen Einwohnern im äußern Ansehen wie durch mancherlei eigenthümliche Sitten und Gebräuche unterscheidet und in dessen Händen dieser Gewerbsbetrieb schon seit undenklichen Zeiten sich befunden hat. Nach einer Sage standen in uralter Zeit dort, wo jetzt die Stadt Halle erbaut ist, nur einige Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Sie waren edlen Geschlechts und aus jener Zeit stammt noch das adelige Wappen, welches beim sogenannten Pfingstbier, einem alljährlich wiederkehrenden Feste, vor dem Zuge der Halloren hergetragen wird. Als sie nun eines Mittags vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof von Magdeburg, dem das Land damals gehörte und der sich öfter auf dem Schlosse Giebichenstein aufhielt, vorübergeritten. Den baten sie um die Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu erbauen. Der Bischof lachte und fragte, wo sie die Mittel hernehmen wollten, Städte zu erbauen? Sie aber antworteten:

Han wir hüte Water und Holt,
So han wir morne Silber und Gold!

Nun so baut in Gottes Namen aus Wasser und Holz, rief der Bischof, und es leucht' euch Sonne, Mond und Sterne. Und zum Andenken an jenen Ausspruch stehen noch jetzt im Wappen der Stadt Halle Sonne, Mond und Sterne.

Ein Jahr darauf kam der Bischof wieder des Weges und nun sah er den Anfang einer schönen Stadt

Digitized by Google

an der Stelle jener Hütten stehen, und die Halloren eilten ihm entgegen und dankten, daß er ihnen erlaubt hatte, eine Stadt auf ihrem Grund und Boden zu erbauen. Weil das Gedränge zu groß wurde, setzte man den Bischof auf einen Esel und vor ihm her streute man, um ihn zu ehren, Blumen. Zur Erinnerung daran ist noch heute das Wahrzeichen von Halle ein Esel, der auf Rosen geht.

Die Halloren lebten nun in allem Glücke, und unterdeß kam die Zeit, wo Kaiser Karl der Große seine gefährlichen Kriege begann. Da zogen zwölf Halloren in sein Heer; die waren größer als andere Leute und wurden Riesen genannt. Da nun die Halloren im Heere Karl's des Großen sich durch Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatten, verlieh er ihnen, nachdem Friede geschlossen war, größere Vorrechte als seinem übrigen Volke, und schenkte ihnen zum Andenken auch das Pferd, welches er selbst im Kriege geritten, sowie die Fahne, welche sie geführt hatten. Außerdem bestimmte er aber auch noch, daß jeder seiner Nachfolger, wenn sie ihm den Huldigungseid leisten, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, mit königlichem Sattelzeug, sowie eine Fahne schenken solle, und so ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Unter den Rechten, welche die Halloren von Karl dem Großen empfingen, war aber das größte, daß sie selbst Gericht halten und über Leben und Tod entscheiden durften. Zum Zeichen dafür stellte er den Roland in ihre Stadt, der noch jetzt auf dem Markte zu Halle steht. Auch erlaubte er denselben, so viel Wild in seinen Forsten zu erlegen und so viel Fische in der Saale zu fangen, als ihnen gefiel. Der Bischof aber gelobte in seiner Freude, als er die Stadt sah, ihnen alljährlich zum Pfingstbier ein Gewisses an Bier, Mehl und Heringen aus dem Schlosse Giebichenstein zu liefern.

So weit die Sage und mit Ausnahme Dessen, was nicht mehr mit den spätern Landesgesetzen vereinbar, haben sich diese Privilegien der Halloren, welche eine eigene Brüderschaft — die Thalbrüderschaft — bilden, bis auf unsere Tage erhalten. Die Fahnen, welche sie im Verlaufe der Zeiten bei den verschiedenen Huldigungen empfingen, werden sämmtlich in der Moritzkirche aufbewahrt und es sind deren 33 an der Zahl. Das Pferd aber wird stets nur bis zum ersten Pfingstbier nach der Huldigung behalten, bei welchem es der älteste Hallore reitet, dann verkauft und der Erlös kommt in die Brüderschaftskasse.

Der König von Preußen Friedrich Wilhelm III. hat der Brüderschaft der Halloren unterm 18. April 1818 von neuem eine Versicherungsurkunde über ihre Privilegien ertheilt, und zwar über den königlichen Schutz bei dem hergebrachten alleinigen Rechte zur Salzsiedearbeit in Halle; den Empfang eines Pferdes und einer Fahne bei der jedesmaligen Erbhuldigung; das Recht des Lerchenstreichens, Vogel- und Fischfangs auf dem sogenannten Pfännergehege und auf der Saale; die Leistungen des Amtes Giebichenstein von 13 Vierteln gutes Lager- oder Märzbier, 6½ Scheffel althallisches Maß Roggenmehl und 1 Thlr. 10 Ngr. Backgeld dazu, 6⅔ Thlr. (statt der frühern 10 Schock Käse), 3 Schock Wellenholz und 1 Thlr. Fuhrlohn, 1 Thlr. der Bischofsthaler genannt.

Diese Leistungen aus Giebichenstein sind aber jetzt abgelöst und durchgängig in eine Geldsteuer verwandelt.

Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat auch, nachdem zu Magdeburg von den dahin berufenen Deputirten der Brüderschaft der Halloren nach der westfälischen Zwischenherrschaft und nach dem Rückfall der Provinz an das angestammte Königshaus von neuem gehuldigt worden war, derselben im Jahre 1816, diesem Privilegium gemäß, nochmals ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem königlichen Marstalle und eine Fahne verehrt — sodaß sie von diesem König, dem sie zwei mal gehuldigt, zwei Pferde und zwei Fahnen erhielten — und ebenso ist von dem jetztregierenden König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., bei Veranlassung der demselben geleisteten Erbhuldigung den Halloren ein ausgerüstetes Pferd nebst Fahne geschenkt und dabei gleichzeitig das Recht ihrer Privilegien durch eine Sicherungsurkunde vom 31. October 1840 von neuem bestätigt worden.

Der Tempel des Fo zu Kanton.

Unter den Merkwürdigkeiten Kantons ist keine sehenswerther als der große Tempel des Fo, welcher auf dem nördlichen Ufer der Insel Ho-nan liegt, den europäischen Factoreien zu Kanton gerade gegenüber, einer der größten und schönsten im chinesischen Reiche. In den Bezirk des Heiligthums tritt man durch ein großes Portal, in dessen Innern vier kolossale sitzende Gestalten, zwei auf jeder Seite, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, alle vier prächtig gekleidet, mit ungeheuern Kurierstiefeln an den Füßen. Die erste dieser Personagen mit wilden Geberden zieht den Degen aus der Scheide; die zweite spielt auf einer viersaitigen Guitarre; die dritte hält mit der Rechten eine goldene Kugel über dem Haupte, während die Linke eine Schlange faßt; um ihren Leib schlingt sich ein großer grüner Strick, der vorn herabfällt, aus einem Stoffe, in dem man, wie es scheint, einen Cactus nachahmen wollte; die vierte hat in der Rechten ein großes Parasol, in der Linken ein Thier, das man für eine Ratte, ein Kaninchen oder Meerschweinchen halten kann. Jeder dieser vier Thürsteher, welche die vier großen himmlischen Fürsten vorstellen, die von den Buddhisten in China verehrt werden, hat eine Höhe von etwa 20 Fuß.

Nachdem man dieses Portal passirt hat, kommt man an ein zweites, wo sich zwei Statuen von gleicher Größe und ähnlicher Stellung befinden, die eine mit einer Keule, die andere mit einem Cirkel in der Hand. Diese, welche die beiden Heng-ha, zwei unter dem Namen von Tschinksi und Thingbur vergötterte Helden, darstellen, werden als die eigentlichen Tempelwächter der Buddhisten betrachtet und fehlen deshalb in keinem Tempel.

Ist man auch bei ihnen vorüber, so tritt man in einen viereckigen Hof, worin man rechts und links zwei kleine Tempel erblickt, in welchen die Statuen der beiden vergötterten Helden Kuan-jun-tschang und Neitho aufgestellt sind, die erste links betend, die zweite rechts von Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Die dritte Seite des Vierecks, dem Eingange gegenüber, bildet ein zweites prächtiges Haus, das Dach mit Drachen, Schlangen und Ungeheuern aller Art geschmückt, in der Form, die man so häufig auf dem chinesischen Porzellan abgebildet sieht. In dieses Gebäude ist Fremden der Eintritt nicht gestattet, doch sieht man durch die Thüren, deren es auf jeder Seite eine hat, daß es ein Monument von weißem Marmor mit dem einmal wiederholten Basrelief einer Frau, die auf einem Löwen sitzt, enthält.

Wenn man um diesen Tempel herumgegangen ist, so sieht man sich auf der andern Seite vor einem ähn-

Digitized by Google

lichen, zu welchem der Zugang gestattet ist. In einem großen Saale hängen hundert Lampen von den phantastischsten Formen von der Decke, überall sind Glöckchen und andere musikalische und religiöse Instrumente angebracht, und in der Mitte steht eine ungeheure Statue des Fo. Wie der indische Siwa hat er drei Augen und hinter seinem Haupte sieht man mehre kleinere, jedes mit einer hohen vergoldeten und reichgeschmückten Tiara gekrönt; von den Achseln hängen lange blaue Epaulettes mit Schnüren, die übrige Kleidung ist von entsprechender Pracht: Alles mit vieler Sorgfalt in Marmor gearbeitet. Vor dem Gotte steht ein langer Tisch von polirtem Eichenholze, auf welchem eine Anzahl drei bis vier Fuß hoher kupferner und zinnerner Gefäße beständig ihren Weihrauch duften. Opfer von Früchten und Blumen aller Art sind daneben ausgebreitet, ein großer Napf enthält geweihtes Wasser für den Gott. Eine antike Lampe, welche über dem Tische brennt, verbreitet eine schwache Beleuchtung über die Gestalt des Gottes. In einem kleinen Schränkchen auf dem Tische ist ein Bronzebild mit einer großen Anzahl Arme, größtentheils kriegerische Instrumente in den Händen, und zwei derselben heben ein Kind über das Haupt der Statue empor.

Auf der entgegengesetzten Seite des Tempels aus demselben herausgetreten, befindet man sich in einem andern Viereck, von welchem zwei Seiten von den Wohnungen heiliger Mönche eingenommen werden, während die vierte, wie in den vorhergehenden Höfen, ein Gotteshaus bildet. Eine Marmorbrücke führt über einen Wasserbehälter, dessen Oberfläche mit Seerosen (Lotus) bedeckt ist, einer Blume, die dem Buddha (Fo) heilig, in der Poesie wie in dem Aberglauben des Orients eine große Rolle spielt. In dem Tempel jenseit der Brücke, der — ungleich den übrigen — aus zwei Stockwerken besteht und sowol den Priestern als der Gottheit zur Wohnung dient, wohnte Lord Amherst während seines Aufenthalts in Kanton, und eine große Anzahl untergeordneter Götter mußte auswandern, um diesem ausgezeichneten Sterblichen Platz zu machen. In einem Gemache im Erdgeschoß ist die Statue eines sitzenden Weibes in Hindutracht, den Kopf mit einer Tiara bedeckt, die Hände gefaltet und erhoben; die Priester nennen sie die heilige Mutter. Gewöhnlich soll sie mit einem Kinde zur Seite vorgestellt werden.

In einem Saale im zweiten Stock sieht man drei kolossale Statuen des Fo, in hindostanischer Tracht; die zur Rechten stellt den Omi-to-fo dar oder den Fo der frühern Periode, die mittlere den Tsche-kia-fo oder den Fo der gegenwärtigen Periode, und die zur Linken den Mi-le-fo oder Den, der noch kommen soll. Alle drei haben schwarzes Kafferhaar, ungeheure Ohren und entschieden äthiopische Züge wie die kleinen Bilder des Buddha zu Gayah. Sie sitzen auf marmornen Löwen, in richtigen Proportionen sehr gut ausgeführt. Vor der mittlern Statue steht ein kleines Bild des Tschekia, eines Kindes mit gen Himmel erhobener Rechten, das den Fo bei seiner Geburt darstellt, wie er sagt: „Im Himmel und auf Erden ist nichts außer mir, was geehrt werden darf." Rings an den Wänden des Saals sind die Standbilder der 18 Lohan oder Schüler des Fo in Lebensgröße aufgestellt. Jeder hält in der Hand das Symbol des Verdienstes, durch welches er sich die Heiligsprechung erworben hat; aus dem Munde mehrer ging anscheinend ein Hauch hervor, der sich in ein kleines Haus, eine Stadt, einen Baum oder andere Gegenstände verkörperte, ohne Zweifel zum Zeichen, daß man diese oder jene Schöpfung, Erfindung oder Entdeckung als einen Ausfluß ihres Geistes durch Wort oder That zu betrachten habe. Die Physiognomie sowie die Bekleidung der meisten ist entschieden hindostanisch. Alle haben ungeheure Ohren und viele Ringe darin. Bei einem oder zweien nähert die Physiognomie sich mehr dem griechischen Charakter, und merkwürdig ist, daß bei diesen auch die Tracht mehr im occidentalischen Stile ist als bei den andern.

Zu diesen Gebäuden gehört eine große Anzahl von Priestern, die durch milde Beiträge erhalten werden. Gleich den Mönchen des Occidents haben sie das Haupt geschoren und sind in einen weiten Rock von einer Art von grauem Kamelot gekleidet, auch tragen sie einen Rosenkranz am Halse, an dem sie gleich jenen ihre Gebete hersagen.

Der Engländer, dem wir die vorstehende Beschreibung verdanken, fand bei seinem Besuche alle Geistliche des Tempels im Speisesaale versammelt. Sie standen an zwei oder drei langen Tafeln, jeder vor seinem Platze. Der Da-lama oder Oberpriester begann die Ceremonie, indem er mit einem Glöckchen schellte, worauf Alle im Chor die heilige Formel: Om mani padma houm! — O köstlicher Lotus! — sangen. Nachdem dies ungefähr fünf Minuten gedauert hatte, ertönte aufs neue das Glöckchen, und Alle fielen jetzt so gierig mit ihren hölzernen Stäbchen, deren die Chinesen sich statt der Gabeln bedienen, über die vor ihnen stehenden Speisen her, daß ihr unhöflicher Gast sich veranlaßt sah, sie mit einer Heerde Schweine zu vergleichen, die sich zu dem gemeinschaftlichen Troge drängen.

Die Pallmallstraße in London.

Unter allen Spielen, die jetzt noch von Kindern, auch in manchen Gegenden noch von Erwachsenen gespielt werden, ist das Ballspielen für das älteste anzusehen, und des Wort Ball kommt daher noch jetzt oft vor, ohne daß man ans Ballspiel denkt. Unser Ball als Tanzvergnügen, unser Ballet erinnert alle Tage daran; denn die Einladung geschah dazu statt jetzt mit Karten, durch Herumsenden eines Balls, weil wiederum das Spiel mit diesem einen Theil des Tanzes selbst ausmachte, diesem entweder vorausging oder mit ihm verbunden war und abwechselte, indem obenein das Fangen des in die Höhe geworfenen Balls unter zierlichen, kunstreichen Bewegungen geschehen mußte. Schon Homer hat eine der reizendsten Schilderungen in seiner „Odyssee", wo sich die Tochter des Phäakenkönigs, die liebliche Nausikaa, mit ihren Gespielinnen, während die Gewänder trocknen sollen, die sie gewaschen hatten, mit dem Ballspiele belustigt. Besonders in Italien blieb es häufig eine Unterhaltung der jungen Welt und ergötzt jetzt noch öfters manche große Stadt, indem die junge Welt den Ball schlägt, die ältere zuschaut. Das Schlagen geschieht mit einer Art Raquete (Maglia), womit der Ball aufgefangen und einem Andern zugetrieben wird, der nun, will er nicht ausgelacht sein, Dasselbe in Bezug auf einen Dritten thun muß. Aus Italien kam das Spiel nach einem großen Theile Europas, namentlich nach Frankreich und Deutschland, und machte im 17. Jahrhundert einen Hauptgegenstand von Unterhaltung bei Hofe und andern Festen. Es wurden große Häuser zu dem Zwecke angelegt, um das Spiel bei ungünstiger Witterung in dem darin

Digitized by Google

befindlichen Saale, und bei schönem Wetter in dem geräumigen Hofe treiben zu können. Ein solches z. B. entstand schon in Leipzig auf der Reichsstraße im Jahre 1624, also mitten im Dreißigjährigen Kriege, indem dann aber auch noch 1692 ein anderes auf der Petersstraße erbaut ward. *) Außerdem schlugen die hohen Herrschaften den Ball auf dem Markte, oder es wurde wol auch eine Allee dazu bestimmt, und wenn nun zu beiden Seiten derselben im Laufe der Zeit eine Reihe Häuser hinlief, so hatte sich auf ganz einfache Weise eine Straße gebildet, die in ihrem Namen noch heute hier und da auf den ersten Ursprung hindeutet. So gibt es in Altona eine der schönsten, geradesten Straßen, welche die Palmaille heißt, nicht minder in Utrecht, und ebenso hat London eine der schönsten wie der längsten, die nach dem Haymarket hinführt. Das Wort Pallmall ist nichts als das ganz verdorbene italienische Ballo und Maglia, d. h. der Ball und der Schlägel, das Raquet, womit er geschlagen werden soll. Das Ballspiel kam aus Paris nach England, und namentlich nach London vor oder spätestens zu der Zeit Karl's I.; denn schon Jakob I. empfahl es als ein fürstliches Vergnügen, und noch früher, 1598, sagt ein englischer Schriftsteller, Robert Dallington, in einer Anleitung zum Reisen: „Unter allen Exercitien in Frankreich ziehe ich keines der Paille Maille vor, weil es guten Anlaß und Gelegenheit zur Unterhaltung gewährt, nicht anstrengend ist und einem Herrn wohlansteht." Um diese Zeit muß das Spiel in London noch unbekannt gewesen sein, denn er fährt gleich nachher fort: „Ich wundere mich, daß man unter den vielen läppischen und affenmäßigen Spielen, die man aus Frankreich herübergebracht hat, nicht auch dieses in England einführte." In England scheint die Sitte nicht lange vorgehalten zu haben; denn eine Schrift aus dem Jahre 1670 nennt die Paille-Maille ein Spiel, das früher in der langen Allee bei St.-James üblich gewesen sei. Dagegen weiß man auch, daß Karl II. es noch leidenschaftlich liebte, und ein Gedicht aus seiner Zeit weiß ihn nicht genug zu rühmen.

Schon damals standen auch stattliche Gebäude hinter den Äpfelbäumen, womit die Bahn anfangs bepflanzt worden war, sowie dann hinter den 140 Ulmen, welche später in einer sehr anmuthigen und regelmäßigen Ordnung gesetzt worden waren. Viele Männer, deren Namen noch heute berühmt sind, wohnten schon zu jener Zeit in der Pallmallstraße, z. B. der berühmte Arzt Sydenham, wo er starb. Auch der berühmte Feldherr Marlborough hatte später seinen Palast hier, und so hat sich der Name dieser Straße bis auf den heutigen Tag erhalten, ohne daß gerade viele Leute in London wol den Ursprung desselben wissen; ein Schicksal, das sie mit den Leuten in Altona, Utrecht und andern Städten theilen, wo auch noch eine Pallmalstraße oder Allee ist.

*) Statt unserer Balletmeister gab es damals Ballmeister; denn es foderte besondere Kunst und setzte manche Regel voraus, den Ball aufzufangen oder fortzutreiben und nach einem bestimmten Punkte zu bringen.

Anekdote.

Aus einer interessanten Skizze von Léon Gozlan: „Waterloo 34 Jahre nach der Schlacht", die in einer französischen Zeitung mitgetheilt wird, geben wir einige Bruchstücke wieder.

Als der Reisende sich dem Schlachtfelde näherte, wurde er von seinem Kutscher etwas unhöflich aus seinem träumerischen Sinnen erweckt.... Mein Herr! rief der Kutscher.

Nun, was gibt's?

Sie verzeihen, daß ich Sie störe; aber ehe wir nach Mont-Saint-Jean kommen, muß ich Sie bitten, sich vor einem Erwerbszweige in Acht zu nehmen, von dem Sie vielleicht in Paris nicht haben sprechen hören.

Ein Erwerbszweig, den man in Paris nicht kennt! das ist stark... Indeß, wir wollen sehen! was ist das für ein Gewerbe?

Sie können sich leicht denken, fuhr der Kutscher fort, daß nach der Schlacht bei Waterloo auf dem Schlachtfelde viele Kugeln, viele Sattelknöpfe, viele kleine kupferne Adler, Degen- und Bayonnetsplitter, Säbelgriffe u. dgl. liegen blieben.

Ohne Zweifel.

Nun, seit 34 Jahren verkaufen die Landleute den Fremden diese rostigen, erdigen, von Oryd halbzerstörten Dinge.

Doch scheint es mir, mein Freund, daß nicht viel mehr davon vorhanden sein kann, nachdem man 34 Jahre davon geliefert hat.

Nein, mein Herr, aber gerade darin besteht die Industrie, von der ich Ihnen erzählen wollte. Diejenigen, deren Erwerbszweig es ist, diese Dinge zu verkaufen, säen einmal jährlich auf eigene Rechnung in dem Umkreise von mehren Meilen Scheffel kaiserlicher Adler, Tausende von kupfernen Knöpfen und Wagen voll Kugeln aus. Diese Saat lassen sie bis zum Sommer liegen, denn im Winter besuchen die Fremden Waterloo nicht; aber sobald der Sommer kommt, graben sie ihre Blei- und Kupferstücke aus, welchen dann das achtmonatliche Liegen in einem feuchten Boden einen Anstrich von Alter gegeben hat, der die Klügsten täuscht und die Bewunderung der Verehrer des großen Kaisers erregt.

Aber das ist doch ein schrecklicher Betrug?

Was wollen Sie, mein Herr? das Land ist sehr arm... Übrigens, wem schadet Das? Dieses Jahr, fügte der nachsichtige Kutscher hinzu, ist der Ertrag an Adlern nicht gar gering gewesen.

Das Kameel in Amerika.

Die Einführung des Kameels in den westlichen Prairien zum Transport der Postfelleisen und zu militairischen Zwecken zieht allmälig die Aufmerksamkeit auf sich. Die bisher gemachten Versuche sprechen zu Gunsten der Anwendung des „Schiffs der Wüste". Ein Reisender bemerkt: Die Ehre des Gedankens gehört den Spaniern, welche kurz vor der Revolution einige Kameele in Mexico eingeführt hatten, aber bei ihrem Abzuge aus dem Lande dieselben tödteten, da sie die junge Zucht nicht den Insurgenten überlassen wollten.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 371.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [9. Februar 1850.

Der Robbenfang auf den Shetländischen Inseln.



Vergleiche darüber Pfennig-Magazin, Jahrgang 1834, Nr. 90.

Reise um die Erde.

Valparaiso, 24. August 1849.

Du hast mich, lieber Leser, seit meinem letzten Reiseberichte (in Nr. 366—370) in einer Situation verlassen, die wirklich eher gedacht als beschrieben werden könnte. Mit nur sehr wenigem Gelde und mit Kleidungsstücken, daß ich an jeden mir Begegnenden die freilich etwas verfängliche Frage hätte richten mögen: ob man nichts hinten an mir sähe, in einem durch die Reise etwas mitgenommenen Poncho, an den Seiten durchgerittenen Wasserstiefeln und verwittertem breiträndigem schwarzem Filzhute — meiner Unflüsterbaren will ich auch nicht einmal flüsternd erwähnen, denn sie verdienten es nicht — kam ich nach Valparaiso und erfuhr an einem wunderschönen, sonnenhellen Sonntagmorgen, daß mein Schiff, welches ich hier zu treffen gehofft, am letzten Abend, etwa vier Stunden früher, als ich selbst in der Stadt eingetroffen, abgesegelt wäre und — gegen die mit Capitain und Cargadeur getroffene Abrede — meine sämmtlichen Sachen mitgenommen habe; Wäsche, Kleider, Bett, Bücher, kurz Alles, was ich überhaupt jetzt auf der Welt mein nannte und nothwendig brauchte, nicht allein um in Valparaiso anständig zu erscheinen, sondern auch eine weitere Seereise, mit den dringendsten Bequemlichkeiten versehen, fortsetzen zu können.

Digitized by Google

Dabei waren wir zuletzt stehen geblieben und die Sache allerdings, wenigstens für mich, keineswegs spaßhaft; dennoch mußte ich im ersten Augenblick laut auflachen. Niemand kannte meine innern und äußern Verhältnisse besser als ich selbst, und so gänzlich und urplötzlich in äußerster Patsche zu sitzen, hatte wirklich etwas poetisch Komisches. Das alte Sprüchwort heißt aber: „Der liebe Gott verläßt keinen Deutschen", und er scheint mich überhaupt, ob verdient oder unverdient, wollen wir unerörtert lassen, in seine Fürsorge genommen zu haben. Auf dem höchsten Gipfel aber dieses ganzen Gebirges von Pech — wenn ich mir erlauben darf, einen so unästhetischen Namen zu gebrauchen (was vielleicht zu entschuldigen ist, da meine Lage in der That nichts weniger als ästhetisch war), fand ich statt eines erwarteten schroffen Abhangs, an dem ich jetzt mit Lebensgefahr und entsetzlicher Mühseligkeit hätte hinabklettern müssen, einen ebenen freundlichen Weg, der mich an leisem Abhange hin meinem Ziele bequem entgegenführte.

Hr. Fehrmann, aus dem Geschäft Lampe-Müller und Fehrmann, in dessen Local meine Sachen, wie mir der Cargadeur des Talisman fest versprochen, hatten eingestellt werden sollen, lachte im ersten Augenblick allerdings mit über meine Lage — und der Teufel hätte da ernsthaft bleiben sollen —, bot mir aber zu gleicher Zeit mit der größten Gastfreundschaft sein Haus zum Aufenthaltsort an, bis das nächste Schiff desselben Rheders, die Reform, das täglich erwartet wurde, eintreffen sollte. Ich nahm das Erbieten so gern an, wie es mir geboten wurde, und fand mich bald darauf nicht allein in das Haus, sondern selbst in die Familie des Hrn. Fehrmann mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die ich den guten Menschen nie vergessen werde.

So abgerissen war ich übrigens, daß ich sogar Kleider borgen mußte, um in der Stadt herumgehen und neue einkaufen zu können; es ist aber auch keine Kleinigkeit, einen ganzen Welttheil hindurch im Sattel zu hängen oder durch den Schnee zu kriechen, und das beste Paar Hosen wäre unter solchen Verhältnissen zu entschuldigen gewesen, wenn es sich vor den ununterbrochenen Stößen des Schicksals zurückgezogen hätte.

Das nun, was mir im Anfange ein Misgeschick geschienen, wurde jetzt für mich zum Glück; unter den freundlichsten Verhältnissen war ich nicht allein im Stande, mich von wirklich fast zu harten Strapazen und Mühseligkeiten auszuruhen, sondern auch Valparaiso selbst, das ich doch im andern Falle nur zu flüchtig hätte sehen und ganz und gar nicht näher kennen lernen können, länger zu durchstreifen und auch mehr über das Land selbst zu hören. Einen wesentlichen Einfluß übte es sogar auf meine ganze künftige Reise — wer weiß, ob nicht auf mein ganzes künftiges Schicksal aus —, denn statt von Californien nach den Sandwichsinseln hinüberzugehen, werde ich diese lieber im Stich lassen und hierher zurückkehren, um den für deutsche Auswanderung später gewiß wichtig werdenden Süden selbst zu bereisen. Von da mag mich mein Schifflein zwischen die freundlichen Inseln der Südsee und dann der Heimat immer näher und näher tragen.

Die erwartete Brigg Reform kam aber nicht, und drei volle Wochen lang beobachtete ich den Telegraphen, welcher die ankommenden Schiffe meldet, mit einem Interesse, das wirklich empfunden sein will und schwer beschrieben werden kann. Jedes weiße Segel, das sich am fernen Horizont zeigt, erfüllt das Herz mit fast zuversichtlicher Hoffnung, bis endlich die flatternde, fremde Flagge den Harrenden enttäuscht, um ihn auf das nächste zu vertrösten.

Und welches war die Flagge, die mir nicht fremd sein sollte, welches die Farbe, unter der die Reform, ein erst kürzlich getauftes Kind der neuern Zeit, segelte und die ich vor allen andern Flaggen des Vaterlandes herbeiwünschte? — die russische. Ja, lieber Leser, erschrick nicht, die Sache ist wirklich spaßhaft, aber wahr. Die russische Flagge weht auf der deutschen Brigg Reform — ein gewiß sehr passender Name für eine russische Flagge — und warum weht sie da oben? — damit ihr die Dänen an der Mündung der Weser nichts anhaben sollten und sie frei und ungehindert passiren ließen. Am 12. August endlich flatterte die weißblau und rothe Flagge (denn höchst wunderlicherweise führt der Russe die Farbe der Freiheit, die er dadurch jedenfalls in Miscredit bringen will) von der Goffel der einlaufenden Brigg herab, und ich ließ mich ohne weiteres an Bord fahren, meine neu eingetroffenen Landsleute zu begrüßen.

Die Winterfahrt um Cap Horn, deren Schreckbild wol schon manchen armen Reisenden wochenlang vorher geängstigt hat, wenn er an all das Eis, all den Schnee, all die furchtbaren Stürme und Wellen dachte, die dort seiner warteten, ist in letzter Zeit von sehr vielen Schiffen und zwar glücklich zurückgelegt worden. Zur Beruhigung manches Reiselustigen, dem vielleicht nur noch vor dieser bösen Tour graut, will ich deshalb Das, was ich darüber von vielen Passagieren und Capitainen gehört, mittheilen; es mag vielleicht dazu dienen, hier und da eine irrige Meinung zu berichtigen.

Gerade im Winter wird die Fahrt um Cap Horn aus dem Atlantischen Meer in das Stille, also von Osten nach Westen, am besten und schnellsten zurückgelegt, denn wenn es auch in den Monaten Mai, Juni und Juli etwas kalt in der sehr südlichen Breite sein mag, so herrschen doch zu jener Zeit die östlichen Winde stets vor, und gutes Wetter läßt besonders im Mai und Juni eine rasche Reise erwarten. Es sind jetzt hier mehre Schiffe eingelaufen, die gerade in der letzten Zeit ungemein rasch und glücklich um Cap Horn herumkamen. So hatte die Reform eine Reise von 42 Tagen von Rio de Janeiro bis Valparaiso; eine norwegische Barke kam in 31 Tagen von Buenos-Ayres hier an, und eine englische Barke hat ebenfalls nur 34 Tage dazu gebraucht. Der Talisman ist gleichfalls in 42 Tagen von Rio herumgekommen, und noch viele andere Fahrzeuge hatten ungemein schnelle und gute Reisen. Nichtsdestoweniger hängt aber dennoch wie bei jeder Seefahrt viel vom Schiff und Capitain als auch vom Glück dabei ab, denn zwei gleichschnell segelnde Schiffe können zufällig in zwei verschiedene Windströmungen gerathen, sodaß das eine, welches zufällig den günstigen Strom getroffen, seine Reise ruhig und schnell fortsetzt, während das andere zurückgehalten, vielleicht noch von einem Sturme überholt und ganz aus seinem Curs herausgebracht wird. So kam hier kurze Zeit vor der Reform eine oldenburgische Brigg an, die nicht weniger als 104 Tage von Rio Janeiro gebraucht hatte. Auch durch die Magellanstraße hat kürzlich ein hamburger Schiff, die Athene, die Reise versucht, aber freilich durch eine entsetzlich lange und beschwerliche Fahrt schwer büßen müssen. In der Magellanstraße herrschen nämlich meist Windstillen, und bei ungünstigem Winde gestattet wieder das schmale Fahrwasser keinen hinlänglichen Seeraum, sodaß die Schiffe dann jedes mal vor Anker gehen und dadurch viel schöne und kostbare Zeit vergeuden müssen.

Digitized by Google

Der Athene war es so gegangen, 40 Tage trieb sie sich in der Magellanstraße herum und bekam dadurch eine Reise von 151 Tagen von Liverpool aus.

Die durchschnittliche Reise von Deutschland nach Valparaiso ist 110 Tage. Die Reise von hier nach Californien kann in sechs bis acht Wochen recht gut zurückgelegt werden.

Es sind in letzter Zeit allerdings einige Schiffe bei Cap Horn untergegangen, man bedenke aber erstlich die ungeheure Zahl von Fahrzeugen, die jetzt dem neuen Eldorado entgegenstreben, und es werden nur wenig Procente herauskommen, die hier dem wilden Meere zum Opfer fielen. Überdies haben besonders die Nordamerikaner in letzter Zeit, wo der Ruf nach Fahrzeugen zu einem allgemeinen Schrei wurde, von der Aussicht auf Gewinn gedrängt, sämmtliche alte, schon vielleicht in Vergessenheit gerathene oder beseitigte Kasten wieder vorgesucht und aufgetakelt, das alte mürbe Holz mit trügerischer Farbe neu übermalt, und der See Leben und Eigenthum der Passagiere und Mannschaft auf oft gewiß unverzeihlich leichtsinnige Weise anvertraut, kein Wunder dann, wenn so ein altes Gestell den stürmischen Wogen des Caps nicht mehr gehörig widerstehen kann und bei längerer anstrengender Fahrt lebensmüde auseinandergeht. Es ist eher ein Wunder, daß man so selten von einem Unglück hört.

(Beschluß folgt.)

Ein Abenteuer unter den Apatschen.

Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende Anekdote, welche als ein seltenes Beispiel heroischer Selbstaufopferung Bemerkung verdient:

Es war auf einem Zuge durch das Land der Gilas, daß Lieutenant Beall, nachdem er seine Mannschaft ein Lager aufschlagen lassen und für dessen Sicherheit gesorgt, auf die Jagd ging. Er ritt allein auf einem Lieblingspferde, welches für solche Expeditionen in gutem Zustande gehalten und geschont wurde. Ungefähr sechs englische Meilen vom Lagerplatze hatte er das Glück, ein Reh zu schießen, und er war abgestiegen, um das Wild zu zerschneiden, als er unversehens aufblickte und plötzlich einen Trupp berittener Apatschen zu Gesicht bekam, die ihn erspäht hatten und wüthend auf ihn losjagten. Sie hatten wahrscheinlich den Knall seiner Büchse gehört oder deren Rauch gesehen, und sich so genähert, ohne daß er es gewahr wurde; aber er wußte sehr wohl, daß, wenn sie auf diesen kahlen Bergen, die sie ihr Eigenthum nennen, einen einzelnen weißen Mann antreffen, sein Tod gewiß ist; er ließ daher sein Wildpret zurück, warf sich schnell auf sein kleines Pferd, auf dessen erprobtes Feuer er sich verlassen konnte, und sprengte im sausenden Galopp davon nach dem Lagerplatze zu. Ihm nach eilten die Wilden, ihrer Beute gewiß, mit drohendem Mordgeschrei; aber obgleich sie etwas Terrain zu gewinnen schienen, war der Flüchtige doch überzeugt, daß er ihnen entgehen würde, trotzdem daß ihre Thiere frischer waren als das seinige. So im vollen Gefühl der Sicherheit, aber ohne der Schnelligkeit seines Pferdes Einhalt zu thun, hatte Lieutenant Beall bereits die Hälfte der Entfernung, die ihn vom Lager trennte, hinter sich, als er, über den Kamm eines Berges jagend, zu seinem Schrecken einen von seinen eigenen Leuten erblickte, der zu Fuß von der entgegengesetzten Seite den Berg hinaufklomm. Er war seinem Offizier gefolgt, um an der Jagd theilzunehmen. Der Anblick des Lieutenants, der wie rasend den Berg hinunterflog, und das Geschrei der Indianer, die von der andern Seite bergan stürmten, verriethen dem armen Menschen sogleich, welches Schicksal seiner harrte, und indem er die Hände vor das Pferd streckte, rief er aus: „O Herr Beall, retten Sie mich! ich bin Gatte und Vater von sechs hülflosen Kindern." Der Lieutenant, obgleich auf Tod und Leben reitend, hielt sein Pferd an, stieg ab und überließ es dem Manne mit den Worten: „Du sollst gerettet werden. Reite schnell nach dem Lager und sage der Mannschaft, daß sie meine Leiche anständig beerdigen möge." Und so trennten sie sich, der Reiter mit der Aussicht, zu entrinnen, der Offizier, um den Tod zu erwarten; denn der Berg war durchgehends kahl, ohne irgend einen Schlupfwinkel darzubieten, und er dachte nur daran, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. In dieser Absicht zog er seine Drehpistole, und sich auf die Erde niedersetzend, erwartete er die Wilden, die in einem Augenblick über den Kamm des Berges sprengten und dann zum unaussprechlichen Erstaunen des Lieutenants Beall wie toll an ihm vorüber und den Abhang hinunterjagten, ohne ihn im geringsten zu beachten. In der That hatte nicht ein einziger von den Indianern ihn wahrgenommen; ihre Augen waren nur auf das Pferd und den Reiter gerichtet, den sie drei Meilen weit verfolgt hatten; sie wußten nichts von einem Fußgänger, und die sitzende Gestalt des Lieutenants erschien ihnen vielleicht nur als ein Stein oder ein ungeheurer Cactus, wie sie in diesen öden Gebirgen häufig angetroffen werden. Jedenfalls blieb Lieutenant Beall durch ein Ungefähr, welches man fast eine besondere Fügung der Vorsehung zu seinen Gunsten nennen könnte, ganz unbemerkt, und im nächsten Augenblick waren die Apatschen ihm aus dem Gesicht, indem sie Pferd und Reiter nach dem Lager verfolgten. Der Letztere entkam kaum mit dem Leben; die Indianer waren ihm so nahe gekommen, ehe er das Lager erreichte, daß sie ihm einige leichte Wunden durch Kugeln oder vielleicht mit Pfeilen beibrachten. Was Lieutenant Beall betrifft, so besann er sich nicht lange, sein unverhofftes Glück zu benutzen; indem er einen Umweg nahm, gelang es ihm, das Lager ungefähr zu derselben Zeit zu erreichen, als der arme Teufel, den er gerettet hatte, nebst andern Gliedern der Expedition sich anschickte, seinen Körper aufzusuchen und ihn anständig zu beerdigen.

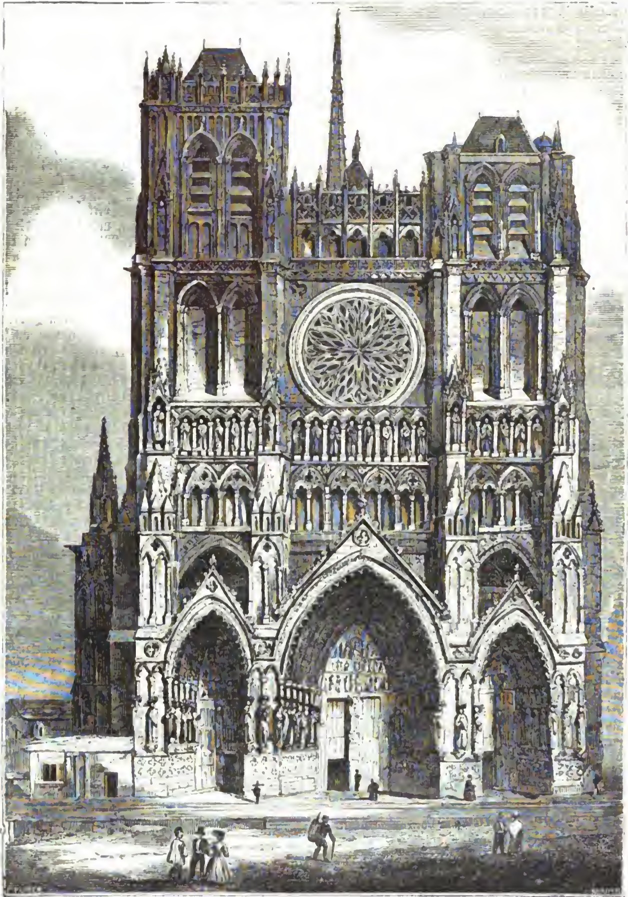
Schlagende Definition von Experimental= und Naturphilosophie.

In einer Gesellschaft sprachen ein paar Gelehrte über Experimental- und Naturphilosophie. Ein Fremder, der dem Gespräch zuhörte, sagte zu seinem Nachbar, einem Kaufmann: Daraus mag ein Anderer klug werden, nur ich nicht; denn ich verstehe bei aller Aufmerksamkeit, die ich dem Gespräche geschenkt, nicht, was die Herren unter Experimental- und Naturphilosophie meinen.

Das will ich Ihnen bald deutlich machen, entgegnete der Kaufmann; will Einer von dem Andern Geld borgen, so ist es Experimentalphilosophie; schlägt der Angesprochene es ab, Naturphilosophie.

Digitized by Google

Südliche Fronte der Kathedrale zu Amiens.



Über die prachtvolle Kathedrale zu Amiens vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1835, Nr. 122.

Digitized by Google

Geburtshaus der Johanna d'Arc.



Über Johanna d'Arc vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1834, Nr. 56, und Jahrgang 1835, Nr. 139, wo sich auch eine kleinere Ansicht dieses Gebäudes findet.

Ein Orkan auf Antigoa.

Als ich — erzählt ein Reisender — während eines Aufenthalts zu Dry-Hill, einer Pflanzung auf Antigoa, eines Morgens früh aufgestanden war und ihre sämmtlichen Bewohner sich mit den Vorbereitungen zu einem Hochzeitmahle beschäftigten und lärmend und fröhlich unter den Bäumen rings des Hauses umherschwärmten, wollte auch ich meinen Antheil an dem muntern Schauspiel nehmen, das mit Sonnenaufgang beginnen sollte. Niemals werde ich die Pracht vergessen, welche den Tropenländern ganz eigenthümlich ist, womit der Tag plötzlich eintrat und sein glänzendes Licht über das Meer ausgoß, das in diesem Augenblick spiegelglatt dalag; es vergoldete das leichte Gewölk, welches sich am Himmel zusammenzog und bestrahlte die prächtige Färbung des Pflanzenschmucks, der die Erde bedeckte. Mit Entzücken schaute ich diesen heitern Glanz und wiederholte in meinem Sinne die Strophe des Psalmisten: „Die Himmel verkünden des Ewigen Ehre und das Firmament zeugt von dem Werk seiner Hände." Meine Betrachtungen wurden durch eine Dienerin des Hauses, eine junge Negerin, unterbrochen, welche mir nach der Sitte auf den Antillen eine Cigarre und eine Tasse Kaffee brachte. Ich weiß nicht, wie etwas Seltsames, fast Unheilverkündendes im Ausdrucke ihres Gesichts mir auffiel, und ich erwartete nicht ohne Neugier, welche Mittheilungen sie mir machen zu wollen schien.

Massa, sagte sie, da ist der Kaffee. Wie geht es Euch diesen Morgen? Dann setzte sie mit nachdenklichem Blicke hinzu: Alter Massa fragen, ob junger Massa nach dem Barometer sehen will?

Dank dir, Nancy, antwortete ich, indem ich ihr die Tasse abnahm; es wird später wol noch Zeit sein, nach dem Barometer zu sehen. Und du, Nancy, wie geht es dir?

Nicht sonderlich; bin etwas krank, Massa, sagte das Mädchen. Dann seufzte sie auf und ging weg.

Da steckt etwas dahinter, dachte ich, hinter dieser Botschaft wegen des Barometers ..... Was geht denn Besonderes in der Luft vor? Sehen wir einmal, um was es sich handelt.

Ich sah nun aufmerksam nach allen Seiten um-

Digitized by Google

her, so weit mein Blick Himmel und Erde umfassen konnte, allein ich wurde nichts Ungewöhnliches an den Elementen gewahr; nur war die Luft dunstig und schwer und die ganze Natur schien in erhabenes Schweigen versenkt. Einige Minuten später, als meine Cigarre zu Ende war, ging ich zu meinem Freunde auf seine Stube. Obgleich sonst frühzeitig auf, fand ich ihn noch zu Bette.

Wie, Sie sind noch nicht aufgestanden? rief ich aus. Auf, auf, mein Lieber, ans Werk . . . . . Es wird Ihnen heute nicht an Arbeit fehlen.

Gott gebe, erwiderte er, daß ich in einigen Stunden nicht allzu viel zu schaffen bekomme. Es sind Anzeichen von Orkan in der Luft.

Warum nicht gar! versetzte ich, das Barometer bleibt fest auf 30 Grad. Es ist eher seit gestern noch etwas in die Höhe gegangen.

Mein lieber Junge, sagte der Pflanzer bestimmt und nachdrücklich, es sind nun 30 Jahre, daß ich in Westindien lebe. In diesem Zeitraume habe ich mindestens acht Orkanen beigewohnt. Die drei letzten wurden mir durch meine eigenen Empfindungen angekündigt . . . . . in diesem Augenblick fühle ich diese verzehnfacht. Glauben Sie mir, es wird ein schrecklicher Tag werden.

Die Unfehlbarkeit der Vorzeichen, unter deren Druck mein Freund damals litt, wurde mir seitdem erwiesen. Diese Vorzeichen sind das Ergebniß zweier Ursachen, nämlich einer körperlichen Störung und der Beobachtung meteorologischer Eigenthümlichkeiten.

Als ich sah, daß die Besorgnisse meines Freundes ernstlich waren und ihm ein wahrhaftes Leiden verursachten, ging ich in seine Gemüthsstimmung ein und versprach ihm, sorgfältig die Veränderungen in der Atmosphäre und die Schwankungen des Quecksilbers im Barometer zu beobachten. Diese Zusicherung schien ihn etwas zu beruhigen.

Ich will es Ihnen überlassen anzuordnen, daß man sich bereit halte, einem furchtbaren Orkan Widerstand zu leisten; ich bin ganz nervenschwach, wie immer, wenn diese schrecklichen Gewitter sich in der Luft bilden. Dieses wird herankommen, ehe 24 Stunden verfließen. Man kann nicht wol annehmen, daß ein junger Mann, welcher die fünf vorhergegangenen Jahre auf Seefahrten zugebracht und sich, sozusagen, an allen Ecken der Welt gerieben hatte, mit einem Pflanzer sympathisiren konnte, der durch ein verzehrendes Klima entnervt war. Ich verließ ihn daher in ganz guter Laune. Nicht allein erwartete ich den Orkan ohne Besorgniß, sondern war sogar ungeduldig ihn kommen zu sehen, wie wenn es nur ein Gegenstand der Neugier und ein Mittel zur Zerstreuung gewesen wäre.

Die erste Person, welcher ich außer dem Hause begegnete, war Betsy, die Negerin, welche das Amt einer Beschließerin verwaltete; sie war gerade beschäftigt, das Geflügel zu füttern.

Nun, Betsy, sagte ich ihr, Massa glaubt, daß wir heute einen Orkan haben werden.

Man kann sich die plötzliche Veränderung nicht vorstellen, welche diese Worte auf Diejenige ausübten, an die sie gerichtet waren. Das Geplauder, womit die gute Frau ihr Geschäft begleitete, hörte mit einem male auf. Ein Ausdruck von Unruhe und Ernsthaftigkeit trat an die Stelle des behaglichen Lächelns, das sonst um ihre dicken Lippen spielte; fast könnt' ich sagen, ihr Gesicht erbleichte. Das Maß, worin das Futter für das Geflügel war, entfiel ihren Händen. Augenscheinlich hatte sie bis dahin noch keine Kenntniß von den Befürchtungen ihres Herrn gehabt.

O Gott, o Gott, murmelte sie schluchzend, Massa sich niemals täuschen. Und sie lief eilig weg.

Zum Teufel! rief ich, wir werden, wie es scheint, uns in gewaltiger Klemme finden. Kaum waren einige Minuten verflossen, als sich das ganze Haus in die lebhafteste Angst versetzt sah. Boten wurden augenblicklich nach der Zuckersiederei abgeschickt, die im Innern der Insel auf eine halbe Meile von der Pflanzung gelegen war, wie auch nach einer kleinen Bucht, in welcher man mehre Fahrzeuge hielt, die zum Zuckertransport dienten oder zum Einsammeln der Korallen, zur Kalkbereitung; während dieser Zeit hatte man auch den Tisch im Speisezimmer an eine andere Stelle gerückt, um eine Fallthür offen zu halten, durch welche man in einen geräumigen Keller hinabstieg. Die erschrockenen Neger brachten alle tragbaren Gegenstände von einigem Werthe in diesen unterirdischen Raum in Sicherheit, der angelegt war, um während der Orkane als Zufluchtsort zu dienen.

Gegen 9 Uhr waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen; man frühstückte in Eile. Das Barometer hatte eine Neigung zum Fallen, denn es sank auf 30″, allein sonst gab es kein bemerkliches Zeichen von Veränderung in der Atmosphäre. Ein leichter Ostnordost, der Wind, welcher gewöhnlich um diese Stunde eintritt, erhob sich. Die Natur blieb übrigens ruhig und schön wie zuvor. Im Hofe stand eine prächtige Tamarinde mit beinahe reifen Früchten beladen, die in großen Trauben an den Zweigen hingen, deren Blätter, sanft vom Winde bewegt, anmuthig wogten. Die Hausthiere waren sichtlich beunruhigt und erschrocken. Auch sie fühlten das Herannahen der Gefahr.

Da ich nicht ungläubig genug war, um diese Vorzeichen zu misachten, war ich auf der Hut und fuhr fort, abwechselnd die Veränderungen des Quecksilbers und die des Wetters zu beobachten. Gegen 11 Uhr Morgens hatte eine entschiedenere Bewegung des Quecksilbers statt. Es stand auf 29″ 80‴. An der Nordseite verdunkelte sich der Horizont beträchtlich. Der Wind hörte aber nicht auf, uns Kühlung zuzuwehen, um 2 Uhr legte er sich indeß völlig, und dann fiel das Barometer noch rascher.

Das Herannahen des Orkans war jetzt unzweifelhaft. Die Bewohner der nahen Behausungen, welche zu der Pflanzung gehörten, kamen truppweise nach Dry-Hill-House, um in der Nähe der Weißen Trost zu suchen.

Um 3 Uhr brach ein wüthender Sturm über die Insel los. Begierig, die Vorkehrungen zu sehen, welche die Schiffe auf der Rhede getroffen hatten, um den Kampf mit den Elementen zu bestehen, schlich ich mich aus dem Hause und ging nach einem Felsen, welcher den Ankerplatz beherrschte. Als Seemann empfand ich ein lebhaftes Misvergnügen, als ich sah, daß von den zwölf Kauffahrern, welche auf der Rhede waren, nur vier Vorsichtsmaßregeln gegen den Orkan anwendeten. Eine solche Sorglosigkeit ist fast unglaublich.

Da der Wind an Heftigkeit zunahm, hielt ich es für klug, im Hause Schutz zu suchen. Um diesen Weg leichter zurückzulegen, hätte ich längs der Aufdämmung hinklettern müssen, welche den Garten einfaßte und mich ein wenig schützen konnte. Da ich aber nicht die geringste Vorstellung hatte, wie groß die Gewalt des Orkans in seinem ersten Beginne sein konnte, wagte ich es an einer Thür vorüberzugehen, die sich nach dem Wege zu öffnete; im selben Augenblick wurde ich

Digitized by Google

durch einen schrecklichen Windstoß niedergeworfen und rollte auf den abschüssigen Boden herab, als wäre ich durch die Hand eines Riesen getroffen wor..... Ich glaubte mich zuerst verloren, denn der Hafen von St.-Johann fand sich in der Richtung, die ich so gezwungen verfolgte. Zum Glück, bevor ich das Meer erreichte, begegnete ich einem mit Gesträuch überwachsenen Sumpf und klammerte mich an; mit dieser Hülfe gelang es mir, mich an die Muttererde festzuhalten.

Nachdem ich einige Augenblicke ausgeruht und wieder meine Geister gesammelt hatte, gelangte ich endlich, die Vorsprünge des Bodens benutzend, nach dem Hofe von Dry-Hill-House. Das betäubende Brüllen des Orkans dauerte fort, und die prächtige Tamarinde, die sich wie in Todesnoth krümmte, riß ihre eigenen Zweige ab und warf sie ganz früchtebeladen um sich her, als hoffe sie durch diese Opfergabe den Dämon des Orkans zu besänftigen.

Ich trat in das Haus und setzte mich nieder, um Athem zu schöpfen. Es wurde jetzt nöthig, alle Thüren und Fenster zu verrammeln. Eine Menge Frauen und Kinder saßen durcheinander auf dem Boden. Alle schwiegen; die Gewalt und das Brausen des Sturms machte alles Reden unmöglich. Meine Einbildungskraft war durch die Zersplitterung meiner Lieblingstamarinde gewaltig aufgeregt worden; der Gedanke an die anscheinende Qual, welche sie erlitt, verfolgte mich unablässig. Durch eine Spalte eines Ladens spähte ich schmerzlich nach dem Fortschritt ihres Unterganges. Ihre Hauptäste, die vielleicht ein Jahrhundert zählten, kämpften hartnäckig gegen den Feind; ihr Ächzen übertönte sogar die gewaltige Stimme des Windes, und bald blieben nur noch einige ungleiche Schosse auf dem von der Zeit geschwärzten Stamme.

Die Dunkelheit um uns her nahm zu. Das stets wachsende Grollen des Orkans machte die äußersten Anstrengungen der menschlichen Stimme vergeblich. Bald verkündete uns starkes Krachen, daß das Haus zu wanken begann. Frauen und Kinder erhoben sich sogleich und gaben durch ihre Geberden zu verstehen, daß sie in den Keller hinabzusteigen wünschten. Dieser Aufbruch geschah mit Schnelligkeit; nur der Verwalter und ich blieben im Erdgeschoß. Unsere Aufmerksamkeit theilte sich alsdann zwischen dem Barometer, der sehr nahe an der Fallthür hing, unserm letzten Zufluchtsorte und den erschrecklichen Schwankungen des Gebäudes. Die Mauern schienen sich vor den wiederholten Angriffen des Windes zu neigen. Plötzlich fühlten wir einen mächtigen Stoß, der uns das Blut in den Adern erstarren machte; wir erfuhren später, daß er durch das Zusammenstürzen der Küche, der Ställe und Schuppen, die ans Haus angebaut waren, verursacht worden war, die insgesammt mit ihrem Inhalte hinweggerissen wurden, ohne daß man je wieder eine Spur davon auffinden konnte. Eine große Zahl leichterer Stöße folgten sich mit einem Kanonenschüssen ähnlichen Getöse. Ungeheure Steinmassen, in die Lüfte geschleudert, trafen und zerschmetterten die Verandahs, welche das Haus umgeben.

Um unser Entsetzen aufs höchste zu steigern, fiel eine große Röhre von schwerem Holze, die den Saft des Zuckerrohrs aus der Mühle nach der Siederei einer Pflanzung auf drei Meilen nördlich von der meines Freundes leitete, durch die Luft auf unser Haus nieder, gerade über dem Gemache, in welchem wir uns aufhielten, drang zuerst wie ein Wurfspieß durch das Dach, dann durch den Tisch neben uns und blieb im Fußboden stecken. Der Theil der Röhre, welcher aus dem Dache ragte, zog den Wind an und gleich einem mächtigen Hebel sich auf und niederneigend erschütterte sie das Haus, als ob die Mauern von Karten gewesen wären. Plötzlich krachte dieses ungeheure Stück Holz entzwei und ließ seinen untern Theil im Boden versenkt.

In diesem Augenblick fiel das Barometer auf 28″ 50‴ herab. Wir spürten oder glaubten vielmehr zu spüren, daß das Gebäude versinke. Wir warfen unserm getreuen Rathgeber einen Scheideblick zu und schickten uns an, in den Keller hinabzusteigen, als wir zu unserm tiefen Staunen das Quecksilber plötzlich um einen Viertelzoll sinken sahen. In der außerordentlichen Überraschung, welche mir dieser Zufall verursachte, ergriff ich den Arm des Verwalters und brüllte ihm diese betäubende Kunde ins Ohr; allein die menschliche Stimme hatte bei solchem Tosen ihre Kraft verloren, durch ausdrucksvolle Geberden gelang es mir endlich, mich ihm verständlich zu machen.

Plötzlich bemerkte ich eine wunderbare Veränderung in dem Zustande der Dinge. Großer Gott! rief ich aus, was hat Das zu bedeuten?

Es war augenblicklich ein Schweigen und eine Ruhe eingetreten, nur der zu vergleichen, die im Grabe herrschen muß; man hörte jetzt nichts mehr als das Geflüster unterdrückter Wehklagen und unzusammenhängender Gebete der Frauen und Kinder, welche in dem Keller kauerten. Wir befanden uns nun im Mittelpunkte des Wirbelwindes! Es ist unmöglich, den Schrecken dieses Augenblicks zu schildern. Eine Thür war rasch aufgemacht worden, ich nahm eine angezündete Fackel und machte einen Schritt außer dem Hause; das Licht wankte nicht. Alles rings um die Pflanzung war schwarz, ruhig und schweigsam.

Allein diese Unbeweglichkeit war von kurzer Dauer. Wenige Minuten später hörte ich von ferne ein dumpfes Grollen und trat schnell ins Haus zurück, indem ich die Thür wieder verrammelte und die Riegel vorschob. Nun erschütterte ein leichter Stoß den Boden..... Ein Erdbeben sollte unsere Lage noch bedenklicher machen. Der Sturm erhob sich aufs neue, allein diesmal von der entgegengesetzten Seite, und drang mit gräßlicher Wuth auf uns ein. Das schon erschütterte Haus begann zu wanken; sein Einsturz schien sicher. Wir stiegen in den Keller, indem wir die Fallthür von innen mit einem starken Riemen festbanden. Während mehren langen und schrecklichen Stunden blieben wir so in peinlicher Ungewißheit, gänzlich betäubt durch das höllische Toben, welches über unsern Häuptern fortdauerte, und niedergedrückt durch die quälende Empfindung, welche die Erdbeben hervorbringen. Die Rumfäßchen und einige Flaschen, welche sich im Keller fanden, wurden emporgehoben und umgestürzt.

Vier Stunden nach Mitternacht nahm die Heftigkeit des Windes bedeutend ab. Wir schritten mit vieler Vorsicht zur Öffnung der Fallthür; als sie vollbracht war, warf der Mond, der voll am Himmel stand, sein mattes Licht auf Gruppen schwarzer dichter Wolken, welche am Himmelsraume hinjagten ..... Wir hatten nur noch den Himmel als Dach über uns! der ganze obere Theil des Hauses war hinweggerissen worden.

Mein Freund wandte sich mit mir nach einem Hügelchen, wo wir den Tag erwarteten. Seine Aufregung und Besorgniß waren außerordentlich. Als der Himmel sich gegen Osten röthete, sagte er mir mit bebender Stimme: Sehen Sie gegen die Mühle, denn ich, ich habe nicht den Muth dazu ..... Sie muß

Digitized by Google

zerstört sein . . . . . Nichts vermochte einer solchen Nacht zu widerstehen . . . . . Ich bin ein ruinirter Mann! . . . . .

Meine Blicke wandten sich besorgt nach der Richtung der Mühle.

Fassen Sie Muth! rief ich ihm zu. Die Gebäude stehen; es scheint nicht, daß der Sturm da unten etwas verdorben habe.

Die Sonne erschien strahlend wie den Tag zuvor; aber welche Feder vermöchte das Schauspiel der Verwüstung zu beschreiben, welches sie beleuchtete! . . . . . Selbst wenn die Hölle ihren glühenden Hauch über die ganze Insel verbreitet hätte, wäre die Zerstörung nicht entsetzlicher gewesen. Pflanzenwuchs, Menschenwohnungen, thierisches Leben waren zumal verschwunden.

Als wir nach Dry-Hill-House zurückkehrten, gingen wir durch Das, was kurz zuvor ein Cocoswäldchen gewesen war; es blieben nur noch einige Stämme, wenige Fuß über dem Boden, in welchem sie wurzelten. Eine feste Steinmauer mit einem eisernen Gitter hatte die Niederlassung umgeben . . . . . Mauer und Gitter waren zugleich hinweggerissen worden; mehre Steine im Gewicht von zwei Centnern wurden später auf eine Meile Entfernung wiedergefunden.

Am Abend vorher noch lebten wir mitten in Überfluß und Reichthum, und jetzt hielten wir uns für glücklich, einen halbverdorbenen Schinken in einem Winkel des Kellers zu unserer Nahrung aufgefunden zu haben. Berichte über die Zerstörungen, welche der Orkan auf der ganzen Ausdehnung der Pflanzung angerichtet hatte, kamen uns bald von verschiedenen Seiten zu. Wir erfuhren, daß das Haus an der Bucht durch den Wirbelwind umgestürzt worden war, und alle die kleinen Fahrzeuge ans Ufer geworfen wurden, weit über der Grenze der höchsten Fluten. Der Aufseher der Zuckersiederei, ein Schwarzer, berichtete, daß Alles zerstört sei, Haus und Siedpfanne ausgenommen, welche aber sehr beschädigt worden. Der Rauchfang war umgestürzt und das Erdbeben hatte eine Lücke in die Mauer gerissen.

Wurde Jemand getödtet? fragte ich.

O Massa! antwortete mir der Aufseher, drei Neger vermissen.

Ist aber Jemand umgekommen? wiederholte ich.

Nein, Massa, Niemand todt. Nur groß Stück Felsen armen Peggy's Kopf zerschmettert.

Du willst nicht sagen, daß sie todt sei?

Ihr Kopf ganz zerquetscht, Massa. Großes Felsstück durch die Luft gekommen, durch das Dach, hat sie so getroffen . . . . . sie todt! Ich versicherte mich in der Folge, daß die arme Frau wirklich in der Art getödtet worden war, wie sie der Neger beschrieben. Ein besonderes Gefühl von Unruhe, das bei einem Seemanne sehr natürlich ist, führte mich von neuem nach dem Felsen, wo man die Aussicht auf den Ankerplatz hatte. Niemals zuvor hatte ich solch einen ergreifenden Anblick vor Augen gehabt. Zwei der größten Kauffahrer waren mit ihrer ganzen Ladung gescheitert; nur die Spitzen der großen Masten erschienen noch über dem Wasser. Die kleinern Fahrzeuge fand ich, wie gesagt, auf dem Trocknen. Indeß hatten zu meinem großen Staunen drei dieser letztern mit Erfolg dem Orkan widerstanden. Die Brigg unter andern lag noch vor Anker mit ihrer Bramstange, aber die Spitze ihrer kleinen Mastkorbstange war umgedreht und das ganze obere Hißtau weggerissen.

Der arme Dampfer, zu dem ich gehörte, hatte im englischen Hafen viel zu leiden gehabt. Beim Beginn des Orkans hatte er sich auf seine schweren Anker verlassen und an dem Quai beigelegt; dann, weil der Wind sich drehte und er die Taue nicht kappen konnte, die ihn an den eingesunkenen Haken festhielten, hatte er die ganze Strecke des Quais, an dem er lag, mit ausgerissen.

Der Dattelbaum.



Über die Dattelpalme und ihre Frucht vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 11, und Jahrgang 1839, Nr. 329.

Abnahme der Bevölkerung in Irland.

Wenn man von einem Theil auf das Ganze schließen kann, so ist es eine merkwürdige Thatsache, daß der District Skulle, der im Jahre 1841 26,887 Seelen zählte, in diesem Jahre nur noch 16,649 hat, also eine Abnahme von zwei Fünftheilen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 372.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [16. Februar 1850.

Frederike Bremer.



Frederike Bremer, geboren im Jahre 1802 bei oder zu Abo in Finnland, kam in ihrem dritten Jahre mit ihren Ältern nach Schweden, wo sich ihr Vater in der Provinz Schonen als Gutsbesitzer ansässig machte. Nach dessen Tode lebte sie längere Zeit in Norwegen bei ihrer Freundin, der Gräfin Sonnerhjelm und ward später, nach Schweden zurückgekehrt, Lehrerin in einem Töchtererziehungsinstitute in Stockholm. Hier, wo sonst ihre Familie den Winter zugebracht hatte, genoß sie einen trefflichen Unterricht und schöpfte namentlich aus deutschen Dichtungen, unter welchen Schiller's „Don Carlos" ihre Lieblingslecture ward, geistige Bildung. Als Romanschriftstellerin zeigte sie sich in kurzer Zeit sehr fruchtbar und fand außer in ihrem Vaterlande besonders auch in Deutschland, sowie in England und Nordamerika, große Anerkennung. Tüchtiger Verstand,

Digitized by Google

echte weibliche Reinheit, unverbildetes Gemüth, welches nicht selten eine leise humoristische Färbung annimmt, treue Auffassung des Lebens, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und anschauliche, oft ergreifende Darstellungsgabe sichern ihren Schriften noch auf lange Zeit hin ein dankbares Publicum.

Reise um die Erde.

(Beschluß.)

Ich werde jetzt mit der Reform, die in diesen Tagen weiter geht, meine auf kurze Zeit unterbrochene Reise fortsetzen; Capitain wie Passagiere haben mich freundlich aufgenommen, und es war fast, als ob ich zu alten Bekannten käme — es ist das ein Liebeszins, den mir die Schriftstellerei abwirft, und wahrlich nicht der schlechteste. Ich kenne kaum ein wohlthuenderes Gefühl als weit in der Fremde, da wo man Fremde zu finden erwartet, Freunde zu treffen, die uns mit herzlichem Willkomm die Hände bieten.

Auf der Reform sah es übrigens etwas kriegerisch aus; das Verhältniß zwischen Capitain und Passagieren schien nicht ganz so zu sein wie es eigentlich sein sollte, und eine Spannung herrschte zwischen beiden Parteien, die auf einer Seereise um so fataler ist, da sich die feindlich Gesinnten nicht ausweichen können, sondern, sie mögen wollen oder nicht, in engster und nächster Verbindung miteinander bleiben müssen.

Die Passagierfahrt ist überhaupt eine gar schwierige Sache und nicht so ganz leicht, wie sich mancher Schiffsrheder und Capitain wol gern einreden möchte. Ein Capitain kann z. B. ein ganz ausgezeichneter Seemann sein, sein Geschäft aus dem Grunde verstehen und unermüdlich seinen Pflichten obliegen, das Schiff macht dadurch eine vortreffliche Reise, er verliert weder Stangen noch Segel, er bringt Fracht und Passagiere in möglichst kurzer Zeit und wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung, aber er weiß nicht mit den Passagieren selbst umzugehen, er verwechselt diese zu leicht mit der Fracht selbst, die er führt, und hat leider nur zu oft zu viel Zeit auf seine Seemannskunde verwandt, um auch noch außerdem zu wissen, wie man eine zusammengewürfelte Masse gebildeter und ungebildeter Leute, wie sie ja doch auf jedem Schiff vorkommen, behandeln muß. Er glaubt sich etwas von seinem Recht und Ansehen zu vergeben, wenn er freundlich mit ihnen ist, läßt sie vielleicht gar fühlen, daß er der Erste an Bord sei und deshalb unbedingten Gehorsam von ihnen fodern werde, ja ist vielleicht unklug genug, ihnen das mit dürren Worten zu sagen; der Capitain muß allerdings den Oberbefehl eines Schiffs haben und darauf unbeschränkter Herrscher sein, aber er darf das, will er nicht unnützerweise ein fatales Verhältniß zwischen sich und den Passagieren herbeiführen, nicht selbst aussprechen, sondern es muß als eine Sache angesehen werden, die sich von selbst versteht, die jeder Vernünftige auch einsehen wird und einsicht, und die sich schon aus dem ganzen Gange des Schiffslebens in den ersten Tagen von selbst ergibt. Der Capitain sollte dagegen aber auch wieder, besonders in der ersten Zeit, vorsichtig sein, wie er sich, ehe er seine Leute etwas genauer kennt, zu viel und zu freundschaftlich oder vielmehr familiair mit ihnen einläßt; wird das nachher von diesen gemisbraucht, so vergibt er sich entweder wirklich von der Achtung, die er auf seinem Schiffe zu fodern hat, oder er muß der Erste sein, der durch unfreundliche Worte Diejenigen, welche er vorher selbst dazu aufgemuntert hat, wieder in die gehörigen Schranken zurückweist. Beides ein paar höchst unangenehme Fälle.

Andererseits verbittern sich aber auch oft die Passagiere selbst das Leben auf dem Schiff, das sie sich doch schon ihrer selbst wegen so angenehm als möglich machen sollten. An das Schiffsleben nicht gewöhnt, und mit den gedruckten Versprechungen der Rheder in der Tasche, die sie sich nicht etwa so wie sie gemeint waren, sondern wie sie selbst es erwartet, ausgelegt haben, treten sie, sobald sie sich nur im mindesten in ihrem Rechte gekränkt glauben, ungestüm auf, und fodern dabei oft Sachen, die sie nicht einmal zu fodern haben. Ist nun der Capitain ein vernünftiger, ruhiger Mann, der sich von vornherein nichts vergeben und Anspruch auf die Achtung der Passagiere hat, so kann er mit ein paar freundlichen Worten und einigen Berichtigungen oder Versprechungen ungemein viel ausrichten. Selbst mit mittelmäßigen Lebensmitteln kann der Capitain, wenn nur eine gute Ordnung eingeführt wurde, und die Passagiere sehen, er thut, was in seinen Kräften steht, die Menschen, die er über das Meer führen soll und die in der Zeit Gefahren und Aufenthalt mit ihm theilen, zufriedenstellen; die besten werden ihnen dagegen nicht genügen, wenn ein schroffes Betragen des Capitains sie dazu nöthigt, sich nur immer und immer wieder unter sich selber auszusprechen. Dort findet sich dann selten Jemand, der ihnen genügende Auskunft geben könnte, und wenn er sich wirklich fände, würden sie ihm nicht glauben, und mehr und mehr erbittert wächst der Unmuth, bis er endlich zum unheilvollen Bruche wird.

Die Passagiere tragen aber dann ebenfalls selbst mit die größte Schuld; zu viele nur geben sich, wenn sie besonders als Kajütenpassagiere eingeschrieben sind, den kühnsten Erwartungen einer mit jeder Bequemlichkeit ausgerüsteten Seefahrt hin, und viele scheinen dabei wirklich den Glauben zu haben, daß sie, wenn sie nicht offenbaren Verlust erleiden sollen, ihren vollen Passagepreis unterwegs herauszuessen haben. Die Passage selbst ist ihnen nichts; so und so viel haben sie bezahlt, dafür kann der Rheder eine so und so große Quantität und eine so und so gute Qualität Lebensmittel angeschafft haben, und das muß ihnen werden, sonst sind sie verrathen und verkauft und werden unwürdig und schändlich behandelt.

Ich übertreibe hier nicht, ich habe das selbst schon erlebt und gehört und erzähle hier nur Thatsachen. Die Leute haben dabei gewöhnlich keinen Begriff von einer Seefahrt, wissen nicht, wie sie sich selbst unterwegs zu benehmen haben und wollen Capitain und Aufwärtern ihre Pflichten vorschreiben. Nur eine Sache will ich des Beispiels wegen erwähnen, das Waschen in der Kajüte und im Zwischendeck der Passagiere. Wäre ich Capitain, ich würde es unter keiner Bedingung dulden, es geschieht aber nur zu häufig; die Passagiere glauben sich auf einem Schiffe wie in einem Gasthofe einrichten zu können, hetzen den armen, vielleicht im Anfange selbst seekranken Kajütenjungen von Pontius zu Pilatus, und zwar um Sachen, die sie sich selbst recht gut und ohne ihrer Würde als Kajütenpassagiere etwas zu vergeben, besorgen könnten, und schleppen oder lassen sich das Wasser in die engen Räume ihrer Schlafstellen oder Kajüte hineinschleppen. Die geringste Bewegung des Schiffs verschüttet ihnen jedenfalls, wenn sie nicht gar das ganze Becken umstößt, einen Theil der Flüssigkeit, die nun ihrerseits wieder verdunsten muß und die innern Räume mit einem schlechten Dunst und Schmuz erfüllt. Selbst

Digitized by Google

beim Hinaustragen ließe sich, während das Schiff schwankt, das Übergießen kaum vermeiden, und nachher sollen ein oder zwei unglückselige Geschöpfe von Stewards oder Aufwärtern, die mit ewigem Hin- und Hergeschick gehetzt werden, nun auch noch im Stande sein, sich selbst zu reinigen, Kajüten und Geschirre sauber und in Ordnung zu halten. Es ist wahr, diese Burschen sehen auf den Passagierschiffen oft genug zum Ankeln aus und wären im Stande, dem hungrigsten Magen das Essen, das sie auftragen, zu verleiden, gewöhnte man sich nicht endlich an sie und ihr schmuziges Geschirr. Das ist aber auch nicht anders möglich, so lange nicht die Passagiere sich die größte Mühe geben, alles Das, was sie sich selbst holen, was sie selbst verrichten können, auch wirklich selbst zu holen und zu verrichten und dadurch die paar Aufwärter (denn für jeden Passagier kann nicht gut ein Bedienter gehalten werden) ihren nöthigern Geschäften nicht mehr zu entziehen.

Allerdings muß man sich dabei, selbst wenn man Kajütenpassagier ist, Vieles auf einem Schiffe gefallen lassen und ertragen, was man auf dem festen Lande nicht zu ertragen brauchte, dafür ist man aber auch auf Reisen und sollte sich Das besonders immer und immer wieder selbst vorerzählen. Klug ist es dabei von den Passagieren gehandelt, wenn sie sich mit dem Capitain so gut als möglich stellen — sie brauchen ihm gar nicht zu schmeicheln, sie sollen sich gar nichts vergeben — ich wäre der Letzte, Das von ihnen zu verlangen, aber sie dürfen sich auch, unbeschadet ihrer eigenen Würde, in manche Laune oder Das wenigstens, was ihnen Laune zu sein scheint, fügen, Manches erbitten, was sie vielleicht ein Recht zu fodern hätten, das schadet gar nichts, sondern stellt sie im Gegentheil auf einen freundschaftlichen Fuß mit dem Capitain an Bord, der, wenn er bösen Willen genug dazu hat, sie chicaniren, ärgern und knapp halten kann, so viel er will. Möge mir keiner darauf erwidern: Das kann und darf er nicht, oder wir machen ihn im nächsten Hafen dafür verantwortlich. Weiß er es klug anzufangen, so kann und darf er Alles, und die Passagiere sind es dann stets, die darunter leiden müssen.

Die Consuln in fremden Hafenplätzen haben dabei keineswegs, wie viele irrthümlich glauben, eine entscheidend richterliche, sondern nur eine vermittelnde Stimme. Über den Proviant und Wasservorrath des Schiffs haben sie allerdings ein gewichtiges Wort zu sprechen; sie können nach vorgebrachten Klagen deshalb die Vorräthe untersuchen lassen und den Capitain nöthigen, das den Passagieren gesetzlich Versprochene zu halten, sonstige Klagen aber gehören, besonders wenn sie ernsterer Natur sind, vor die wirklichen Gerichte der verschiedenen Länder, und wer noch nicht weiß, was es mit wirklichen Gerichten in irgend einem Theile der Welt für eine Bewandtniß hat, der kann das auf Kosten seiner Zeit und seines Geldbeutels in jeder fremden Hafenstadt, am bequemsten aber (wenn das überhaupt bequem zu nennen ist) im eigenen Vaterlande erfahren.

Nein, am vernünftigsten ist es, jede Streitigkeit gleich von vornherein so viel als möglich zu vermeiden, und thun Das die Passagiere, so werden sie mit nur geringer Erfahrung bald einsehen, daß sie sich selbst am besten dabei gestanden haben.

Auf der Reform scheinen das die Leute auch schon begriffen zu haben, der Consul hat wenigstens beide Parteien mit leichter Mühe versöhnt, die Provisionen werden jetzt nachgesehen und neue angeschafft, und es läßt sich doch hoffen, daß wir den noch übrigen, jedenfalls gefahrlosesten und leichtesten Theil der Reise auch unter angenehmen freundschaftlichen Verhältnissen zurücklegen werden.

Mannafall bei Bajazid.

Diese Erscheinungen wiederholen sich immer öfter, aber zuweilen mit Eigenthümlichkeiten begleitet, welche die Erklärung immer schwieriger machen. Eine englische Zeitung theilt darüber folgendes Schreiben aus Erzerum vom 2. Juli v. J. mit:

Vor zwei Monaten ging in Erzerum das Gerücht, in der Nähe von Bajazid sei ein wunderbares Fallen einer eßbaren Substanz vorgekommen; da aber in diesem Lande die einfachsten Thatsachen oft arg verdreht und bei jedem ungewöhnlichen Vorfalle die unverschämtesten Lügen verbreitet werden, so waren die europäischen Einwohner hier nicht geneigt, auf die Gerüchte von dem wunderbaren Brotfall vom Himmel sonderlich zu achten. Die Gerüchte indeß gewannen täglich mehr Grund, Proben der Substanz wurden hierher gebracht, und Reisende aus Bajazid bezeugten die Thatsache, daß es mehrmals solche Lichens geregnet habe. Da nun die Erscheinung dennoch einigen Grund hatte, so beschloß ich weiter nachzuforschen und wandte mich an Dr. Heinig, Arzt zu Bajazid und dem einzigen Europäer daselbst, den ich vermittels einer Reihe von Fragen um nähere Auskunft bat. Das Ergebniß dieser Fragen theile ich hier mit. Um den 18. oder 20. April, zu einer Zeit, wo 14 Tage lang sehr regnichtes Wetter gewesen war und starke Winde von Südost und Ostsüdost geherrscht hatten, trafen Hirten und Bauern in der Nähe von Bajazid an mehren Orten plötzlich eine Art Lichen in großer Menge über Strecken 5—10 englische Meilen an Umfang verbreitet. Dr. Heinig beschreibt diese Stellen folgendermaßen: Eine derselben lag drei Meilen östlich von Bajazid hinter einer Kette von Felsenbergen, die vom Norden allmälig gegen Südost streichen. Eine zweite liegt fünf Meilen südlich von Bajazid nahe an einer ähnlichen Kette von Felsenbergen, die in der oben genannten Richtung laufen. Bemerkenswerth ist, daß Niemand je zuvor diese Lichens in der Nachbarschaft gesehen hatte, nicht einmal die Hirten, welche oft ihre Heerden auf die Felsenkuppen und an fast unzugängliche Orte treiben, und Dr. Heinig, der den benachbarten Araratberg bestiegen und für Bergreisen Geschmack zu haben scheint, erklärt, er habe nie welche getroffen. Was die Behauptung, daß diese Erzeugnisse vor ihrer unerklärlichen Erscheinung nicht bekannt waren, zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß voriges Jahr die Ernte bedeutend durch Heuschrecken litt und Hungersnoth drohte; hätte man gewußt, daß diese Substanz in der Nähe sich findet, so hätte man gewiß letzten Herbst, wo der Weizen das Doppelte des gewöhnlichen Preises erreichte, eifrig danach gesucht und solchen gesammelt. Eine ähnliche Erscheinung soll zu Bajazid schon vor einigen Jahren vorgekommen sein, und damals vermuthlich wurde die Eßbarkeit dieser Lichenen den Eingeborenen bekannt. Angenommen, dieselben seien von einigen benachbarten unersteiglichen Punkten durch Winde herabgeweht worden, und zwar in so großer Menge, wie läßt sich dann das seltene Vorkommen der Sache erklären, und woher kommt es, daß sie so weite Landstriche bedecken? Kein Beweis ist vorhanden, daß

Digitized by Google

irgend Jemand diese Lichenen fallen sah, da aber die erste Nachricht von Bauern gegeben wurde, welche früh am Morgen dieselben über einen Strich Landes verbreitet fanden, wo sie am Abend zuvor nichts dergleichen bemerkt hatten, so ist es wahrscheinlich, daß der Fall in der Nacht stattgehabt haben muß. An einigen Orten wurde die eine oder die andere Art von Lichenen gefunden, an andern zwei Arten gemischt. Am 19. Juni wurde eine andere Masse von Lichenen entdeckt, und da die Stelle sehr besucht war, so scheint der Fall nur wenige Tage früher vorgegangen zu sein. Nach allen Berichten muß die gesammelte Masse davon sehr groß gewesen sein; Dr. Heinig sagt, ein Mann habe in einer Stunde anderthalb Pfund sammeln können, was bei der Leichtigkeit dieser Lichenen ziemlich viel ist. Man zerreibt den Stoff mit Weizen und bäckt ihn zu Brot oder ißt ihn auch im rohen natürlichen Zustande.

Der Rialto in Venedig.

(Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1845, Nr. 140.)



Altenburger Bauern.

Die etwa 40,000 Seelen starke altenburgische Bauerschaft, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen sorbisch-wendischer Abkunft, jedoch vollständig germanisirt, hat sich in Sitte und Tracht bis auf diesen Tag mehr Eigenthümliches bewahrt als fast irgend ein anderer deutscher Volksstamm. Es sei uns hier vergönnt, einen Blick auf die Tracht dieser altenburger Bauern zu werfen, die unstreitig eine der originellsten ist, zuerst auf die männliche.

Der Knabe trägt sie schon vom dritten Lebensjahre an. Das Haupthaar wird kurz und rund verschnitten; auf dem Kopfe sitzt als Ehrenschmuck ein schmalkrempiges, rundes, schwarzes Hütchen; der innere Rand der Krempe bildet eine Vertiefung und wird zur Blumenzeit häufig mit einem Sträußchen geschmückt. In der übrigen Tracht herrscht Schwarz als Hauptfarbe vor. Das Hemde ist oben mit einem bordenartigen Halse besetzt, der sauber geglättet, mit kleinen Figuren von weißem Zwirn, der Name mit schwarzer Seide gesteppt ist und mit einem schwarzen Bande und einem oft werthvollen Schnällchen zugemacht wird. Auf diesem Hemde trägt man ein breites, schwarzes Brusttuch oder einen Brustlatz, der oben am Halse und an den Armlöchern etwas eng ausgeschnitten ist und mit rothem Tuche oder Scharlach vorgestoßen oder eingebördelt ist. Dieses Brusttuch wird meist, nicht wie gewöhnlich vorn, sondern auf der linken Seite herunter und auf der Achsel, und zwar mit Häfteln oder Knöpfchen zugemacht. Darüber trägt man einen Hosenträger von schwarzem lackirten Leder, mit schwarzem Leder gefüttert und mit grüner Seide nett abgesteppt, in der Mitte durch einen Steg zusammengehalten; er hält durch ein messingenes Häkchen vorn und hinten mit vier Knöpfchen am Hosenbunde die weiten Hosen von Bockleder und gehört mit zum Hauptschmuck, wenn der Landmann an Fest- und Ehrentagen in einer warmen Stube oder bei warmer Witterung das Oberkleid auszieht und in den feinen, sehr weiten, schneeweißen,

Digitized by Google

geglätteten und in feine Fältchen gelegten Hemdärmeln einherwandelt oder unter seinen Freunden recht von Herzen fröhlich ist. Die weiten Hosen (früher waren sie noch weiter, noch immer aber erinnern sie sehr an die alten Pluderhosen) werden mit Häfteln, Schnällchen oder Riemen unter dem Knie zugemacht, sind aber der Weite wegen noch etwas überschlagen. Über dieser Unterkleidung trägt nun der Bauer sein Hauptkleid, die Kappe von schwarzem Tuch; sie ist inwendig mit grünem Flanell gefüttert und auf der Vorderseite mit Häfteln und Schlingen, auch Knöpfen zugemacht, hat auf dem Rücken drei zierliche Falten und reicht von der kurzen Taille bis an die Waden hinunter. An den Füßen trägt man Stiefeln, seltener und nur im Sommer Schuhe, die mit einem Riemen zugebunden sind. Diese Tracht ist der größte Ehrenschmuck des altenburgischen Bauers. Geht er in die Stadt, so hängt er seinen Kober über und hat einen eisernen Stock; die jüngere Welt läßt den Kober weg. Im Sommer hat man eine der Kappe ähnliche Kleidung, die Weiße genannt, von sehr weißem Tuche, knapp, ohne Naht, keine Falten an der Achsel, die Ärmel weit, auf dem Rücken nahe zusammenkommend, gegen die Hand zu enger werdend, am Ende mit schwarzledernen, weiter hinauf fast bis an den Ellbogen mit sammetnen Aufschlägen besetzt. Vom Halse an, vorn herunter und inwendig auf dem Rücken ist die Weiße mit blaustreifigem Zwillich oder dergleichen Leinwand, jetzt auch wol mit englischem Kattun gefüttert, schmal mit Leder oder Sammet eingefaßt und wird mit Häfteln und Schlingen zugemacht. Auf der rechten oder auch auf beiden Seiten ist ein Einschnitt von einer halben Elle, wodurch die schwarzen Hosen sichtbar werden. Zur Weißen trägt man Schuhe und Strümpfe. Außerdem sind jetzt die Tuchspencer, meist von grüner Farbe, gäng und gebe, den gewöhnlichen Jacken ähnlicher, nur knapper und immer zugeknöpft; der Winterspencer wird mit krausigem Pelz oder Felbel besetzt, gegen Kälte und Regen schützt man sich durch die sehr gewöhnlich gewordenen großen schönen darüber gezoge-



nen Matins, die bald von Tüffel, bald und mehr noch von grünem oder dunkelblauem oft sehr feinem Tuche und dabei sehr weit gemacht sind. Im Winter trägt man einen inwendig schwarzen, von außen schönen weißen Schafpelz, der am Ellbogen und auf den Achseln mit schwarzem Leder besetzt ist und worüber man sonst zuweilen eine schwarze Kappe von Zwillich zog, jetzt aber die Matins, ferner ein schwarzes Pelzmützchen, auf welches das Hütchen gedrückt wird, doch tragen jetzt die ältern Männer auch Sammetkäppchen und die jüngere Welt hat gewöhnlich Schirmmützen. Das Halstuch ist von schwarzer Seide, auch bunt und von baumwollenem Zeuche.

Die weibliche Tracht ist folgende: Das Haar trägt das Mädchen in zwei geflochtenen Zöpfen, welche cirkelförmig um den Mittelpunkt des Kopfes geflochten werden. Darüber wird das Netz gesetzt, das aus einem etwa zwei Zoll breiten zusammengenähten Bande von Pappe besteht, oben mit Kattun oder seidenem, sammetnem, auch wol Scharlachzeuch überzogen, mit Glasschmelz oder Flittern besetzt und mit einem Rande von Pappe oder starkem Papier umgeben ist. Das Ganze hatte sonst die Gestalt eines Deckels von einer runden Schachtel, ist aber jetzt geändert. Es wird durch einen eisernen oder messingenen, einem Löffelstiel an beiden Enden ähnlichen Stift (Senknäle oder Nadel) festgehalten und niedergedrückt. Um das Nest wird unten eine Vorbinde von schwarzem Bande getragen, das sich an der Stirn mit einer Spitze und am Ende des Nestes in einer zierlichen Schleife endigt; Hals und Nacken sind durch den Armelhals und Bänder bedeckt. Die Haare werden fleißig mit Wasser oder Essig von allen Seiten glatt, oft scharf hinaufgebürstet. Jetzt tragen jedoch die Mädchen häufig im Winter über diesen Zöpfen bunte, kattunene und seidene Tücher, die das Oberhaupt bedecken, und von dem geschürzten Knoten gehen zwei lange und breite Flügel des Tuchs mit schönen Kanten fast den halben Rücken hinunter. Über das Hemde gehen die an dem Halse sauber geglätteten, durch gesteppte Figuren und Borde, auch wol seidene Zeuche gezierten Ärmel von bunter Leinwand, Barchent, oder für die Feste von feinerm Zeuche, durch welche in der Nähe der Achsel die Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin eingenäht sind. Die zwei Bänder, welche an den Ärmelhals angeheftet herabhängen, sind unter dem Kinn in eine Schleife gebun-

Digitized by Google

den. Darüber kommt das Mieder von Kattun, baumwollenem und seidenem Stoffe. Vorn ist der große, fast unförmliche Vorstecklatz von Pappe und mit jenen Zeuchen überzogen. Er bedeckt fast den ganzen Vorderleib und man kann ziemlich Mund und Nase darunter verstecken. Bei leidlicher Witterung geht man in diesen knappanliegenden Ärmeln; aber an Sonn- und Festtagen sowie bei Kälte zieht man eine Jacke oder ein Jöpchen von den erwähnten Zeuchen darüber. Es liegt glatt an, doch wurden auch eine Zeitlang die unförmlichen Bauschärmel bei den Bäuerinnen beliebt. Das Jäckchen wird vorn durch breite Bänder zusammengehalten, welche bis über die Mitte der Schürze herunterhängen. Der weibliche Rock, der zuweilen nur bis auf die Wade reicht, ist von Kattun oder Halbseide, auch wollenem Zeuche und besteht aus vielen, ganz dicht aneinandergenähten steifen Falten, oben mit einem breiten Bande. Über diesen Rock wird eine Schürze, jetzt meist von demselben Stück, welche in viele feine Falten gelegt ist, mit einem seidenen Bande gebunden getragen. Bei Trauer, auch wol im hohen Alter, ist die Farbe der Tracht schwarz. Übrigens ist der Geschmack sehr verschieden und veränderlich; er verputzt sich auch wol durch auffallende schreiende Farben. Bei den kurzen Röcken zeigt man sich nun gern in recht weißen, baumwollenen gewirkten und gestrickten und mit allerhand Verzierungen durchbrochenen Strümpfen, die noch mit schönen bunten Strumpfbändern, von Kattun oder Taffet mit Gold gestickt, befestigt werden. Die Festschuhe sind von feinem Sämischleder, auf dem obern Fußbret von wollenem Zeuche, mit vieler bunter Stickerei verziert; und so schreiten Mädchen und Frauen darin, oder auch in ebenso geschmückten Pantoffeln mit niedrigen Absätzen, mit ihren sehr wohlgebildeten Füßen stattlich und wohlgemuth einher. Gern tragen sie auch Sträuße in der Hand. Bei Kälte und übler Witterung hilft man sich durch graue, blaue, auch schwarze Strümpfe und Stiefeln. Statt der schwarzen kurzen Mäntel, womit sich nur der Ärmere noch schützt, tragen die wohlhabendsten schöne große Mäntel von Kattun, Matins von Tuch oder auch seidenem Zeuche, wovon das Stück 20—30 Thlr. kosten soll.

Durch eine besondere Tracht zeichnen sich die Hormtjungfern aus. Das Hormt, welches die Jungfrau bei Hochzeiten und Gevatterschaften als Kopfbedeckung trägt, hat die Gestalt einer runden Schachtel ohne Boden und ist inwendig und auswendig mit rothem Damast oder Sammet überzogen. Um dieses Hormt herum gehen 13 silberne Bleche oder Tafeln, und auf jeder derselben stehen drei Reihen erhabene Knöpfe, ebenfalls von Silber. Rund herum hängen nun an Henkeln silberne, stark vergoldete Schildchen, fast von der Größe und Gestalt kleiner Kirschblätter, die vieles Geklimper, aber auch, besonders im Sonnenschein, einen blendenden Glanz von sich geben. Hinten am Hormt sind zwei Zöpfe, ehemals von den Haaren des Mädchens geflochten, deren Stelle aber jetzt Werg vertritt, und sie sind sogleich an das Hormt befestigt, werden mit rothem oder grünem Sammetband umwunden und in einem halben Cirkel über dem Hormt gebogen, etwas nach dem Vorderkopfe zu gerichtet. Zwischen den beiden Zöpfen sitzt auf dem Hormt ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut ist, grüne, wenn sie aber Gevatter steht, rothe Seide gemischt ist, und bunte Glasperlen, welche dazwischen schimmern, erhöhen den Glanz. Das Kränzchen hat nach der Mode vielerlei Gestalten bekommen; bald hat es Aehnlichkeit mit einem hohen Fingerhut, bald sieht es mehr einem Püppchen ähnlich, steht auf drei Füßen und hat oben noch eine vergoldete Glasperle. An dem Hintertheil des Hormts sind auch zuweilen noch Zweige von künstlichen Blumen angebracht. Wo die beiden Zöpfe hinten zusammenstoßen, ist eine von rothseidenem Bande gemachte Schleife; etwas weiter herunter eine dergleichen, woran die lang herunterhängenden bunten Bänder befestigt sind. Die von dem Hormt herabgehenden Bänder sind unter dem Kinn mit einer großen Schleife gebunden und halten diesen Kopfputz vorzüglich fest; doch wird es auch ziemlich derb niedergedrückt, sowie auch durch ein seidenes Tuch um den Kopf unter dem Hormt nachgeholfen wird. Bei Gevatterschaften und wenn die Jungfrau eine Braut als Hormtjungfer begleitet, sind Zöpfe und Schleifen meist karmoisinroth, bei der Braut grün. Dieser Putz, der ehemals etwas niedriger war und der auch bei den Wenden noch einheimisch ist, kostet gewöhnlich 40—100 Thlr., ist in Familien erblich, wird aber, da ihn beiweitem nicht Alle besitzen, unter ihnen verborgt, auch wol für 4—8 Groschen geliehen; man hat ihn aber auch von fein vergoldetem Tomback. Der Hormtschmuck ist noch am schönsten bei großen Bauerhochzeiten zu sehen, wenn 20—30 und mehr solcher Hormtjungfern die Braut zur Trauung oder bei dem Auszug oder Einzug zu Wagen begleiten.

Eine Nacht unter irischen Schmugglern.

Vor einiger Zeit waren wir in dem Falle, einige Schilderungen des französischen Schmugglerwesens zu geben (in Jahrgang 1849, Nr. 339), und heute wollen wir irische Schmuggler in ihren Schlupfwinkeln belauschen.

Wir hatten — wird uns in einer englischen Zeitschrift erzählt — den größten Theil eines Apriltages damit zugebracht, mit unsern Hunden auf den Gebirgen herumzuschweifen, die sich von Jonesborough bis Dundalk (in der Grafschaft Louth, am östlichen Meeresufer von Irland) erstrecken. Louth ist im Allgemeinen ein flaches Land, in jeder Richtung aber tritt die wilde und unbezwungene Natur hervor, die Irland eigen ist. Mächtige weiße Felsen bilden ein kühnes überraschendes Gegenbild zu den schwarzen Moorgründen, die ihre traurige Öde weithin durch die Thäler verbreiten. Selten findet man auf diesen wilden Hügeln eine einsame Hütte, und kaum breitet da und dort eine kümmerliche Föhre ihr Haupt aus als Obdach vor Sonne oder Sturm. Viele Meilen weit scheint die Natur noch nie aus ihrem Schlafe erwacht zu sein; noch ist die bildende Menschenhand nicht bis hierher gedrungen, und wenn wir ein paar jämmerlich aussehende Thiere mit ihrem einsamen Hirten ausnehmen, so mögen Raubvögel die einzigen Bewohner von Sumpf und Gebirg genannt werden. Wir hatten uns in dieser Einöde verirrt, und nachdem wir auf gut Glück vorwärts geschritten waren, befanden wir uns ein oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang auf dem Rücken einer der steilsten Berge vor einer engen Schlucht, die dem Bette eines vertrockneten Bergbaches glich. In einiger Entfernung davon erblickten wir eine leichte Rauchwolke, und gewiß begrüßten einst die Israeliten in der Wüste mit nicht größerm Jubel die labungverkündenden Regenwolken als wir dieses Zeichen einer menschlichen Wohnung.

Digitized by Google

Indem wir rasch die Schlucht hinabstiegen, verfolgten wir ihre Richtung, bis wir bei einer plötzlichen Krümmung auf einmal wenige Schritte vor einer Hütte standen, die bis dahin verborgen gewesen war. Sie stand am Ende des Bergpasses, der ihre Seiten stützte, während das Dach aus Ästen und Flechtwerk, mit Rasen überdeckt, gebildet war. Durch eine kleine Öffnung des Daches stieg der Rauch auf, den wir bemerkt hatten; die Hütte selbst war aber so gelegen, daß sie von Einem, der mit dem Gebirge nicht ganz genau bekannt war, wol schwerlich entdeckt werden konnte. Unserer Annäherung schien kein Hinderniß im Wege zu stehen, als plötzlich vier athletische Männer, den Oberleib im bloßen Hemde, und mit Blicken und Mienen, die nichts weniger als einladend waren, uns entgegensprangen. Unser Aussehen aber und unsere Antworten auf ein paar rasch aufeinanderfolgende Fragen stellten sie zufrieden, sodaß sie uns weder für Aicher, noch Steuerofficianten, noch Ausspäher halten konnten. Wir wurden auch ohne weiteres in die Hütte gelassen und fanden uns in der Mitte von ungefähr einem Dutzend Männern und Weibern, die aufs eifrigste mit den verschiedenen Arbeiten einer Branntweinbrennerei beschäftigt waren. Der Apparat war von der einfachsten Art: drei Fässer, ein großer Topf und einige metallene Röhren bildeten das ganze Geräthe neben einem kleinen Becher, um den geistigen Gehalt des Getränks zu prüfen. Letztern setzten wir, nachdem wir mit den Hausgenossen unsere Grüße gewechselt hatten, sogleich in Requisition und erfreuten uns nach einer so mühsamen Wanderung nicht wenig des trefflichen „Gebirgsthaues", der noch nicht von dem Blick eines Steuerofficianten entwürdigt worden war. Es bedurfte nur kurzer Zeit, uns mit unsern gastfreundlichen Wirthen auf den vertraulichsten Fuß zu setzen; wir erzählten ihnen unsere traurige Irrfahrt und wurden durch die freundliche Einladung getröstet, so lange bei ihnen zu bleiben, bis wir gehörig ausgeruht, um unter der Führung eines der Ihrigen die Reise fortsetzen zu können.

Wir befanden uns in einer jener geheimen Branntweinbrennereien Irlands, die trotz des Gesetzes, daß jeder District, in welchem eine solche entdeckt würde, dafür in Strafe verfalle, eifrigst von bewaffneten Banden im Verborgenen betrieben wurden. Der Meister der Brennerei war ein Mann von mittlerm Alter, von düsterm, abgemagertem Aussehen; aus jeder Miene sprach sein gesetzloses Leben und die wilde Hartnäckigkeit, mit der er es stets zu vertheidigen bereit war. Er unterhielt uns mit mehren tollen Geschichten, wie er den Händen der Steueraufseher oft nur mit genauester Noth entgangen, sowie mit der Art und Weise, wie er den Branntwein durch das Land zu seinen Kunden schaffe. Erst vor wenigen Wochen erfuhr er auf einer seiner nächtlichen Expeditionen, daß ein Steueraufseher Kunde von seinem geheimen Aufenthaltsorte erhalten und ihm auf den nächsten Morgen einen Besuch zugedacht habe. Der Schmuggler verlor keine Zeit; er eilte nach Hause, nahm noch einige seiner Genossen mit und in kurzem war jede Spur von der Hütte und den Geräthschaften auf der Stelle verschwunden. Des andern Morgens erschien der Steuerbeamte mit einer Abtheilung Soldaten. Sie rückten rasch vorwärts, ihrer Beute gewiß, wobei sie sich schon im voraus über den Antheil freuten, der ihnen von der der Umgegend aufzulegenden Geldbuße zufallen würde. Vergebens suchten die ermüdeten Soldaten mehre Stunden, die Beute war entwischt und hatte keine Spur ihrer Flucht zurückgelassen. Ein langer Marsch und eine gänzliche Täuschung der schönen Hoffnungen schien der einzige Lohn des Unternehmens sein zu sollen. Doch das Ende war noch nicht gekommen. Die Schmuggler hatten sich vorgenommen, den Soldaten eine Lection zu geben, damit sie nicht so bald wieder Lust bekämen, ihre Berge zu besuchen. Die Truppe war auf dem Rückmarsche begriffen und zog in einiger Unordnung durch einen engen Bergpaß, sich noch immer wundernd, daß sie auch nicht ein lebendes Wesen in der ganzen Gegend getroffen; da wurden sie auf einmal von einem steil vor ihnen aufsteigenden Hügel mit einer Ladung Steine begrüßt, welcher rasch mehre andere folgten. Vergebens feuerten die Soldaten ihre Flinten ab, luden und feuerten wieder. Der Feind stand in gedecktem Hinterhalt, er kannte die Gegend und hatte aus theuer erkaufter Erfahrung bei frühern Scharmützeln sich die Lehre gezogen, nie in ein offenes Gefecht sich einzulassen. Die Soldaten waren genöthigt, zu flüchten, und von 30 Mann, die gesund ausgezogen waren, mußten 11 ins Hospital gebracht werden. Der Steuerbeamte kam diesmal mit heiler Haut davon, aber sein böses Schicksal führte ihn in einer der folgenden Nächte in eine Gegend der Grafschaft, wo unser Wirth und einige seiner Genossen gerade ihre Contrebande ablieferten. Die Gelegenheit zur Rache ward nicht unbenutzt gelassen. Die Schmuggler verkleideten sich und arbeiteten den Diener des Gesetzes dermaßen durch, daß sein Misgeschick ein abschreckendes Beispiel für künftige überthätige Beamte wurde.

Wir hatten schon zuvor von diesen Abenteuern gehört, die eine Zeitlang in der ganzen Nachbarschaft, wo jener Steuerbeamte äußerst verhaßt war, das Tagesgespräch bildeten; und so wurden wir umsomehr durch die ungeschlachte, aber launige Erzählung der Einzelheiten ergötzt, welche uns der Held der That vortrug. Die Beschwerden unserer Fahrt waren rein vergessen und durch den Anblick einer an der Wand hängenden Geige veranlaßt, schlugen wir, von dem genossenen Gebirgsthau etwas begeistert, eine Tanzpartie vor. Die ganze Bande beiderlei Geschlechts nahm den Vorschlag mit vielem Vergnügen an und der Tanz fand auf dem Rasenplatze vor der Hütte statt. Den Mangel an Grazie ersetzte die Beweglichkeit, und wenn unsere Schönen sich auch nicht der niedlichsten Füßchen rühmen konnten, so hätten sie dagegen damit als Dreschmaschinen gewiß um so größere Ehre eingelegt. Aller Gemüther eröffnete der Tanz zu fast ausgelassener Lust; vom Takte bewegt, hob sich jeder Fuß, freundlich lachte jede Lippe, als plötzlich — eine Anzahl Rothröcke um die Bergschluchtkrümmung vor der Hütte sich schwenkte, und ehe wir zur Besinnung kommen konnten, mitten in unserer Tanzgruppe stand. Gefängniß, Kerker, Transportation schwebten Jedem vor den flimmernden Augen, die lachenden Lippen schlossen sich, die Füße waren plötzlich wie angenagelt und für einen Augenblick wir sammt den Schmugglern kaum der Besinnung mächtig. Indessen waren wir ja nur zufällige Besucher, Fremde; keine Zeit blieb zur Berathung, Jeder mußte für sich selbst sorgen. Einige flohen, mit einer Behendigkeit, die noch viel größer war als früher beim Tanze; Andere standen wie vom Schlage getroffen still, während die Übrigen mit furchtlosem Blick nach Waffen sich umsahen. Ringsum herrschte Verwirrung, Schrecken, Furcht in der ganzen Versammlung, als wir mitten durch den Lärm eine rauhe Stimme dringen hörten: „Ruhig, Gentlemen und Ladies, seid ruhig; ist Alles in Ordnung?" Es war die Stimme des Meisters. Er hatte die Soldaten ausge-

Digitized by Google

forscht; sie gehörten zu einer Abtheilung Sappeurs, die kürzlich nach Irland geschickt worden waren. Sie waren in der Nachbarschaft einquartirt, und da sie keine Beziehung zu den Ortsobrigkeiten hatten, so nahmen sie keinen Anstand, bei den Schmugglern einzukehren. Bei dieser frohen Botschaft sammelte sich die Gesellschaft allmälig wieder; aber ein kaltes Bad im Januar hätte nicht mehr unsern Puls hemmen können, als die ausgestandene Furcht alle Fröhlichkeit in uns gestört hatte. Indem Einer den Andern auslachte, hielten wir es aber für das Beste, uns hier nicht einer etwaigen neuen Überraschung auszusetzen und setzten unsere Reise, von einigen unserer Tanzgenossen auf den rechten Weg geleitet, weiter.

Die Aufnahme eines jungen Tonkünstlers in die Innung der Stadtmusiker zu Brüssel im Jahre 1691.

Die Tonkunst wurde, gleich andern Künsten und gleich den meisten andern Gewerben, bis in dies Jahrhundert hinein hier mehr und dort weniger, aber mit geringen Ausnahmen doch meist in Deutschland nur so betrieben, daß es Lehrlinge, Gesellen und Meister gab und Keiner sich recht herauswagen konnte, der nicht, losgesprochen, seinen Lehrbrief gehabt hätte oder, auf diesen sich berufend, selbst Meister darin geworden wäre. Stadtpfeifer, Stadtpfeifergesellen und die Lehrburschen der Erstern erinnern in kleinen Städten noch überall daran, und noch in viel umfassenderer Weise that sich solches Innungswesen in vergangenen Jahrhunderten kund. Gewöhnlich fanden beim Lossprechen eines Lehrlings, wie noch jetzt in ähnlichen Fällen, große zum Theil kostspielige Feierlichkeiten statt, und manche Erscheinung dabei ist für uns jetzt anziehend als ein Beitrag zur Sitte längst vergangener Zeiten. Die Niederlande waren viele Jahre lang, ja mehre Jahrhunderte hindurch berühmt wegen ihrer Tonkünstler. In Gent, in Brügge, in Lüttich und Brüssel wurden Männer gebildet, deren Namen durch ganz Europa widerhallten. In die besten Kapellen, in die größten Kirchen suchte man Meister von dorther zu ziehen. Doch dies ist für uns jetzt Nebensache; es soll uns nur zeigen, wie die Aufnahme eines jungen Mannes in eine solche dortige Innung von manchen Umständen begleitet sein mußte, welche dem Ganzen einen besondern Stempel aufdrückte. Wir haben eine sehr genaue Schilderung davon aus der Stadt Brüssel aus dem Jahre 1691. Die Tanzmeister und die Musiker bildeten hier in jener Zeit eine gemeinschaftliche Innung, und es sollte ein junger Tonsetzer aufgenommen werden, der aber auch Sänger und tüchtiger Lautenspieler war. Über seine Talente war man längst im Klaren. Die Hauptsache lief also aufs Essen, Trinken, Jubeln und — einige Ceremonien hinaus. Ein großes Bankett war in einem großen Saale eines Prachtgebäudes veranstaltet, das noch heute in alter Würde die Stadt Brüssel ziert. Punkt 12 Uhr stellten sich die Gäste ein; Keiner ließ lange auf sich harren und freute sich, beim Eintreten die zwei langen Tafeln zu sehen, wo zahlreiche Humpen und krystallene Becher zwischen kostbaren Kunstarbeiten der Pastetenbäcker und Zuckerbäcker winkten. Porzellan aus China und Japan machten dem zahlreichen Silbergeschirr den Rang streitig. In der einen Ecke des Saals sah man eine, wenn auch gleich verhüllte und nicht hoch über dem Boden stehende Bühne. Den Vorhang bildete ein trefflich gearbeiteter Teppich aus Arras. Jetzt tönt die Trompete. Sie gibt das Zeichen, Platz zu nehmen, und in einigen Minuten ist Alles geordnet. Anfangs herrscht nur Schweigen, bald aber wird es vom Klange der Becher unterbrochen, und ehe man es sich versieht, thut sich der Geist der Innung kund. Wenn Gesang und Klang in jener Zeit schon jede Mahlzeit verschönerte, wie hätten sie beim Bankett der kunstreichen Brüsseler Tanz- und Musikmeister fehlen können! Jeder Gast hatte sich für diesen Fall schon vorgesehen; keiner ließ sich nöthigen, im Gegentheil wollte jeder gern der Erste sein. Der Eine hatte ein neues Lied aus Frankreich, der Andere aus England; dieser eine italienische Canzone, jener ein flämisches Lied; und ein paar Geigen, eine Theorbe, eine Schnabelflöte begleitete den Gesang oder füllte die Pausen aus. Die Mahlzeit war zur Hälfte abgethan, und der aufzunehmende Meister ward eingeladen, auch sein Meisterstück abzulegen. Es bestand in einer Arie, die er, von einem Obermeister componirt und ihm vorgelegt, vom Blatte zu singen hatte, und dann mußte er noch auf seinem Hauptinstrument ein Stück vortragen. Der Herr Jungmeister bestand seine Probe trefflich; in den ersten zwei Takten schwankte die Stimme etwas, denn die Menge der Zuhörer, der Meister und auch wol der Wein machten ihre Wirkung geltend. Allein dies gab sich bald, und als er nun den schweren Satz auf der Theorbe vortrug, so riß er Alles zu einem Beifallssturme hin, der vorsitzende Obermeister aber füllte einen der größten silbernen Humpen mit Malvasier und ließ ihn hoch leben, und Alle stimmten ein, als der Becher nun ringsum wanderte. Jedoch die verbrüderte Tanzmeisterinnung hatte noch gar nichts zum Besten gegeben und jetzt nun den Augenblick gefunden, sich geltend zu machen. Der Vorhang der Bühne dort geht auf; Alles ist auf ihr belebt. Theils tanzt Alles, theils bewegt sich eine Pantomime mitten unter dem neckenden Schwarme. Ein Schäfer wird von zwei Schäferinnen geliebt; welcher sollte er sein Herz schenken? Er stellt sie, mehr als einmal sich verkleidend, auf die Probe. Ein Zauberer hilft ihm bei der Verkleidung, und bald ist er im Klaren, welche von beiden es treulich meint. Die andere wird verschmäht und einem alten Gichtbrüchigen zu Theil. Vortrefflich ging die Darstellung, zu welcher die Tonkünstler mit Geigen, Flöten, Oboen und Theorbe das nöthige Orchester lieferten. Der neue Meister hat gezeigt, was er ist, und sich den Übrigen würdig beigesellt.

Non plus ultra.

Napoleon besuchte einst in Aachen die berühmte Nähnadelfabrik von Sterz und schaute Alles sehr wißbegierig an. Um dem Kaiser die Feinheit der Instrumente, mit welchen man arbeitete, anschaulich zu machen, präsentirte man ihm ein Menschenhaar, spaltete es dann in zwei gleiche Hälften und bohrte in jede Hälfte ein rundes Loch, das man den Kaiser durch ein Vergrößerungsglas betrachten ließ.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 373.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [23. Februar 1850.

Der Thurm der heiligen Genoveva.



Die Heiligengeschichte kennt zwei Heilige des Namens Genoveva. Die erste ward geboren im Jahre 424 zu Nauterre bei Paris. Nachdem sie auf Veranlassung des Bischofs Germain von Auxerre das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abgelegt, verkündete sie in Paris, wohin sie sich nach dem Tode ihrer Ältern begeben hatte, dessen völlige Sicherheit vor Attila, dessen Einfall in Frankreich das allgemeinste Entsetzen hervorgerufen hatte. Was sie prophezeit, traf ein, und Attila ward 451 bei Chalons geschlagen. Damit war ihr Ruf begründet; erhöht wurde er noch, als sie bei einer Hungersnoth in Paris auf der Seine von Stadt zu Stadt fuhr und 12 Schiffe voll Korn zurückbrachte, die sie unentgeltlich an die Nothleidenden vertheilte. Im Jahre 460 erbaute sie über den Gräbern des heiligen Dionysius und Eleutherius bei Chastevil eine Kirche, die später den König Dagobertus bewog, daselbst die Abtei Saint-Denis zu stiften. Sie starb im Jahre 512.

Die zweite Heilige ist die Herzogin Genoveva von Brabant, Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried um das Jahr 730. In Abwesenheit ihres Gemahls von dem Haushofmeister Golo aufs schändlichste bei diesem ver-

leumdet, wurde sie darauf hin zum Tode verurtheilt. Die Knechte, denen die Vollziehung des Urtheils aufgegeben war, ließen ihre Herrin, von deren Unschuld sie überzeugt waren, im Walde frei, wo sie nun sechs Jahre lang einsam mit ihrem Sohne lebte, den sie Schmerzenreich genannt hatte, und der seine Nahrung von einer Rehkuh erhielt, die sich eines Tages vor der Höhle der Dulderin eingefunden hatte, ohne sich wieder von ihr zu trennen. Der während dieser Zeit aus dem Kriege heimgekehrte Gemahl jagte eines Tages in dem Walde, drang bei dem Verfolgen des Wildes immer tiefer ein und gelangte endlich auch an die Höhle seiner verstoßenen und todtgeglaubten Gemahlin. Er erkannte ihre Unschuld, brachte sie und seinen Sohn wieder auf sein Schloß und bestrafte den Verleumder Golo mit dem Tode.

Der Würfel.

Nach einer alten Sage.

Es war in einer milden warmen Sommernacht, als der würdige Pfarrer eines kleinen Kirchspiels von einem späten Berufsgange in sein Dörflein zurückkehrte. Der würdige Pfarrherr kam nämlich aus dem benachbarten Dorfe, seinem Filiale, wo spät noch ein Sterbender seinen Trost und geistlichen Zuspruch erheischt hatte.

Unser Pfarrherr war allein, denn es gab in seinem Dörflein keinen Küster. Er hatte die heiligen Abendmahlsgeräthe selbst mitsichführen müssen und es war nothwendig, daß er sie nach treu verrichtetem Amte noch in dieser späten Mitternachtsstunde sorgfältig in der Sacristei wieder unter Schloß und Riegel brachte.

Über dem Kirchlein mit seinem spitzen schlanken Thurme stand in wunderbarer Klarheit der silberne Mond und legte Alles, auch die grünen Gräber des Friedhofs mit ihren weißen oder grau verwitterten Leichensteinen hell zu Tage. Es war so eine süße, sommerliche, labende Nachtstille, wie sie uns der Dichter singt:

Wenn das Käuzchen heult von fern
Und im Fall sich schneuzt der Stern,
Und die Blätter nur noch sacht
Säuseln in der Waldesnacht u. s w.

Eine Weile steht der Pfarrherr und überblickt, dieweil im Dorfe kein Lichtlein mehr schimmert, die in der sanften Silberglorie des Mondes ruhenden Gräber, und was er bei diesem Hinblick auf den silbergrünen, blumenduftenden Acker Gottes gedacht hat, mag wol sich in diese Strophe fassen lassen:

Wenn ich einst wie sie entschlummern werde,
Die kein Gruß der Morgensonne weckt,
Wenn das grüne Hügelchen von Erde
Meine dunkle Friedenskammer deckt u. s. w.

oder vielleicht war es der leuchtende Gedanke der Auferstehung selbst, der sich immerdar so erhebend mit dem Weilen auf Gräbern verbindet:

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und von dieses Lebens Kummer,
Frei den schönen Morgen seh',
O, dann wach' ich anders auf . . .

Dies mochten etwa die Empfindungen sein, die unsers Pfarrers Herz bewegten, als er durch die Gräber dahinschritt, die er wol die seinigen nennen durfte, auf die Thür seiner Sacristei zu, in deren Schloß sich nun knarrend der rostige Schlüssel drehte, nicht unähnlich im Ton dem Rufe des Käuzchens, das vom Thurme herabächzte.

Die Thür, welche vom Innern der Sacristei ins Heiligthum der Kirche selbst führt, pflegt insgemein ein Glasfenster zu haben. Durch dies Fenster und die an demselben wallenden morschen Vorhänge von verblichenem Grün, welche sich in der Nachtluft regten, als der Pfarrherr die entgegengesetzte Thür geöffnet hatte, konnte man geradehin auf den Altar schauen, und wie gewohnt fiel auch dorthin, nach dem Allerheiligsten seines Tempels, der erste Blick des eintretenden Pfarrers. Das war aber nicht blos das Mondlicht, durch die gedämpften Scheiben brechend, was da auf den Altarstufen zitterte und sich regte . . nein, das war im Mondschein der Schatten eines Wesens, welches dort, bald niederkniend, bald aufrecht am Altar hantierend, ein wunderliches Spiel trieb.

Unser Pfarrherr war ein Mensch wie andere Menschen; es konnte ihn, als er im nächtlichen Heiligthume plötzlich so Ungewohntes, Fremdartiges, ja Unheimliches erblickte, die Furcht anwandeln, wie es Andern auch geschieht. Und das that sie, aber nur auf einen Augenblick. Dann schnell sich fassend in den heiligen Beistand Gottes, verschloß der Pfarrer zuerst mit sicherer Hand die Abendmahlsgeräthe in den für sie bestimmten Schrank, alsdann öffnete er fest und furchtlos die innere Thür der Sacristei und trat entschlossenen Muthes in das monderhellte Gotteshaus.

Jetzt, nur noch wenig Schritte vom Altar entfernt, erkennt der Pfarrherr deutlich, was hier vorgeht. Ein Mann in zerlumptem Kleide steht hier aufrecht am Altar und auf der weißen Altardecke spielt er und wirft immer wieder mit einem elfenbeinernen Würfel. Dann beschaut er beim Glanze des Mondes und der beiden Altarkerzen — denn wunderbarerweise sind auch diese angezündet — den Wurf, den er soeben gethan, und wie er ihn beschaut hat, so sinkt er nieder auf die Stufen des Altars und faltet die Hände, und es ist als ob er leise bete, und nach einer Weile hastig wieder aufspringend, beginnt er aufs neue das seltsame Spiel mit dem Würfel. Rasch auf den unheimlichen Gesellen tritt der Pfarrer zu: Wer bist du, Gesell, und was soll das freche Spiel bedeuten? Willst du, wie es mir dünkt, dem gottlosen Spiel noch Hohn zugesellen auf das Heilige? Hinweg mit dir, sage ich, und treibe draußen dein schnödes Gelüst, aber von hier entweiche, denn diese Stätte ist mein, spricht der Herr!

Da wendet sich auf diese erzürnte Rede der zerlumpte Mann zu dem Pfarrer, und was diesen aus den Augen des Armen anblickt, ist wahrlich nicht Spott und Hohn. Der Mond und die Kerzen des Altars bescheinen hier ein zwar bleiches, aber edles und mildes Antlitz, auf welchem die Leiden und Stürme des menschlichen Lebens tiefe Furchen gezogen. Aus solchen Augen, aus solchem Antlitz blickt kein Frevler. Betroffen fast senkt der Pfarrherr sein Auge vor dem Blicke Dessen, dem er eben erst eine so harte Rede zugewendet.

Ehrwürdiger Herr, so beginnt nun der bleiche Fremdling, zürnt mir nicht weiter, denn was ich hier in ungestörter Stille in Eurem Gotteshause vollbringe, ist kein Frevel, es ist, um es kurz zu sagen, mein Gebet. Der Ewige, auf dessen Allmacht und Gnade wir Alle bauen, hat jedem Menschen gestattet, daß er nach seiner Weise zu ihm bete; diese Weise nun, ehrwürdiger Herr, ist die meinige, und so Ihr es mir erlaubt, will ich Euch ihre Bedeutung lehren.

Redet! sprach der Pfarrer sanft und erwartungs-

Digitized by Google

voll, denn es begann sich in seiner Brust schon etwas zu regen wie eine leise Sympathie für diesen seltsamen Mann.

Kein Ding in der Welt, so sprach jetzt der Fremdling, ist so dürftig und gering, daß es nicht das Geräth und Gleichniß der Gottheit wäre. Die Welt, die seine Allmacht erschuf, ist ja nur sein Abbild und der Abdruck seines Wesens, und eben darum wohnt ja der Sinn Gottes, die göttliche Meinung und Bedeutung in jedem Dinge, das dieser irdischen Welt angehört, wie gering es uns auch bedünke. Solch ein Ding, Ehrwürdiger, ist dieser Würfel. Als Werkzeug der schnöden Spielsucht, wenn er zu solchem Zweck dem Menschen dient, muß er verachtet werden; aber nicht dazu ward er ursprünglich mit seinen sechs Feldern und sechs Augen von dem sinnigen Menschengeiste erfunden. Vielmehr ist mit jedem Auge, das in Rabenschwärze diesen milchweißen Flächen eingegraben ist, dem denkenden Menschen eine Lehre eingeprägt, eine solche Lehre, die, wenn er sie sich zu Herzen nimmt, für sein ganzes Leben bedeutsam wird. Sechs solcher Lehren, Ehrwürdiger, gibt uns der kleine Würfel mit seinen sechs schwarzäugigen Feldern, und Lehren sind es nicht für dieses Leben allein, sondern auch für das ewige Leben. Nun aber frage ich Euch: Heißt aus diesem Leben hinaus an das ewige denken, nicht an den Himmel denken? Und heißt: an den Himmel denken, nicht an Gott denken, der Himmel und Erde erschaffen hat? Und heißt an Gott denken nicht auch schon zu ihm beten?

Der Pfarrer neigte sein Haupt mild bejahend und sprach nur: Freund, redet weiter!

Hier auf diesem ersten Felde meines Würfels, fuhr der Fremdling fort, erblickt Ihr nur Ein Auge. Dieses Auge bedeutet die Gottheit selbst; außer ihr ist nichts. Dies eine Auge aber ist allezeit wach in seinem ewigen Himmel für seine Menschenkinder und verliert deren keins im Diesseits wie im Jenseits. Dies eine Auge, das als Flammenauge ins Innerste der Welt und in unser Innerstes blickt, es zeigt uns auch den einen Weg, der zur Glückseligkeit führt und von dem wir nur einen Schritt abzuweichen brauchen, um uns bald auf Nebenpfaden zu verlieren, von denen keine Rückkehr möglich ist zu dem einzigen Pfade der Tugend und Gerechtigkeit. Seht, Ehrwürdiger, dies ist meine erste Lehre, die sogleich zum Gebet wird, zum inbrünstigen Gebet zu ihm hinauf, der allein gerecht und heilig ist.

Die zweite Lehre nehme ich ab aus den zwei Augen des zweiten Feldes meines Würfels, und ich kann sie wol am zuversichtlichsten in die Worte eines unsterblichen Dichters fassen:

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der and're dir auf;
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend,
Wohl Dem, den das Geschick liebend auf beide geführt.

Nun, würdiger Herr, kommt das dritte Feld mit den drei Augen. Was bedeuten wol diese? . . . Ei nun, was anders wol sollen sie bedeuten als das heilige, unergründliche Geheimniß unserer christlichen Religion, die heilige Dreieinigkeit selbst: den Vater, der uns erschuf und mit allwaltender Liebe für uns sorgt; den Sohn, der uns den Vater verkündet und mit seinem unschuldigen Blute die göttliche Wahrheit seiner Lehre besiegelt hat; den Heiligen Geist, der uns allezeit erwärmt und erleuchtet für das Ewiggute, daß wir uns ihm weihen mit allen Kräften und durch ihn auch Kraft gewinnen, lieber zu sterben als zu sündigen. Seht, ehrwürdiger Herr, das bedeutet mir das dritte Bild.

Das vierte mit den vier Augen, o es gemahnt uns an so Vieles, was zu des Lebens Herrlichkeit und daneben zum rechten tugendhaften Sinn und Wandel gehört. Da sind zuerst vier der Jahreszeiten, und in jeglicher Jahreszeit, an jedem Tage und in jeder Stunde schüttet Gott auf uns, seine Kinder, das Füllhorn seiner Liebe aus, und weil dem so ist, so ruft uns auf zu Dank und Preis jede knospende Blume, jede reifende Ähre, jedes fallende Blatt, jede wirbelnde Schneeflocke. Nun aber magst du, denkender Mensch, bei diesen vier Augen noch an Anderes denken. Vier sind es auch z. B., die man die letzten Dinge nennt. Das erste der letzten Dinge ist der Tod, das zweite die Auferstehung, das dritte das Weltgericht und das vierte nach diesem das ist sein Himmel. Und endlich, mein Kind, sollst du, wenn du die vier Augen schaust, eins nicht vergessen, das ist das vierte Gebot: Ehre Vater und Mutter, auf daß dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden! Mein Kind, einst wird eine Zeit kommen, wo du nicht mehr Kind bist. Dann werden dich aus den Stürmen des Lebens tausend selige Erinnerungen zurückführen in die seligen Tage deiner längstverschwundenen Kindheit; aber die seligste Erinnerung unter diesen tausenden wird die sein, die dich zurückgeleitet in den Schoos deiner Mutter, in die Arme deines liebenden Vaters. Wohl dir, wenn du dann einst dir sagen kannst: ich habe sie geehrt nach Gottes Gebot. Kannst du dir dies vor deinem Gewissen bezeugen, dann blicke getrost hinauf in solch sternenklarer Sommernacht, blicke getrost und freudig nach jenen ewigen Lichtern, die dort oben schimmern und funkeln, und sei versichert, daß sie, die du ehrtest auf Erden, von dort oben herab auf dich niederschauen und dich in unsichtbarer Stille aus dem fernen leuchtenden Jenseits grüßen und segnen.

Als der bleiche Fremdling diese Auslegung machte von den vier Augen, siehe da perlten helle Thränen von des würdigen Pfarrers Wangen, und sie schimmerten im Mondlicht und Kerzenschein; unwillkürlich schaute der Pfarrherr aufwärts, zugleich mit ihm der arme bleiche Mann, und ihr Aufblick war ein Gebet.

Der Pfarrherr ergriff, heiliger Rührung voll, die Hand des Fremden und sprach mit fast schluchzender Stimme: Nun deute mir auch die Fünf.

Die Fünf, erwiderte der Mann, deute ich dir so: Wie lautet das fünfte Gebot? Es lautet: Du sollst nicht tödten! Dies Gebot, ehrwürdiger Freund, ist es, gegen welches unter allen Geboten am meisten gefehlt wird. Meint Ihr, Ehrwürdiger, es tödte ein Mensch den andern nur durch Mord und Todtschlag? O nein, der Mensch kann den Menschen tödten durch ein Wort, durch seinen Wandel, durch eine vorschnelle That, durch eine vereitelte Hoffnung, durch ein schnödes Verlassen, durch ein grausames Versagen; der Mensch kann die Seele des Menschen tödten und morden durch ein schändliches Beispiel, er kann sie vergiften, indem er sie abwendet von dem Guten, von der Tugend. Jeder Frevel, den du begehst an deinem Nächsten, jedes Unrecht, das du zufügst deinem Bruder, mit diesem mordest du ein Etwas seiner Seele! Du zerstörst, und das Schrecklichste ist, daß du nicht weißt, was du zerstörst. Liebe alle Menschen, alle deine Brüder, dann, aber auch nur dann wirst du dem Vorwurfe entgehen, dich gegen das fünfte Gebot vergangen zu haben.

O mein jugendlicher Leser, vielleicht verstehst du

Digitized by Google

noch nicht ganz, was diese Worte zu bedeuten haben. Immerhin sei dem so, das Leben, dein Leben, die kommenden Jahre, die du erlebst, werden es dich lehren, was sie bedeuten. Für jetzt glaube mir dies und merke es dir als Regel: verletze und verwunde niemals Jemand, wäre es auch nur durch ein einzig Wort, du kannst nie wissen, wie tödtlich du ihn damit verwundest.

Aber jetzt, Freund, sprach der Pfarrherr, deute mir noch das letzte Feld deines Würfels, das mit den sechs Augen.

Die sechs Augen, würdiger Herr, bedeuten das Leben selbst. Denn was ist wol das Leben des Menschen gewesen, wenn es köstlich war? Mühe und Arbeit war es. Nun aber bedeuten die sechs Augen die sechs Tage, an denen der Mensch sein Loos erfüllen, seine Pflicht thun, an welchen er durch rastlos fleißiges Lernen, Wirken, Schaffen und Vollbringen sich die schöne Sabbathruhe des siebenten Tages verdienen und erkaufen soll. Dieser schöne Tag der stillen Sabbathruhe, dieser heilige Sonntag unser Aller, er steht nicht mit aufgezeichnet auf meinem Würfel; damit ist gesagt, daß er nur kommt, wenn der Mensch durch rechtschaffenes Wirken und Vollbringen seiner Aufgabe und Pflicht sich seiner heiligen Weihe und des stillen Friedens, den er mitsichführt, würdig gemacht hat. Der Sonntag, meine Kinder, ist des Herrn Tag. Nicht der Mensch macht den Sonntag, sondern Gott selbst hat ihn gemacht und eingesetzt. Darum wie er den Sonntag feiert, daran magst du den Menschen in seinem Innersten erkennen. Freudig soll der Mensch seinen Sonntag begehen, aber nicht in eitlem Jubel und roher Lust; nicht dadurch, daß er sich hineinschleudert, gleichsam mit roher Gewalt, in die betäubende, berauschende Lustbarkeit, sondern dadurch, daß er, indem er sich erholt, erfreut und erquickt, eingedenk bleibt der arbeitvollen Tage, deren Ausgangs- und Anfangspunkt der Sonntag ist. Wenn in der Frühe des Sonntags die Glocken feierlich zur Kirche läuten, dann ist in diesem vollen Klang und Ton, der uns zur Gottesfeier ladet, dem Menschen die Stimmung angegeben, die er für den ganzen Tag behaupten soll. O wie schön und geweiht ist doch der Tag des Herrn, der mit seiner erquickenden Ruhe und Kühle auf die sechs schwülen Tage der Arbeit folgt! Denn das Leben des Menschen ist Arbeit und soll es sein. Und diese Arbeit gleicht der des Sämanns: eine Aussaat für die künftige Ernte.

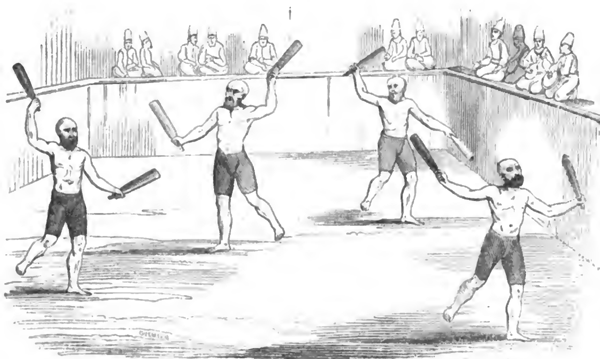
Indem der seltsame Fremde im Bettlergewande diese letzten Worte sprach, horch, da klang vom Thurme herab über den Häuptern der Beiden der Schlag der ersten Stunde, der Glockenschlag Eins.

Dieser Glockenschlag, mein würdiger Freund, sprach der Fremdling zum Pfarrer, indem er dessen Hand ergriff, ist die wahre Besiegelung meiner Lehre. Einer ist über uns und wird es bleiben, und zu diesem Einen führen alle Gedanken, jegliches Empfinden; zu ihm führt unser ganzes Leben, wenn wir es in treuer Pflichterfüllung vollbracht, endlich doch zurück.

Ja, zu diesem Einen, wiederholte der Pfarrer gerührt, und an ihm wollen wir auch halten im Glauben und der Liebe, in Noth und Trübsal, im Leben wie im Tode.

So schritten die Beiden recht erhobenen Muthes aus dem Gotteshause. Wer aber der Fremdling im Bettlergewande gewesen, dies hat uns die Sage nicht gemeldet.

Persische Kämpfer.



Am Hofe von Teheran ist es noch immer nichts Ungewöhnliches, Ringer und Kämpfer zur Lust und Freude auftreten zu sehen, und eine Gruppe dieser Kämpfer zeigt vorstehende Abbildung. Sie führen in der Hand

Digitized by Google

eine Keule, mit welcher sie sich gegenseitig Streiche, selbst wol tödtliche geben, sowie auch im Gegentheil solche zu pariren suchen. Ein einfaches Orchester, aus einigen schlechtbesaiteten Instrumenten und einem Sänger bestehend, begleitet die Lust, der oft der Schah und seine Großen beizuwohnen pflegen. Chardin's „Reisen nach Persien" bieten über diese Sitte manche Nachrichten dar.

Die heilige Pforte zu Moskau.



Vergleiche über Moskau Pfennig-Magazin, Jahrgang 1834, Nr. 63; Jahrgang 1835, Nr. 96; Jahrgang 1836, Nr. 169; Jahrgang 1842, Nr. 491; Jahrgang 1843, Nr. 32; Jahrgang 1847, Nr. 228; Jahrgang 1849, Nr. 342.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nachdem die neuere Zeit, seit der Entdeckung Amerikas und seit Besitznahme der Westküste von Afrika durch die Portugiesen, den Fluch aufsichgeladen, jenes jahrtausendalte, verabscheuungswürdige System der Sklaverei, wornach der Mensch zum Privateigenthum des Menschen erniedrigt wird, mit welchem er nach Belieben schalten und walten darf, zum förmlichen Handelsverkehr, zum eigentlichen Sklavenhandel ausgebildet zu haben; nachdem in Folge dessen die Schmach, so unmenschlich vom Menschen, seinem Bruder, behandelt zu werden, ausschließlich auf eine unglückliche Menschenrace, auf die der Neger, gefallen war; nachdem seit länger als einem Jahrhundert durch die edelsten Menschen die aufopferndsten Versuche gemacht worden sind, und neuerlich fast alle christlichen Staaten sich verbündet haben, den Sklavenhandel abzuschaffen und die Emancipation aller Negersklaven zu bewirken; nachdem endlich eine keineswegs übertriebene Berechnung es herausgestellt hat, daß, seitdem die transatlantischen Colonien bestehen, überhaupt an 40 Millionen Neger der Sklaverei überliefert worden sind — nach allem Diesen ist und bleibt es noch die auserlesenste Schande für unsere Gegenwart, daß die Sklaverei bis auf die heutige Stunde blühender fortbesteht als sie je bestanden hat.

Man berechnet die Zahl der Negersklaven in den nordamerikanischen Freistaaten allein gegenwärtig auf über vier Millionen. Denn wiewol etwa 16 der nördlichen Unionsstaaten das Sklaventhum allmälig abgeschüttelt oder es gar nicht in ihr staatliches und Handelsprincip aufgenommen haben, so sind dafür die südlichern Staaten der Union um so furchtbarer damit belastet.

Es liegen uns neueste erschreckende Mittheilungen vor über diesen die Menschheit entwürdigenden Gräuel, wie er dort in dem Lande der Cultur, der Civilisation, der Menschenrechte noch diesen Augenblick stattfindet. Wir verdanken diese Berichte der Selbstanschauung eines ehrwürdigen englischen Missionars, des Mr. E. Davies, der sie seinem vor kurzem erst veröffentlichten

Digitized by Google

Tagebuche, das er auf einer Reise den Mississippi hinauf geführt, einverleibt hat.

Wir bieten unsern Lesern ein interessantes Bruchstück aus dieser Reise, woraus wir aufs neue einen Überblick gewinnen, wie gar unter aller Menschlichkeit, ja noch unter der Würde der Thierheit selbst in jenen ausgedehnten Landstrichen voll Cultur, die der Vater der Ströme, der Mississippi, und sein gigantischer Bruder, der Ohio, bewässern, die unglücklichsten der Menschen, die schwarzen Sklaven, behandelt werden.

Unser würdiger Missionar fand sich nach mehrjährigem Aufenthalt in den ungesunden Sumpfdistrieten von Britisch-Guiana durch Gesundheitsrücksichten bewogen, eine Reise nach den Vereinigten Staaten anzutreten. Nach einer beschwerlichen 14tägigen Seefahrt lief man in die Gewässer des Riesenstroms Mississippi ein, wo sich dem Reisenden, der aus dem Süden Amerikas kommt, eine ganz neue Welt öffnet. Der Mississippi — dessen Breite nicht so gewaltig ist, als man sich vorstellt, denn abwärts von Neuorleans beträgt sie nirgend über eine englische Meile, dessen Tiefe jedoch allerwärts beträchtlich und der Schiffahrt so günstig ist, daß Schiffe von 300 Tonnen Last noch 500 englische Meilen über Neuorleans hinaussegeln können — benetzt das großartigste prachtvollste Thal, das vielleicht auf Erden zu finden ist, ein Riesenthal von unendlicher Fruchtbarkeit und das allein ebenso viel Flächeninhalt und nicht weniger urbaren Boden befaßt als ganz Europa. Nirgend kann die Natur verschwenderischer in ihren Erzeugnissen sein als hier. Die Vegetation ist mehr als üppig, Bauholz wächst in Überfluß, Wiesen und Weiden strecken sich unermeßlich dahin und im Schoose der Erde bergen sich die ergiebigsten Kupfer- und Bleiminen, Eisen und treffliche Steinkohlen. Und doch sind diese endlosen Strecken fast nur erst fruchtbare Einöden, die aber der Fleiß und Anbau der Menschen in wenigen Jahren in bewohnte gesegnete Fluren verwandeln könnte.

Im Schlepptau eines Dampfschiffs — dies pflegt auf dem Mississippi gewöhnlich zu geschehen — gelangt das Segelschiff, auf welchem unser Gewährsmann sich befindet, nicht ohne Sturm und Gefahr zu bestehen, nach Neuorleans, dem Hauptorte des Landes, wo, wie er selbst sich ausdrückt, die Sklaverei noch in vollster Blüte besteht, wo sich, um uns eines ächt mercantilen Ausdrucks zu bedienen, Niederlagen befinden von menschlichen Wesen, welche keine andere Bestimmung haben als die, von ihresgleichen verkauft und erstanden zu werden.

Wie heillos ist doch die Verkehrtheit in Dem, was wir unser Menschthum zu nennen belieben, womit wir uns brüsten als Ebenbilder Gottes! Hier ein Beleg davon. Unser Gewährsmann lustwandelte eines Morgens in den Straßen von Neuorleans. Er kam in eine Straße, welche nach einem sogenannten Auctionssaal führte, wo die Sklaven feilgeboten werden. Hier stand eine Anzahl Männer und Frauen von der Race, die man die farbige nennt, deren Väter also europäischer Abstammung sind; diese Leute befanden sich sämmtlich zwischen dem 15. und 30. Lebensjahre, man hatte sie sauber herausgeputzt, um Käufer dadurch anzulocken. Es befanden sich viele junge Mädchen darunter, welche mit allerlei Handarbeit beschäftigt waren, damit der Käufer auch sogleich wahrnehmen solle, in welcher Geschicklichkeit sie sich besonders auszeichneten. Zwischen diesen Opfern menschthümlicher Habsucht spazierten die Aufseher, die Cigarre im Munde, unter dem Arm die Peitsche; nachlässig die Hände in den Taschen, gingen sie auf und ab vor ihrer Waare, aber luchsartig schweiften ihre Blicke nach allen Richtungen, um den Kunden gleich von fern zu erspähen. Wie die Viehhändler auf den Märkten wol zu thun pflegen, so riefen sie den Vorübergehenden an: Beliebt der Herr einige Neger? Das Herz, so urtheilt unser Tourist, wendet sich uns im tiefsten Busen bei solcher Scene, und das stumme, starre Leiden auf den Angesichtern dieser Opfer der Civilisation redet selbst für Die, für welche sonst die Steine reden müssen.

Und nun, freundlicher Leser, betrachte das Gegenstück zu dieser Scene des Abscheus, um dir die frevelhafte Verdrehtheit der Menschennatur so recht anschaulich zu machen. Tags darauf wohnte unser Berichterstatter einer Versammlung bei, welche in dem Börsengebäude, in einem Saale, der nicht weniger als 1500 Personen faßt, stattfand. Diese Versammlung, etwa aus 800 Personen bestehend, lauter Männern, bot in der That einen originellen Anblick. Denn, sagt der Verfasser, von diesen 800 rauchten 600 Cigarren, 200 rauchten und kauten abwechselnd Taback. Nun aber auf den Zweck dieser Versammlung zu kommen, es war kein anderer als: zu sammeln für die hungernden Irländer. Auf der Tribune steht ein hagerer Greis von hohem Wuchse, mit einem Anfluge schwindsüchtiger Röthe auf den eingefallenen Wangen; mit näselnder, etwas tremulirender Stimme schildert er das Elend Irlands. Am Schlusse jedes vorzüglich effectreichen Redesatzes hält er ein wenig inne und fragt dann mit erhobener Stimme: Werden sich nun die Herren weigern, ihr Scherflein beizutragen für diese unglücklichen Irländer, unsere Brüder, unsere Mitmenschen, die im Hunger und Elend schmachten? Und siehe, jede Hand von all diesen 800 fährt stracks in die Tasche und eilt, als versäume sie eine Gnadenfrist, ihr Scherflein hervorzubringen, und unter Beifalljauchzen und unverstellten Äußerungen tiefer Entrüstung über die so schmachvoll gedrückte Menschheit u. s. w. bringt man eine Summe zusammen von nicht weniger als 15,000 Dollars, welche Tags darauf an den amerikanischen Gesandten in London abgehen.

Nach langem Widerstreben — und welches menschliche Gefühl sollte sich dagegen nicht sträuben? — entschloß sich unser Reisender endlich, einem wirklichen Sklavenmarkte beizuwohnen. Es gibt Dinge in der Welt, mein freundlicher Leser, die man gesehen haben muß; sie sind nothwendig zu schauen, man muß sie in sich verarbeiten, wie man den bittern Trank des Doctors verarbeitet, weil man ohne ihr Anschauen und Erleben nicht zu der Gesundheit der innern Gerechtigkeit gelangt. Um recht zu erfahren, wie schön und selig es ist, gut und gerecht zu sein, muß man die menschliche Verworfenheit ganz kennen lernen.

Unser Verfasser besuchte also den Sklavenmarkt. Dieser Verkauf fand statt in einem weiten Saale, der im edelsten Baustyl aufgeführt und geschmückt war. Die Waare bestand aus mehren Gruppen sogenannter Farbiger. Zwischen diesen spazierten etwa hundert feingekleidete Herren, die nie fehlende Cigarre im Munde, mit Blick und Griff die Waare untersuchend. Die sämmtlichen hier feilgebotenen Unglücklichen waren aus den Staaten Virginien und Kentucky. Mit dem Glockenschlage der zwölften Stunde beginnt die Auction. Auf einmal erhebt sich ein ganzes Dutzend näselnder schreiender Stimmen, davon die weiten Gewölbe des Saals widerhallen. Das sind die — Menschenverkäufer! In dem Saale befinden sich mehre Gerüste. Ein Stück Waare nach dem andern besteigt ein Gerüst, und nun

Digitized by Google

kreischt und näselt die Stimme des Ausrufers die preiswürdigen Eigenschaften des Stücks Waare, das da oben zur Schau steht, der Reihe nach vor, so wie der Trödler seinen Trödelkram herausstreicht. Da ist zuerst Sancho, ein Neger, 27 Jahre alt, vortrefflich in seinem Metier als Zimmermann, bis auf die feine Arbeit; man garantirt für ihn als frei von allen von dem Sklavengesetz vorausbestimmten Krankheiten und Lastern. Preis 600 Dollars. Jetzt geht nun das Bieten los, und da die feinen Herren dem Sancho es längst angesehen haben, daß mit ihm etwas zu machen ist, daß er sein Brot verdienen wird, so treibt man sich hinauf bis auf 900 Dollars. Für diese Summe wird der unglückliche Schwarze losgeschlagen. Es folgen nun: John und Simson, beide Neger, 25 und 26 Jahre alt. Ersterer ist ein excellenter Koch im französischen wie im amerikanischen Geschmack, letzterer ist der vortrefflichste Bediente. Beide haben die Blattern gehabt, und es kann in jeder Hinsicht für sie garantirt werden. Dessenungeachtet erreichen sie nicht die Preishöhe Sancho's, denn man zahlt nach vielem Hin- und Herbieten für John nur 775, für Simson nur 710 Dollars.

Jetzt besteigt ein anderer unglücklicher Farbiger das Schaugerüst. Sein Name ist Ben, und man bemerkt in seinem Auftreten und Benehmen sogleich etwas Ausgezeichnetes, etwas, was seine geistige und moralische Ueberlegenheit ausdrückt über seine unglücklichen Leidensgefährten. Ben ist erst 21 Jahre alt und seines Metiers ein Schneider. Seine Hautfarbe ist weit lichter als die eines Mulatten, seine Miene drückt Stolz und einen verbissenen Groll aus über die Schmach seines Looses. Man liest in seinen Zügen den halbunterdrückten Schmerz über sein Unglück. Dazu macht es für den Gefühlvollen einen ganz eigenen Eindruck, daß Ben ein modisches Kleid vom feinsten Tuche trägt. Der Ausrufer streicht die Geschicklichkeit dieses neuen Opfers auf alle nur mögliche Weise heraus. Dennoch bezahlt man für ihn, vielleicht weil sein Gliederbau mehr schlank und fein als kräftig ist, nur 700 Dollars. Der Blick, mit welchem Ben, nachdem man ihn verschachert hat, von der Tribune steigt, ist der eines Schlachtopfers, welches sich dem Henker überliefert.

Es kamen nach Ben noch mehre andere Farbige zur Versteigerung, zuletzt auch einige Frauenzimmer. Unter diesen befand sich ein Mädchen von 18 Jahren, Mulattin, welche von dem Ausrufer als perfecte Nähterin und vortreffliches Hausmädchen proclamirt wurde. Dieses unglückliche Kind, auf deren Angesicht ein sanftes ergebenes Dulden zu lesen war, war von ungemein schöner und zierlicher Gestalt. Diesem Umstande weit mehr als ihrer noch in Frage schwebenden Geschicklichkeit mit der Nadel verdankt es die Unglückliche, daß ihr Kaufpreis bis auf 810 Dollars hinaufgetrieben wird. Nachher kommen noch zwei Mulattinnen zur Versteigerung; da jedoch die Gebote auf diese nicht die normale Höhe erreichen und die Anzahl der Käufer sich bereits sehr zu vermindern anfängt, so wird die Auction bis auf den morgenden Tag ausgesetzt.

Vernehmen wir noch einen andern Zug aus dem Leben dieser unglücklichen zur Sklaverei Geborenen, aus dem man recht deutlich die allertiefste Entwürdigung ihres Daseins erkennen kann. Unser Gewährsmann besuchte an einem Sonntage in Neuorleans die dortige Baptistenkirche. Man theilte dort eben das heilige Abendmahl aus. An der offenen Kirchthür bemerkte derselbe eine junge hübsche Negerin, die mit gespannter Aufmerksamkeit Dem zuschaute, was in dem Gottestempel soeben vorging, in deren Blicken man das lebhafteste Verlangen las, einzutreten. Allein — sie durfte es nimmer wagen, die heilige Schwelle zu überschreiten. Sie würde, hätte sie es doch gewagt, einer schweren Züchtigung nicht entgangen sein. Nur in einigen Gotteshäusern ist nämlich dort den Schwarzen der Eintritt verstattet, und alsdann sind ihnen ihre bestimmten Plätze angewiesen, abgesondert von der übrigen Gemeinde, von welchen sie nicht weichen dürfen; ja selbst diese Vergünstigung beschränkt sich in Neuorleans auf diejenigen Baptistenkirchen, wo Farbige selbst als Geistliche angestellt sind. Diese Geistlichen, bemerkte unserm Reisenden ein junger Mann, mit welchem er ins Gespräch kam, bedienen sich, um sich den Sklaven, die fast ganz unwissend in kirchlichen und allen andern Dingen sind und absichtlich so gehalten werden, welche nicht zu ihrem erlernten Handwerk gehören, verständlich zu machen, eines eigenthümlichen kauderwelschen Dialekts und gehen von dieser Gewohnheit nicht ab. So wagt es also der Mensch in seinem selbstsüchtigen Eigennutz, sich noch zwischen das himmlische Licht und des Menschen unsterbliche Seele zu stellen, hindernd und umnachtend? Allein diese höchste oder besser tiefste Entwürdigung des Menschen im Sklaven findet sich, mit Ausnahme vielleicht von Brasilien, wo die Sklaven sich ebenfalls in einem ganz elenden Zustande befinden, nur lediglich in dem freien Nordamerika. Denn in Britisch-Guiana, wo unser Reisender als Missionar angestellt war, ist es anders; dort sitzen im Gotteshause Weiße, Farbige und Schwarze ohne Unterschied durch und nebeneinander und hören auf Gottes Wort, ja es findet sich dort sogar, daß Neger bei der Feier des Abendmahls als Diakonen fungiren und Brot und Wein den Weißen wie den Farbigen reichen. Diese schöne Thatsache fand der junge Nordamerikaner, mit welchem unser Reisender sich unterhielt, abscheulich und begriff in seinem Racenhochmuth nicht, wie man dort in Guiana einen solchen Skandal nur dulden könne.

Nach einem Aufenthalte von elf Tagen in Neuorleans verließ unser Reisender diese Stadt, um sich den Mississippi hinauf tiefer ins Innere zu begeben. Unter andern berührte er eine kleine Niederlassung, die noch zum Staate Luisiana gehört, Providence mit Namen. Hier machte von weitem schon ein amerikanischer Reisegefährte unsern Reisenden aufmerksam auf eine gewaltige vielförmige Masse, die sich am Ufer hin- und herbewegte. Als man näher herankam, zeigte der Amerikaner dorthin und sprach: Sehen Sie da eine ganze Heerde von Pferden, Mauleseln und — Negern! In solcher Ausdrucksweise und Zusammenstellung findet der Eingeborene dieser Landstriche — schrecklich genug — durchaus nichts Gefühlverletzendes. Wirklich verhielt es sich auch so; diese verschiedenen Thiere sollten nach Neuorleans eingeschifft werden, um dort auf dem Markte verhandelt zu werden, und warteten hier auf ein Fahrzeug, das sie mitnehmen sollte. So werden aus verschiedenen Punkten des Mississippithals jährlich Tausende dieser Unglücklichen, die man in den Districten höher hinaufwärts überflüssig hat, den Strom hinabgeschickt. Die Art und Weise ihres Transports übertrifft oft Alles, was man von Brutalität kennt; ohne Unterschied des Alters und Geschlechts häuft man sie auf den Verdecken zusammen, öfters fesselt man sie, duldet es, daß sie von Schiffsmannschaft und Passagieren gehöhnt und mishandelt werden u. s. w. Ja man sperrt sie mit dem Vieh in dieselben Ställe, wobei man sicherlich die Thiere besser und reinlicher be-

Digitized by Google

denkt als diese unglücklichen Menschen, denen man in den schmuzigsten Winkeln ihren Aufenthalt anweist.

Einen Ausflug nach dem Ohio durfte unser Reisender umsoweniger versäumen, da dieser schöne Strom in einer Stromlänge von 1000 englischen Meilen sechs Staaten begrenzt, wovon drei, die südlichen: Virginien, Tennessee und Kentucky, zu den eingefleischtesten Sklavenstaaten der Union gehören. Die übrigen drei, die nördlichern, sind: Ohio, Indiana und Illinois, die das System der Sklaverei als ihrer unwürdig von sich gewiesen haben. Hier kann man nun, sagt unser genau beobachtender Reisender, recht erschöpfend die Wirkungen und Erfolge der Freiheit mit denen der Sklaverei vergleichen. Ein einziger Umblick in dem Staate Indiana, wo der Verfasser dieses Tagebuchs das im Aufblühen begriffene saubere Städtchen Evansville besuchte, gewährte ihm sogleich die vollständigste Überzeugung. Der Staat Indiana, welcher gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts von französischen Colonisten gegründet ward, war im Jahre 1816, wo er sich der Union anschloß, mit nur 60,000 Seelen bevölkert. Schon 1840 zählte er jedoch bereits an 686,000 Seelen, welche jedenfalls bis heute den Belauf einer Million erreicht haben werden. Es wurden in diesem Staate im Jahre 1840 an Getreide allein über vier Millionen Bushels Weizen, an andern Feldfrüchten 28 Millionen Bushels erbaut. Das Städtchen Evansville, man kann sagen von gestern herrührend, zählt bereits über 3000 Einwohner und drei Kirchen. Übrigens gehören die an dem Laufe des Ohio gelegenen Landstriche zu den glücklichsten, anmuthigsten, fruchtbarsten und gesündesten der ganzen Union. Die Luft ist hier weit reiner und gesünder als am Mississippi, wo die ewigen Nebel oft böse Fieber erzeugen, der Anblick der Landschaft ist üppig und mannichfaltig, ein herrliches Grün schmückt diese sanft anschwellenden Höhen, die mit edlem Baumwuchs gekrönt sind. Hinter der blühenden Stadt Neualbany laufen die Boote in einen Schleusenkanal ein, um die Wasserfälle des Ohio zu umgehen; dieser Kanal, längs dem Stromufer hinlaufend, gehört schon zum Staate Kentucky, wo in der ziemlich volkreichen Stadt Louisville schon wieder alle Scheußlichkeit des Sklavensystems zu Tage kommt, denn hier befindet sich eins der größten Depots für die nach dem Markt von Neuorleans bestimmten Sklaven.

Das menschliche Gefühl empört sich bei vorstehendem Bericht und unwillkürlich richtet sich unser Auge zum Himmel empor mit der Frage: Wann wird doch der Erlöser kommen für diese unterdrückte, gemishandelte Menschheit? Einmal gewiß wird auch für diese Armen die Erlösung kommen, allein ebenso gewiß ist es, daß weder die Bestrebungen edler Menschenfreunde noch selbst die gemeinsamen Maßregeln ganzer Staaten zur Abschaffung des Negerhandels diese Erlösung gründlich bewirken werden. Denn wir sehen ja seit Jahren, daß auf dem weiten Meere dieser Handel, zu dessen Vernichtung die meisten christlichen Staaten zusammengetreten waren, durch die Habsucht einzelner Nationen als Schleichhandel nur um so schwunghafter fortgetrieben wird. Die Engländer insbesondere haben die Erfahrung gemacht, daß die von ihnen geübte Seepolizei völlig erfolglos geblieben ist.

Nur ein Mittel gibt es, das, wenn auch langsam, zum gewissen Ziele führen kann. Es ist dies: daß man die Civilisation, Christenthum und Sittlichkeitsgefühl unter die Negerstämme selbst, ins Mutterland der Schwarzen verpflanzt, sie den Abscheu lehrt vor den Sklavenjagden und dem Übermaß der Schändlichkeit, die eigenen Stammgenossen an Fremdlinge zu verkaufen, daß man sie statt dessen aufmuntert zum Fleiß, zum Ackerbau und zur Betriebsamkeit. Stehen einmal diese ganzen Negervölker auf der Stufe der Cultur, daß sie selbst diesen Handel als etwas Schändliches verabscheuen, dann wird er auch von selbst aufhören. Allein es kann noch lange währen, ehe es so weit kommt, wenn schon von Seiten Englands bereits viel geschehen ist, um durch schwarze Missionare, welche in den afrikanischen Colonien und in Westindien gebildet werden, ihren verwandten Stämmen im Innern Afrikas Christenthum und Sittlichkeit zu predigen, diese Stufe höherer Civilisation unter den Negervölkern anzubahnen.

Anekdote.

In einer Gesellschaft von jungen Herren und Damen, wo es sehr munter zuging, machte einer den Vorschlag, Gesichter zu schneiden und Demjenigen, der nach dem Ausspruche der Stimmenmehrheit das dümmste machen würde, eine Prämie zu verleihen. Die Damen sollten die Prämie bestimmen, die Herren die Kosten gemeinschaftlich tragen.

Man war es zufrieden, und die Herren gaben sich durch die fratzenhafteste Verzerrung des Gesichts die größte Mühe, die Prämie zu gewinnen.

Plötzlich wandte sich eine Dame zu einem der letztern und rief: Bravo! Ihnen gebührt der Preis!

Mir? war die Antwort, mir? Verzeihen Sie, Fräulein, ich habe noch gar nicht daran gedacht, ein Gesicht zu schneiden; so sehe ich immer aus.

Die Shawls von Kaschmir.

Die enormen Preise, für welche diese berühmten Shawls nach Europa ausgeführt und verkauft werden, erklären sich aus der langen Zeitdauer, die für ihre Verfertigung erfodert wird. Eine Werkstätte kann oft über ein Jahr mit einem einzigen Shawl beschäftigt sein, und von den buntesten und besten machen drei Leute in einem Tage kaum einen Viertelzoll fertig. Shawls, welche viele Figuren enthalten, werden in besondern Stücken in verschiedenen Werkstätten gemacht; aber diese einzelnen Stücke sind nicht alle gleich groß und in der Schwierigkeit der Zusammensetzung liegt auch ein Grund der aufhältlichen Zusammenbringung des ganzen Shawls.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 374.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [2. März 1850.

Franz Xaver Gabelsberger.



Franz Xaver Gabelsberger ward am 9. Februar 1789 in München geboren, wo sein Vater, Johann Gabelsberger, Hofblaseinstrumentmacher war. Als Knabe bahnte sich Franz Xaver durch seine schöne Stimme und durch seine Ausbildung in der Singekunst den Weg in das Kloster Ottobeuern. Nach dessen Aufhebung trat er zur Durchmachung eines Gymnasialcursus in ein Studienseminar in München; da er inzwischen seine Subsistenzmittel sich zu knapp zugeschnitten sah, um eine Universität besuchen zu können, so trat er wieder aus, mit dem Vorsatze, sich dem Elementarschullehrerfache zu widmen. Aber seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn, auch diese Berufsart aufzugeben und er wendete sich vorzugsweise der Kalligraphie und Lithographie zu. Im Jahre 1809 erhielt er seine erste Anstellung bei der Generaladministration der Stiftungen, dann als Kanzellist bei der königlichen Kreisregierung in München. Im Jahre 1823 ward er zum geheimen Secretair im Staatsministerium befördert und erhielt späterhin den Titel eines Ministerialraths.

Seine Mußestunden widmete er fortwährend wissenschaftlicher Ausbildung und beschäftigte sich besonders mit Lithographie. Seine für den Gebrauch in Schulen gelieferten Vorschriften fanden reißenden Absatz; auch erfand er eine sehr zweckmäßige Vorrichtung für den Elementar-Rechenunterricht, welche unter dem Namen mechanische Rechentafeln etwa dieselben Dienste wie die Lesemaschine beim Leseunterricht zu leisten bestimmt waren.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Gabelsberger durch Emporbringung und Verbreitung der nach einer ganz eigenthümlichen, von ihm selbst erfundenen, für Deutsche berechneten Schnellschreibemethode (Stenographie), nicht nur in Baiern, sondern in ganz Deutschland. Die erste Idee dazu erfaßte er lediglich zu seinem Privatgebrauche in der Absicht, sich in den Stand zu setzen, Alles, was er sich im Dienste und privatim zu notiren hatte, sofort aufzuzeichnen. Bald aber zeigte sich ein noch viel dringenderes Bedürfniß der Anwendung einer solchen Schnellschrift; es ward durch die im

Digitized by Google

Jahre 1818 proclamirte Verfassungsurkunde für Baiern hervorgerufen. Denn als sich 1819 die bairischen Landstände zum ersten male versammelten, war Gabelsberger im Stande, einige Proben seiner Schnellschreibekunst durch Aufnahme einzelner Verhandlungen vorzulegen. Was die vorhergegangene kurze Übung noch zu wünschen übrigließ, holte er bald durch ungemeinen Fleiß nach, und es wurden ihm von Seiten des Staats besondere Unterstützungen gewährt, um seine Kunst zu immer größerer Vollkommenheit zu erheben. Gabelsberger schrieb zu seiner Übung Hunderte von Predigten nach, und als 1829 Langenschwarz auf dem königlichen Hoftheater in München als Improvisator auftrat, schrieb er hinter den Coulissen die Vorträge wörtlich nach. In demselben Jahre ward sein Schnellschreibesystem auf Anordnung des Ministeriums des Innern von der königlichen Akademie der Wissenschaften geprüft, und diese sprach sich dahin aus, daß diese Schnellschreibemethode einfacher, naturgemäßer und in Bezug auf die deutsche Sprache vortheilhafter sei als die bisher zur Anwendung empfohlenen englischen und französischen Methoden. Auf den Antrag der Landstände ward Gabelsberger 1831 als erster landständischer Stenograph angestellt. Er unterrichtete seit dieser Zeit viele junge Leute in seiner Kunst der Geschwindschreiberei ebenso uneigennützig als erfolgreich. Seine Lehrmethode war anziehend und gründlich. Viele Studirende in München wurden durch ihn in den Stand gesetzt, bei dem Besuche ihrer Collegien von der Stenographie den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen. Mehre Jahre hindurch beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines ausführlichen Lehrbuchs der Stenographie; es ward von ihm 1834 durch den Druck bekanntgemacht, fand von Seiten aller Sachverständigen rühmlichste Würdigung und kam in classischen Ruf. Es verdiente ihn besonders darum, weil Gabelsberger sein Schreibesystem aus den Tiefen der Sprache und Grammatik hervorholte. Ebendarum leisten bei ihm die sinnreichsten Vortheile im Stufengange grammatikalischer Entwickelung Das, was bei andern stenographischen Lehrmethoden gewöhnlich nur Willkür erschaffen hat.

Von Charakter war Gabelsberger ein Muster von Sanftmuth, Biedersinn und Rechtschaffenheit und gegen seine Schüler und Freunde auswärts war er bis zur Aufopferung gefällig. Er starb zu München am 4. Januar 1849.

Eine Forschungsreise auf dem Jordan und dem Todten Meere.

Der Jordan und das Todte Meer sind zwar auch in frühern Jahrhunderten beschifft worden, allein erst den allerneuesten Jahrzehnden gehören die eigentlichen Forschungsfahrten an, die man auf diesen Gewässern angestellt hat. Im Jahre 1835 befuhr ein Irländer, Costigan, in einem kleinen Boote das Todte Meer, auf welchem er von Hitze und Durst gequält nur wenige Tage verweilen konnte. Zwei Jahre später misglückte der Versuch zweier Engländer, das Wasserbecken des Todten Meers auszumessen, völlig; ebenso verunglückte die Fahrt eines andern Engländers im Jahre 1839. Mehr Erfolg hätte vielleicht die Forschungsfahrt des Engländers Molyneux gehabt, wenn ihm nicht das Unglück widerfahren wäre, durch einen Überfall der Araber nebst dreien seiner Gefährten mitten auf dem Todten Meere sein Leben einzubüßen.

So wußten wir bis vor wenig Jahren noch wenig oder nichts von jenen uraltberühmten Gewässern Palästinas. Da faßte die nordamerikanische Regierung vor drei Jahren den Entschluß, ein Unternehmen zu deren Erforschung auszurüsten, dessen denkwürdigste Ergebnisse wir in Folgendem unsern Lesern mittheilen wollen.

Die Expedition bestand aus dem Lieutenant Lynch als Befehlshaber über das Ganze, dem Lieutenant Dale, dem Seecadetten Aulick, dem Botaniker Francis Lynch und den Herren Dr. Anderson und Henry Bedlow. Die ganze übrige Mannschaft bestand ebenfalls aus Amerikanern, lauter jungen rüstigen Leuten. Mit ihnen sollten die zwei schönen Boote: die Fanny Mason (aus Kupfer), und die Fanny Skinner (aus galvanisirtem Eisen) bemannt werden, die man ausdrücklich zu diesem Behufe hatte anfertigen lassen. Am 26. December 1847 von Neuyork abgesegelt, landete die Expedition am 28. März 1848 bei Haifa unweit dem Berge Karmel. Man schaffte von hier aus auf zwei langen niedrigen Wagen, bespannt mit je drei Kameelen, beide Fahrzeuge nach Tabarcjeh, begab sich hier, mit einem Dolmetscher versehen, unter das schützende Geleite eines arabischen Häuptlings und erreichte nach drei Tagen den See von Galiläa, der eine durchschnittliche Tiefe von 160 Fuß haben soll. Nachdem sich zu Tiberias noch ein Emir der arabischen Stämme des obern Jordans der Gesellschaft zugesellt hatte, theilte sich diese in eine Wasser- und eine Landpartie. Die letztere führte Lieutenant Dale. In nicht vollen zwei Stunden gelangte man zum Ausflusse des Sees, aber erst nach acht Tagen befand man sich im Todten Meere. Man hatte die Einrichtung getroffen, daß jeden Abend die Boote ans westliche Ufer gezogen wurden und daß sich hier die Landexpedition mit der Wasserexpedition vereinigte, um gemeinschaftlich unter Zelten zu übernachten. Auf der ganzen Reise wurden sie nicht ein einziges mal von Arabern überfallen.

Die Fahrt auf dem Jordan gehört der Strömungen, Stromfälle und Klippen wegen zu den gefahrvollsten. Man stößt auf alte zertrümmerte Brücken, deren zerstreute Steinmassen das Wasser schleußenartig einengen. An einer solchen Stelle schien der Fluß so unschiffbar, daß man schon darauf gefaßt war, eins der schönen Schiffe opfern zu müssen. Nur durch einen Zufall entging die Fanny Mason, die schon auf einen Felsen gestoßen war, diesem Schicksal. Nahe dem Dorfe el Abadijeh kam eine noch schlimmere Stelle, eine schäumende Strömung von 300 Ellen Weite, wo Fischerdämme und alte Brückentrümmer die Durchfahrt verstopfen. Hier mußten die Kähne entlastet werden, die Mannschaft mußte über Bord steigen und an der Seite schwimmend das Fahrzeug durch die mit Klippen und Steintrümmern gleichsam gespickte Strömung leiten. Weiter abwärts stieß man auf bedeutende Fälle mit Strömungen dazwischen. Hier rettete nur eine alte Mühlenschleuße, in welcher sich glücklicherweise das Wasser tief genug fand, die Fahrzeuge aus dem von Dämmen und Brückentrümmern ganz verschwellten Flußbett. Die Ruinen dieser Mühle erblickte man in einiger Entfernung ganz malerisch am Ufer. Noch weiterhin fand man sich genöthigt, eine Seitenwandung zu durchbrechen; während nun in diesem neuen künstlichen Kanal das Wasser ablief, mußte die Mannschaft, schnell unterstützt von einigen dienstfertigen Arabern, die Schiffe mit unbeschreiblicher Mühe den felsigen Abhang hinabtragen und sie dann wieder in den Fluß lassen. So ging es fort durch allaugenblickliche Hindernisse und Gefahren, bis man endlich ein freieres

Digitized by Google

Flußbett erreichte. Unweit dem Dorfe Delhimijeh sank ein arabisches hölzernes Boot, welches die Expedition begleitete, unter. Man schloß hieraus, daß andere, wenn auch feste aus Holz gebaute Fahrzeuge ein Gleiches auf dem Jordan zu erfahren haben würden.

Es mußte weiterhinab ein bedeutender Wasserfall überstiegen werden. Schwimmende Araber leiteten hier die mittels eines Seils an einem Ufergebüsch befestigte Fanny Mason bis zum Rande des tobenden Falls. Lieutenant Lynch und noch ein Mann befanden sich im Boote. Den Augenblick wahrnehmend, wo das Fahrzeug die gehörige Richtung hat, gibt er das Zeichen zum Loslassen des Seils. Fort schießt das Schiff, niedertauchend und aufhüpfend, aber glücklich und unversehrt den Fall hinab. Auf dem Spiegel des Flusses ankommend, ist es freilich zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Ebenso unbeschädigt folgt das zweite Schiff. So stellte es sich bis zu dem Orte Sidumad und bis zum sogenannten Wadi-el-meleh (Salzthal) deutlich heraus, daß mehr als das oberste Drittheil des Jordans schwer, ja theilweise gar nicht schiffbar ist, indeß der fernere Lauf des Flusses bis zum Todten Meere weit weniger Schwierigkeiten darbietet. Nach so großen Fährlichkeiten darf man sich deshalb nicht wundern, wenn unterhalb Sidumad an der Stelle, die der Badeplatz der Pilger heißt, die Mannschaft nach einem erfrischenden Bade im Flusse Gott auf den Knien für ihre Rettung aus der Gefahr dankte. An Pilgern, die in Massen den Jordan alljährlich besuchen, fehlte es auch diesmal nicht. Sie zogen, römische Katholiken wie andersgläubige Christen, in vereinter Gesellschaft als eine große Pilgerkaravane zu dem gemeinsamen Taufplatze hin. Diese Pilgerzüge wiederholen sich in jedem Jahre.

Die Windungen und Krümmungen des Jordans sind unbeschreiblich. Obgleich die Hauptrichtung seines Laufes nach Mittag geht, so kann man doch sagen, daß auf diese Weise er nach allen Himmelsgegenden fließt. Diese Krümmungen des Flusses erklären auch hinlänglich die Thatsache, daß die Lage des Todten Meers eine ungleich tiefere ist als die des Sees Genezareth. Eben deshalb mag es wenige Flüsse geben, die so viele Halbinseln bilden als der Jordan. Die Breite und Tiefe des Flusses ist an verschiedenen Stellen verschieden. Zwischen dem Ausflusse und der Brücke es-Semack beträgt sie kaum 30 Ellen, dagegen zwischen Wadi-Dschalat und Wadi-Jabes schon 70 Ellen bei einer Tiefe von 2 zu 10 Fuß. Weiterhin nimmt die Breite wieder ab bis zu 56, ja bis zu 40 Ellen, bei einer Tiefe von 10—12 Ellen. An seiner Mündung in das Todte Meer ist der Fluß 180 Ellen breit. Der Nebenbäche des Jordans zählt man zwischen Wadi-Jabes und etwas über Wadi-Dschalat hinauf allein 14, auch strömt ein Nebenfluß von Osten ein, der beinahe so tief und breit ist als der Jordan selbst.

Über das merkwürdige Steigen und Fallen des Jordans, das diesem Flusse eigenthümlich ist, liefert die nordamerikanische Expedition manche interessante Beobachtung. Wie bei unsern Gebirgswässern hängt auch dies regelmäßige Anschwellen des Jordans weit weniger von periodischen Regengüssen als von jahreszeitlichen Einflüssen ab. Schon in der heiligen Schrift lesen wir, daß der Jordan alljährlich in den Tagen der Ernte seine Ufer überströmte. Diese Erntezeit fiel nach unserer Zeitrechnung etwa von der Mitte des März bis in den Anfang des Mai. Nimmt man nun an, daß in jenen Gegenden Palästinas der März unserm mitteleuropäischen Mai und dieser etwa unserm Juli entspricht, so muß man gestehen, daß die dortigen klimatischen Verhältnisse sich seit zwei Jahrtausenden ziemlich gleich geblieben sind, und man würde diese Überflutungen des Stroms, in welchem Johannes taufte, als Das nehmen können, was man in Flußgegenden gewöhnlich Sommerwasser nennt, wenn nicht die Beschaffenheit der Gegend längs den Jordansufern ein anderes Zeugniß gäbe: die Beuferung des Jordans bildet nämlich eine Doppelterrasse. Durch die niedere, mit Gras und Bäumen bewachsen, schlängelt sich der Jordan. Von hier aufwärts über dem eigentlichen Ufer thürmt sich aber die zweite Terrasse in einer durchschnittlichen Erhebung von 500 Fuß, und diese setzt sich fort in einem ausgedehnten Plateau, das auf der einen Seite von den Hauranggebirgen, auf der andern Seite von den Höhen Galiläas, Judäas und Samarias begrenzt wird. Diese obere Terrasse zeigt sich durchweg als aufgeschwemmtes Land und daraus schließt man mit Recht, daß der Jordan zur Zeit des hohen Standes die untere Terrasse weit überflutet hat und daß einst dies ganze erhöhte Thal mit Wasser bedeckt war. So fanden unsere Reisenden im April 1848 deutliche Spuren, daß in einer Höhe von 12 Fuß über dem Spiegel des Stroms noch vor kurzem erst Wasser gestanden. Diese Wahrnehmungen sind interessant, denn die bloßen Sommerüberflutungen bringen einen solchen Wasserstand nicht zuwege, vielmehr müssen geologische, klimatische und jahreszeitliche Einflüsse diese Wirkung gemeinschaftlich hervorbringen. Daß die letztern aber die hauptsächlichen sind, beweist der auch von unserer nordamerikanischen Gesellschaft sattsam bestätigte Umstand, daß der Jordan auf dem Hermongebirge entspringt, welches, mit ewigem Schnee bedeckt, über 10,000 Fuß den Spiegel des Mittelmeers überragt. Auch auf diesen Höhen schmilzt natürlich der Schnee, wiewol unter klimatischen Abweichungen, um die Frühlingszeit und ergießt sich dann ins Thal hinab, das Strombett zu füllen, nur daß man diese Frühlingszeit dort etwas weiter hinaufrücken muß als bei uns.

Wir waren immer gewohnt, uns den Jordan als einen der trübsten, schlammigsten Flüsse zu denken. Unsere Reisenden fanden dies anders. Sie fanden, daß dieser Fluß seine Farbe unaufhörlich wechselt. Oft erscheint er allerdings trübe, da wo er nur seicht über lehmigen Boden rinnt. Anderwärts ist sein Wasser ganz farblos oder vielmehr entfärbt; dann wieder fällt es ins ganz Lichtgraue, fast Milchfarbene. Im engen Bett zwischen Felsen ist das Wasser hell, und ebenso können die Seen, die er durchströmt: Tiberias und Genezareth, als Läuterungskessel seiner Fluten angesehen werden. Die durchschnittliche Temperatur des Jordanwassers fanden unsere Reisenden im Monat April auf 17 Grad Réaumur.

Nur wenige Dörfer und Ortschaften finden sich längs der Jordanufer. Bemerkenswerth sind aber die zerstörten Brücken, deren die Reisenden auf ihrer Fahrt vier antrafen, worunter auch eine alte römische Brücke bei der Einmündung des Wadi Faria in den Jordan. Im Allgemeinen darf man sich auch die Umgebungen dieses Flusses nicht zu wüst und traurig vorstellen. Es fehlt nicht an interessanten Felsenbildungen, welche von hier einst stattgefundenen vulkanischen Ereignissen zeugen. Ebenso wenig mangelt es an einer belebten Thierwelt: es gab Wachteln, Schwalben, Tauben, Schnepfen, Rebhühner, Enten, Reiher, Störche und Habichte; unter den Vierfüßlern zeigte sich der wilde Eber und das sogenannte Kalb el-Moja oder der Wasserhund, auch entdeckten die Reisenden Spuren von Tigern. Stattliche und anmuthige Gestalten zeigte die Pflan-

Digitized by Google

zenwelt: Weiden, Tamarisken, die Zwergeiche, die Akazie, die wilde Pistazie kommen in Üppigkeit vor und dazwischen blühen der Arbutus, die Spina Christi, die Anemone, die Ringelblume, die Wasserlilie und Zaunrübe. Schilfgras, wilder Hafer und die Senfpflanze bilden einen wogenden grünen Teppich und in den obern Gegenden des Flusses, die noch des Anbaus warten, wächst Getreide. Je näher der Ausmündung in das Todte Meer, desto flacher werden die Ufer und bis auf zehn Minuten aufwärts von dieser Mündung zeigt sich das Wasser schon von salzigem Geschmack.

(Beschluß folgt.)

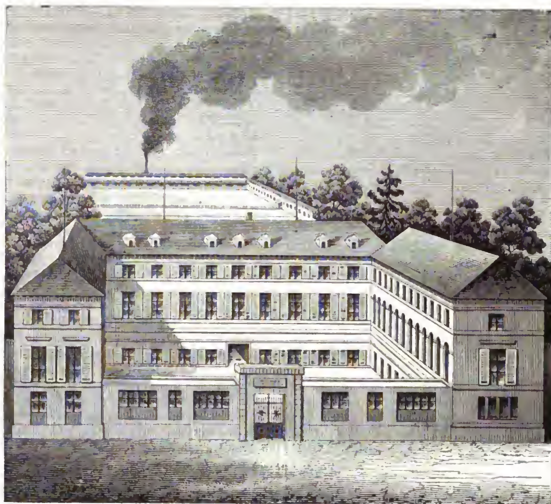
Ein Mädchen in der Auvergne, die ihre Wunderpuppe zeigt.



In der Auvergne, einem Theile des südlichen Frankreichs, herrscht noch immer ein stiller, ländlicher, häuslicher Ton des Familienlebens, wie ihn besonders auch Marmontel's Denkwürdigkeiten zur Anschauung bringen, und in einem solchen sehen wir hier eine kleine Puppe als Automat vorgeführt werden. Ein Mädchen zeigt sie der das einfache Kunstwerk bewundernden Gesellschaft, indem ihr Bruder inzwischen den Leierkasten und die Laterna magica schon vorzubereiten scheint, die nachher figuriren und unterhalten sollen; denn wie die Savoyarden ziehen auch die Auvergnaten durch ganz Frankreich, um kleine Gewerbe zu treiben und etwas zu sparen, in der von Natur dürftigen Heimat später ihr Leben beschließen zu können.

Digitized by Google

Die Handelsschule in Paris.



Dies ansehnliche, obschon in der Vorderfronte nur aus einem niedern Stockwerk bestehende Gebäude befindet sich auf der Rue de St.-Antoine und war in alter Zeit das bescheidene Hotel des berühmten Sully, des Freundes und ersten Ministers König Heinrich IV. von Frankreich. Mit dem Hintergebäude stößt es an einen großen Garten und in der Mitte ist ein geräumiger Hof. Das Institut selbst entstand bald nach der Restauration besonders durch die Theilnahme Laffitte's und ist zwar nur als Privatanstalt zu betrachten, steht aber unter Staatsaufsicht. Öfter, besonders in den frühern Jahren, zählte es wol 200 und mehr Eleven.

Die Kapelle auf dem Stromberge bei Köln.

Drei Stunden unterhalb Bonn, am linken Ufer des grünen Rheins, liegt auf dem hohen Stromberge ein Kirchlein oder eine Kapelle, freundlich und reinlich, und auf seinem Thürmchen bietet es dem Auge ringsherum das lachendste Gartengemälde, wie es ein Fürst in seinem größten Park nachzubilden umsonst streben würde. Das Kirchlein aber ist uralt und fast vor 800 Jahren gebaut. Damals zog nämlich der Ritter Diether von Schwarzeneck, welcher in der Nähe des Strombergs hauste, seinem Gelübde treu in das gelobte Land gegen die Heiden, und als er in der Burg Argenfels, welche auch nicht allzu weit entfernt lag, zur Nacht einkehrte, sah er in des Burgfräuleins Bertha Augen zwei Sterne, die ihn schier blendeten, also, daß er fast lieber mit ihr wieder nach seiner Burg umgekehrt wäre, hätte nicht das heilige Kreuz auf der Brust die Stimme der Liebe in derselben zum Schweigen gebracht. Doch konnte er nicht umhin, auch noch den folgenden und ebenso den dritten Tag zu rasten, und was ihn bewegte, dem Fräulein zu entdecken und ihrem Vater zu sagen; von Beiden aber empfing er tröstliche Worte, daß seine Bewerbung angenommen sei, also daß er bei der Heimkehr aus dem gelobten Lande Bertha als sein eheliches Gespons heimführen solle. Und so zog er fort nach dem Morgenlande, wo er mit seinen Mannen gar viele herrliche Thaten verrichtete und schon hoffte, das Kreuz triumphiren zu sehen, im Tempel Jerusalems zu beten und dann der Heimat zuzueilen. Allein in einem Kampfe verwundete ihn der Säbel eines Ungläubigen so sehr, daß er halbtodt in die Gefangenschaft der wilden Saracenen fiel, die von keinem Lösegelde hören wollten, so gern er auch alle seine Habe für seine Frei-

Digitized by Google

heit gegeben hätte. Erst als es den Waffengenossen gelang, die Veste zu erobern, wo er in harten Fesseln lag, erhielt er die Freiheit wieder, indem er nun nicht länger säumte, diese sogleich zur Rückkehr zu benutzen. Die Fahrt war glücklich und fast so schnell, als es nur die heiße Sehnsucht wünschen konnte. Mit jedem Tage näherte er sich mehr dem Rheine; endlich hatte er die Ufer desselben erreicht; er fuhr hinab, bis er zur Stätte kam, wo er landen und nach der Burg Argenfels ziehen konnte. Aber sein Auge suchte umsonst nach derselben. Nur Trümmer lagen auf dem hohen Felsen, von welchem sie früher ins Thal und aufs tiefere Gebirge hinabschaute. Ein Ziegenhirt weidete einsam in der Nähe seine kleine Heerde und gab ihm Kunde, daß Argenfels von einem Ritter in der Nähe feindlich überfallen und zerstört worden sei. Der wackere Herr der Veste wäre erschlagen worden; wo seine Töchter, namentlich das Fräulein Bertha, geblieben, wisse Niemand.

So schienen denn die schönen Sterne erloschen, die dem Herrn Diether von Schwarzeneck auf der langen Fahrt nach Palästina hin und her geleuchtet und selbst im Kerker der Ungläubigen freundlich gelächelt hatten. Er zog nach seiner Burg, um ihr Lebewohl zu sagen und sich ein Kirchlein auf der höchsten Spitze des Strombergs zu bauen, wo er als Klausner über die Vergänglichkeit alles menschlichen Glücks und die Eitelkeit unsers Wünschens und Hoffens sinnen und bis zum Tode einsam verharren wollte. Als er aber sich durch das Dickicht einen Weg hinaufbahnte, fand er zu seinem Staunen schon eine kleine Einsiedelei und vor derselben stand ein Kreuz, zu dessen Fuße eine Beterin kniete. Er lauschte ihren Worten, erkannte die Stimme und trat näher, und es war Bertha in härenem Gewande, bleich, aber immer noch reizend, wie er sie verlassen hatte. Der Vater hatte sie mit ihrer Schwester durch einen geheimen Gang von einem treuen Knappen aus der Burg bringen lassen, ehe noch der wilde Feind sie mit gewappneter Faust eroberte. Ein Köhler nahm die Jungfrauen auf, und als das Schicksal des Vaters ihnen bekannt wurde, beschlossen beide Schwestern, in der stillen Waldeinsamkeit hier ihre Tage dem Himmel zu weihen. Herrn Diether von Schwarzeneck aber kostete es wenig Mühe, Bertha von diesem Vorsatze zurückzubringen. Sie folgte ihm gern als glückliche Hausfrau auf seine Burg, indem nur die Schwester dem Gelübde treublieb. Dieser nun ließ der fromme Ritter ein feines Kirchlein und eine Klause bauen, wo sie ihr stilles Leben beschloß. Ihre Gebeine aber wurden in der Kirche begraben, und selbige steht noch bis auf den heutigen Tag und leuchtet hell und freundlich jedem Wanderer weit umher entgegen, indem ein Landmann den fruchtbaren Boden ringsherum beackert und als Sakristan zugleich das helle Glöckchen läutet, wie zu der Zeit, wo Bertha's Schwester, Mathilde, darin dem Herrn opferte.

Die Pflanze und das Sonnenlicht.

Mit sehr wenigen Ausnahmen kehren alle Pflanzen ihre Blütenköpfchen und ihre Blätter der Sonne zu, und habt ihr sie in einem Topfe hinter dem Fenster in der Stube stehen sehen? ach, wie schmiegen sie sich dann so häufig gegen die Fensterscheibe an und scheinen sich sehnsüchtig gleichsam durch die neidische Scheidewand hinausdrängen zu wollen! Sehe man nur, wie sie alle Zweige, Blätter, Blüten und Äste über und durch ein Geländer den Sonnenstrahlen entgegenstrecken, wenn diese der Gartenwand gegenüber ihren Stand hat. Manche Pflanzen sind in solcher Art ganz vornehmlich ausgezeichnet. Ich darf hier wol kaum an die Sonnenrose erinnern, die, wenn auch nicht den ganzen Tag über, sehnsüchtig den kommenden oder scheidenden Sonnenstrahlen nachfolgt, doch am fröhlichsten gedeiht, wenn sie so recht im vollen Sonnenlichte den Schirm und seine Blätter frisch und fröhlich zu entfalten vermag. Sie erinnert so immer noch an das Schicksal der armen Clytia, die der Sonnengott verließ und welche, von Schmerz darüber vergehend, so verwandelt ward.

Allein, wie gesagt, die meisten Pflanzen äußern ein gleiches Streben und würden, wie Schelling sagte, hätten sie Bewußtsein, das Licht der Sonne als ihren Gott verehren. Und wenn es auch nicht so wörtlich genommen werden darf, daß die Sonnenrose sich den ganzen Tag über der Sonne zuwendet, so bleibt doch immer noch eine annähernde Erscheinung in der Pflanzengesammtheit, auf welche der Naturphilosoph Hegel aufmerksam machte. Wenn man Abends längs einer blühenden Wiese auf der Morgenseite hinwandert, sind nur wenige Blumen zu schauen; sie haben alle ihre Kelche dem untergehenden Gestirn zugewendet. Erst wenn sie wieder im Osten prangt, nehmen sie die entgegengesetzte Richtung an. Sie halten gleichsam gemeinschaftlichen Abendgottesdienst, bemerkt Fechner in seiner „Nanna" hierbei in rührender Weise; Gott aber, die Sonne, geht Nachts heimlich um sie herum und weckt sie Morgens mit einem allgemeinen Scheine und fragt: Wo bin ich? und jede dreht den Kopf, bis sie ihn gefunden, und geht nun Tages über mit ihm. Im dichten Walde bieten alle jungen Bäume ein anderes hierher gehöriges Schauspiel. Sie alle zeigen das unermüdete Streben, mit ihrer Krone die Höhe der alten Bäume mindestens zu erreichen und sich so ihren Antheil am Sonnenlicht und an der freien Luft zu holen, der ihnen bis dahin nur in beschränktem Maße bewilligt war. Nicht allen gelingt es, und sie gehen ein; die aber, welche sich erheben, setzen meist kaum eher eine Baumkrone an, bis sie oft 20 und mehr Ellen hoch geworden sind. Erst dann werden sie zu Wipfeln, auf welchen die Vögel unter dem Himmel nisten, und bilden sich nun zu den mächtigen Säulen, welche den Dom der blauen Luft zu tragen scheinen. Dieselbe bis dahin so schlanke Eiche, Espe oder Esche würde sich vor Jahren schon mit einer viel geringern Höhe begnügt und ihre ganze Kraft zur Bildung eines gewaltigen Laubdachs verwendet haben, wenn sie nicht den Kampf mit den neidischen alten Basen hätte bestehen müssen, denen es freilich auch nicht besser gegangen war. Ein Spaziergang im leipziger Rosenthale oder einem andern großen Walde zeigt die Belege hierzu fast auf jedem Schritte. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß die Pflanzen fast alle so gierig das Licht aufsuchen und einzusaugen bemüht sind. Sie leben gleichsam im und vom Lichte. Licht und Luft sind ein paar Hauptreize für sie. Gedeiht schon kein Thier ohne Licht und Luft, wie vermöchte es die Pflanzenwelt, die dadurch grünen und blühen soll, und wenn ihr das Licht fehlt, kränkelt, matt ihre Blätter hängen läßt, gelb von Schmarotzerinsekten verzehrt wird und es zu keiner ausgebildeten Blüte, noch weniger zu einer vollkommenen reifen Frucht bringt. Das Licht macht, daß die Blüte den Sauerstoff der Luft aufnimmt, daß sich ihre Farbenpracht so oder anders in der räthselhaftesten Weise unserm Auge darstellt. Eben-

Digitized by Google

darum aber treibt es die Pflanze in wunderbarer Art, sich den Weg nach dem Lichte zu bahnen und Hindernisse zu überwinden, daß man glauben sollte, wie sie wisse, wo es zu suchen sei und, ihrem geheimnißvollen, unbewußten Triebe folgend, gelingt es ihr nicht selten, den Punkt zu erreichen, wo sie die unentbehrliche, feurige Nahrung finden und ihre Sehnsucht stillen kann. Jedes Samenkorn zeugt es uns schon, das, kaum in die Erde gelegt, sich aus derselben erheben will und dann höher und höher steigt, immer vornehmlich bei der fernern Entwickelung nach der Lichtseite strebend. Noch mehr aber thun es die Versuche kund, die man zu dem Ende anstellte, oder die Erfahrungen, die Beobachtungen, auf welche ein nicht berechneter Zufall brachte. Kartoffeln, in einem Keller aufbewahrt, treiben zum Frühjahre hin, ist etwas Erde da, im Keller, aber die jungen Keime suchen das Kellerloch zu erreichen, und man fand schon, daß ein solcher Kartoffelausläufer sich wol 20 Fuß hoch über dem Erdboden erhob, die kleine Licht spendende Öffnung zu gewinnen. So nothwendig der Pflanze die Luft und das Licht ist, so drängt sie sich, ist ihr nur die Wahl gelassen, das eine oder die andere zu genießen, dem Lichte zu, und schließt man die lichtspendende Öffnung mit einem Glasfenster ab, indessen die luftgebende offen bleibt, so wird sie lieber das Erstere wählen und sich sehnsüchtig an die Glasscheibe schmiegen. Ein Naturforscher, Mustel, stellte einen Jasminstock in einem Blumentopfe hinter ein Bret, das verschiedene Öffnungen hatte; nur zwei Zoll ins Gevierte hielten sie und sechs Zoll waren sie voneinander entfernt. Da wuchs der Stengel des Jasmins gar bald durchs nächste Quadrat hinaus, und als es geschehen war, stellte der grausame Mann Bret und Topf umgedreht auf, daß der arme Jasmin die Sonne nun nicht mehr vor sich, sondern im Rücken hatte. Doch dieser that, was der Naturforscher erwartet hatte, er drehte sich ebenfalls zurück und suchte nun das nächste Quadrat; so aber ward der Versuch wiederholt, bis alle Öffnungen in so wunderbarer Weise der Pflanze geboten, entzogen und von ihr mühsam errungen worden waren. Ein anderer Naturforscher, Glaker, fand einmal eine Art Spica, eine Stachys, die statt gerade auf ihrem Stengel zu treiben, wie es ihre eigentliche Bestimmung ist, sich wagerecht zur Seite hingewendet hatte. Und woher, weshalb wol Solches? Ein Gebüsch hinderte den Zugang der Sonnenstrahlen, denen sie so gern, wie Klytia dem Phöbus, sich zugekehrt hätte. Und siehe! es gab eine Öffnung im Gebüsch; dieser strebte sie durch die neuangenommene Richtung entgegen, und als sie hingelangt und hindurchgedrungen war und sich des Sonnengottes freuen konnte, da richtete sie sich auch wieder stolz und fröhlich auf und wuchs gerade auf, wie es einer wohlgestalteten Stachys recta geziemt und gebührt. Das merkwürdigste Beispiel solcher durch die Umstände, d. h. durch den Drang nach Licht gebotenen Abänderung des Pflanzenwuchses kam einmal im mansfelder Grubenbau vor. Eine Art Moos, die kaum einige Zoll hoch wird, war in die Tiefe der Erzgänge gerathen und hatte sich wol zu einer Länge von 30 Ellen ausgedehnt, immer nach der Höhe emporstrebend, das Licht zu erreichen, ohne daß es ihm geglückt war. Es hatte sich erschöpft, wie mancher Mensch, der auch ein zu fernes Ziel erreichen will, und die Erde früher verlassen muß oder von ihr scheidet, wenn er eben am Ziele angekommen ist.

Die Müllersleute.

Es gibt einzelne Worte, die sich aus einer Sprache gar nicht oder doch höchst unvollkommen in eine andere übertragen lassen, und dazu dürfte gleich das in Nordamerika seit etwa fünf Jahren häufig vorkommende Millerites gehören, unter welchem man die Anfänger, Schüler, Bekenner und Freunde des Herrn Miller oder Müller versteht. Wer der Herr Miller oder Müller ist? Ein frommer Narr, ein Mann in der Gegend von Boston, dem es am Besten fehlt, nämlich an Verstand und Vernunft. Er hatte berechnet, daß am 23. October 1844 die Welt untergehe und das Tausendjährige Reich dann eintrete. Nun ist auf der Welt kein Narr so groß, daß er nicht noch größere Narren fände; so war kaum seine Prophezeiung durch Wort und Schrift kundgeworden, als sich auch eine Menge Leute, Männer und Weiber, junge wie alte fanden, die alle steif und fest glaubten, daß am 23. October 1844 ganz Nord- und Südamerika mit allen übrigen vier Welttheilen untergehen, sie aber als Auserwählte ins neue Tausendjährige Reich einrücken und mit allen Erzvätern, Propheten und Aposteln zu Tische sitzen würden. Es gab Leute, die weder ihren türkischen Weizen noch ihre Kartoffeln vom Felde holten, noch Andern gestatteten, sie einzuernten, weil es Sünde sei, Vorräthe aufzuspeichern, da die Zeit so nahe wäre, wo die Welt untergehe, und dann freilich mit um so größerer Hast die Überbleibsel zusammenrafften, als der 23. October vorbei war, die Welt aber gerade noch so dastand wie am 22. Abends vorher. In manchen Gemeinden setzten die Behörden der Thorheit Schranken. Sie ließen aus obrigkeitlicher Machtvollkommenheit, den frommen Narren trotzend, die ganze Ernte einbringen, und als am 23. October ihre menschliche Weisheit über die der Müllersleute triumphirt hatte, diesen ihren Antheil zukommen, indem sie die verlegten Kosten wiedererstatteten. Nun hätte man doch denken sollen, daß Scham und Reue bei dergleichen allgemein gewesen wäre. Mit nichten! Wer an Prophezeiungen glaubt, hat immer noch ein Hinterthürchen für seine Possen offen stehen. Dieser Herr Müller hatte wol in der Sache Recht, aber sich im Tage und Jahre verrechnet, behaupteten sie, und trösteten sich über den Spott der bösen Weltkinder, der sie vorher wie nachher verfolgte. An Gelegenheit dazu hatten sie es, auch abgesehen von jenen Erntescenen, nicht fehlen lassen. „Das ist mein letzter Hauszins!“ sagte eine Frau, als sie am 1. October diesen dem Hausherrn bezahlte. „Habt Ihr denn auch schon die Himmelfahrtskleider hübsch zurechtgemacht, fragte dieser spöttisch, indem er das Geld einstrich. In der That waren nämlich zu Boston alle Schneider kaum im Stande, den Aufträgen zu genügen, die für Anzüge eingingen, in denen gläubige Narren bis nach Philadelphia und Neuyork hin die Nacht vom 22. zum 23. October zubringen und die Stunde des Tausendjährigen Reiches erwarten wollten. Auch an Caricaturen fehlte es nicht darüber. So stellte eine, die in Boston erschien, den tausendjährigen Herrn Müller vor, wie er in den Himmel hinaufkletterte und bereits diesen offen und den Schatz des Herrn liegen sah. Schon griff er nach den Geldsäcken; allein ein paar Teufel waren ihm nachgeklettert und zerrten ihn bei den Rockschößen zurück. Der fromme Mann stand nämlich, bei den Weltkindern wenigstens, in dem Rufe, daß ihm das irdische Gut lieber als zehn tausendjährige Reiche seien. Dessenungeachtet hatten viele Andere, besonders

Digitized by Google

Methodisten, immer in seinem Sinne gepredigt und gläubige Anhänger oder solche gefunden, die hierbei ihren Vortheil suchten. Er selbst war der Erste, welcher am 24. October seinen angeblichen Irrthum bekannte und den Untergang der Welt auf 1847 hinausschob. Indessen da auch dieser Termin vorübergegangen ist, so wird noch heute Mancher sich des theuern Mannes mit Schmerzen erinnern; denn man sah selbst Leute Haus und Hof verkaufen, die sich durch ihn oder seine Herren Collegen hatten bereden lassen, alles Geld zum Bau einer Stiftshütte herzugeben, worin sie sich schon vor dem 23. October wochenlang aufhielten, ihre Himmelfahrt abzuwarten. Ein Mädchen, die hierzu kein Geld hatte, trug deshalb ihr goldenes Halsband zum Juwelier; es war ein Geschenk ihres Verlobten. Zum Glück war der Juwelier ein ehrlicher Mann. Lassen Sie sich nicht solche Possen aufheften, sagte er dem Mädchen; hier sehen Sie die silbernen Messer und Gabeln und Löffel, die ich für den Herrn Müller zu liefern von ihm beauftragt bin; sehen Sie die Anfangsbuchstaben von ihm und seiner künftigen Braut, denn gerade am 23. October wird er heirathen! Die erwähnte Stiftshütte mag dem saubern Patron viel Geld eingetragen haben. Sie war darauf berechnet, 2—3000 Menschen zu fassen, die hier zusammentreffen, beten und nach dem himmlischen Boston gehen wollten. An und für sich sollte sie nur ein ganz leichtes hölzernes Gebäude werden, allein der Magistrat in Boston bestand darauf, daß es feuerfest und dauerhaft gebaut wurde. Späterhin machten die Müllersleute bankrott; das Ding wurde verkauft und in ein Theater verwandelt, wo am 23. October 1845 „Macbeth" aufgeführt wurde. An demselben Tage, in der nämlichen Stunde, wo das Jahr zuvor die gläubigen Müllersleute dagesessen hatten, in den Himmel zu fahren, stieg die Hekate in den Theaterhimmel hinauf, und statt daß damals die griechischen und hebräischen Texte herumhingen und gingen, wanderten jetzt die Theaterzettel herum. Noch einige Monate später ging die ganze Stiftshütte in Feuer auf und die Müllersleute sind vermuthlich gleich ihr nun in Vergessenheit gerathen, bis etwa ein Bäcker, Fleischer, Schmied oder Schuster aufsteht und das tausendjährige Reich aufs neue predigt, wo es ihm ebenfalls nicht an Narren fehlen wird, und sollte er sie selbst in Europa aufsuchen wollen!

Die Eisenbahn quer durch den amerikanischen Continent.

Den neuesten Nachrichten zufolge hat dieser von einem Hrn. Whitney entworfene riesenhafte Plan einen Schritt vorwärts zu seiner Verwirklichung gethan. Er wurde der neuyorker Handelskammer vorgelegt, und diese soll ihn gebilligt, und der Sanction des Congresses eifrig empfohlen haben. An letzterer zweifelt man nicht länger. Die neuerworbenen Besitzungen am Stillen Meere müssen dem Mittelpunkt der Regierung nähergebracht werden, und dann wird der Handel von Oregon und Californien der Bahn hinreichende Beschäftigung liefern. Der Plan ist bekanntlich folgender: der Congreß soll Hrn. Whitney einen Streif Landes von 24 Meilen Breite auf der ganzen Länge des angeschlagenen Weges als ewiges Eigenthum abtreten. Das Land hat vorerst für den Eigenthümer, d. h. die Vereinigten Staaten wenig oder gar keinen Werth, aber eine Eisenbahn, welche die östliche und westliche Erdhälfte verbindet, würde ihm bald Werth geben. Der Speculant hat den Vortheil im Auge, der ihm aus den Verkauf oder der Verpachtung des Landes erwachsen soll, um die ungeheuern Ausgaben für Erbauung einer tausend (englische) Meilen langen Eisenbahn zu decken.

Chinesische Gaukler.



Wie uralt alle Gauklerkünste, auch selbst die schwierigsten, sind, mag man auf Kraft oder Gewandtheit und Fertigkeit sehen, beweisen besonders die Kunststücke, welche man häufig in Indien und China zu sehen Gelegenheit hat. In diesen Ländern hat sich seit Jahrhunderten nur immer fortgeerbt, was schon vor Jahrhunderten geübt worden war, und wieweit es namentlich chinesische Equilibristen gebracht haben, zeigt diese Gruppe hier, welche ein Stück von Körperkraft und Gleichgewicht ausführt, das fast ans Unglaubliche grenzt, denn wie fest muß der Künstler oben auf einem Beine und der Achsel des ihn tiefer unten Tragenden stehen, und welche Kraft im Arme muß er haben, beim Gürtel über sich einen Kameraden zu halten, um ihn dann im Kreise herabzuschleudern, indem es nun die Sache von Diesem ist, glücklich unten auf dem Boden mit den Füßen stehend anzukommen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 375.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [9. März 1850.

Die Icononzobrücke im Thale gleiches Namens.



In dem Departement Cundinamarca der Republik Neugranada in Südamerika ist ein enges Felsenthal, Namens Icononzo oder Pardi, und in einer Höhe von 300 Fuß führt eine von der Natur selbst für die Ewigkeit gebaute Brücke darüber, indem in der Tiefe ein Waldbach schäumend dahinstürzt. Der wagerecht querüber liegende Felsen hat eine Länge von 44 Fuß und eine Stärke von 6 Fuß. Nicht allzu weit von diesem Naturwunder entfernt, aber doch 60 Fuß tiefer, führt noch eine zweite Felsenbrücke über diese Schlucht, die jedoch aus drei Blöcken besteht und daher der andern hier abgebildeten doch nicht völlig an die Seite zu stellen ist.

Digitized by Google

Eine Forschungsreise auf dem Jordan und dem Todten Meere.

(Beschluß.)

Am 18. April erreichte die Expedition das Todte Meer, dessen Oberfläche um 1300 Fuß tiefer liegt als der Spiegel des Mittelländischen Meers. Nun begannen die nicht gefahrlosen Kreuz- und Querfahrten beider Schiffe auf dem See. Es weht hier öfters ein starker Nordwest, bei dem die Schiffe Mühe haben, sich im Laufe zu erhalten. Ein andermal wurden die Boote hart bedroht von einem Orkan, der aus Südosten stürmte. Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem See sind glasartige Wellen, die bei völliger Windstille sich von Nordwest herbewegen. Aber es waren unsern Schiffern schlimme Vorboten. Denn bald darauf erheben sich jähe Windstöße, die anfangs das Wasser nur kräuseln, in kurzem aber es schäumen und toben machen, sodaß es über Bord schlägt und die Fahrzeuge mit dem Sinken bedroht. So wie jene Windstöße aufhören, glättet sich auch das Wasser schnell wieder.

Den Luftströmungen insbesondere widmeten unsere Schiffahrer die genaueste Beobachtung. Sie fanden, daß auf diesem See insgemein am Vormittag der Südwind, am Nachmittag bis gegen Mitternacht der Nordwind vorherrschte. Letzterer ist fast immer von einem starken Schwefelgeruch begleitet. Da das Wasser des asphaltischen Sees sonst vollkommen geruchlos ist, so nahmen unsere Reisenden an, daß dieser üble Geruch von stinkenden Quellen und Sümpfen an der Seeküste herrühre. Die Atmosphäre über dem See erreicht oft eine Hitze von 30—33° R. und eine solche Schwüle, daß die Mannschaft viel zu leiden hatte. Am Tage ist die Luft nie ganz rein, reiner zur Nachtzeit. Die warmen Südost- und Nordwestwinde bringen einen dünnen halbdurchsichtigen Nebel oder Heerrauch, der nicht blos sehr unangenehm, sondern auch der Gesundheit nachtheilig ist, daher sich die Anwohner der Buchten, wenn dieser böse Nebel vom See herandringt, Pfropfen von Zwiebeln in die Nasenlöcher zu stecken pflegen.

Ob Menschen in der unmittelbaren Nähe des Todten Meeres leben können und konnten, ist eine oft aufgeworfene Frage, die unsere Reisenden bejahend beantworten. Sie trafen im geringen Abstande von der Küste auf Trümmern von menschlichen Wohnungen, auf Höhlen mit gewölbten Eingangsöffnungen und Schwellen aus Kalkstein u. dgl. Es fanden sich ferner Ruinen zugehauener Steine und eines roh zugerichteten Kanals, der vielleicht zur Wasserleitung gedient hatte; das merkwürdigste von all diesen Trümmerwerken war ein Thor mit spitzen Bogen und allerlei winkelförmigen Steinfiguren, das auf einem breiten Plateau des Sebbehgipfels errichtet war. Diese und andere Denkmäler beweisen allerdings gründlicher, daß einst Menschen hier gewohnt, als jene heiligen Geschichten, welche berichten, daß in den Höhlen der Schilfgebüsche am Todten Meere Menschenalter hindurch Einsiedler gehaust und von nichts als von Wurzeln und Kräutern gelebt haben.

Von vorzüglichem Interesse sind die Messungen der Tiefe des Todten Meers, welche unsere amerikanische Reisegesellschaft auf den verschiedensten Punkten anstellte. Zwischen Wadi-el-Modsched und Ain Terabeh ziemlich in der Mitte des Sees fanden sie die größte Tiefe mit 1170 englischen Fußen. Übrigens behaupteten die Araber, daß der Obersee an seinem südlichen Ende durchwatet werden könne, und es scheint bei dem thatsächlichen periodisch-jahreszeitlichen Steigen und Fallen des Sees an dieser Behauptung wirklich etwas zu sein.

In Betreff der außergewöhnlichen Eigenschaften des Wassers im Todten Meere ist zuerst sein Reichthum an Salz wirklich erstaunenswürdig. Jeder Körper, mit welchem es in Berührung kommt, wird davon wie mit einer Kruste überzogen, selbst der Schaum, der Gesicht oder Kleider unserer Seefahrer bespritzte, ließ eine solche Spur zurück. Es fand sich hin und wieder Buschwerk und Treibholz am Ufer, das mit einer vollständigen Salzrinde überzogen war. Selbst der Luftzug über diesem Gewässer war so salzhaltig, daß jeder metallene Gegenstand: Waffen u. s. w., sogar das Glas des Compasses davon gleichsam bronzirt wurde. War der See in großer Aufregung, so thaten den Schiffenden Augen und Nasenhöhlen weh. Die zweite außerordentliche Eigenschaft dieses Wassers ist seine enorme Tragfähigkeit. Todte Thiere schwammen darin, ohne sich auf die Seite zu legen; sie neigten sich nur ein wenig und hielten sich fast aufrecht. Kräftige geübte Männer schwammen darin in Brusthöhe ohne die mindeste Anstrengung. Schwamm ein solcher Mann auf dem Rücken und zog die Knie an sich, so schlug er gleich einen Purzelbaum hinten über. Eier schwammen zu einem Drittheil über dem Wasser; in jedem andern Meere würden sie sogleich untergesunken sein. Die Fahrzeuge gingen um einen ganzen Zoll tiefer als im Jordan. Die Temperatur des Wassers nahm bis auf eine gewisse Tiefe, etwa bis zu 60 Fuß hinab, stufenweise an Wärme ab. Unter 60 Fuß nimmt die Temperatur wieder zu.

Sehr ausführlich sind ferner die Berichte der Expedition über die geognostische Beschaffenheit des Beckengrundes und Randes des Todten Meers. An vielen Stellen brachte man Sand, blau, grau- oder gelbgefärbten Schlamm, auch Salzkrystalle aus der Tiefe. Am südlichen Ende des Sees sanken die Füße der beim Landen Aussteigenden fußtief durch ganze Schichten von Schlamm und Salzkrusten. Einmal ward ein todter Vogel heraufgebracht, ein andermal ein Zweig mit Blättern, die zwar entfärbt, aber von so festem Blattgewebe waren, als säßen sie noch am Baume. Die Gesteine um den Rand des Beckens sind Sandstein, Kalkstein, öfters auch schwefel- und salpeterhaltiger Mergel; an einigen Stellen steigen diese Felsen und Hügel zu einer Höhe von 2000 Fuß empor. Zu bedauern ist es, daß das Geheimniß hinsichtlich des Asphalts, wovon der See seinen Namen führt, auch auf dieser Forschungsfahrt nicht gelöst werden konnte. Die Amerikaner besaßen sehr gute Instrumente, allein sie stießen damit nirgend auf Erdharz, doch fanden sie den bituminösen sogenannten Stink- oder Mosesstein, wie ihn die Araber nennen, an einigen Stellen auf der Westküste. Wichtig ist aber ein anderes Ergebniß: daß man nämlich auf dem nördlichsten Uferstriche der Ostküste nicht blos vulkanische Formationen, sondern wirkliche Lava vorfand, ja ein ganzer Berg erscheint dort vom Fuß bis zum Gipfel als eine schwarze Masse von Schlacken und Lava. Dies würde allerdings dafür sprechen, daß es eine vulkanische Erdrevolution war, welche vor Jahrtausenden den Untergang von Sodom und Gomorrha herbeiführte.

Wie stand es denn aber mit der Salzsäule, in welche das Weib des Lot verwandelt wurde? Allerdings entdeckten unsere Reisenden zu ihrer großen Überraschung ostwärts von Usdum ein solches säulenartiges

Digitized by Google

Gebilde, das sich über einer engen tiefen Schlucht erhob. Diese Säule mochte 40 Fuß Höhe haben, sie erschien als eine mit Gyps überzogene Salzmasse, ruhte förmlich auf einer Art von Piedestal und war durch einen schrägen Stützpfeiler mit der Bergwand verbunden. Gewiß ein überraschender Fund, der viel zu denken gibt, selbst wenn man nicht annimmt, daß Lot's Weib in dieser Säule steckt.

An fließendem Wasser fehlt es in der nächsten Umgebung des Todten Meers keineswegs. Am merkwürdigsten unter diesen Gewässern ist der Bach Zerka-Main, der von den heißen Quellen von Kalirrhoë gebildet wird. Angenehm war das Bad, welches die Schiffsmannschaft, die viel gelitten hatte, in diesem Bache zu ihrer Erfrischung nahm.

Endlich noch ein Wort über den Pflanzenwuchs und die Thierwelt am Todten Meere. Allerdings ist hier von Üppigkeit und Fülle keine Rede, doch gibt es nahe bei den Quellen und Bächen einige einladende Stellen. Schilf und Gras wächst häufig, hin und wieder zeigen sich auch Tamarisken, Ghurrabäume, selbst einzelne Palmen. Von Thieren gibt es nur wenige, hin und wieder sieht man doch einen schönen Schmetterling; Schwalben, Rebhühner, Schnepfen, Möven schwärmen umher, selbst Wachteln wurden gesehen. Enten schwammen auf dem See bis auf eine Meile weit vom Gestade. Man erblickte auch einen Hasen und die Fährte einer Hyäne.

Volle 22 Tage und Nächte hatte unsere Reisegesellschaft an und auf dem Todten Meere zugebracht. Ihr Gesundheitszustand während dieser Zeit war ziemlich erwünscht, nur ein Matrose erkrankte ernstlich; allein zu Beirut hatte man den Tod des Lieutenant Dale zu beklagen, der einem bösartigen Nervenfieber erlag. Am 10. Mai trat die Expedition die Rückreise an, besuchte noch Jerusalem und Jaffa und ging bis zu den Jordanquellen hinauf. Erst im December desselben Jahres landete sie wieder in ihrem Vaterlande.

Ein Gaunerstreich.

Kürzlich kam der Sohn eines reichen Kaufmanns in Bordeaux nach Paris, um dort seine Studien zu beginnen. Er hatte einen Brief seines Vaters für einen Freund desselben, den Notar D..., bei sich. Dieser und der Kaufmann waren von je die besten Freunde gewesen, und so hatte denn Letzterer keinen Anstand genommen, seinen Sohn seinem pariser Freunde aufs beste zu empfehlen. Der erste Gedanke des jungen Studenten bei seiner Ankunft in Paris war, sich zu Hrn. D... zu begeben; allein er suchte vergebens nach seinem Empfehlungsbriefe. Er glaubte, ihn beim Öffnen der Brieftasche unterwegs verloren zu haben, machte sich aber keinen großen Kummer über diesen Verlust, weil er nur an seinen Vater zu schreiben brauchte, um mit umgehender Post eine Abschrift desselben zu erhalten.

Indessen erhielt Hr. D... an demselben Tage den väterlichen Brief, welchen ihm ein junger Mensch von ausgezeichneten Manieren überreichte. Der Notar nahm ihn mit aller Herzlichkeit auf, behielt ihn zu Tische und sagte ihm zuletzt, er könne ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn er sein Haus als das seinige betrachte. Der junge Mensch schien ganz entzückt, nahm das ihm gemachte Anerbieten an und versprach beim Fortgehen, morgen wieder zu kommen. Er kam in der That noch vor 8 Uhr Morgens und der Diener sagte ihm, während er ihn ganz wie einen Hausfreund empfing, Hr. D... sei noch im Bette.

Wecken Sie ihn ja nicht, ich bitte Sie darum, sagte der Student, ich habe einige Briefe zu schreiben und ich werde es thun, bis Hr. D... erwacht.

Der Diener, welcher Tags zuvor Zeuge von dem Empfange des jungen Menschen gewesen, zauderte nicht, ihm das Arbeitscabinet seines Herrn zu öffnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er, mit mehren Briefen in der Hand, heraus, die er noch zur Post bringen wollte, wie er sagte. Allein der Tag verging, ohne daß er wieder kam. Gegen Abend bemerkte Hr. D..., dem das nun verdächtig wurde, daß er um eine namhafte Summe bestohlen war. Es war kein Zweifel, der Dieb war kein Anderer als der junge Mann aus Bordeaux. Hr. D... war aufgebracht, allein aus Rücksicht auf die lange Freundschaft mit dem Vater stellte er keine Klage an.

So standen die Sachen, als drei Tage nachher der wirkliche Student von Bordeaux ein Duplicat des Briefs seines Vaters erhielt. Er ging sogleich nach der angezeigten Adresse und verlangte Hrn. D... zu sprechen.

Der Herr ist ausgegangen, antwortete man ihm; er speist anderwärts und der Diener ist auch abwesend.

Der junge Mensch trat in die Loge des Portier, verlangte Feder und Papier und schrieb seinen Namen: Julius N. aus Bordeaux.

Mein Herr, heißen Sie ganz gewiß Julius N.? fragte der Portier, als er den Namen von der Hand des jungen Mannes erhielt.

Wie? ob ich ganz gewiß so heiße?

Es scheint mir doch, Sie seien größer und nicht so braun.

Der Mensch ist betrunken, sagte der junge Mann und ging auf die Hausthür zu; aber diese öffnete sich nicht für ihn, sondern der Portier packte ihn und rief um Hülfe.

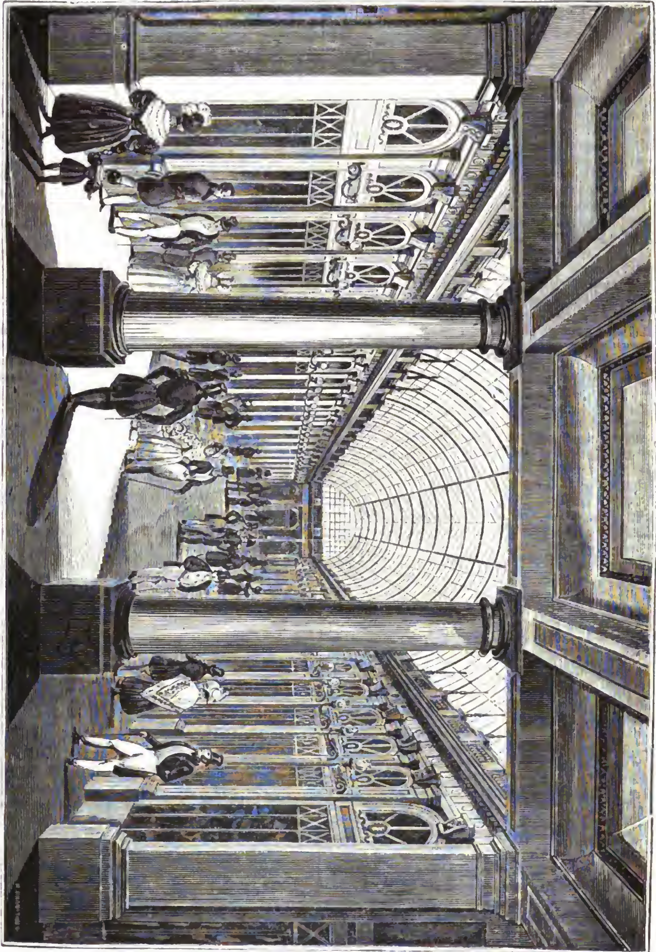
So wurde er bis gegen Mitternacht in Haft behalten, wo Hr. D... nach Hause kam, und alle seine Protestationen halfen nichts, bis dieser, dem man von dem wichtigen Fang in Kenntniß setzte, den begangenen Irrthum erkannte, aber auch die Überzeugung von dem frechen Betruge erhielt, dessen Opfer er geworden war.

Die Galerie d'Orleans in Paris.

Man würde sich sehr irren, wenn man hier an Gemäldegalerie denken wollte. Es handelt sich hier zunächst um einen Durchgang, der aus der Straße St.-Honoré nach dem Garten des Palais royal und zwar durch dieses selbst führt. Seit 1692 ist dasselbe nämlich Privateigenthum der Familie Orleans gewesen, indem damals Ludwig XIV. damit seinem Bruder ein Geschenk machte, und sie besaß es bis zur Revolution, worauf sie es unter der Restauration wieder erhielt. Unter dem großen Raume, welchen sie bewohnte, führte nun eine Galerie von Holz in den Garten, bis sie Louis Philipp, als Herzog von Orleans noch, 1828 in eine steinerne umbauen ließ, die an Großartigkeit und Geschmack ihres Gleichen sucht und bei ungünstiger Witterung besonders der Sammelplatz aller geschäfts-

Digitized by Google

losen Männer und Frauen umsomehr ist, da sich an den Seiten die Gewölbe der kostbarsten Luxusartikel aneinanderreihen und selbst die engen Räume zwischen den Säulen von Verkäufern eingenommen sind.



Digitized by Google

Spielende Landsknechte.



Der Frühling der tropischen Zone.*)

Vortrag, gehalten im naturhistorischen Vereine zu Kopenhagen von F. Liebmann.

Während wir uns jetzt gerade in dem Abschnitte des Jahres befinden, in welchem der Frühling naht, wo wir mit frohen Erwartungen seinem Kommen entgegensehen, und bald tausend freudenvolle Eindrücke in uns aufnehmen sollen, indem wir die, früher gleichsam leblose, im langen Winterschlaf versenkte Vegetation wieder zu neuer und nach der Ruhe vermehrter Wirksamkeit hervorgerufen sehen — habe ich geglaubt, daß es sich wol zu einem kurzen Vortrage eignen würde, wenn ich versuchte, einige Schilderungen der Physiognomie der Tropennatur im Frühlinge mitzutheilen. Da es hauptsächlich die Beschaffenheit der Pflanzenwelt ist, welche das verschiedene Aussehen der Landschaften bedingt, so muß es also vorzüglich diese sein, an welche ich im Nachstehenden mich besonders halten werde. Wol fühle ich das Gewicht des Einwandes, welchen ein geistreicher Naturforscher (Darwin) gemacht hat, welcher selbst viel reiste, und der so sehr wie irgend Einer die vielen wechselnden Züge in den Zusammenstellungen der Natur in den verschiedenen Zonen bewundert hatte, — daß es doch mit Worten unmöglich ist, und gehörten sie auch der reichsten Sprache an, bestimmte Vorstellungen der beschriebenen Gegenden hervorzurufen, indem man beschränkt ist, mit Willkür eine mehr oder weniger glückliche Auswahl der Gegenstände vorzunehmen, von welchen man einige charakteristische Züge mittheilt, während man doch selten oder niemals darauf rechnen kann, daß die sämmtlich hervorgehobenen Gegenstände hinreichend bekannt sind, oder es dadurch werden, daß man die lückenhafte Kenntniß durch Vorzeigen von Herbarienexemplaren oder Museumsstücken zu erstatten sucht.

Es muß eingeräumt werden, daß das Selbstbeschauen von Gegenden fremder Welttheile beiweitem den Beschreibungen vorzuziehen und sehr zu empfehlen ist, aber ich glaube deshalb nicht, daß jede Naturschilderung als mislungen anzusehen ist; ja, ich bin davon überzeugt, daß die Meisten, denen es nicht vergönnt ist, durch eigene Reisen fremde Länder kennen zu lernen, sowol Kenntnisse wie auch Genuß den Schilderungen entnehmen werden, welche die Eigenthümlichkeiten ferner Länder zu beleuchten suchen.

In der gemäßigten und kalten Zone wird der Frühling durch die Wärme der wiederkehrenden Sonne charakterisirt, welche schnell die Fesseln löst, mit welchen die Winterkälte die Vegetation lange in einem todtähnlichen Zustande gebunden hielt. Es ist ein wunderbarer Übergang von der Ruhe zur Wirksamkeit, wovon wir Zeugen sind. Überall schwellen Knospen auf den Pflanzen, zahllose Blätter und Blumen brechen bald aus dem Versteck der Knospenhüllen hervor, und entfalten sich in der lieblichsten Farbenpracht.

Zwischen den Wendekreisen ist die Einförmigkeit eines hohen Temperaturgrades während des ganzen Jahres ein vorherrschender Zug. Die Temperatur wird dort niemals so niedrig, daß die Wirksamkeit der Vegetation dadurch gehemmt wird. Selbst die Temperatur des kältesten Monats ist doch beinahe immer mit der unsers Sommers gleich. Die Temperatur gibt deshalb in den Tropengegenden keine Veranlassung zu den Jahresabtheilungen, welche durch das veränderte Aussehen der Vegetation bezeichnet werden.

Von weit größerer Bedeutung in dieser Hinsicht ist der Feuchtigkeitszustand der Luft, und die lang anhaltende Dürre bringt zwischen den Wendekreisen dieselbe Wirkung auf die Vegetation hervor, wie die Kälte unter höhern Breitegraden, indem sie selbige in einen Ruhestand versetzt, welcher den Abfall des Laubes von den baumartigen Pflanzen, das Hinwelken der einjährigen, und das Verschwinden der überirdischen Theile der Zwiebel- und Knollengewächse bewirkt. Die sogenannten Catingas-Wälder in Brasilien zeigen uns eine

*) Aus dem „Nordischen Telegraph".

Sommerlandschaft, welche in ihren wesentlichsten Zügen viele Übereinstimmung mit unserer Winterlandschaft hat. Der Wald ist seines Blattschmucks beraubt, und die grauen oder braunen Stämme schnellen empor mit ihren blumen- und fruchtlosen Zweigen; die krautartige Vegetation der Erdoberfläche ist verschwunden, aber eine Lage verwelkter, zusammengerollter Blätter wird rasselnd von jedem glühenden Windhauche, der durch den öden Wald zieht, in Bewegung gesetzt.

Es kann indessen nicht geleugnet werden, daß der hemmende Einfluß der Dürre auf die Vegetation in der tropischen Zone beiweitem nicht so allgemein eingreifend ist, wie die Winterkälte in der gemäßigten und kalten Zone. Die baumartige Vegetation, welche immer einen der wichtigsten Züge in der Landschaft bildet, ist in den Tropengegenden gewöhnlich mit lederartigen, glänzenden, immergrünen Blättern versehen, und allgemeiner Laubfall gehört deshalb zu den Ausnahmen.

Die Tropenbewohner theilen das Jahr nicht in vier Abschnitte, sondern nur in zwei: in die trockene und die nasse Zeit (Regenzeit).

Ungeachtet sich dies nun so verhält, findet man doch, daß die Pflanzenwelt von einer Periodicität abhängig ist, welche sich, unabhängig von Wärme und Feuchtigkeit, in den beiden wichtigsten Momenten des Pflanzenwuchses zu erkennen gibt. Es ist eine, verhältnißmäßig beschränkte Anzahl Pflanzen, welche in der tropischen Zone während des ganzen Jahres blühen und Frucht tragen, sodaß für diese kein Ruhepunkt einzutreten scheint; die beiweitem überwiegende Anzahl Pflanzen ist zu einer Blüte- und Fruchtbildung während des Jahres beschränkt; behält man diese Classe Pflanzen vor Augen, so wird es für den Naturforscher nicht schwierig sein, den Einfluß des Frühlings auf die Vegetation in der tropischen Zone zu bemerken, selbst wenn dieser nicht so stark wie außerhalb der Wendekreise ausgeprägt ist.

Zuerst wenden wir uns nach der Region, welche in dem tropischen Nord- und Südamerika die des ewigen Frühlings genannt wird. In Mejico nimmt diese Region die Hochebenen ein, welche sich gerade vom Fuße der Gebirge an den Grenzen Neumejicos bis gerade an die Südgrenze des Departements Nuebla, welches an Tehuacan grenzt, erstrecken. Diese Hochebene hat eine Mittelhöhe von 7—8000 Fuß. Eine gleichförmige, verhältnißmäßig niedrige Temperatur, trockene Luft mit scharfen Winden sind vorherrschend. Alle Baumvegetation mangelt; verkrüppelte Büsche von harz- oder terpenthinreichen Geschlechtern findet man hier und dort; die schwache Vegetationsdecke besteht aus rauhen, blaugrauen, pfriemförmigen Gräsern, Violen, Ranunkeln, Potentillen, Geranien, niedrigen Schirmpflanzen, feinen Sisyrinchien u. dgl.

Der Erdboden ist auf großen Strecken von Salztheilen durchdrungen, welches in den Silberwerken beim Amalgamationsproceß benutzt wird; es zeugt von frühern Meeresbedeckungen, und der Boden ist so vollkommen horizontal, daß das Auge, indem es über meilenweite Strecken schwebt, nicht die geringste Unebenheit entdeckt. Hier sind vorzüglich die Cactusarten vorherrschend. Niedrige, kugelförmige Opuntien mit zollangen, leicht abfallenden, strohgelben Dornen, welche mit Häkchen versehen sind, bedecken den salzhaltigen Erdboden und machen das Terrain beinahe unpassirbar: denn sie sind so leicht an die Erde befestigt, und so spitz und anklebend sind die Dornen, daß sie bei der geringsten Berührung sich in so großen Haufen an die Füße des Wanderers oder an die Beine des Pferdes klammern, daß diese förmlich von der stechenden, beschwerlichen Masse eingehüllt werden; große wunderbar geformte Echinocacten, zusammengehäufte Massen von Mamillarien, als ob ganze Fuder auf einem Flecke aufgestapelt wären, geben der Hochebene ein trauriges, wüstenähnliches Aussehen; die festlich säulen- oder candelaberartigen Careen mangeln dagegen hier, sind aber desto häufiger auf steinigen, trockenen, baumlosen Bergabhängen. Die Agaven gedeihen noch gut, und die 15—20 Fuß hohen Blumenstengel sind die einzig hervorragenden Pflanzenerzeugnisse in der Landschaft. Der Wassermangel ist in diesen Gegenden groß; die feuchte Luft des Atlantischen Meeres, welche beim östlichen Passatwind über das Land geführt wird, scheidet ihre ganze Wassermenge auf der östlichen Seite der Cordilleren aus, deren Spitzen hoch über den niedrigen Wolkengürtel ragen. Selbst in der Regenzeit ist die niederfallende Wassermenge gering. Die wenigen flachen Wasserbassins, welche man auf der Hochebene zerstreut findet, trocknen in der dürren Zeit größtentheils aus, und das Wasser ist gewöhnlich brach oder ganz salzig. Deshalb ist der Anbau des Bodens beinahe unmöglich; die äußerst spärliche Bevölkerung, welche über den ungeheuern Flächenraum sporadisch vertheilt ist, und deren Wohnungen in der Nähe einer wasserhaltigen Stelle aufgeschlagen sind, baut ein wenig Gerste, Kartoffeln und Agaven, deren Saft beinahe während des ganzen Jahres ihr einziges Getränk ist. Viehzucht ist die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung, und sie ist von großer Bedeutung, denn das Areal ist von so geringem Werthe, daß ein Besitz von 50 Leguas Land zu dem gewöhnlichen gehört. Das Vieh, welches auf diesen großen Flächen sich selbst überlassen ist, vermehrt sich stark, und es gibt Meiereien, welche auf ihrem Grunde 20—30,000 Stück Hornvieh, Pferde und Maulesel zählen. Große Verluste entstehen indessen, wenn die Wasserstellen bei anhaltender Dürre austrocknen, und das Vieh kommt vor Durst zu Tausenden um. Bekannt ist es, daß das vom Durst geplagte Vieh selbigen an saftigen, schleimigen Cacteen zu stillen sucht, nachdem die Dornbündel mit den Hufen abgeschlagen sind, aber dies ist doch nur ein unvollkommenes Surrogat für das Wasser. Reiche Mineraldistricte grenzen gegen Norden an diese Hochebenen, so bei Mazagil und Saltillo; die Bearbeitung ist oft versucht worden, und hat die reichste Ausbeute gegeben, aber dessenungeachtet war sie nicht vortheilhaft, denn alle Bedürfnisse für den Minenbau, Lebensmittel, Holzwerk, Kohle u. dergl. mußten zur Achse von 60 Leguas entfernt liegenden, üppigen Gegenden über die Ebenen herbeigeführt werden. So wenig anlockend ist die Region des ewigen Frühlings Mejicos.

In Südamerika rechnet man zu dieser Region die peruanischen Hochebenen (Punas) von 12—13,000 Fuß Höhe, welche sich zwischen der westlichen Cordillerenkette und der östlichen damit parallellaufenden Andeskette erstrecken. Diese Punaregion wird darauf in der weiter ausgebreiteten bolivianischen Hochebene fortgesetzt. Die Temperatur in dieser Region ist rauh und kalt; der Sommer, welcher so genannt wird, weil es alsdann seltener schneit, hat gewöhnlich eine Nachttemperatur von — 5° R., gegen Mittag steigt die Wärme bis zu + 9° R. Im Winter ist die Nachttemperatur gewöhnlich 0° oder + 1° R., der Mittag zeigt + 7° R. Übrigens ist es noch unmöglich die Mitteltemperatur anzugeben, weil die Winde plötzliche und sehr bedeutende Veränderungen in dem Gange der Temperatur

Digitized by Google

herbeiführen. Wenn diese von den schneebedeckten Gipfeln der Cordilleren wehen, so können einige Stunden eine Veränderung von 18—12° R. herbeiführen. Kalte West- und Südwestwinde streichen beinahe während des ganzen Jahres über die Hochebenen hin; und wenn diese mit Heftigkeit wehen, und von plötzlichen, großen Temperaturveränderungen begleitet sind, so wird der mit Recht gefürchtete, sehr schmerzvolle sogenannte Chuñu hervorgebracht, der sich durch ein schnelles Austrocknen der Haut zeigt. Auf allen Körpertheilen, welche der Einwirkung der Luft ausgesetzt sind, wird die Haut pergamentartig, es entstehen tiefe Risse, aus welchen das Blut hervordringt, und alsdann folgt ein starkes Aufschwellen der Theile. Besonders erduldet der Reisende große Leiden, wenn die Lippen und die Augenlider auf diese Weise augegriffen werden; zuweilen ist das Aufschwellen der gesprungenen, blutenden Augenlider so groß, daß Blindheit erfolgt.

Diese Gegenden bieten ein trauriges Ansehen dar, der Baumwuchs mangelt gänzlich; man findet nur eine spärliche Buschvegetation von Natañabüschen und Queñua hier und dort; magere, braungelbe Gräser von winterlichem Aussehen in isolirten Haufen, niedrige, trockene, buschartige Korbblumen, gelbliche, mit Dornen versehene Echinocacten bilden die Hauptzüge in der Vegetation, deren gleichförmiges, trauriges Aussehen kaum durch die großblühenden Calceolarien, blauen Gentianen, wohlriechenden Verbenen, niedrigen Kreuzblumen u. dgl. unterbrochen wird, welche man wol hier findet, die aber größtentheils von verwelkten Gräsern eingehüllt sind. Die spärliche Indianerbevölkerung, welche die Punaregion bewohnt, baut ein wenig Gerste, die jedoch niemals reif wird, sondern grün abgeschnitten und als Pferdefutter benutzt wird. Der sogenannte Maca, eine noch nicht näher bekannte Pflanze, wahrscheinlich ein Trapaeolum, dessen Knolle von der Größe einer Kastanie, und die von süßlichem Geschmack ist, ist die einzige angebaute Nahrungspflanze. So dürftig die Pflanzenwelt auf diesen Hochebenen ausgestattet ist, so hat doch gerade hier die größte Anzahl von Südamerikas großen, pflanzenfressenden Säugethieren ihre Heimat, denn das Lama und die damit nahe verwandten Arten, Huanucu und Vicuña, leben in der trockenen Zeit, wenn die Cordilleren und Andesabhänge zugeschneit sind, in zahlreichen kleinen Heerden auf den Punaebenen. Man bekommt einen Begriff von der Anzahl dieser Thiere durch Garcilaso de la Vega Bericht über die großen Jagden, welche die Inkakönige in Punas veranstalteten, und wobei oft 40,000 Thiere der genannten Art zusammengetrieben wurden.

Aus diesem zweiten kleinen Bilde von der sogenannten Region des ewigen Frühlings wird auch hervorgehen, daß, wenn der Frühling nicht von der belebenden Überzeugung einer Sommer- und Herbstperiode begleitet würde, aller Zauber schwäude.

(Beschluß folgt.)

Das schreckliche Osterfeuer zu Jerusalem im Jahre 1834.

Am Abend vor Ostern wird in der Kirche zu Jerusalem stets ein außerordentliches Gedränge. Es waltet noch immer der Wahn vor, daß in dem Heiligen Grabe, auf Bitten der höhern Geistlichen, Feuer vom Himmel falle, um die geweihten neuen Osterkerzen und Lampen anzünden zu können. Das Feuer des Herrn soll das hierzu bestimmte Feuer entzünden und Tausende von Pilgrime aus dem Abend- wie aus dem Morgenlande stoßen und drängen sich, um ihrerseits ebenfalls eine mitgebrachte Kerze oder Lampe anzünden zu können, wenn der Patriarch mit der brennenden Kerze aus dem dunkeln Gewölbe heraufkommt. Ohne alles Unglück läuft die Ceremonie selten ab, und ohne gewaltige Stöße, Püffe und Hiebe niemals. Nachrichten davon sind nur spärlich im Umlauf; denn gebildete Europäer nehmen, selbst wenn sie zur Osterzeit in Jerusalem sind, gewöhnlich keinen Antheil. Es ist ihnen zu peinlich, die heilige Komödie der beiden Priestergaukler, wie sie schon der alte Reisende Maundrell nannte, zu sehen, und zu gefährlich, besonders wenn sie Ketzer sind, unter diesen Tollhäuslern zu weilen. Bisweilen artet jedoch das Gedränge in entsetzliche Scenen aus, und die furchtbarste, welche man kennt, fand am Osterheiligenabend 1834 statt, ohne daß wir jedoch eher als vor kurzem von einem unterrichteten Augenzeugen genauere Kenntniß erhalten hätten. Es hielt sich damals der Engländer Robert Curzon in Jerusalem auf, und Ibrahim Pascha herrschte noch mit voller Kraft in Syrien. Auch ihn trieb die Neugier, das Wesen in der Kirche zu Jerusalem zu sehen, und so kam er gerade an zu diesem Gaukelwesen, indem er den genannten Engländer mit seinen Freunden einladen ließ, in seiner Loge Platz zu nehmen. Kaum hatten sich Alle auf ihren Divan niedergelassen, als die beiden Farcenmacher, das einzige mal im ganzen Jahre, ins Heilige Grab hinunterstiegen. Lange durfte es nicht dauern, ehe das Wunder vollbracht wurde; Ibrahim hätte die Geduld verlieren können. Im Nu entzündete sich das vielleicht mit Phosphor getränkte Holz, und nun stürzte sich die Masse von Griechen, Armeniern, Kopten, Abyssiniern wie wüthend dahin, auch ihre Lampen und Kerzen anzubrennen. In wenigen Minuten leuchtete es in allen Kapellen, Galerien, Ecken und Enden. Wie wahnsinnig berührte sich die Menge mit den brennenden Kerzen die Stirn, die Hände, die Brust, um sich von den Sünden zu reinigen. Aus dem Grabe trug das betrogene Volk den einen Patriarchen auf den Schultern fort, und das Jauchzen schallte, vom Echo wiederholt, durch alle Hallen. Er schien halb ohnmächtig; die Rolle verlangte dies als Zugabe, damit die Menge glauben sollte, daß ihn die Gegenwart der Gottheit selbst überwältigt habe. Bisjetzt war noch Alles leidlich anzusehen gewesen; doch allmälig verdüsterte sich der ganze weite Raum der Kirche durch den bis zur höchsten Decke aufsteigenden Qualm der vielen tausend Kerzen und Lampen. Noch entsetzlicher war der Gestank und die sich entwickelnde Hitze. Von einer der Emporkirchen stürzten bereits drei ohnmächtig gewordene Unglückliche herunter ins Schiff und wurden fast im Augenblick zertreten. Eine 17 Jahr alte Armenierin starb auf der Stelle hier oben, wo sie saß, vor Hitze und Durst. Ibrahim bekam das empörende Wesen gar schnell satt; er stand auf; seine Garde machte Raum für ihn mitten durch die Menge in der Mitte des Schiffs, indem die Engländer ihm zu folgen strebten. Gar bald aber stellten sich neue Gräuelscenen ohne Gleichen dar. Curzon war kaum bis an den Ort gekommen, wo Maria während der Kreuzigung gestanden haben soll, als er überall Menschen übereinander liegen sah. Er drängte sich zwischen ihuen hindurch, ja er kletterte buchstäblich über sie hinweg, und jetzt erst nahm er wahr, daß sie todt seien. Bis dahin hatte er nur gemeint, Leute zu erblicken, die vor Erschöpfung hingesunken wären und sich, um auszuruhen,

Digitized by Google

hingelegt hätten. Manche sahen, in Folge der Erstickung, kohlschwarz aus, Einige dagegen waren mit eigenem Blut, mit dem Gehirn, den Eingeweiden Anderer bedeckt, die zu Tode getreten worden waren. Hier war man noch ohne Gefahr; doch etwas weiter vor, nach dem großen Eingange, herrschte ein Gräuel, der keine Schilderung erlaubt. Die Leibgarde außen hatte das Toben der Menge drin gehört und einen Mordversuch gegen Ibrahim, einen Aufstand gefürchtet. Sie drang hinein und ging mit gefälltem Bayonnet auf die Masse los, welche heraus wollte, oder schlug Alles mit dem Flintenkolben zu Boden. Jeder Pilger kämpfte nun für die eigene Rettung. Curzon rief seinen Freunden zu, umzukehren; ihm selbst gelang es so wenig, daß er mitten in den Kampf hineingedrängt wurde. Indem er rückwärts zu kommen suchte, hatte ihn ein Oberster der Truppen in der Todesangst beim Burnus gefaßt und warf ihn nicht zu Boden, aber auf einen bereits daliegenden Greis, der dadurch vollends sein Ende fand. Mit halber Verzweiflung raffte er sich endlich wieder auf und kletterte über die große Zahl von Leichnamen zurück mitten in die Kirche, wo er seine halbtodten Freunde traf und so endlich in eine Sacristei gelangte. Die Metzelei hörte zuletzt auf. Man konnte den Schauplatz ruhiger betrachten. Mehr wie 400 Todte und Lebende lagen unter- und übereinander, an manchen Stellen gegen fünf Fuß hoch. Ibrahim war auf ihre Kosten glücklich ins Freie herausgekommen, allein nicht ohne ebenfalls in der größten Lebensgefahr gewesen zu sein; so hatte man ihn von allen Seiten gedrängt, daß mehre der Garde das Leben verloren, indem diese am Ende blind unter die Menge einhieb und dreinschlug. Mehrmals war er nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Sein Erstes war, als er wieder freien Athem schöpfte, Befehl zu geben, die Todten wegzuschaffen, die noch Lebenden herauszutragen, den Engländern sagen zu lassen, ruhig im Kloster zu bleiben und sich zu erholen. Erst nach zwei Stunden gewann die Neugier wieder die Oberhand. Sie wanderten umher. Der Calvarienberg war besäet von Kleidern, Schuhen, Turbanen, Schnupftüchern; 30—40 entsetzlich verstellte Leichname lagen hier umher. Überall starrte der Boden von Blut. Außen vor der Kirche weinten Mütter über den Leichnamen ihrer Kinder, der Sohn jammerte gebeugt über den todten Vater, und arme Frauen drückten die Hand ihres verstümmelten Gatten. Ibrahim nahm großen Antheil. Immer gab er seinen Offizieren neue Befehle, Alles zu thun, was möglich war, und Versuche zur Wiederbelebung Derer zu machen, die vielleicht nur ein Opfer von Schreck, von Ohnmacht, von Hitze sein konnten. Zwei Greise fanden sich gegenseitig; jeder hatte den andern unter den Todten gesucht. Sie waren außer sich vor Freude, als sie so unverhofft noch im Leben zusammentrafen. Manche standen, als die Leichname entfernt wurden, kerzengerade da, ein Opfer der Erstickung; selbst einer Schildwache war es so gegangen. Noch die Flinte hielt sie in der Hand; die Todten hatten den Mann auf dem Qui vive stehen lassen. Die Pforten, nur nach innen zu öffnen, waren durchs Gedränge anfangs verschlossen worden und hatten nun so das Schicksal um so schrecklicher entschieden. Als die Thüren endlich von außen eingeschlagen wurden, stürzten in Folge des Gedränges so Viele zu Boden und veranlaßten neue Opfer, indem ihre eigenen Leichname wieder den Weg verstopften. So endete das schreckliche Osterfeuer zu Jerusalem im Jahre 1834 und die damalige Gaukelei des armenischen Patriarchen, der sie mit dem griechischen in Compagnie getrieben hatte.

Wichtige Erfindung.

Kürzlich machte ein Hr. Dr. Garthe in der „Kölnischen Zeitung" Folgendes bekannt:

Eine sehr wichtige Erfindung von ganz unberechenbarem Einfluß auf das praktische Leben soll, nach einer Anzeige im „Neuyorker Sun", im Gebiete der Naturwissenschaften gemacht worden sein. In Worchester, einer Stadt im Staate Massachusetts, soll eine Maschine erfunden worden sein, welche das im Wasser befindliche Oxygen (Sauerstoff) demselben entzieht und dadurch Leuchtgas erzeugt. Wenngleich das Letztere eine Unmöglichkeit besagt, da das Zurückbleibende nur Wasserstoffgas ist, so ist doch dessen Darstellung in großer Quantität mit geringen Kosten eine Sache von hoher Wichtigkeit für das praktische Leben, da man dieses Gaslicht zu intensiver Leuchtkraft erheben kann. Man will mittels einer neu erfundenen Maschine auf elektrischem Wege das Wasser in seine Bestandtheile trennen und behauptet, daß die Ausgaben sich nur auf die Kosten der Maschine beschränken würden. Eine Arbeit von fünf Minuten aller zwei Stunden des Tags genüge, um die Maschine in Thätigkeit zu setzen und 250 Cubikfuß Gas zu erzeugen. Die Vorrichtung, welche ein Mann unter dem Arme tragen könne, koste nur 560 Thaler. Soweit die Nachricht, die mir von ungemeinem Werth erscheint und gewiß die Aufmerksamkeit Aller in einem hohen Grade beansprucht. Bewährt sie sich im Großen, so dürften alle unsere Erleuchtungs- und Erwärmungsoperationen von der Küche an bis zu den technischen Gewerben und hüttenmännischen Arbeiten eine totale Reform erleiden, da der Kohlen- und Holzbrand in allen Nuancen für immer verbannt werden dürfe.

Soweit Hr. Dr. Garthe. Jetzt wird auch von Neuyork unter dem Datum des 8. Januar geschrieben: Wir erfahren durch einen in der „Union" abgedruckten Brief des bekannten Gelehrten Rufus Porter, ehemals Herausgebers des „Wissenschaftlichen Amerikaners", daß Heinrich Paine eine Vorrichtung erfunden und praktisch angewendet habe, Wasser zu zersetzen und in Gas zu verwandeln. Er bringt dieses durch eine kleine Maschine ohne galvanische Batterie oder Auflösung von Metallen oder Säuren zu Wege, nur durch Anwendung von $^1/_{300}$ Theil einer Pferdekraft. Paine gewinnt 200 Cubikfuß Hydrogengas und 100 Fuß Oxygengas in einer Stunde. Dieser Gasbetrag, dessen Kosten kaum ein Centime betragen, bringt bei seinem Verbrennen so viel Hitze hervor als 2000 Fuß gewöhnliches Kohlengas und hinreichendes Licht, um 500 gewöhnliche Lampen für 10 Stunden zu erhalten, oder ein gewöhnliches Wohnhaus 12 Stunden zu heizen, miteingeschlossen das Küchenfeuer oder die erfoderliche Hitze für eine Pferdekraft Dämpfe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 376.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [16. März 1850.

Friedrich Gerstäcker.



Wir erfüllen durch die Aufnahme des Portraits dieses Mannes und durch eine kurze Nachricht über sein Leben nur eine Pflicht der Dankbarkeit, da unsere Leser ihm seit längerer Zeit bis auf die neueste herab so manche Belehrung und Unterhaltung zu danken haben.

Friedrich Gerstäcker verlebte den größten Theil seiner Kindheit in Braunschweig und erlernte sodann auf dem Rittergute in Döben bei Grimma die Ökonomie. Frühzeitig entwickelte sich in ihm ein unwiderstehlicher Reisedrang, zu dessen Befriedigung er sich nach Amerika einschiffte, nur mit einer ganz geringen Baarschaft versehen. Noch auf der Überfahrt gerieth er durch den Verlust derselben, die er einem Landsmann vertrauensvoll zur Aufbewahrung übergeben hatte, in bittere Noth, welche ihn zwang, kein Mittel unversucht zu lassen, das ihm seinen Unterhalt verschaffen könnte. Er schämte sich keiner Arbeit; er war eine Zeitlang Heizer auf einem Dampfschiffe, schnitt, bis an den Gürtel im Wasser stehend, Rohr, um durch dessen Verkauf sich etwas zu verdienen, und trat mit einem An-

Digitized by Google

dern, welcher Kaiserpillen machte, zusammen, indem er die Schächtelchen dazu pappte. Endlich zog er als Jäger durch die Vereinigten Staaten von einem Ende zum andern, die Kreuz und Quer, erlegte Hirsche, Bären u. s. w. und erwarb sich durch den Verkauf der Felle seinen Unterhalt. Am längsten hielt er sich in Arkansas auf. Nachdem er im Jahre 1844 nach Deutschland zurückgekehrt war, beschrieb er seine Fahrten und Abenteuer während dieses sechsjährigen Jägerlebens; die zahlreichen Schriften, welche er während seines Aufenthalts in Leipzig herausgab, fanden ungemein großen Beifall und er schuf sich in kurzem angenehme Lebensverhältnisse. Aber die alte Reiselust erwachte wieder in ihm; er wollte wieder andere Gegenden und Menschen kennen lernen und entwarf verschiedene Reisepläne. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf das Auswanderungswesen; er wollte sich von dem Zustande der deutschen Ansiedelungen in Amerika mit eigenen Augen überzeugen und passende Plätze ausmitteln, wohin die Auswanderung am zweckmäßigsten zu leiten sei. Er suchte sich nun ernstlich die Mittel zur Ausführung seines Plans zu verschaffen, was ihm durch ein Übereinkommen mit der Cotta'schen Buchhandlung gelang, welche ihn in den Stand setzte, seine Reise anzutreten, während auch das Reichsministerium ihm einen nicht unansehnlichen Geldzuschuß verwilligte, wofür er die Verpflichtung übernahm, Berichte über den Zustand der deutschen Ansiedelungen in Amerika zu erstatten. Im März vorigen Jahres verließ er Leipzig, um zuerst nach Californien zu gehen und mit eigenen Augen zu sehen, was von den dorther kommenden Berichten wahr oder erlogen sei. Bis jetzt hat er Briefe geliefert über seinen Aufenthalt in Rio Janeiro, in Buenos-Ayres, über seinen Ritt durch die Pampas und seine gefahrvolle Wanderung über die Cordilleren, welche auch in diesen Blättern mitgetheilt wurden, und nächstens hoffen wir wieder Einiges von seinen Reiseerlebnissen vorführen zu können.

Der Frühling der tropischen Zone.

(Beschluß.)

Von diesen hochliegenden Gegenden wenden wir uns nun zu dem tropischen Tieflande Amerikas, um das Aussehen der Landschaft im Frühlinge zu betrachten. Wir verlegen die Scene nach der Ostküste Mejicos.

Die Zeit der Nordweststürme ist gegen Schluß des Februars vorbei; sie führten an die Küste keinen Regen mit sich, sondern höchstens kalte, feuchte Nebel. Der Urwald steht grün wie immer, und eine allgemeine Verjüngung des Pflanzenwuchses findet nicht statt. An manchen Waldbäumen sieht man reife und unreife Frucht zusammen mit ungeöffneten Blumenknospen und entfalteten Blumen, sowie auch alte und kürzlich aufgeschossene Blätter.

Nur indem man auf die einzelnen Züge in dem organischen Leben achtet, bemerkt man, daß es Frühling ist. Die Mahagonibäume haben die alten Blätter abgeworfen, und treiben junges, lederfarbiges Laub; die großen, holzartigen Kapseln springen auf und fallen zur Erde, indem der geflügelte Same weit und breit vom Winde zerstreut wird. Des Waldes zahlreiche Kopalbäume beginnen mit grünlichen und weißen Blumen zu blühen. Die Palmen öffnen ihre Blumenscheiden und treiben zusammengesetzte Blumenbüschel. Die Vanille, deren Frucht kürzlich in den Küstenwäldern eingesammelt war, beginnt wieder zu blühen; die parasitischen Tillandsien und Orchideen stehen in dieser Zeit im reichsten Flor. In den Indianerdörfern finden wir einen Theil merkwürdiger Pflanzenformen versammelt, an welchen die Verjüngung des Frühlings sich deutlich zu erkennen gibt. Die Indianer haben ein großes Interesse für schöne oder merkwürdig geformte Pflanzen, welche sie zu religiösen Zwecken, hauptsächlich zu Opfern auf den Altären vor den Heiligenbildern benutzen. Wo sie solche Gewächse finden, nehmen sie selbige mit sich, und pflanzen sie um ihre Hütten. Hier finden wir um diese Zeit die alten Stämme von Carolinea insignis mit blattlosen Zweigen, bedeckt mit weißen Blumen, aus welchen reiche Büschel hochrother Staubfäden hervorragen; Carolinea macrocarpa, ebenfalls blattlos und mit weißen Blumen bedeckt; ungeheure dornige Stämme von Baumwollenbäumen mit Kronen, welche einige Ähnlichkeit mit weißen Lilien haben; Wittelsbachien von der Größe unserer Eschen, blattlos und mit Zweigen übersät, welche große, schwefelgelbe Kronen tragen, welche unsern gelben Nymphaeen gleichen. Die prächtigen Plumerien gehören zur allgemeinen Zierde der Indianerdörfer; mehre Arten und noch mehr Farbenveränderungen (weiße, rosenfarbige, dunkelrothe, rothgestreifte, schwefelgelbe) findet man in kleinen Gruppen um die Hütten. Sie wachsen zu einer ansehnlichen Größe empor, und bringen mit ihren reichblühenden Halbschirmen eine prächtige Wirkung hervor. Ferner müssen die hochstämmigen Bignonien genannt werden, welche ihre fünfgefiederten Blätter noch nicht getrieben haben, aber gänzlich mit violetten oder gelben Kronen in großen abgerundeten Blumenständen übersät sind. Endlich eine ausgezeichnet neue hochstämmige Faberna montana, welche im Gegensatz zu den genannten Blumenbäumen ihre lanzettförmigen, glänzenden Blätter behalten hat, zwischen welchen überall weißgelbe, trompetenförmige Kronen hervorgucken. Auf den Stämmen der besprochenen Bäume finden wir blühende Gruppen parasitischer Prachtpflanzen, besonders Orchideen, unter welchen Schomburchia Galeottiana hervorgehoben werden muß. Der Blumenschaft dieser Orchidee ist 6—8 Fuß lang, glänzend schwarz und so zähe, daß er als Reitpeitsche benutzt werden kann; er trägt an der Spitze einen Blumenbüschel von einem oder zwei Fuß Länge, mit großen violetten Blumen.

Gelbe Onridien, mit schmetterlingähnlichen Blumen, weshalb die Pflanze auch so genannt wird, deren Blumenbüschel von den Zweigen der Bäume herniederhängen, gehören ebenfalls zu den schönsten Erzeugnissen des Frühlings.

Nichts kann prächtiger sein als der Anblick der regelmäßig angelegten Kaffeeplantagen in ihrer Frühlingsblüte. Der Kaffeebaum selbst ist eine sehr edle Pflanzenform, sie bildet einen spitzzulaufenden Kegel. Der Stamm ist, durch die horizontal abstehenden oder schwach niedergebogenen, im Kranze stehenden dichten Zweige, reich mit dunkelgrünen, glänzenden, lederartigen Blättern belaubt, gänzlich verborgen. Das Blühen sämmtlicher Kaffeebäume findet zu gleicher Zeit statt. Beim Abendbesuch in der Plantage war ein weißlicher Schein von den zahllosen Blumenknospen über die dunkelgrüne Grundfarbe verbreitet. Am nächsten Morgen bietet die Plantage ein Aussehen dar, als ob ein heftiger Schneefall sich ereignet habe, indem die ganze Pflanzung eine zusammenhängende weiße Blumenmasse zu sein scheint, in welcher die grünen Blätter gänzlich verschwunden sind. Ein balsamischer Duft erfüllt die Atmosphäre. Aber diese Blumenpracht dauert sehr kurz;

Digitized by Google

kaum zwei Tage später, so sind alle Blüten verwelkt, die Frucht hat sich angesetzt und die Pflanzung hat wieder ihr voriges, dunkelgrünes Aussehen.

Unter den Insekten zeigt sich nun auch vermehrtes Leben, während sie in der Zeit der Nordweststürme wie verschwunden waren. Tausende von Cicaden zischen während der heißesten Tageszeit im Grase, und bringen einen schneidenden, betäubenden Lärm hervor; sie selbst sind unsichtbar und unter dem Grase verborgen. In dem ersten Theile der Nacht ist der Wald und die Savanne durch Millionen Leuchtkäfer, welche bei einer langsamen Flucht ein intermittirendes, grünliches Licht verbreiten, zu einer Feenwelt verwandelt. Der von der Nacht überraschte Reisende wird durch diese leuchtenden Punkte, welche sich nach allen Richtungen hin verzweigen, gänzlich geblendet, und muß es seinem Pferde überlassen, die schwache Wegespur zu suchen. Unter den Ameisen herrscht alsdann auch ein ungewöhnliches Leben, obgleich bei diesen Thieren immer Leben und Thätigkeit ist, wenngleich ihre Wirksamkeit von der zerstörendsten Art. Die jungen Insekten kommen millionenweise aus den Erdhöhlen hervor, die Luft ist von den geflügelten Männchen angefüllt, welche überall niederfallen. Die größern unbehülflichen Weibchen werden von den Indianern für einen Leckerbissen angesehen, und werden sackweise als Nahrungsmittel eingesammelt; derselbe Geschmack wird von allen insektenfressenden Thieren, Ameisenbären, Waschbären, Füchsen, Schlangen, Eidechsen, einer Menge Vögel, Raubinsekten, getheilt. Eine merkwürdige Ämsigkeit herrscht, um die kürzlich hervorgekommenen weiblichen Ameisen auszurotten; man sollte glauben, daß die Natur auf diese Weise sich gegen das Alles zerstörende Überhandnehmen dieses art- und individuumreichen Geschlechts zu beschützen suchte.

Wir verändern die Scene, um einige Züge aufzuzeichnen, welche von der Gegenwart des Frühlings zeugen, indem wir ein Kanoe besteigen und uns auf einem der langsam fließenden, schlammigen Flüsse, welche in die mejicanische Bucht münden, hinunterführen lassen, und welche, nachdem sie schäumend, siedend, dampfend in tausend Wasserfällen von den Gipfeln der Cordilleren herniederschießen, den letzten Theil ihres Laufs mit einem beinahe unmerklichen Falle beendigen, und dann ruhig durch dichte, finstere Urwälder gleiten. Der Wald preßt sich bis an den Flußrand; die Fülle der Vegetation ist so groß, daß kein Ufer sichtbar wird. Will man das Kanoe ans Land legen, so muß man erst ein Stück mit seiner Klinge ausroden, um Fuß fassen zu können. Es sind jedoch keine hohen Waldbäume, welche das Ufer einnehmen. Herrliche, baumartige Gräser, aus der Bambusfamilie, beugen sich in zierlichen Bogen von beiden Ufern auf den Wasserspiegel hernieder, sodaß man an Stellen, wo das Flußbette zusammengekniffen ist, unter dem üppigsten Laubdach dahingleitet. Prächtige Cobäen, Convolvuli, Passifloren schlingen sich um die Bambusstämme und mischen ihre großen, prahlenden Blumen mit dem feinen, lichtgrünen Laube der Bambusarten.

Tiefer im Walde erheben sich die schlanken Cecropienstämme hoch über alle andern Bäume, sie sind mit neuen schildförmigen Blättern und herabhängenden Blumenbüscheln geschmückt. Die ungeheuern Stämme von Castilloa elastica, Mejicos Gummielasticumbaum, tragen ihre scheibenförmigen Blumenstände an den Spitzen der feinen, blattlosen Zweige, die Stämme selbst sind mit kriechenden, parasitischen Caladien und Dracontien übersponnen, und von den dickern Zweigen hängen reiche Guirlanden wilden, blühenden Weins hernieder. Wo sich Flußschlamm angesammelt hat, stehen Gruppen von Heliconien, mit 5—6 Fuß langen Blättern und 8—12 Fuß langen Blumenschäften, versehen mit hochrothen, schalenförmigen Scheiden, welche mit Regenwasser angefüllt sind, aus denen die schwefelgelben Blumen oder blaßblauen Beeren hervorragen. Cannaarten mit Blättern, welche denen der Heliconien gleichen, gruppiren sich mit diesen zusammen.

Im Flußbette finden wir die zahlreichen kleinen, triangulairen Inseln (die Deltaformation), welche von aufgespültem Sande, Schutt und Thon gebildet und mit einer eigenthümlichen Vegetation bedeckt sind, welche hauptsächlich aus Baechariobüschen besteht, die nun mit weißen und gelben Blumen prangen. Über dies dichte Gebüsch ragt die Humboldtsweide hinaus, welche im Aussehen ganz der Thränenweide der alten Welt gleicht und ebenso, wie diese, mit ihren dünnen Zweigen über den Fluß hängt. Die ruhige, tropische Flußlandschaft wird nicht sehr durch die Thierformen belebt, welche zum Vorschein kommen. Weiße Ibisse, blaue und graue Reiher stehen unbeweglich im Wasser und lauern auf kleine Fische. Träge Kaimane liegen wie Baumstämme auf den Schlammhügeln im Flusse, um sich zu sonnen. Nur aus dem Walddickicht hört man das Geschrei der schwarzen Wasserhühner; von den Baumwipfeln schallen die regelmäßigen Schläge des sogenannten Zimmermanns. Von den fernen Bergen hört man Donner, der in diesen Küstenwäldern wie beständiger Peitschenknall schallt und als ein sicheres Zeichen der nahen Regenzeit angesehen wird.

Wir wenden uns endlich nach der Region, wo der Frühling sich am deutlichsten zwischen den Wendekreisen ausprägt, nämlich nach der warmgemäßigten Region auf der Ostseite der Cordilleren, zwischen 3000 und 5000 Fuß Höhe. Der Wald besteht hier größtentheils aus Eichenarten, vermischt mit Arten des Lorbers, der Myrthe, der Terpenthinbäume, der Styrax, der baumartigen Scheidepflanzen und Korbblumen. Die allermeisten dieser Baumformen werden zu den immergrünen gerechnet, wegen der lederartigen Beschaffenheit der Blätter, der längern Dauer und des unregelmäßigen Abfalls. Man würde deshalb keine auffallende Veränderung im Aussehen des Waldes bemerken, wenn nicht in dieser Region die Nordweststürme der Winterzeit oft acht Tage hintereinander mit besonderer Heftigkeit rasten, und ununterbrochen Nebel oder Regen und die bedeutende Verminderung von 7—8° R. in der Temperatur, welche zwischen den Wendekreisen fühlbar ist, mitsichführten. Des Windes Heftigkeit, im Verein mit der beständigen Feuchtigkeit, bringt auf diese Weise in der Waldlandschaft dieselbe Wirkung hervor, wie die Winterkälte in höhern Breiten, und die Bäume stehen, wenn auch nicht ganz blattlos, so doch bedeutend ihres Schmucks entkleidet. Die Sturmzeit ist gegen Schluß des Februar beendet, der Himmel ist wieder wolkenlos, und die Wärme kehrt auf ihren alten Stand zurück; unter solchen Umständen sind acht Tage hinreichend, um die wunderbarste Veränderung im Aussehen der Vegetation hervorzubringen. Ein blutrother oder schwefelgelber Schein breitet sich über den Wald aus. Das junge, hervorkommende Eichenlaub, ehe es sich ganz entfaltet hat, sowie auch die zarten Blätter und Zweigspitzen der Myrthen sind blutroth, und nehmen nur allmälig die grüne Farbe an; aber ehe dies geschieht, und ehe die Blätter ihre vollkommene Größe erreicht haben, fällt die Blüte der Eichenbäume, wodurch sie von oben bis unten mit

Digitized by Google

hängenden, schwefelgelben Kätzchen bedeckt werden, welche dem Walde einen eigenen Farbenton mittheilen. Dieser bestimmte Frühlingscharakter in der Waldlandschaft ist sehr kurz; 8—14 Tage sind hier hinreichend, um den Frühling zum Sommer zu verändern.

Mit dem Aufhören der Sturmzeit sehen wir die Savannen dieser Region welk und öde. Dann wird das trockene Gras in Brand gesteckt; das Feuer breitet sich mit Schnelligkeit über die großen Strecken aus, vertilgt die Pflanzengipfel, ohne die Wurzeln zu tödten. Die Asche düngt den unfruchtbaren, eisenhaltigen Thonboden. Wenige Tage nach dem Brande schießen die abgebrannten Gräser feine, saftige Blätter, zugleich keimt eine zahllose Menge Knollen- und Zwiebelgewächse, welche im Erdboden verborgen lagen: Erdorchideen, violette Bletien, gelbgrüne Habenarien, Spiranthes und Microstylis, ferner Zwiebelgewächse: wie grünblühende Polyanthes, rosenrothe Zephyranthes; weiße und violette Moräa, und endlich eine Menge Oxalisarten u. dergl. Die nach dem Brande wiedererzeugte Savannavegetation zeigt uns auf diese Weise eins der schönsten Bilder des tropischen Frühlings.

Die Schmetterlingslese in Neusüdwales.

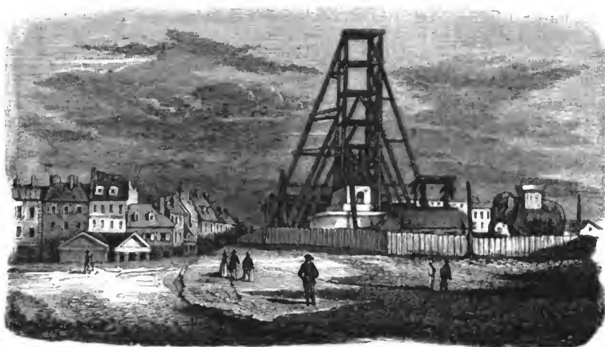
George Bennet erzählt in seinen „Wanderungen nach Südwales" von einem Feste der neuholländischen Alpenbewohner, das an die Weinlese der Rhein- und Neckargegenden erinnert. Er selbst war auf den öden Granitklippen des Bulonggebirgs, auf welchem sich alljährlich die Eingeborenen der verschiedensten Distriкte zu diesem Zweck versammeln. Sie genießen die Schmetterlinge theils roh, theils bereiten sie aus den zusammengestampften Körpern eine graue, käseartige Substanz, die geräuchert wird, und sich längere Zeit aufbewahren läßt. Diese Thiere ziehen sich im Sommer in unermeßlicher Menge auf die kühlen Granitgipfel des Bulonggebirgs, deren Höhe über 3000 Fuß beträgt. Der Genuß ihres von einem gelblichen Öl durchdrungenen Rumpfes erregt anfangs Erbrechen und Abweichen, aber nach wenig Tagen hat sich der Magen der Schwarzen an die Kost gewohnt. Mit den Eingeborenen versammeln sich auch zugleich die Scharen der Krähen zu dem Festmahle, werden aber bei dieser Gelegenheit häufig von ihren gleichfarbigen menschlichen Mitgästen erschlagen und sogleich verspeist.

Kampf eines Pferdes mit Wölfen.



Digitized by Google

Der Bastilleplatz in Paris.



Wo sonst in der St.-Antoinevorstadt zu Paris die berüchtigte Bastille stand, ist jetzt ein freier Platz, auf welchem sich zum Andenken der in der Juliusrevolution 1830 Gefallenen eine hohe, bronzene Säule erhebt, die 133 Fuß Höhe und 10 Fuß im Durchmesser hat. Unsere Abbildung zeigt den Beginn des Baues und das dazu gefertigte Gerüste. Napoleon hatte den Plan gefaßt, auf diesem Raume einen kolossalen Elefanten hinstellen zu lassen, der als Springbrunnen zur Zierde und als Wasserreservoir einem in Paris höchst nöthigen Bedürfnisse abhelfen sollte. Sein Sturz verhinderte jedoch die Ausführung und es ist nur das riesenhafte sowie deshalb nicht minder sehenswerthe Modell übriggeblieben.

Das Blaserohr und die vergifteten Pfeile.

Es gibt ganz gewöhnliche und allgemein bekannte Dinge, bei denen sich aber immer manche Frage aufwerfen läßt, welche nicht mit vollkommener Sicherheit zu beantworten ist. Das Blaserohr gehört hierher. Die Kunst, damit zu schießen, eine kleine, hart gewordene Thonkugel durch den hineingehauchten Athem fortzutreiben und in der Entfernung von 20—30 Schritten einen Vogel zu tödten, der in voller Ruhe auf dem Baume oder Dache sitzt, ist dem Gärtner und Gartenfreunde gar nicht so gleichgültig wie den Meisten, welche ihre Kirschen auf dem Markte kaufen. Das Blaserohr ist gleichsam eine Windbüchse, die sich abschießen läßt, so oft man will, ohne daß sie erst geladen werden darf; sie ist ein Gewehr, das ohne alles Geräusch den gefiederten Dieb erlegt und seinen Kameraden nicht im entferntesten Furcht einflößt, wenn er, getroffen, mitten in ihren Kreis vom Baume fällt. Warum schießen Sie denn nicht mit Schrot unter die Sperlinge? fragte man einen im Gebrauche des Blaserohrs eingeübten Schützen, der den ganzen Tag in seinem Garten herumschlich und einen Dieb nach dem andern erlegte. Es ist ja so mühsam für Sie!

Aber desto sicherer! gab er zur Antwort; nach dem ersten Schusse fliegt Alles auseinander und — auf andere Bäume; es ist dann nur ein ewiges Laufen und doch oft nichts zu treffen; hier bin ich der Sache gewiß; der Sperling fällt, auf den ich ziele, und die, welche ihn fallen sehen, wundern sich, machen einen langen Hals, fallen jedoch dann ebenfalls herunter.

Der Mann hatte Recht: denn wer in der Stadt und an derselben ein paar Bäume hat, kann nicht mit einer Artilleriecompagnie dagegen anrücken, ohne erst polizeiliche Erlaubniß zu haben; das Blaserohr kann er jedoch so oft laden als er will, und ebenso oft der Ladung ihr Ziel anweisen, ohne daß Jemand darüber Beschwerde führt, wenn er nur Sperlinge schießt.

Wer mag wol aber auf den Gedanken gekommen sein, aus so einer hohlen, langen Röhre zu schießen? Eine Thonkugel in die Lüfte zu senden? Hier wird die Antwort stocken! Nirgend findet sich in der Geschichte der Erfindungen eine Nachricht darüber, wol aber berichten uns die Reisenden aus den zwei letzten Jahrhunderten, daß sie den Gebrauch des Blaserohrs überall bei den wilden Völkerschaften längs dem Amazonenstrome und den in ihn fallenden Flüssen vorfanden, und bis auf diesen Tag sind diese Angaben von neuern Reisenden wiederholt worden. Vermuthlich sind also diese rohen Söhne der Natur die Erfinder dieser an sich so einfachen, aber am Munde eines tüchtigen Schützen so wirksamen Waffe gewesen. Die Spanier, die Franzosen, die Engländer, die Portugiesen lernten es ja fast zu gleicher Zeit kennen, und brachten es

Digitized by Google

also fast überall in demselben Jahre heim. Unter solchen Umständen konnte man freilich nie daran denken, den Erfinder zu ermitteln; man hätte ihn in den Wäldern jenseit des Meeres aufsuchen müssen. Es ging damit wie mit den thönernen Tabackspfeifen; Walter Raleigh hatte sie in Virginien bei den Wilden gesehen und brachte einen Vorrath davon mit, der schnell als Modell für alle diente, die nun in England, Holland und Deutschland gebrannt wurden.

Bei uns ist der Gebrauch des Blaserohrs jedoch stets nur mehr ein Spielwerk für Kinder und ein Unterhaltungswerkzeug für Erwachsene gewesen, und wenn man die Bedeutung desselben näher beurtheilen will, muß man in sein Vaterland, z. B. in die Urwälder Südamerikas gehen. Hier, am Amazonenstrome, fertigten die Maynas, eine der in alter Zeit zahlreichsten wilden Völkerschaften, ihre Blaseröhre, 90—100 Zoll lang, aus einem harten Palmenholze, indem sie zwei ausgehöhlte Stücke zusammenfügten. Immer schon ein Beweis von großer Kunstfertigkeit; eine Aufgabe, die jedem unserer Drechsler nicht ganz leicht zu lösen ist, weil der hohle Kanal im Innern vollkommen gleichförmig sein muß. Eine Riesengrasart, welche Stengel hat, die von einem Knoten zum andern über 17 Fuß lange Glieder zeigt, gibt ein schon von der Natur gefertigtes Rohr, namentlich den Guaicas am Orinocostrome und den Manjoakongsindianern, statt daß bei uns jedoch der Blaserohrjäger Thonkugeln durchschießt, treibt der Indianer einen dünnen, spitzigen, an dem einen Ende mit Baumwolle umwickelten, fußlangen Pfeil hindurch, und von Jugend sich darin übend, treibt er den Pfeil fast so weit, wie das Gewehr eines Jägers die Kugel, und so sicher, daß ihm der kleinste Vogel nicht leicht entgeht. Sein Rohr ist ihm jedoch lieber als jede Jagdflinte, denn es macht kein Geräusch; verfehlt er einmal seine Beute, so ist sie nicht verscheucht worden. Zum zweiten mal trifft sein Geschoß so sicher wie das des Tell.

Dies Blaserohr ist aber auch die Schußwaffe vieler andern Völker an dem genannten Strome bis auf diesen Tag, mit dem Unterschiede, daß sie fast Alle mit vergifteten Pfeilen schießen; ein Pflanzengift, der eingekochte Saft von manchen Kräutern und Wurzeln dient dazu, die äußerste Spitze der Pfeile zu bestreichen, und wenn die Pfeilspitze nur wie mit einer Nadelspitze verwundete, so ist der furchtbarste Tiger in wenigen Secunden ein Opfer des Todes, so lange das Gift frisch ist; denn im Laufe der Zeit verliert es einen Theil seiner Wirksamkeit. Ein Pfeil, der 14 Monate lang gelegen hatte, tödtete eine leicht damit verwundete Henne erst nach sieben Minuten. Viele Versuche der Art stellte der berühmte Reisende Lacondamine an. Er brachte eine Menge solcher Pfeile, als er an dem Amazonenstrome herabgefahren war, ziemlich vor 100 Jahren (1744) mit nach Cayenne, um mit ihnen Versuche über die Zeit anzustellen, binnen welcher das Gift seine Wirksamkeit verlöre, und ob der Zucker, wie man behauptet hatte, ein Gegengift sei. Gleiche Versuche wiederholte man dann in Leyden. Was den Zucker betrifft, so rettete er, wie es scheint, eine so verwundete Henne; allein in einem andern Falle nützte er zu nichts. Das Gift selbst sollte angeblich, wie man ihm erzählt hatte, aus wol dreißigerlei Stoffen so sorgfältig und geheimnißvoll bereitet werden, wie damals der Theriak, obschon vermuthlich nur ein einziger Stoff vonnöthen war; denn das Upas- und das Wooraregift ist nur der eingedickte Saft einer Pflanze. Der berühmte Chemiker Fontana bestätigte durch seine Versuche Alles, was Lacondamine und die spanischen Missionarien darüber gesagt hatten, nur mit einigen kleinen Beschränkungen. Namentlich that er dar, daß das Gift, in den Magen gebracht, nur bei großen Gaben schade, unmittelbar dem Blute beigemischt, fast augenblicklich tödte. Außer dem Zucker sollte das Kochsalz, in Wasser aufgelöst, ja im Nothfall selbst der Harn ein gutes Gegengift sein, und die Ausdünstung der Krokodile sowie der Schildkröten die Wirkung des Gifts im hohen Grade schwächen. Über solche ungewöhnliche Dinge wird meist viel Ungewöhnliches gesagt, gefabelt und erdichtet. Daß der wilde Bewohner sein Gift nach Möglichkeit geheim hielt, läßt sich umsomehr vermuthen, jemehr es seine vornehmste Angriffswaffe war. Die neuere Zeit führte manche andere Reisende in jene Gegenden, und es stellte sich heraus, daß mehre Pflanzen das furchtbare Vertilgungsmittel liefern. Der ausgepreßte Saft der bittern Maniokwurzel, die alsdann das nährende Cassavemehl liefert, versorgt den wilden Sohn von Guianas Wäldern damit; dagegen benutzten mehre Völkerschaften Afrikas den Saft einer Wolfsmilchart dazu, und das Wooraregift wird am Orinoco nach Robert Schomburgk aus dem Safte von mehren Brechnußarten gekocht. Genug, es gibt in jenen heißen Gegenden eine große Menge solcher giftigen, todbringenden, Saft enthaltenden Pflanzen, die, einfach oder gemischt, das schrecklichste Mittel bereiten lassen, ein jedes Thier zu tödten, das in einer noch so kleinen Wunde nur den tausendsten Theil davon empfängt. Das Gift des Upasbaums, ebenfalls eine Brechnußart in Ostindiens Archipelagus, der an sich fast zur Fabel geworden war, gehört vornehmlich auch hierher. Der furchtbarste Tiger, von einem darein getauchten Pfeile nur leicht getroffen und geritzt, athmet in zwei oder drei Secunden aus. Noch Zweierlei bleibt uns jedoch hierbei zu bemerken. Das Fleisch der durch solches Gift getödteten Thiere soll, so wird von allen Berichterstattern bemerkt, durchaus unschädlich sein. Der Indianer verzehrt ohne alle Furcht solche Jagdbeute, und Lacondamine versicherte schon, auf seiner Fahrt auf dem Amazonenstrome selten anderes als solches dadurch getödtetes Wildpret gegessen zu haben, indem man oft die Spitze des Pfeils unter die Zähne bekam. Nur dem Blute unmittelbar beigemischt, tödte es. In einer andern höchst ruhmenswerthen Art zeichneten sich die wilden Indianer beim Gebrauche desselben dadurch aus, daß sie es nur gegen die Thiere des Waldes, nicht gegen Menschen anwendeten, selbst wenn ihnen diese höchst verdächtig und feindlich gegenüberstanden. So meldet ebenfalls Lacondamine wenigstens von den Ureinwohnern Südamerikas, die er sah. Dagegen scheint doch in neuerer Zeit durch Schomburgk und Humboldt manche Erfahrung entgegengesetzter Art kundgeworden zu sein. Zu Ehren der Menschheit würden wir mehr an Lacondamine glauben: allein dann stände der Europäer moralisch um so tiefer da; denn im Besitze des Blaserohrs und solcher Giftpfeile würde er sicher nicht solchen beschränkten Gebrauch von letztern machen.

Karl's V. kaiserliche Tafel.

Wenn ein uralter Küchen- oder Speisezettel schon Aufmerksamkeit verdient, da doch in einem solchen stets etwas Solides ist, so dürften ein paar Küchenzettel Karl's V. umsomehr Interesse haben. Der eine ist aus dem Jahre 1544 aus Brüssel, wo der Kaiser von

Digitized by Google

seiner Schwester, der Königin von Frankreich, Besuch empfing und natürlich Alles aufgeboten wurde, ihr wie ihrem Hofstaate alle mögliche Ehre zu erzeigen. Das Küchendepartement hatte alle Hände voll zu thun, den Tisch täglich mit Essen und Trinken köstlichst zu speisen, und wir übergehen billig die Menge Brot, Fleisch, Käse, Weine u. s. w., die hierzu nöthig war. Aber auffallende Speisen kommen vor, an denen vielleicht die geringste Familie jetzt Anstoß nehmen würde. So wurde z. B. in der Königin Mundküche, wenn Fasttag war, unter Anderm auch eine „Seehund- oder Meerkhalbpastete" abgegeben, um nicht von hundert „Mehrpünnen" (Meerspinnen) und hundert „Meehr-Crabben" zu sprechen. Zwei Jahre später hielt der Kaiser ein Generalcapitel des Ordens vom goldenen Vließe zu Utrecht. An Banquetten und Tractamenten fehlte es bei dem ersten Ritterorden Europas gewiß nicht; sicher wurde doch das Ausgesuchteste dabei aufgetragen. Nichtsdestoweniger finden sich Speisen, die unserm Gaumen sehr gemein oder schnurrig vorkommen würden. So wurde am ersten Tage auf jeglichen Tisch „ahn und aufgetragen" unter Anderm ein „Khalbskhopff, Wultpreeht (Wildpret) mit Rüben, dücke durchgestoßene Erbsen, ein kalte Schwan" u. s. w. Elf Gerichte kamen von solcher Art im ersten Gange, und der zweite hatte zwölf dergleichen, indem hier gar „khot Fleisch", d. h. vermuthlich Kuttelfleisch — Kaldaunen — und ein „Reiger" paradiren. Unter den elf Speisen, welche der dritte Gang enthielt, kommt wieder ein „Reiger", aber auch gar ein „Vulpes" vor, um nicht von der „Blanc mange maul und Fueß in weiße Gallrer" (Gallerte) und zwei gebrättenen „Phönlein" (Kaninchen) zu reden. Im vierten Gange, wieder aus zwölf Gerichten bestehend, kommt außer dem kalten „gebrättenen Schwahn" und einer „Reiger-Bastett" gar noch ein „Kränch" (Kranich) auf die Tafel. Das große Banquett des nächsten Tages wiederholt die nämlichen Delicatessen, indem nur noch ein „Rohrdümmel" dazu kommt, und das Ganze läßt Dreierlei bemerken: 1) Die unendliche Menge von Gerichten, wol gegen 50, ohne den Nachtisch, den ein fünfter Gang in wol zwanzigerlei Arten von Früchten, Gallerten, Kuchen, Torten u. s. w. brachte. Man begreift kaum, wie die Herren und Damen Alles haben verzehren können, obschon allerdings das ganze dienende Personal auf Das angewiesen war, was von der Tafel hinauskam. Dann aber 2) diese Quantität abgerechnet: welche ganz gewöhnliche Speisen, wie sie jetzt kaum ein unbemittelter Bürger und Landmann am Sonn- und Festtage auf seinen Tisch bringen lassen würde, besonders wenn er Gäste hätte! Und 3) endlich nun gar die von uns für ganz ungenießbar gehaltenen Schwäne, Reiher, Kraniche und Rohrdommeln! Es fehlen blos noch die Störche. Und wie ein Vulpes und ein Seehund oder Meerkalb zur Ehre kamen, die kaiserliche Tafel zu schmücken, begreift man vollends nicht. Mit Recht konnte man damals von so einer Tafelfreude sagen: Viel und gut ist nicht immer beisammen.

Der Leichenstein in der Kirche zu Löwenberg.

In einem anmuthigen Thale am linken Boberufer liegt die ungefähr 4000 Einwohner zählende Kreisstadt Löwenberg in Schlesien, bekannt durch ihre Tuchwebereien und Getreidemärkte. Was aber weit mehr als dies unser Interesse erregt hat, ist ein alter verwitterter Leichenstein im Gange der Kirche zu Unserer Lieben Frauen, der, dicht neben einem Pfeiler auf einer gemauerten Erhöhung liegend, eine weibliche Gestalt neben einem Ritter darstellt. Davon ist uns noch eine wunderbar klingende Sage übriggeblieben, die zwar nicht allgemein bekannt, aber doch noch durch Tradition im Munde des Volks sich erhalten hat.

In der Nachbarschaft der Kirche zu Unserer Lieben Frauen befand sich etwa im Jahre 1562 ein Nonnenkloster desselben Namens und Ordens, welches durch einen gewölbten Bogengang mit der genannten Kirche verbunden gewesen sein soll. Aber in Folge der Reformation wurde das Kloster von den Nonnen verlassen, und nur die Schaffnerin desselben, eine überaus schöne Jungfrau, blieb zur Verwaltung des Klosterguts, und weil sie aus rührender Pietät sich von ihrem friedlichen Asyl nicht trennen wollte, daselbst zurück.

Durch Zufall bemerkte ein junger Ritter, der Sohn des damaligen Commandohauptmanns, ein kühner, leidenschaftlicher Mann, und der Liebling seines ebenso wohlhabenden als einflußreichen Vaters, die fromme Schwester Scholastika, und fühlte sich in unwiderstehlicher Neigung zu ihr hingezogen. Vergeblich stellte ihm der Hauptmann die ganze Thorheit dieser Liebe dar, und machte ihn mit den angesehensten und schönsten Edeldamen des Landes bekannt, damit er sich aus ihnen eine Lebensgefährtin wählen möge; aber so fest hatte sich das Bild der armen Schwester Scholastika in sein Herz eingeprägt, daß der Ritter einen Schwur that, nie einer andern seine Hand geben zu wollen als der Schaffnerin des Klosters zu Unserer Lieben Frauen.

Da nun der Hauptmann sah, daß seines Sohnes Entschluß unerschütterlich feststand, benutzte er seinen ganzen Einfluß, um ihn ans Ziel seiner Wünsche zu bringen. Er meinte, daß die arme Nonne mit Dank und Freude einen so ehrenvollen Antrag, wie die Bewerbung seines Sohnes sei, annehmen werde; aber Scholastika erklärte feierlich, daß sie niemals freiwillig ihre stille Zelle verlassen werde, und wenn ihr außerhalb derselben auch das sicherste und schönste Glück geboten würde. Sie habe sich einmal zur Braut des Herrn geweiht und werde ihr Gelübde nimmermehr brechen um einer irdischen Liebe willen.

Der junge Ritter ward durch diesen beharrlichen Widerstand aufs tiefste betrübt, verfiel in Schwermuth und zuletzt gar in tödtliche Krankheit. Jetzt begab sich der Commandohauptmann selbst zu der jungen Nonne und beschwor sie eindringlich, ihm das Leben seines einzigen Sohnes zu erhalten, indem sie endlich einwillige, dessen ehelich Gemahl zu werden. Andererseits versuchte der besorgte Vater auch Drohungen, und nannte Scholastika eine Mörderin, die man aus den geheiligten Mauern des Klosters verweisen werde, wofern sie auf ihrem Trotz bestünde. Durch Bitten, Vorstellungen und Drohungen wußte er endlich Scholastika's Einwilligung fast mit Gewalt zu erringen, und brachte alsdann dem kranken Ritter die frohe Botschaft, die auch wirklich seine Genesung beschleunigte.

Mit vieler Pracht und großem Gepränge, wie es dem Reichthum und der hohen Stellung des Hauptmanns gemäß war, wurden nun die Vorkehrungen zur Hochzeitsfeier getroffen. Der Bogengang, welcher das Kloster mit der Kirche zu Unserer Lieben Frauen verband, war mit reichen Teppichen und prächtigen Blumenkränzen geschmückt, und obgleich die feierliche Einsegnung des Brautpaars in einer Abendstunde stattfinden sollte, so verbreiteten doch Tausende von Wachskerzen

Digitized by Google

eine vollkommene Tageshelle in den weiten Räumen des Gotteshauses.

Freudestrahlend, daß er endlich das Ziel seiner Wünsche errungen habe, trat der Verlobte in Scholastika's Zelle, die sich nach dem bestimmten Willen der Braut jetzt zum ersten mal für ihn öffnete. Obgleich diese bleich war wie ein Marmorbild, so staunte doch der Ritter über ihre fast überirdische Schönheit und wagte kaum, die Hand derselben mit seinen Lippen zu berühren. Sie sah ihn mit ihren großen, dunklen Augen ruhig und durchdringend an, und ohne auf die zahlreichen und vornehmen Hochzeitsgäste zu achten, die ihr zur Kirche folgen wollten, ging sie an ihr Betpult, das sich in einer blumengeschmückten Nische der Zelle befand, und kniete davor nieder, als wolle sie Segen von Gott erflehen zu ihrem Bunde. Dann stand sie langsam auf und schritt nach der Kirche. Obgleich sie nur ein einfaches, weißes Gewand und nicht den geringsten Schmuck trug, sah sie doch gleich einer Fürstin aus, und das neugierige Volk, das sich in die Kirche gedrängt hatte, pries laut die außerordentliche Schönheit und Holdseligkeit der Braut.

Die Hand, welche der Ritter jetzt in die seine nahm, war kalt wie Eis; der Verlobte hatte jedoch nur Augen für Scholastika's wundervolle Schönheit, denn nach der strengen Regel ihres Ordens hatte sie bisher ihre schöne, klare Stirn stets mit einer Binde bedeckt und das prachtvolle Haar unter dem Nonnenschleier verborgen gehalten. Zum ersten mal ließ sie heute die vollen Locken ungehindert über ihre Schultern wallen, und der Kranz aus blühenden Myrthenzweigen glänzte wie Sterne durch die Nacht dieses Haarschmucks. Ihre Gestalt hatte man unter dem faltigen, groben Nonnengewande niemals beobachten können, und darum staunte jetzt der Ritter über das zierliche Ebenmaß ihrer Formen.

Scholastika hielt ihre Augen meist nur niedergeschlagen, weil es die an Stille und Einsamkeit gewöhnte Nonne beängstete, der Gegenstand einer so allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein; aber als die Versammlung ein frommes Lied anstimmte, hörte man ihren Gesang laut und freudig ertönen, und Alle glaubten, daß ein Engel Worte des Friedens und der Liebe herniederrufe, so glockenrein, so schön war Scholastika's Stimme. Nachdem der Priester seine Rede beendet hatte, näherte sich auf seinen Wink das Brautpaar dem Altare, und der Ritter nahm die Trauringe von einem schweren, goldenen Teller, den ein reichgekleideter Diener seines Vaters ihm darreichte. Jetzt sollte Scholastika den bindenden Reif empfangen und ihr Ja aussprechen. Da kniete sie mit hocherhabenen Händen an den Stufen des Altars nieder und rief mit lauter, flehender Stimme: Herr! Auf dich habe ich gehofft; laß mich nimmermehr zu Schanden werden!

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie sammt ihrem Verlobten todt zu Boden sank. Niemand wußte, ob ein jäher Blitz die Brautleute getroffen, oder auf welch unbeschreibliche Weise sonst dieser doppelte Todesfall erfolgt war. Ein ruhiges Lächeln verklärte das Gesicht der holdseligen Braut, die der Tod nicht veränderte, denn er hatte ja keine Röthe des Lebens von ihrem Antlitz zu verwischen gehabt. Die Bestürzung des Volks war groß, aber noch größer die Verzweiflung des nun kinderlosen Vaters. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, mit Gewalt erzwungen zu haben, was, wie es schien, der Wille Gottes nicht gewesen war; aber seine Reue rief die Todten nicht mehr ins Leben zurück.

Ein Grab vereinigte Beide, und zum Gedächtniß dieser wunderbaren Begebenheit ließ der Hauptmann ihre Bilder auf jenem Leichenstein darstellen, der, wie wir im Anfange dieser Sage schon berichteten, im Gange der Kirche Unserer Lieben Frauen in der Stadt Löwenberg noch heute zu finden ist.

Der Chagos-Archipel.

Dieser wenig bekannte Archipel liegt etwa unter 9° südl. Br. gerade südwärts von Ceylon; man weiß nicht, wann er entdeckt, sondern nur, daß er im Jahre 1744 untersucht wurde. Die Gruppe enthält 27 Inseln und bildet ein Viereck von etwa 50 (englischen) Meilen im Umkreis. Es scheinen Koralleninseln, denn sie sind alle sehr niedrig und erheben sich nur wenig über die Meeresfläche; alle aber zeichnen sich aus durch Fruchtbarkeit und Schönheit. Der Gouverneur von Isle de France belehnte 1784 einige Franzosen damit, und dies Verhältniß dauerte auch fort, als Isle de France unter dem Namen Mauritius an die Engländer überging. Alle diese Inseln sind jetzt Privateigenthum, und liefern statt einer Abgabe der Colonialregierung eine gewisse Menge Cocosnußöl zu einem bestimmten Preis. Die Eigenthümer, die nicht auf den Inseln wohnen, sondern durch Aufseher sie verwalten lassen, beziehen die größten Vortheile, während die armen Neger, als Lehrlinge, ein elendes Leben führen; jeder Mann muß 500 Nüsse täglich sammeln, eine Frau 300. Eine Anzahl derselben ist aber immer bei der harten Arbeit des Oipressens beschäftigt. Für diese Arbeit erhält der Neger täglich nur ein halb Pfund Reis und hier und da ein Glas Rum. Darum muß er alle seine übrige Zeit darauf verwenden, noch den Boden für seinen Unterhalt zu bauen, wobei ihn zum Glück die Fruchtbarkeit desselben unterstützt. Außer dem Cocosnußöl sind die Inseln reich an Schafen, Rindvieh, Geflügel und Schildkröten, deren eine große Anzahl gefangen wird; merkwürdigerweise ist eine Art der letztern giftig und das Fleisch hat namentlich für Fremde eine tödtliche Wirkung.

Die Schätze des Darius.

Nach der Volkssage liegen in der Höhle von Atmas, im Szeklerlande in Siebenbürgen gelegen, die Schätze des Darius versteckt, die er auf seiner Flucht aus dem Scythenlande dort zurückgelassen habe; es soll sie eine böse Fee bewachen. Ihr schrieb man im Jahre 1831 die Verbreitung der Cholera zu; es hieß, weil die Menschen der Fee keine Kleider brächten, habe sie ihnen zur Strafe die Krankheit geschickt — und man hing zu ihrer Beruhigung in der Eile zwei Hemden vor der Höhle auf.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 377.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [23. März 1850.

Rotterdamer Milchmädchen.



Bilder und Erinnerungen aus dem Harz.

Etwas Wildromantischeres als das Bodethal habe ich nie gesehen. Da standen wir staunend oben auf dem Roßtrappefelsen und schauten hinab. Niemand wagte des Andern schwelgendes Entzücken durch Lobpreis und Ausrufungen zu stören. Nur ein Quedlinburger befand sich bei der Gesellschaft — es war ein ehrlicher Schönfär-

der, man sah es an seinen Händen —, der in laute Lobpreisungen über sein Bodethal ausbrach. Der Philister nennt nun einmal Alles in der Welt sein eigen; um seinetwillen lediglich existirt sogar — der liebe Gott. Wir stiegen höher, dahinauf, wo der Berg sich gegen Osten senkt und wo einst die Winzenburg gestanden haben soll; jetzt befindet sich auf diesem Platze ein nettes Wirthshäuschen, kühle Birken und hochstämmige Buchen laden zum Ausruhen und zur Erfrischung ein. Hier waren schon Hunderte von Menschen versammelt und nur mit Mühe ließ sich noch ein Kämmerchen auftreiben, wo wir unsere Leibwäsche wechseln konnten, was sehr nothwendig ist, wenn man vom Bodethal heraufgestiegen ist.

Nun lagerten wir uns neu erfrischt ins saftige Grün, wo Pilgrime aus Quedlinburg, Halberstadt u. s. w. sich bereits niedergelassen hatten. Bald sollte hier der Tanz beginnen, und die jungen Mädchen wanden sich Kränze von Harzalpenblumen, um sich beim fröhlichen Reigen damit zu schmücken. Ostwärts vom Tanzplatze befindet sich noch eine höhere Stelle, von welcher aus man sich eines köstlichen Blicks in das Bodethal erfreut. Zu deinen Füßen, lieber Leser, liegt Thale mit seinen Hüttenwerken, dahinter erblickst du ein Stück von der Teufelsmauer, einige verstreute Dörfer, dann die Stadt Quedlinburg in ihrer ganzen Breite. Weiter im Hintergrunde, mehr nach Norden zu, ragen die Thürme von Halberstadt, fern am Horizont aber hebt sich Magdeburg, dessen stolzen Dom wir durch unser Perspectiv deutlich erkennen konnten. Die guten quedlinburger Spießbürger fanden ein ganz besonderes Ergötzen darin, durch das Fernrohr ihre Häuser aufzusuchen, ja der gemüthliche Schönfärber ließ es sich durchaus nicht nehmen: er sehe deutlich aus seinem Giebel das gedruckte Leinen herabhängen, welches er am Morgen dort hinausgesteckt.

Es war der zweite Pfingstfeiertag, und an diesem Tage läßt es sich zehn gegen eins wetten, daß ein Gewitter oder ein Platzregen nie ausbleibt. Wir zogen es deshalb vor, hier nicht ferner zu rasten, nahmen uns kurzweg einen Führer und schritten, trotz der stechenden Mittagssonne, rüstig und wohlgemuth auf dem Wege nach Meinerode weiter. Nachdem wir einen kühlen Wald durchschritten, öffnete sich eine weite üppige Wiese, an deren Rändern eine ungeheure Menge Kirschbäume mit schon gereiften Früchten prangten. Im Hintergrunde lag Meinerode vor unsern Blicken. Die schönen Kirschen waren zu lockend, es mußte hier im Fluge ein Raub begangen werden, trotz der Warnungen unsers Führers. Wir hätten ja für die saftige Erquickung den Eigenthümer gern entschädigt, allein es ließ sich kein Hüter blicken. Hinter dem Dorfe nahm uns wieder eine kühle Waldecke des Escherberges auf. Die Luft ward immer drückender und schwüler, und in der That währte es nicht lange, so verkündeten deutliche Zeichen am Himmel, daß der zweite Pfingsttag sich sein altes Privilegium, seine hergebrachte „große Wäsche", nicht nehmen lassen wolle. Noch war am Himmel kein Wölkchen zu schauen; plötzlich aber vernahmen wir in unserm Rücken vom Bodethal herüber ein dumpfes Geräusch: es war der Widerhall eines Donners. Bald hörten wir ihn näher, und als wir bei Kattenstedt aus dem Gehölz traten, war schon der ganze Himmel mit Wolken überdeckt. Vor uns ragte die Teufelsmauer mit ihren abenteuerlichen Felsgestalten; zur Rechten erhob sich Blankenburg mit seinem stattlichen Schlosse. Um diese letzte braunschweigische Kreisstadt noch vor dem einbrechenden Regengusse zu erreichen, verdoppelten wir unsere Schritte in wahrhafter Siebenmeilenstiefelmanier.

Die Teufelsmauer auf dem Rücken des Heidelbergs hat wirklich täuschend das Ansehen, als wären diese ungeheuern Sandsteinquadern von der Hand eines Riesen nach den rauhen Grundsätzen einer Riesenbaukunst übereinandergethürmt worden. Die Sage berichtet, der Teufel habe dieses Bollwerk in der Absicht errichtet, um die Erde mit Gott zu theilen.

Jetzt war das Gewitter vollständig am Himmel aufgezogen. Blitze zuckten durch das Dunkel der Wolken und beleuchteten mit fahlem Feuerschein grell und fast furchterregend die fabelhafte Gestaltung der Felsenzacken. Schon tüchtig durchweicht erreichten wir die ersten Häuser von Blankenburg. Dieses Schloß liegt, wie alle Schlösser im Harzgebirge, auf einem zur Hälfte belaubten Felsen; seine breiten Fronten brüsten sich gar stattlich nach Osten und Süden hin mit fast zahllosen Fenstern, denn man zählt in dem Schlosse außer den drei großen Sälen nicht weniger als 150 Gemächer.

Da uns der Regen ohnehin schon länger aufgehalten hatte als wir gewünscht, so bestiegen wir zwar den Schloßberg, aber nur um von dort durch den Thiergarten zu gehen, um das auf dem Calvinusberge erbaute achteckige Luisenhaus zu besuchen, von wo aus es eine entzückende Aussicht gibt auf das Schloß und die Stadt, nach dem Regenstein und dem vier Stunden entfernten Halberstadt. Wir hatten in Blankenburg mit unserm Führer gewechselt; der neue war ein Greis tief in die sechzig, mit ganz weißem Lockenhaar, aber für sein Alter noch sehr rüstig. Aus seinem Munde erfuhren wir ganz durch Zufall eine ebenso traurige als romantische Geschichte, die Geschichte seines eigenen schmerzlich und schrecklich geprüften Lebens. Wir hatten aus unserm Reisetaschenbuche erfahren, daß König Ludwig XVIII. von Frankreich unter dem Namen eines Grafen von Lille vom 24. August 1796 bis zum Februar 1798 in Blankenburg gelebt habe, und erkundigten uns bei unserm Führer, ob er sich des Aufenthalts des Grafen von Provence wol noch zu erinnern wisse? Hiermit aber hatten wir bei unserm Alten die tiefstschmerzliche Saite berührt; er brach in furchtbare Verwünschungen aus gegen Alles, was den Namen Bourbon führte und was in ihrer Umgebung nur athme, dann wurde er plötzlich still und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Unsere Neugierde wurde gespannt, wir drangen in ihn, zu erzählen. Nach vielen Bitten begann er: Dort unten im Schlieber Grunde steht ein altes verfallenes Forsthaus; dort lebte ein alter Unterförster mit seiner 16jährigen Tochter. Ich war 20 Jahre alt und Jägerbursche in Blankenburg und liebte sie sehr, die schöne Elsbeth. Ich war, ohne mich zu rühmen, ein kräftiger rothbäckiger Bursche und das Mädchen hatte mich gern. Bauernbursche und Knechte in Hüttenrode, Wimerode, Kattenstedt, Rübeland sahen mit Neid auf mich, wenn ich die schöne Elsbeth zur Kirchweih oder zum Freischießen führte. Und wie sie tanzte! Das Herz hüpft mir noch im Leibe, wenn ich daran denke. Der Vater hatte nichts dawider; ich sollte sie heimführen, wenn ich erst Förster geworden wäre. Da kamen die Franzosen und bald sollte es anders werden. Kaum waren vier Wochen ins Land, so hatte ein sogenannter Marquis, der bei dem Grafen von Provence war, meine Elsbeth ausgekundschaftet . . . nun ging es auch Tag für Tag auf die Jagd, auf den Anstand, nach dem Ziegenkopf und in den Schlieber Grund. Ich hatte anfangs kein

Digitized by Google

Arg, da waren es meine Kameraden, die mir den Floh ins Ohr setzten. Nun hatte ich aber auch tausend Augen und Ohren, ja ich roch die Fährte der französischen Hunde. Elsbeth, sagte ich, sehe ich den Franzosen bei dir, so ist es mit uns vorbei. Sie weinte und schwur mir ewige Treue. Allein die Franzosen schnüffelten um das Forsthaus herum und wußten den Alten zu kirren. Sie ließen Vorräthe in das Haus bringen und hielten da Frühstücke und Vespergelage. Ich brummte und der Alte wurde patzig. So blieb ich weg, aber mein Blut kochte . . . . .

An einem trüben Tage des Spätherbstes 1797 stand ich bei dem Mühlenberge dort drüben auf dem Anstande, da sehe ich an der Schlieber ein weißes Kleid schimmern, und bald darauf kommt auch mein Teufel von Marquis daher. Er umfaßt meine Elsbeth, sie streichelt seinen Hund, er streichelt sie, man setzt sich beinahe mir zu Füßen, er sagt ihr tausend schöne Dinge in seinem Kauderwelsch, er wagt es, sie zu küssen. Da bin ich meiner nicht mehr mächtig, vor springe ich und rufe ein donnerndes: Halt! Elsbeth schrie auf und stürzte fort. Der Franzos nimmt die Büchse vom Boden und schreit: Fort, deutsch Kanaill', ich schieß'. Ich aber nicht faul, reiße ihm die Büchse von der Schulter und schlage auf ihn an. Da schreit er: Avant, avant! und sein großer Hund stürzt auf mich los . . ich drücke und er fällt. Der Hund hatte mich bei der Gurgel gepackt und zu Boden geworfen, denn ich war über meinen Schuß so erschrocken, daß ich an keine Vertheidigung gegen den Hund dachte. Seine wüthenden Bisse in Hals und Schulter bringen mich erst wieder zur Besinnung, ich ziehe den Hirschfänger und durchbohre ihn.

Inzwischen — so schloß der Alte seine Erzählung — waren Holzhauer herbeigekommen; ich gab mich ihnen gefangen, man brachte die Leiche des Franzosen nach Blankenburg, mich ins Gefängniß, und wie ich mich auch vertheidigen mochte, nach zwei Jahren der strengsten Haft ward ich zum Tode verurtheilt, dieses Urtheil wurde jedoch durch des Herzogs Gnade in 20jährige Gefängnißstrafe verwandelt. Im Jahre 1813 hatte ich meine Strafe abgebüßt; ich habe gegen die Franzosen gefochten wie ein Löwe, denn sie hatten mir meine Elsbeth geraubt. Bei Waterloo ward ich verwundet, erhielt den Abschied und bin jetzt Führer.

Seinen Augen entquollen Thränen. Wir frugen nach Elsbeth. Sie ist in jene Welt gegangen, schluchzte der unglückliche Alte, ich habe sie nie wieder gesehen. Ohrringe und Geschmeide, Kleider und Tücher aber, die sie von den Franzosen zum Geschenk erhalten, hat sie im Mühlenteiche beim Schlosse versenkt.

Dies ist nun so eine kleine traurige und doch bis in die kleinste Einzelnheit wahre Geschichte, freundlicher Leser, die gar viel zu empfinden und zu denken gibt.

Die Taubenthürme bei Ispahan.

In Persien werden ganz besonders die Tauben gepflegt; nur um Ispahan herum zählt man mehr als 3000 Taubenhäuser; es sind runde Thürme aus Backsteinen, am Fuße breiter als am Gipfel und mit konischen Spiralen gekrönt. Auf ihre äußere Ausschmückung wendet man große Sorgfalt; ihr Inneres gleicht einem Bienenstock, da es ganz voll Löcher ist, in welchen die Tauben ihre Nester haben. Die meisten dieser Taubenthürme gehören dem Schah, der aus dem Verkaufe des Düngers, welcher zum Melonenbau angewendet wird, eine gute Rente zieht, indem jeder Thurm jährlich 2000 Francs einbringen soll.

Aus dem russischen Volksleben.

I. Die Zeitrechnung.

Welche Zeitrechnung die Slawen bis zur Annahme des Christenthums hatten, ist nicht bekannt. Erst mit der Einführung des christlichen Glaubens begann ein kirchliches und bürgerliches Jahr, das erste am 1. März, das andere am 1. September. Aus den Chroniken ist zu ersehen, daß Nestor und seine Nachfolger das Jahr mit dem ersten Ostertage anfingen, und in ihren Geschichten nicht blos nach Monaten, sondern auch nach Wochen- und Feiertagen zählen. Das war die Ursache des Streits über den Jahresanfang auf der moskauer Kirchenversammlung unter der Regierung des Großfürsten Simeon des Stolzen, und es wurde von der Kirchenversammlung (im Jahre 1348) festgesetzt, daß sowol das kirchliche als das bürgerliche Jahr am 1. September zu beginnen habe. Peter I., der die Zeitrechnung der aller europäischen Völker gleichmachen wollte, schaffte das Zählen von Erschaffung der Welt ab und setzte mit den Ukasen vom 15. und 19. December 1699 fest, daß mit dem Jahre 1700 das Jahr am 1. Januar zu beginnen habe und daß also von der Geburt Christi, aber nach dem Julianischen Kalender, zu zählen sei. Die russische Kirche feiert also das neue Jahr am 1. Januar nach altem Styl, rechnet aber die Kirchenfeste noch immer vom 1. März oder 1. September und bezeichnet die Jahre und Wochen mit altslawischen Buchstaben, die auch früher in bürgerlichen Angelegenheiten als Zahlen in Gebrauch waren, ebenso wie die allgemein gebräuchlichen römischen Ziffern. Mit dem ersten Jahre 1700 wurden auf Befehl Peter's I. auch die arabischen Ziffern in allen bürgerlichen Geschäften eingeführt und sind seit dieser Zeit im Gebrauch.

Der Sommer bezeichnete im Alterthum die Zeit der langen Lebensdauer, er war auch das Bild der Ewigkeit und manchmal der Anfang des neuen Jahres. Dann, als man die Zeitrechnung vom Frühlinge, dem Vollmonde und dem Frühlingsäquinoctium zu zählen anfing, verwechselten die Slawen die Ausdrücke Sommer und Jahr, sodaß das russische Wort ljelo Sommer und Jahr zugleich bedeutet. Die Slawen feierten auch den Sommer als den Beginn der Feldarbeiten, denn mit dem Winter begann das Heumähen und die Ernte, und Niemand schritt zur Arbeit, ohne vorher die religiösen Ceremonien verrichtet und ein Fest gegeben zu haben.

Die Russen haben auch besondere charakteristische Bezeichnungen für die Monate. Januar heißt der Himmelblaumonat; Februar der Schneidemonat von den schneidenden Frösten, auch der hochzeitliche von den meist in diesem Monate stattfindenden Trauungen. März wird der Trockenmonat genannt von den trockenen Märzwinden; April hieß der Birkenmonat, weil in diesem Monat die Birkenasche für Lauge vorbereitet wurde. Mai wurde der Grasmonat genannt; Juni hieß der Hochmonat von der Höhe der Sonne, auch der Cikadenmonat; Juli nannte man den Würmermonat, auch den Rothmonat, von den Früchten, die, sobald sie reif werden, sich roth färben. August heißt der Lindemonat, weil zu dieser Zeit die Linde in voller Blüte steht; auch nennt man ihn den wetterleuchten-

Digitized by Google

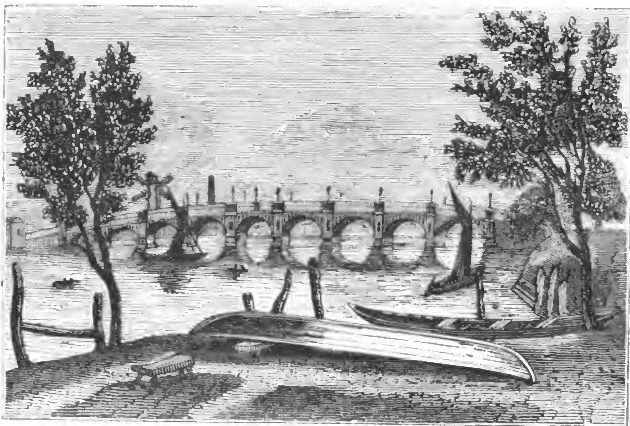
den, und bei den Ruthenen (Kleinrussen) den Sichelmonat. September wird der Tropfmonat genannt, von den öftern Regengüssen. October heißt der Blätterfallmonat; November wurde der Schneemonat, December der Frostmonat genannt.

Zu welcher Zeit bei den Russen die slawische Benennung der Monate aufhört, ist nicht bekannt. Die Polen haben die alten Namen beibehalten. Es ist aus den Chroniken zu ersehen, daß die Monate in den ersten Zeiten der Gründung des russischen Reichs dieselben Benennungen wie jetzt hatten. Der berühmte Nestor schreibt, von der Übersetzung eines griechischen Werks des heiligen Methodius ins Slawische sprechend: „Das Buch war in sechs Monaten vollendet, vom 12. März bis zum 12. October.“ In einem alten Vertrage Oleg's mit den Griechen im Jahre 911 findet man das Datum: der 2. September, die achte Woche, im Jahre der Erschaffung der Welt 6420. Es ist nirgend zu finden, daß die slawischen Benennungen der Monate später im Gebrauche gewesen wären.

Die Benennung der Wochentage ist bei den Russen aus der Natur der Sache unwillkürlich entstanden. Montag bezeichnete den ersten Tag der Woche, Dienstag den zweiten, Mittwoch den mittlern Tag der Woche, wie bei den Deutschen; Donnerstag den vierten, Freitag den fünften Tag. Für Sonnabend haben die Russen den Sabbath der Bibel beibehalten, und Sonntag ist der Tag der Auferstehung, sodaß beide Ein Wort bezeichnete. Aus den Chroniken ist nicht zu entnehmen, daß die Russen als Heiden andere Benennungen der Tage gehabt haben. Mit der Einführung des Christenthums aber finden wir überall die oben angeführte Benennung wie auch die Annahme eines Abschnittes von 24 Stunden als Ganzes, aber so, daß der Tag von dem Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, die Nacht vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang und zwar bis in das Jahr 1699 gerechnet wurde. Um diese Zeit ließ der Zar Peter I. an verschiedenen Orten Thürme mit Glockenuhren erbauen, und seit damals fing man an, die Zeit vom Mittage, nachdem es 12 Uhr geschlagen, zu zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vauxhallbrücke in London.



Die londoner Vauxhallbrücke, erbaut in den Jahren 1813—16 mit einem Aufwande von fast 1,900,000 Thlrn., gehört zu den merkwürdigsten, welche über die Themse gehen. Sie hat neun Bogen von gegossenem Eisen in viereckigen Massen, welche auf steinernen Pfeilern ruhen, und überhaupt eine Länge von 860 Fuß, indem jeder Pfeiler selbst 14 Fuß Breite, jeder Bogen 80 Fuß Weite hat. Der mittlere Bogen hat über dem Wasser eine Höhe von 30 Fuß. In der Nähe ist der berühmte Vergnügungsort, dessen Name (Vauxhall) für ähnliche Etablissements in Frankreich und auch in Deutschland gebräuchlich ward, wo man Tanz, Musik, Illumination und Conversation in höchst möglichstem Glanze zu veranstalten hoffte. Arcaden, Alleen, Baumpartien, Pavillons, die belebte Themse sichern dem londoner Vauxhall noch immer seinen alten Ruhm, indem zugleich die Pracht und Ausstattung ihres Gleichen sucht.

Digitized by Google

Landschaft in Guiana in Südamerika.



Naturhistorische Denkwürdigkeiten der armen Kröte.

Eine große Menge Fabeln ist der Kröte seit den ältesten Zeiten nachgesagt und erst in neuerer Zeit berichtigt, als unstatthaft aus der Naturgeschichte verwiesen worden. Dagegen fehlt noch unendlich viel daran, daß wir Alles genau wüßten, was die Natur, die Lebensweise, die Fortpflanzung dieses Thieres betrifft. In jeder solcher Hinsicht haben wir wenig mehr als Bruchstücke. Es darf uns Das auch nicht gerade wundern. Wo lebt die Kröte? Fast einzig und allein in Sumpf und Moder, in Orten, welche die Beobachtung ihrer Lebensweise außerordentlich erschweren; selbst die Zeit hindert, denn sie verkehrt am liebsten in der Nacht; deshalb findet man sie selten am Tage im Freien. Ihre Gestalt schreckt noch mehr ab; der üble Geruch, den ihr Athem und die von ihr im Nothfalle abgesonderte Feuchtigkeit verbreiten, lockt ebenso wenig; und so

Digitized by Google

gehört allerdings nicht allein Geduld und Ausdauer, sondern selbst Überwindung dazu, sich mit ihr oft und lange zu beschäftigen. In England fand sich ein solcher Beobachter: ein Herr Arscott zu Teholf in Devonshire. Wenn wir bei andern Schriftstellern lesen, daß die Kröte 15—20 Jahre alt wird, so zeigt seine Erfahrung, wie sie vielleicht 50 Jahre leben kann; denn über 36 Jahre hegte und pflegte er eine in seinem Hause, welche so zahm geworden war, daß sie stets aus ihrer Höhle hervorkam, wenn er ihr einen Schmetterling oder Käfer brachte. Sie hatte eine ansehnliche Größe erreicht und galt für eine so große Seltenheit, daß man weit und breit herkam, sie zu sehen. Selbst die vornehmsten Ladies fanden sich oft ein, das ihnen sonst so widrige Thier zu füttern; denn es ließ sich ohne weiteres auf die Hand nehmen und auf den Tisch setzen, ohne daß es im mindesten scheu geworden oder Jemanden begeifert hätte. Sein Aufenthalt war unter einer Treppe, die aus dem Hause in den Garten führte; im Winter kroch es tiefer hinein in die Erde und hielt seinen Winterschlaf*), um im Frühling dasselbe Schauspiel zu erneuern. Zuletzt ward es von einem Raben gefährlich verwundet und zwar aus seinem Schnabel noch gerettet, aber es kränkelte alsdann und lebte nur noch ein Jahr. In jedem Falle kann man annehmen, daß das Thier 50 Jahre alt geworden sein mag; denn über 36 Jahre wurde es in jenem Hause gehegt, und mehre Jahre waren doch vergangen, ehe man seine Bekanntschaft machte.

Jedoch was wären diese 50 Jahre gegen die Jahrhunderte, welche jene Kröten durchlebten, die man mitten in Bäumen oder gar in Steinblöcken gefunden haben will, zu denen weder Luft, noch Sonne, und noch weniger ein Insekt gelangte! In dieser Hinsicht haben wir viele Nachrichten, die uns in um so größeres Erstaunen setzen, je weniger eine Möglichkeit da ist, die Sache zu erklären. Wir wissen allerdings, daß ein jedes Geschöpf an sich um so länger lebt, je geringer sein Lebensaufwand ist, d. h. je weniger es sich bewegt und thätig ist. Am geringsten verzehrt sich das Leben im Schlafe, und da diese Amphibien das halbe Leben verschlafen (den ganzen Winter hindurch), so ist ihnen dadurch auch schon eine längere Lebensdauer gesichert, als den Thieren, die bei gleicher Größe viel mehr Lebensthätigkeit äußern. Eben aus demselben Grunde bedürfen sie auch viel weniger Nahrung, und es können Tage, ja Wochen und Monate vergehen, ohne daß sie durch den Mangel derselben getödtet werden. Man denke nur, wie selten oft ein Laubfrosch im Winter eine Fliege erhält; wie oft eine große Schlange in den Menagerien wochenlang keine Nahrung zusichnimmt. Auch durch Versuche ist es daher bewiesen, daß eine Kröte monatelang in einem Zuckerglase ohne Nahrung lebend blieb, wenn man sie in einem feuchten Keller aufbewahrte. Die Natur hat hier weise gesorgt. Wie langsam bewegt sich eine Kröte! Wenn ihr nicht gleichsam ein Insekt, ein Wurm, ein Käfer in das Maul läuft, so muß sie oft tagelang harren. Aber sie kann es auch, ohne dadurch zu leiden, sobald sie in einer feuchten Atmosphäre lebt. Allein Alles hat seine Grenzen, und diese Versuche machten es daher noch nicht klar, wie eine Kröte in einem Baumstamme oder gar in einem Steinblocke Jahrhunderte hindurch ausdauern konnte. An Nachrichten solcher Art fehlt es, wie gesagt, nicht; man fand angeblich eine 1731 in einem festen, gesunden Ulmbaume, 3—4 Fuß über der Wurzel, und eine andere in einem Eichbaume; man fand eine in einem Steinblocke; es war die größte, die je gelebt haben mochte, ohne daß die geringste Luft Zugang gehabt hätte. In Schweden will man 1733 und 1740 eine in einem Gesteine, das der härteste Meisel kaum bezwang, und 1782 eine mitten im Kupferschiefer bei Mannsfeld gefunden haben. Man denke, wenn es wahr ist, wie viele Jahre dazu gehört hatten, ehe der Baum oder gar der Stein solche Größe und Festigkeit erreichte! Ja, wenn es wahr ist! Wer leistet uns Gewähr dafür? Die, welche es uns erzählen, selbst wenn sie die so zu Tage geförderten Thiere gesehen haben, erhielten doch erst ihre Nachricht von Holzhauern oder Steinbrechern, und wenn man selbst solche Leute vom Verdachte der Leichtgläubigkeit, der absichtlichen Täuschung freisprechen will, so wird man doch zugeben müssen, daß hier nur gar zu leicht ein Irrthum vorkommen konnte. Wie soll eine Kröte z. B. nur in einen Baum gerathen? Erst ist es gar nicht ihre Art, an einem solchen oder an einer Mauer hinaufzukriechen; sie sucht nur in und auf der Erde theils Schutz, theils Nahrung. Dann aber mag der Baum auch so jung sein, wie er will, so bildet sein Stamm doch stets ein festes Ganze. Gerade im Gestein möchte daher die Sache noch am ersten vorgekommen sein; aber man übersah dann jedenfalls die Öffnung, den Kanal, welcher zu dem Thiere geführt und ihm also Luft, sowie wenigstens spärliche Nahrung durch Insekten, z. B. Käfer, die hineinkrochen, geschafft hatte. Bei allen frappanten Nachrichten muß man stets mit seinem Glauben zurückhaltend sein, und wenn man die Wahrheit des Thatbestandes ermittelt hat, das Wie ins Auge fassen. Allerdings kann die Kröte bei ihrer Lebenszähigkeit, die sie vorzugsweise hat, selbst einige Zeitlang scheinbar ohne Luft leben. Man machte z. B. den Versuch, sie in einem Glase mit Gyps zu umgießen; von dreien, die so behandelt wurden, lebten nach einem Jahre noch zwei. Der Gyps wird so hart wie Stein; kann man also mehr verlangen, die angeführten Beobachtungen erklärt zu sehen? Allerdings! Erstlich wird die Lebensdauer eines Jahres nichts für Jahrhunderte beweisen; zweitens ist der Gyps nicht so dicht, daß nicht etwas Luft durch die Poren dringt. Wird eine so in ihm eingehüllte Kröte im Wasser aufbewahrt, so stirbt sie schnell, berichtet ein hierüber erschienenes Werk, nach neuern darüber angestellten Versuchen. Wie übertrieben es nun vollends ist, gar von urweltlichen Thieren der Art, d. h. von solchen zu sprechen, welche in den Stein eingeschlossen wurden, als dieser noch eine weiche Masse war, die erst in dem Maße sich verhärtete, als die Erde ihre jetzige Gestalt erhielt, wozu Jahrtausende, ja vielleicht Jahrhunderttausende gehörten, bedarf nun vollends keiner Nachweisung.

Alle diese verschiedenen Meinungen beweisen nur, daß uns bei diesen Geschöpfen noch gar manches unbekannt ist. Ich will gleich noch einen andern Punkt berühren; die Art, wie sie sich fortpflanzen. Was wir darüber bei den besten Schriftstellern lesen, widerspricht sich zum Theil geradezu. Es gibt sehr verschiedene Arten von Kröten, die sich durch Größe, durch Aufenthalt, durch ihren Ton, durch ihre Farben und selbst durch den Geruch ihrer Ausdünstung auszeichnen; bei der sogenannten Feuerkröte oder Unke z. B. ist die letz-

*) Eigentlichen Winterschlaf wie die Frösche halten die Kröten nicht; sie erstarren nur bis zu dem Grade, daß sie sich, aufgestört, wie halbschlafend fortbewegen. Meist ziehen sich mehre in eine gemeinschaftliche Höhle unter Baumwurzeln oder ein Felsstück u. s. w.

Digitized by Google

tere dem Knoblauch ähnlich. In der Hauptsache aber läuft der Unterschied darauf hinaus, daß diese Arten von Kröten nur entweder im Wasser, nämlich im stillstehenden oder auf dem Lande gefunden werden; wir hätten also Land- und Wasserkröten. Soweit stimmen alle Naturgeschichtsschreiber überein. Aber nun sagt der Eine, daß die Landkröte nie im Wasser leben und fortkommen könne, sowie die andern das Land meiden. Dagegen behaupten Andere, und dies scheint jetzt allgemeine Meinung, daß die Landkröte zur Zeit des Laichens sich nach dem nächsten Wasser begebe und hier ihre Bürde ablege, die von einem oder mehren Männchen befruchtet war oder wird. Da die jungen Kröten sich gerade so aus dem Ei wie die Frösche entwickeln, als Larven oder Quappen, die nur im Wasser leben können: so bleibt gar nichts Anderes übrig, sagen die neuern Berichterstatter, als daß die Alten die Eier im Wasser absetzen. Im Gegentheil versicherte aber der verdienstvolle Göze, daß er die Eierfäden oft mitten im Staube vor den Löchern gefunden habe, wo eine Kröte hauste, daß er sie in Zuckergläsern aufbewahrt und in die Sonne gesetzt habe, wo sie ausgebrütet worden seien, indem die jungen Kröten gleich vollkommen gebildet zum Vorschein kamen. In das Wasser gesetzt, wären sie gestorben. Wer entscheidet nun hier? Von der gewöhnlichen Landkröte, die unsere Gärten und Kellergewölbe namentlich bewohnt, wird versichert, daß sie sich im Wasser zu begatten pflegen, und wenn es auf dem Lande geschieht, so kriecht dann das Weibchen, ihr Männchen auf dem Rücken, nach dem nächsten Sumpfe. Die Eier kommen nun in langen Fäden heraus; oft haben diese wol 40 Ellen Länge, und das Männchen, mit den Vorderfüßen sich fest über dem Weibchen haltend, fördert sie mit den Hinterfüßen nicht ohne Mühe zu Tage. In einem Werke wird die Beobachtung des Naturforschers Brogniart angeführt, welcher eine andere Landkrötenart ins Auge faßte, die unter dem Namen des Accoucheurs bekannt ist. Sie lebt weit vom Wasser entfernt, und selbst das Weibchen geht nicht dahin, seine Eier darin abzulegen. Aber das Männchen befaßt sich damit; es leimt sich die Eierfäden gleichsam auf den Rücken, und wenn nach einigen Tagen die Jungen auszukriechen Miene machen, so sucht es nun ein stehendes Wasser auf, sie hier abzusetzen und ihre Entwickelung der Natur zu überlassen. Göze hatte die Sache an sich schon vor 58 Jahren ebenfalls vernommen, aber bezweifelt, weil sie ihm vermuthlich nie selbst vorgekommen war; dagegen wird Brogniart's Beobachtung auch zum größten Theile durch die ganz genaue eines Herrn Demour's bestätigt.

Sehen wir nun aber auch hier deutlich, daß unser Wissen nur ein Stückwerk ist, so bleibt doch eins übrig: die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Thieres. Wenn die Natur nicht eine Menge anderer Geschöpfe angewiesen hätte, sie zu verzehren, so wüßten wir uns vor Kröten nicht zu retten. Eine Kröte legt mindestens 40—50 Eier; vielleicht oft auch viele hundert. Unter günstigen Umständen können daher auch auf einem kleinen Striche sich so viele junge Kröten anhäufen, daß man dem gemeinen Manne Glauben beimessen möchte, wenn er behauptet, daß es bisweilen Kröten aus der Luft regne. In den heißen, sumpfigen Gegenden der Tropenländer, z. B. bei Cartagena, bei Portobello, und in diesen Städten selbst sollen alle niedrigen Ländereien und die Gassen, Gärten, Höfe ganz von ihnen so bedeckt sein, wenn es anhaltend regnete, daß die Einwohner glauben, wie jeder Regentropfen zu einer Kröte würde. Man kann keinen Schritt thun, ohne darauf zu treten; und die kleinsten sind sechs Zoll lang. In neuern Reisebeschreibungen habe ich eine ähnliche Beobachtung nicht gefunden. Daß jedoch heiße, morastige Gegenden der Entwickelung dieses thierischen Organismus sehr günstig sind, ist eine bekannte Sache, und deshalb war schon der Ibis den alten Ägyptern heilig, weil er die nach dem Austreten des Nils im Sumpfe wuchernden Schlangen und andere Amphibien vertilgte. Ganz in gleicher Art erzählte man dem Reisenden J. G. Kohl in den russischen Steppen von dem schrecklichen Krötenregen. Millionen über Millionen kleiner Kröten sollen, wenn es recht große, dicke Tropfen regnet, indem noch die Sonne dabei scheint, aus dem Staube und der Erde herauskriechen, daß man es gar nicht vermeiden könne, sie in Menge zu treten und unter die Füße zu bekommen. Ziemlich schnell verlören sie sich dann noch am nämlichen Tage. Zieht man die Millionen von den Millionen ab, erinnert man sich, daß dort viel Kröten zu Hause sind, daß schon nach einem warmen Regen die kleinen Grasfrösche bei uns dann zu Dutzenden auf den Wiesen herumspringen, so kann man sich auch leicht vorstellen, wie nun die jungen Kröten aus allen Ritzen und Höhlen heraufkriechen. Der Regen hörte auf und nun verbargen sie sich wieder in ihren Schlupfwinkeln. Besonders im heißen Sommer kann sich so etwas nach anhaltendem Regen zeigen, wenn das Land überschwemmt worden war. In einem Wasserloche von kaum einigen Zoll im Durchschnitte zählte man nicht weniger als 1900 Krötenquappen, welche alle umgekommen waren, weil die Sonne das Wasser verzehrt hatte, und eine Ente hielt hier einen köstlichen Schmaus. Hier sehen wir es, wie die Natur jene Fruchtbarkeit, die uns bei diesem Thiere mit Schaudern erfüllen könnte, in Schranken hält. Allerdings stellen ihm von den vierfüßigen Thieren wol keine nach; der Fuchs, der Marder, der Iltis, der Hund, die Katze hüten sich vor der Kröte. Die scharfe Feuchtigkeit, welche sie von sich gibt, wirkt viel zu beizend auf ihren Gaumen und im Innern des Rachens. Ein Hund, der ein mal den Versuch gemacht hat, eine zu zerbeißen, thut es gewiß nicht wieder; er fletscht knurrend die Zähne und springt zurück, wenn er eine sieht. Aber desto mehr werden von den Enten vernichtet, die den Laich und die Quappen verzehren; von den Hechten und andern Raubfischen, welche nicht minder darauf begierig sind. Haben sich die Quappen ausgebildet, daß sie aufs Land gehen können, so lauern ihnen die Schlangen, die Störche, die Reiher auf, die keinen so empfindlichen Rachen haben wie der Hund. In dem Magen der Schlangen haben wir sie oft noch nach einigen Tagen halblebend gefunden, berichtet jener so oft citirte französische Schriftsteller; und bei der außerordentlichen Lebenszähigkeit der Kröte verschwindet das scheinbar Wunderbare dieser Angabe. Eine alte Kröte wird sich übrigens nicht ohne Widerstand verschlucken lassen. An der Goldküste von Afrika gibt es Kröten, die oft die Größe einer Landschildkröte erreichen und mit den Schlangen einen heftigen Kampf bestehen, aber auch bei uns bläht sich die Kröte gewaltig auf und geifert, was sie kann, die Schlange abzuhalten, daß sie nicht zuschnappen kann. Bechstein sah einmal einen solchen Kampf.

Wie viel tausend Eier und Quappen mögen übrigens namentlich in einem heißen Sommer unmittelbar durch Vertrocknung der Tümpel und Moräste vernichtet werden! In heißen, von anhaltender Trockenheit begleiteten Sommern, wie der 1842 und 1846 war,

Digitized by Google

mögen auch Hunderte und Tausende von den Wasserkröten das Geschick haben, welche bei uns unter dem Namen Unken, von ihrem eintönigen Rufe so benannt, in der Regel immer heiteres, warmes Wetter verkünden, wenn sie Abends so schreien, entweder um ihr Wohlbehagen im warmen Wasser auszudrücken, oder die Weibchen zu locken. In Hinsicht der letztern scheint die Natur ebenfalls die Vermehrung begrenzt zu haben; ihre Eier sind natürlich erst zum Ausbrüten geeignet, sofern das Männchen sie befruchtet hat. Nun aber, behaupten gute Beobachter, steht die Menge der Weibchen zu der der Männchen in gar keinem Verhältniß. Arscott berechnete, daß wol 12—14 Männchen auf ein Weibchen kämen, und der berühmte Anatom John Hunter zergliederte einige hundert Kröten, ohne ein einziges Weibchen zu finden.

Gewöhnlich hat die Kröte kaum die Länge von zwei bis drei Zoll, aber da sie ein langes Leben hat und, wenn auch langsam, vier Jahre wol, ehe sie fortpflanzungsfähig ist, aber doch lange wächst: so findet man bisweilen ziemlich große, daß sie wol eine Hand lang waren. In solcher Art mögen sie nun um so furchtbarer erschienen sein, wenn man z. B. eine im Keller entdeckte. Sie hatte vielleicht lange schon darin gehaust, ehe man ihr Dasein ahnte. Jetzt denke man sich, daß eine alte Frau oder ein Kind hinabkam; Alles ist finster, nur hinten im Winkel leuchten zwei große, feurige Augen: denn die Kröte, so häßlich übrigens ihre Gestalt ist, hat die schönsten, feurigsten Augen, daß Shakspeare wol von ihr sagen konnte, sie habe sie mit der Lerche ausgetauscht, weil letztere ein sehr mattes, glanzloses Auge hat. Wie groß mag da der Schreck sein! Und besonders wenn sie nun ihren dumpfen Ton hören läßt, was, wenn auch nicht oft, doch bisweilen geschieht! In frühern Zeiten mag eine solche Kröte häufig zu dem Märchen von einer Hausunke Gelegenheit gegeben haben. In alter Zeit ward unter der Unke die Kröte, oft aber auch die Schlange verstanden, sagt J. Grimm in seiner „Deutschen Mythologie". Die Asche einer Unke ward in der Chemie angewendet, um Gold vom Kupfer zu scheiden, und ein Alchimist hieß deshalb auch ein Unkenbrenner. Daß die Unke gern mit den Kindern verkehrt, erzählt auch Grimm. Als Knabe noch hörte ich öfters davon erzählen, ohne aber je eine genauere Schilderung davon erlangen zu können; sie sollte namentlich den Kindern die Milch aussaufen, und die Kinder wurden Abends oft durch den Zuruf in der Stube gehalten: Bleib ja da! die Unke bläst dich an! und dann mußt du sterben! Hier war offenbar der Aberglaube auf die Vorstellung von einer Kröte gerichtet; häufig aber existirte eine solche im ganzen Hause nicht. Man hatte nur so ungefähr etwas von einer Unke gehört, und nie eine genauere Kenntniß erhalten. Nach der in älterer Zeit so beliebten Weise, Kindern Furcht einzuflößen, wurde auch diese Idee benutzt, und ließ sich nun vollends ein ungewöhnliches Geräusch irgendwo hören, ereignete sich etwas, wovon man nicht die Ursache wahrnahm, so stand auch gleich die unbekannte Größe einer Hausunke vor den Augen der verkehrten Phantasie. Ein Igel mag im Keller und Hause besonders leicht Veranlassung gegeben haben, solche Furcht einzuflößen; er säuft gar gern Milch, er krunkt, rumort und poltert gewaltig in der Nacht umher und wühlt in der Erde; die Kröte wird, wie uns Göze versichert, nie Milch genießen, so wenig wie Kraut und Rüben, und wenn sie wochenlang keine Nahrung gehabt hätte. Insofern sagt ihr auch der Aberglaube fälschlich nach, daß sie gar den Kühen die Milch aussauge, wenn sie auf der Erde liegen.

Alles aber, was wir über sie mitgetheilt haben, zeigt einestheils, daß wir mit der Natur und Lebensweise dieses verachteten, verhaßten, häßlichen, widrigen Geschöpfes noch lange nicht hinreichend bekannt sind, daß im Gegentheil aber noch unendlich vieler Irrthum und Aberglaube eine Rolle gespielt hat, so lange man sie kennt, und nur soviel für jeden Unbefangenen klar dasteht, wie die Kröte erstens in unsern Gegenden wenigstens*) kein giftiges Thier sei, und zweitens, indem sie alle möglichen Insekten verzehrt, dem Menschen, insofern sie von vielen Vögeln u. s. w. genossen wird, vielen andern Geschöpfen Dienste leistet. Was folgt daraus? Daß auch die arme Kröte ihre Rolle im großen Reiche der Natur spielt; daß wir also, da sie uns nichts schadet, nach ihrer Art aber nützt, abscheulich handeln, wenn wir ihr, wie es leider so oft geschieht, auf die grausamste Weise das Leben rauben. Statt daß sich der Knabe damit begnügt, sie einfach zu tödten, so wenig er selbst dazu Ursache hätte, weil nicht ihr Tod, sondern ihr Leben nur nützt, spießt er sie nur gar zu oft an einen Stecken und läßt sie so umkommen, indem sie öfters tagelang sich quält, ehe ihre Lebenskraft verlöscht. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, solchen grausamen, die Menschheit entehrenden Sinn zu bekämpfen und im Gegentheil darthun, wie der Aberglaube am meisten da geschäftig ist, wo ihm die Unwissenheit die Hand reicht. Je weniger man noch selbst jetzt die Natur der Kröte kennt, desto leichteres Spiel hatte er natürlicher in früherer Zeit, die abenteuerlichsten Märchen von derselben zu verbreiten und bis auf unsere Zeit zu erhalten; denn daß Manches davon hier und da jetzt auch geglaubt werden mag, fürchte ich leider nur zu sehr. Vielleicht ist es mir gelungen, einige solcher Vorurtheile zu zerstören und wenigstens die Furcht zu beseitigen, die man vor der armen Kröte hat, insofern sie Jemanden vergiften oder als Hausunke den Kindern Milch wegsaufen könnte, eine Ansicht, die selbst in den Märchen von Grimm eine Rolle spielt.

Tscherkessenmuth.

Ergebt euch — so hieß es in einem Aufrufe des Anführers der russischen Armee im Kaukasus, des Generals Rosen — ergebt euch! Aller Widerstand ist vergeblich. Die Heere, welche ich gegen euch führe, sind zahllos wie der Sand am Meere.

Meine Heere aber, entgegnete der Häuptling der Tscherkessen, Hamsad-Bey, sind wie die Wellen des Meers, die den Sand wegspülen werden.

*) In heißen Gegenden könnte allerdings die Feuchtigkeit, welche sie absondern, vielleicht ätzender sein als in den unserigen. Jedoch binden sich die Neger häufig eine Kröte auf die Stirn, um die glühende Hitze durch ihren kalten Körper zu mindern, und in Surinam wird die große Pipakröte von ihnen häufig gegessen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 378.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [30. März 1850.

Johann Gottfried Schadow.



Johann Gottfried Schadow, Professor und Director der königlichen Akademie der Künste in Berlin, ward am 21. Mai 1764 daselbst geboren. Sein Vater, ein Schneider, war ein sehr rechtlicher, jedoch armer Mann, der bei geringem Verdienste außer Stande war, auf die Erziehung und Bildung seiner Kinder viel zu verwenden. Der junge Schadow besuchte nebst seinem Bruder das Cöllnische Gymnasium in Berlin, weil der Unterricht in diesem am wenigsten kostete. Hier ward außer den gewöhnlichen Lehrstunden auch Zeichnenunterricht ertheilt, Schadow aber konnte demselben nicht beiwohnen, weil er besonders bezahlt werden mußte; gelang es ihm zuweilen, nur als Zuschauer theil daran zu nehmen, so rechnete er einen solchen Tag unter die Festtage seines kümmerlichen Lebens. Denn schon damals, in einem Alter von neun Jahren, sprach sich in ihm ein Hang zu den zeichnenden Künsten aus und er gab sich seiner Lieblingsneigung mit großem Eifer hin. Oefters kam es vor, daß er in den Rechnenstunden, statt die aufgegebenen Exempel zu lösen, seine Tafel mit den Bildern von Thieren, besonders Pferden, bedeckte, welche bei seinen Kameraden so große Bewunderung erregten, daß sie ihm ihre Tafeln hingaben, um ihnen ebenfalls dergleichen zu malen, wogegen sie ihm dann seine Exempel ausrechneten. In seinen Freistunden hatte er seine besondere Freude daran, an dem Schaufenster eines italienischen Bilderhändlers in der Breitenstraße stundenlang in der Betrachtung der Kunstsachen versunken zu stehen, bis er durch den Schmerz in den Augen, weil die Sonne sich auf dem Glase spiegelte, fortgetrieben ward.

Im Jahre 1773 ward der Bildhauer Tessaert von Friedrich dem Großen von Paris nach Berlin berufen und außer ihm erhielten noch sieben andere Bildhauer, meist Italiener, königliche Gehalte und bildeten ein Atelier, aus welchem zahlreiche treffliche Kunstwerke hervorgingen. Einer der jungen Männer, welcher in Tessaert's Atelier thätig war, Namens Solino, ließ bei Schadow's Vater arbeiten, und da er bei diesem bedeutend in Schuld stand, erbot er sich dem jungen Gottfried Zeichnenstunde zu geben. Schadow machte so ungemein große Fortschritte, daß ihn Solino bald den

Digitized by Google

Eleven des Tessaert'schen Ateliers als Muster vorstellen konnte. Madame Tessaert, die selbst Künstlerin war, gewann den Knaben lieb und ließ ihn unter ihren Augen fleißig zeichnen; auch konnte er oft die Bildhauerwerkstatt Tessaert's besuchen, wo damals große Marmorstatuen für Sanssouci und andere königliche Schlösser gearbeitet wurden, und hier setzte sich in Schadow seine Vorliebe für die Bildhauerkunst fest. Bereits im Jahre 1783 erhielt er in Tessaert's Atelier eine Anstellung mit einem Gehalte von 150 Thlrn. und ging zwei Jahre später nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Fast drei Jahre arbeitete er daselbst mit dem unermüdlichsten Fleiße und ward dann im Jahre 1788 an die Stelle des verstorbenen Tessaert als Vorsteher des königlichen Bildhauerateliers nach Berlin berufen. Von dieser Zeit an hat er Berlin mit den herrlichsten Kunstwerken seiner Hand geschmückt und stieg von einer Stufe der Ehre zur andern empor. Er starb zu Berlin em 27. Januar d. J. Sein und seiner beiden Söhne Namen werden unvergänglich in der Geschichte der Kunst fortleben.

Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

II. Taufe.

Die Russen haben von den Griechen die Taufe mit Untertauchen beibehalten. So taufte sich der Großfürst Wladimir, und als er von Korssun nach Kiew kam, tauften sich auf seinen Befehl ganze Volksmassen im Dniepr. Die Erwachsenen standen bis an den Hals im Wasser, die Ältern hielten ihre Kinder im Arm. Die Geistlichen sprachen die Taufformel, das Volk in Haufen theilend, allen Männern einen männlichen und allen Frauen einen weiblichen Taufnamen gebend, sodaß Hunderte einen und denselben Namen führten. Der Großfürst Jaroslaw, der Sohn Wladimir's I., ließ die Gebeine seiner Oheime, der Heiden Oleg und Jaropolk, ausgraben, taufen und in der Muttergotteskirche zu Kiew beisetzen. Die Ceremonie des Sacraments der Taufe ist von den Griechen entlehnt und weicht in nichts von der in der alten Zeit gebräuchlichen ab. Der Priester liest das Beschwörungsgebet und darauf folgt die Lossagung des Täuflings oder dessen Pathen vom Satan. Die Worte: „Ich sage mich los" aussprechend, blasen sie und spucken sie, sich rückwärts wendend, drei mal aus. Dann versichern sie, sich nach Osten wendend, ihre Vereinigung mit Christo und lesen die Glaubenssymbole. Darauf bestreicht der Geistliche den Täufling mit Öl, taucht ihn drei mal in lauwarmes Wasser und spricht: „Es wird getauft der Sklave Gottes (hier folgt der Name) im Namen des Vaters, Amen; und des Sohnes, Amen; und des heiligen Geistes, Amen; jetzt und ewig in der Ewigkeit Ewigkeiten, Amen."

Dem Getauften legt der Priester dann ein weißes Hemd und ein Kreuz an. Das Tragen des Kreuzes ist bei den Russen seit Wladimir I. im Gebrauch. Sein Zeitgenosse, der nowgoroder Bischof, Joakim, befahl, als er die Nowgoroder taufte, ihnen ein Kreuz umzulegen, zur Unterscheidung von den Nichtgetauften, was in der Folge von den andern Bischöfen nachgeahmt wurde. Nach der Taufe werden die Stirn, die Augen, die Nasenlöcher, die Lippen, die Ohren, die Brust, die Arme und die Fußsohlen mit Öl gesalbt.

Der Geistliche macht darauf mit dem Täufling und den Taufpathen drei mal die Runde um das Taufbecken. Nachdem man dann das Evangelium gelesen und die gesalbten Glieder abgewaschen, werden einige Haare beim Hersagen einer Gebetformel kreuzförmig abgeschnitten, diese auf Wachs geklebt und dem Pathen gereicht, der sie ins Taufbecken wirft, von wo das Wasser auf einem vom menschlichen Fuße nicht betretenen Orte ausgeschüttet wird. (Wenn die Haare im Taufbecken schwimmen, sagen Abergläubische, wird der Täufling lange leben; fallen sie aber zu Boden, bleibt er nur kurze Zeit ein Bewohner dieser Welt.) Früher mußte die Taufe in der Kirche vorsichgehen, jetzt ist es nur bei den niedern Classen der Fall; die Reichen und Adeligen lassen ihre Kinder zu Hause taufen. Die Kleinrussen haben unter polnischer Herrschaft von den Katholiken die Sitte entlehnt, die Kinder bei der Taufe nicht unterzutauchen, sondern mit Wasser zu begießen.

Die Taufpathen beschenken den Täufling standesgemäß und dann wird für Verwandte und Bekannte, die um Glück zu wünschen kamen, eine große Tafel oder ein Fest gegeben. Die Ältern des Täuflings wohnen der Taufe ihres Kindes nicht bei. Der Geistliche überträgt die Sorge um ihn den Pathen und ermahnt sie, denselben mit den Lehren des Christenthums und den Pflichten eines Christen bekanntzumachen. Nimmt ein Nichtchrist, z. B. ein Mohammedaner, den griechisch-katholischen Glauben an, so geht die Taufe ganz so wie beschrieben vor sich. Nur liest der schon erwachsene Täufling selbst die Glaubensformel und der Priester fragt ihn: „Sagst du dich los von dem widerlichen und Gott ungefälligen türkischen Glauben und seinem Gott lästernden Propheten Mohammed und allen dessen Nachfolgern, und verfluchst du sie und spuckst du auf sie aus?" Worauf er antwortet: „Ich sage mich los, verfluche sie und spucke auf sie." Doch wird er nicht dazu angehalten, seinen Ältern zu fluchen.

Unter den russischen Heiden und schon nach Annahme des Christenthums bestand die Sitte des Haarschneidens und Aufspferdsetzens eine Zeitlang, und zwar auf eine höchst feierliche Weise. Des Großfürsten Wsewolod Kinder wurden in ihrem vierten Jahre aufs Pferd gesetzt und ihnen die Haare beschnitten, worauf ein großes Fest gegeben und die verbündeten Fürsten mit goldenen und silbernen Gefäßen, die Bojaren mit Pferden und Pelzwerk beschenkt wurden. Diese Ceremonie geschah gleichfalls in Gegenwart von Zeugen, die als Pathen galten.

Den Tag der Taufe wie die Pathen wählte man nach Willkür. Die königlichen Kinder wurden vom Metropoliten und Patriarchen getauft. Die ältesten Mönche des Sergjeklosters und die Schwestern des Täuflings oder die Verwandten waren die Taufpathen. Nach der Taufe wurde große Tafel gegeben, dem Kinde wurden Geschenke dargebracht, die der Zar selbst in Empfang nahm. Für die Streltzen und das Volk wurden in den Burghof Fässer von 200 Eimern und mehr mit Branntwein, Bier und Mehl gewälzt, und Jeder durfte nach Gutdünken trinken, aber nichts mitnehmen.

Die Slawen entlehnten wie alle alten Völker ihre Namen wichtigen Begebenheiten, oder verbanden mit ihnen gewisse Bedeutungen, als: Boleslaw (der Grund des Ruhmes), Wladislaw (der Herr des Ruhmes) u. s. w.; unter den weiblichen Namen finden sich: Bogomila (Gott gefällig), Dobroduma (gute Gedanken) u. s. w. Mit Einführung des Christenthums kamen die griechischen und lateinischen Namen in Gebrauch

Digitized by Google

und wurden manchmal ins Russische übersetzt, wie: Wjera (fides), Ljubow (charitas), Nadjeschda (spes). Der allergebräuchlichste Name ist bei den Russen Jwan, sodaß das gemeine Volk in Bulgarien alle Russen Jwani nennt.

Bei Manchen ist es Sitte, nach der Geburt des Kindes Jemanden vom Hause auf die Straße hinauszuschicken, den ersten Vorübergehenden um seinen Namen zu fragen und diesen dem Neugeborenen zu geben, ja diesen Fremden als Pathen zu bitten, weil, wie sie glauben, der Neugeborene auf diese Weise lange leben werde. Um das Kind vor allen Übeln zu bewahren, wird auch von Einigen demselben bei der Geburt und bei der Taufe ein Name gegeben.

Seit einer Reihe von Jahrhunderten begehen die Russen den Namenstag, oder, wie er auch heißt, den Tag des Engels, mit Lust und Freude, mit Festmahlen und Trinkgelagen. Schon der Großfürst Swjatopolk, der bei der Taufe den Namen Michael erhalten hatte, bat den Fürsten Waßilsko, als er mit seinem Heere durch Kiew kam, inständigst, zur Feier seines Namenstages ein paar Tage in der Stadt zu weilen. Die noch jetzt bestehende Sitte, am Namenstage Kuchen zu schicken, schreibt sich gleichfalls aus der frühern Zeit her. Der Zar Alexis Michaelowitsch brachte, im Jahre 1671, dem Patriarchen Joakim selbst einen Kuchen (Pirog), gab große Tafel der hohen Geistlichkeit und den Würdenträgern und vertheilte vor Tische Namenstagbrote (Kolatschen) an alle Gäste, zwei bis drei Arschin in der Länge. Überall wurde Almosen vertheilt und nach der Tafel sprach der Patriarch eine Beglückwünschungsrede und trank auf die Gesundheit des Zaren. Der Pokal wurde sodann dem Zaren gereicht, der ihn dem Metropoliten übergab und machte so die Runde an der Tafel. An diesem Tage wurde nirgend gearbeitet, die Läden waren geschlossen, man durfte weder Hochzeiten feiern noch beerdigen. Der Namenstag des Kaisers, der Kaiserin, des Großfürsten-Thronfolgers wird im gesammten Reußenlande mit Gebet und heiterer Lust gefeiert. Alles strömt in die Kirchen, die Städte sind beleuchtet, Bälle und Unterhaltungen der hohen Beamten beschließen das Fest. In der Residenz liest der Metropolitan selbst Messe in Gegenwart der gekrönten Häupter, der Minister, Gesandten, des gesammten diplomatischen Corps und der Generalität. Kanonenschüsse der Peter-Paulfestung verkünden den Volksmassen die freudige Kunde.

Der Namenstag wird in den Gegenden, wohin der Luxus und fremde Sitten noch nicht gedrungen, am gemüthlichsten gefeiert. Bei Tische, wo sich Verwandte und Freunde zahlreich versammeln, wird ein mit Buchweizenbrei und Eiern gefüllter Kuchen (Pirog) über dem Kopfe des Gefeierten zerbrochen, damit er das ganze künftige Jahr gesund und glücklich sei, und je mehr er vom Brei überschüttet wird, desto länger wird er leben. Es wird als gutes Zeichen betrachtet, wenn Gläser und Geschirre zerbrochen werden, auch werden sie absichtlich zerschlagen.

Keine Classe der Gesellschaft, von den hohen Kreisen bis zum Handwerker und Bauer unterläßt es, diesen Tag würdig zu feiern. In Petersburg fließt sogar beim kleinen Beamten am Namensfeste, wenn nicht Champagner, doch anderer Wein und Punsch. Bei den Gutsbesitzern werden diese Freudentage die ganze Woche hindurch gefeiert und Wein, Branntwein und die aus Früchten und Zucker bereiteten gegohrenen Getränke (Naliwski) fließen in Strömen. Der Namenstag ist das volksthümlichste und gastfreundlichste Fest und wird, nachdem am Morgen das Dankgebet verrichtet worden, mit Schmausen, Zechen, Spielen, Tanz und Gesang ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Lord Herbert von Cherbury erzählt in seiner Selbstbiographie, als er sein Buch „De veritate" geschrieben habe, sei er mit sich uneins gewesen, ob er es solle drucken lassen oder nicht, weil er vorausgesehen, daß er viele Gegner finden werde. Da habe er an einem schönen Morgentage bei offenem Fenster, welches die Richtung nach Süden gehabt, das Manuscript in die Hand genommen, sei niedergekniet und habe andachtsvoll gesprochen: „O du ewiger Gott, Schöpfer des Lichts, welches mich jetzt bescheint, und Urquell der Beleuchtung im Innern des Menschen! Ich flehe dich an, du wollest nach deiner unendlichen Güte eine Bitte verzeihen, die größer ist als ein sündiger Mensch sich erlauben sollte. Ich bin nicht ganz mit mir einig, ob ich dies Buch „De veritate" herausgeben soll. Wäre es zu deinem Preise, so bitte ich mir ein Zeichen vom Himmel zu geben, wo nicht, so werde ich es unterlassen." Kaum habe er diese Worte gesprochen, so sei ein starker, doch angenehmer Schall, der nicht wie etwas Irdisches geklungen, vom Himmel herabgekommen, der ihn so gestärkt und aufgerichtet, daß er darin seine Bitten für gewährt erkannt habe.

Dies wurde in einer Gesellschaft von mehren gebildeten und geistreichen Männern erzählt. Einige bezweifelten die Thatsache und meinten, es solle nur eine captatio benevolentiae sein, um dadurch die Kritik zu entwaffnen.

Dem sei nun, wie ihm wolle, äußerte ein humoristischer Gelehrter, wenn es sich wirklich so verhielte, so müßte man wünschen, daß jeder Autor, ehe er etwas drucken lasse, zuvor darüber ein Zeichen vom Himmel erflehe. Ich bin gewiß, den meisten würde kein angenehmer Schall ertönen, sondern öfters wol mit rauher Stimme: „Dummes Gewäsch!"

Colombo.

Colombo, die Hauptstadt von Ceylon, gleicht mehr einem großen Wald oder einem ungeheuern Garten; es ist von Cingalesen, Malabaren, Malaien und Mauren bewohnt, welche in Hütten unter einem dichten Dache von Cocospalmen und andern Bäumen wohnen. Der Blick des Europäers wird eigenthümlich ergriffen von dieser ganzen Natur mit ihren ungewöhnlichen Pflanzen und er glaubt einen ungeheuern botanischen Garten vor sich zu haben. In dieser schattenreichen Insel ist die dämmerige Atmosphäre mit Elektricität angefüllt: Blitze sind außerordentlich häufig und erhellen auf einen Augenblick die Gipfel der Berge und die Tiefen der mit Gebüsch und Gras bewachsenen Abgründe. Die Stelle wird bei Annäherung der Äquinoctialstürme durch ferne Donnerschläge unterbrochen, sowie durch das dumpfe Klopfen der Bonzen, das in dem Dickicht der Wälder widerhallt, denn nicht selten sind ihre geheimnißvollen Tempel, wo der alte buddhistische Cultus in seiner ganzen ursprünglichen Seltsamkeit gefeiert wird, in dem undurchdringlichsten Dickicht versteckt. Wenn die Einbildungskraft den Wanderer

Digitized by Google

verlockt auf den feuchten, schattigen Pfad unter den überhängenden Bäumen, welche niemals die Sonne durchdringt, zu einem dieser ländlichen Tempel, so empfangen ihn hier vornehme, gastfreundliche Priester in gelben Gewändern mit geschorenem Haupt und Bart und führen ihn unter ihr Dach. Hier erfüllt der Duft der seltensten Blumen die Atmosphäre, und das Schimmern der mit Cocosnußöl gefüllten Lampen beleuchtet den riesenhaften aus dem Felsen gehauenen und mit brennenden Farben, namentlich Orange und Gelb, bemalten Buddha, der sitzend oder liegend die ganze Höhe oder Länge des Tempels einnimmt. Diese gastfreundlichen Priester setzen ihnen sogleich ein reinlich bereitetes Mahl vor, das aus Vegetabilien mancherlei Art besteht. Die bei den Tempeln erzogenen Kinder umgeben den Fremden mit kindischer Neugier. Einige wehen ihnen mit Fächern Luft zu, andere bringen ihnen kaltes Wasser, und bald ist eine Cigarre bereitet aus den im Garten abgerissenen Blättern, oder man reicht ihnen Betel, Zuckerrohr und andere wunderbare Erzeugnisse, von denen man sich kaum etwas träumen läßt. Einer der Priester bemerkte, daß einem der Fremden einige Haare in die Augen hereinfielen, zog rasch ein Kämmchen aus der Tasche und bot es ihm sehr ernsthaft und ohne ein Wort zu sprechen dar. (Die Cingalesen wenden nämlich große Aufmerksamkeit auf ihre Haare, die sie sehr lang tragen.) Die Bewirthung geschieht mit schweigender Ehrerbietung. Diese Waldgeistlichen flößen ihren Schülern Wohlwollen und Sanftmuth ein und bilden sie zu friedlichen guten Menschen. Durch diese Eigenschaften zeichnen sich die Cingalesen, die Eingeborenen Ceylons, aus, welche ein einförmiges, redliches Leben führen. Die in diesem wunderbar schönen Lande lebenden Menschen sind glücklich gebaut: ihre Gesichtszüge sind edel, der Ausdruck sanft und gutmüthig; sie zeichnen sich aus durch eine stattliche Gestalt, hohen Wuchs und angenehme Körperbewegungen.

Die Magdalenenkirche in Paris.



Die Magdalenenkirche in Paris gehört zu den schönsten, die in der neuern Zeit in griechischem Stile gebaut worden sind. Sie liegt am Boulevard gleiches Namens und der Bau begann 1764 unter der Leitung des Architekten Constant d'Ivry. Als die Revolution ausbrach, fehlte noch viel an der Vollendung, allein die neue Zeit der Kirchenbauten ließ noch lange auf sich warten und erst Napoleon diesen 1806 wieder aufnehmen sowie zu Ende bringen. Ausgezeichnet ist besonders die Façade des westlichen Frontons: die Darstellung des Jüngsten Gerichts, in welchem die Magdalena auf ihr Gebet hin begnadigt wird. Eine Idee davon gibt unser Bild. Das Innere ist durch schöne Gemälde, nicht minder durch prachtvolle Altäre ausgeziert, und 318 Fuß lang, 135 Fuß breit, auf einem 13 Fuß hohen Unterbau aus Steinquadern, umgeben von einem Peristyl von 65 Fuß Höhe, ist sie eins der imposantesten Bauwerke.

Digitized by Google

Der Schauspieler im Kaffeehause.



Eine Phantasiescene, wie sie eben jetzt gar häufig vorkommt. Ein Schauspieler, der auf der Reise ist und weder Engagement noch Gelegenheit zu Gastrollen findet, ergreift nur gar zu oft nothgedrungen das Nothmittel eines sogenannten Declamatoriums, indem er die gerade anwesende Gesellschaft an einem öffentlichen Orte oder die besonders dazu Geladenen mit dem Vortrage von Gedichten und Monologen aus irgend einem Schauspiele unterhält, wo es dann nicht ohne manche Übertreibungen in Stimme und Pathos abgeht und diese sich um so tragi-komischer machen, je weniger die Umgebung, das Costum und der oft ganz zerrissene eigene Anzug dazu stimmen will, wie wir es hier angedeutet finden.

Johannes von Kent.

Johannes von Kent, von Geburt ein Schlesier, hatte sich mit frommem Eifer der Gottesgelahrtheit gewidmet und war später nach Palästina zum Grabe des Herrn gewallfahrtet, und nach Arabien, um auf dem Berge Sinai zu beten, dort wo der Herr zu Moses geredet hatte in Feuerflammen. Auf der Höhe seines Lebens angelangt, sehnte er sich, den Rest seiner Tage in seiner Heimat unter seinen Anverwandten und Befreundeten zuzubringen, und er verließ Padua, wo er den Rang eines Doctors bekleidete, um nach Schlesien zurückzukehren. Alles, was der gelehrte und fromme Mann erworben hatte an Geld und Gut, nahm er mit sich und pilgerte an seinem Reisestabe getrosten Muthes durch Wald und Feld der lieben Heimat zu. Ernste Betrachtungen und fromme Gedanken waren seine Reisebegleiter, und so achtete er nicht sonderlich des Weges. Auf diese Weise geschah es, daß er sich im dichten Walde verirrte, wo er nur mühsam weiterdringen konnte auf unbetretenen Pfaden. Aber sein Geist weilte in Zion, der hohen Wunderstadt, und seine Seele vor der Todesstätte des Weltheilandes, in Golgatha, von wo die Erlösung gekommen ist von Sünde und Tod für die verlorenen Menschenkinder. Die heiligste Liebe zu dem treuen Herrn und Heilande erfüllte bei diesen Betrachtungen das Herz des einsamen Pilgers, und er forschte in seinem Innern, ob er wol auch jenem heiligen Vorbilde in Wahrheit nachgestrebt, ob er auch die Sünde hasse und meide, die des Menschen Tod und Verderben ist. Die ärgste Sünde schien aber dem frommen Johannes die Lüge, durch welche alles Böse und Schlimme in die Welt gekommen von Anbeginn. Und er gelobte sich aufs neue, nie in ihre Schlingen zu fallen, sondern getreulich an der Wahrheit zu halten, wenn es auch sein Leben gelten solle.

Da sah er sich plötzlich umringt von einer Schar wilder Räuber, die ihn mit dem Tode bedrohten, wenn er nicht freiwillig hergeben wolle, was er Werthvolles besitze. Johannes von Kent blieb aber ruhig und unerschrocken. „Ich zitt're nicht für mein Leben", sagte er gelassen, aber mit ernster Stimme, „ihr würdet es mir wol lassen müssen und könntet mir kein Haar krümmen, wenn mein Herr und Meister mich ausersehen und gewürdigt hätte, noch länger ein Rüstzeug seiner Kirche zu sein; habe ich aber mein Tagewerk vollbracht zu seiner Ehre, so befehle ich meinen Geist getrost in seine Hände. Um euch jedoch die Sünde zu ersparen, daß ihr aus schlimmer Habsucht Hand an-

Digitized by Google

legt an einen eurer Brüder, so nehmt zum Geschenk von mir an, was ich durch Mühe und Fleiß in langen Jahren verdient habe, was freilich nach meinem Wunsche den Armen und Dürftigen zugutekommen sollte."

Predige nicht, sondern gib, rief der Hauptmann der Räuberbande und riß den Beutel mit Geld aus des wehrlosen Priesters Händen. Ei, und da du so bereitwillig bist, uns diesen Beutel zu überlassen, hast du sicher noch mehr und Besseres, das mußt du uns Alles geben, du frommer Betbruder! schrie er, und Johannes von Kent nahm schweigend die goldene Gnadenkette ab, womit sein Kaiser ihn eigenhändig geziert hatte; ebenso den einzigen Goldreif, den er an der Hand trug und der ein theures Erbstück seiner verstorbenen Mutter war. Beides gab er ohne die geringste Weigerung den beutegierigen Raubgesellen. Aber sie wurden durch diese Schätze, die sie bei dem schlicht aussehenden Wandersmanne gar nicht zu finden gedacht hatten, nur noch begehrlicher und ungestümer in wilder Geldgier. „Hast du sonst nichts mehr?" schrien sie ihn an, „so du uns das Geringste vorenthältst, sollst du trotz deiner schönen Predigt dennoch des Todes sein."

Ich habe nichts mehr als mein Meßbuch, antwortete Johannes von Kent und zog dasselbe aus der Tasche seines Reisekleides hervor, aber daran werdet ihr doch eure unreinen Hände nicht legen wollen?

Die Räuber griffen indeß gierig nach dem Buche, dessen Klammern und Beschläge von zierlicher Silberarbeit waren. Und immer wieder fragten sie den Priester, ob er nichts mehr besitze, was des Begehrens werth sei? Da schwur Johannes einen theuern Eid, er habe nichts mehr, was ihre Habsucht irgend noch reizen könne, sie sollten ihn nun ruhig weiter des Weges ziehen lassen. Jedoch thaten sie dies erst, nachdem sie seine Kleider genau durchsucht und sich überzeugt hatten, daß er wirklich die Wahrheit geredet. Dann lagerten sie sich unter den Bäumen des wilden, einsamen Waldes und fingen an die reiche Beute untereinander zu theilen.

Johannes von Kent schritt indeß eilenden Fußes vorwärts, um nur desto eher aus der Nähe jener Gottlosen zu kommen, deren Verderbtheit ihn mehr betrübte als der Verlust seiner Gabe. Der Weg war steil und die Sonne braunte heiß, überdem mußte er sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten. Johannes zog sein Tuch aus der Tasche, um damit den Schweiß von der Stirn zu trocknen; da bemerkte er, daß etwas zwischen dem Futter und dem Überzuge seines Rocks klang, als ob es Geld wäre. Und in Wahrheit fand er alsbald unten am Saume seines Rocks drei Goldstücke, die durch eine getrennte Naht der Tasche gefallen und so der Habgier der Räuber entgangen waren. Nun hatte der fromme Mann doch soviel Geld, daß er damit seine Heimat erreichen und seine Reisezehrung, sein Nachtlager bezahlen konnte, obgleich die wilden Gesellen ihm sonst jeden Pfennig abgenommen hatten.

Seine erste Empfindung bei dieser unerwarteten Entdeckung war jedoch keineswegs Freude, sondern das größte Entsetzen, denn nun hatte er ja doch, wenngleich ohne seinen Willen, eine Lüge gesagt, indem er den Räubern zuschwor, er besitze nun nicht mehr das Allergeringste von Werth. Sein Haß und Abscheu vor der Lüge aber war so groß, daß er auf der Stelle umzukehren und die Räuber wiederaufzusuchen beschloß, um ihnen auch noch die drei Goldstücke zu geben, denn diese brannten in seiner Hand gleich glühenden Kohlen. Mit großer Mühsal legte der fromme Priester denselben beschwerlichen Weg, den er soeben gekommen, wieder zurück und fand die Räuber, größtentheils schlafend, auf derselben Stelle, wo er sie vor einer Stunde etwa verlassen hatte. Er weckte sogleich den Hauptmann der Bande und sagte demüthig: Der Herr hat mich gestraft, daß ich eben in die Sünde verfallen bin, von der ich ganz frei zu sein glaubte; ich bin aber zum Lügner geworden, als ich aussagte, daß ich nicht das Geringste von Gold oder Geldeswerth mehr besitze. Seht da, was ich aber noch zwischen dem Futter meines Rocks gefunden habe.

Damit reichte er dem Räuberhauptmann die drei Goldstücke dar. Aber weder dieser noch einer der übrigen wilden Gesellen griffen danach; betroffen und nachdenklich schlugen sie ihre Augen zu Boden nieder und Keiner vermochte es, dem einfältig-frommen Manne zu antworten. Keiner verspottete den Priester über seine thörichte Gewissenhaftigkeit, und obgleich Johannes ihnen Allen der Reihe nach das Geld anbot, so nahm es doch Keiner an. Da legte Johannes die drei Goldstücke auf die Erde nieder und wollte eben wieder hinweggehen, als der Hauptmann aufsprang und seine Hand festhaltend, sagte: Frommer Vater, nimm dein Gold wieder mit dir sammt dem, welches du mir zuvor gegeben; der Gott, vor welchem der Lügner ein Greuel ist, hat auch geboten: Du sollst nicht stehlen! Ich will diese eine Schuld wenigstens von meiner Seele wälzen, es drückt ohnedem manche andere schon schwer genug darauf.

Und ein zweiter von den Räubern kam und brachte dem erstaunten Johannes die goldene Gnadenkette des Kaisers zurück, ein dritter den Reifring seiner verstorbenen Mutter. Der vierte aber, auf dessen Theil das Gebetbuch gekommen war, küßte es zuvor, ehe er es dem Priester wieder zurückgab. Keiner redete jedoch ein Wort dabei, nur ihre Gesichter, die zuvor wild und abschreckend ausgesehen hatten, waren plötzlich von einer ungewohnten, ihnen fast selbst unbegreiflichen Regung veredelt und verschönt. Johannes von Kent aber ward so ergriffen von der sichtlichen Veränderung der wilden Raubgesellen, daß er mit begeisterten Worten den Segen über sie sprach, wobei sie ehrfurchtsvoll ihre Knie neigten auf den grünen Rasen des Waldes.

Aber der Eindruck, den jene That des frommen Priesters auf ihre sonst so kalten, starren Herzen gemacht hatte, verwischte sich nicht wieder; einmüthig beschlossen sie zum Guten zurückzukehren, und gelobten es in Johannes Hände. Der aber zog nun freudig von dannen und pries die Gnade Gottes, der im Herzen der Menschen schaffet Beides, das Wollen und das Vollbringen des Guten.

Die hohe Palästra der Pinzgauer.

Am Fuße der höchsten Kuppe des pittoresken Hundssteins im Pinzgau befinden sich ringsumher jene interessanten und schönen Plätze, welche Erinnerungen an vorzeitliche Begebenheiten anregen und an welche romantische Sagen aus dem Mittelalter geknüpft sind. Hier erhebt sich jenes rosige Gefilde, welches bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts noch die weit umher bekannt gewesene hohe Palästra der Pinzgauer war, wo sie alljährlich am ehemaligen Festtage des Apostels Jakob — Jagerstag — ihre olympischen Spiele und volksthümlichen Lust- und Faustkämpfe in Anwesenheit

Digitized by Google

einer großen Volksversammlung aus allen Gegenden Pinzgaus producirten.

Männliche und weibliche Bewohner dieses großen Hochlandgaues, junge und alte, eilten schaarenweise schon am frühen Morgen des Jakobstages herbei und bestiegen, freudig bewegt, den Hundsstein. Sie trugen auch Mundvorräthe und Getränke zum erlabenden Genuß mit hinauf, und einige Bursche schleppten sogar sogenannte Tragen oder freilich ziemlich unsanfte Sänften hinauf, und wenn die Anführer der pfleggerichtlichen Streifzüge — denn in späterer Zeit wurden diese Volksversammlungen und nationalen Spiele und gymnastischen Kraftübungen streng verboten und sogar mit Gewalt verhindert — sie um den Gebrauch dieser Liegbetten fragten, so erfolgte die sarkastische Antwort: „Um die zu sehr ermüdeten, verunglückten oder entschlafenen Kämpfer herunterzutragen; auch haben wir Schneider bei uns, die geschickt genug sind, auf der Stelle verrenkte Glieder und zerrissene oder gebrochene Knochen wieder in Ordnung zu bringen und zusammenzuflicken."

Diese gymnastischen Spiele, welche die Pinzgauer, sowie ihre ehrwürdig sie auszeichnende Treuherzigkeit, Gastfreiheit, Sprache und Costum, vielleicht, sogar wahrscheinlich von ihren keltischen, tauriskischen und ambisontischen Urvorältern ererbten und bewahrten, wurden von Knaben eröffnet, von Jünglingen und vollkommen erwachsenen, kraftvollen Burschen fortgesetzt und von Denen geendigt, welche im Ernste dadurch Genugthuung für eine früher erlittene oder auch nur eingebildete Beleidigung oder Verletzung ihres Ehrgefühls suchten; denn es geschah öfter, daß kampflustige, muthige Bursche in einem Wirthshause oder sonstwo sich entzweiten, und zwar nicht auf der Stelle sich schlugen, sondern sich mit der Herausfoderung trennten: „Auf dem Hundsstein sehen wir uns wieder am Jagerstag", was auch richtig geschah. Sie traten vor zum Kampfe, wie die übrigen Kämpfer in dem üblichen Kampfcostum, nämlich blos mit Schuhen, mit kurzen, nicht über die Knie hinabreichenden weiten Hosen und einem Hemde bekleidet. Die ältesten Männer der anwesenden Volksversammlung vertraten die Stelle von Kampfrichtern; sie untersuchten die Kämpfer, ob sie keine sogenannten Stoßringe an den Fingern und kein Messer oder eine andere Waffe verborgen bei sich hätten und sprachen dann: „Wir wollen sie ehrlich zusammenlassen", worauf die Kämpfer einander sich näherten und den Zweikampf begannen, indem sie einander am Saume des Beinkleides erfaßten und durch Kraft, geschickte Wendungen und Füßeverschrenkungen einander emporzuheben und auf den Boden zu werfen sich bemühten, welches sogenannte Hosenrecken so lange dauerte, bis einer der beiden Kämpfer wirklich überwunden zu Boden stürzte und der Kampf geendigt war. Die Kämpfer machten einem andern Paar Burschen zu einem gleichen Kampfe Platz, und so ging es fort, bis das letzte Paar gekämpft hatte, was immerfort mit gespannter Erwartung und Besorgniß um den Erfolg des Kampfes von Seiten dee anwesenden Zuschauer und Genossen verschiedener Gemeinden, Thal- und Bergbewohner des Pinzgaus und der Verwandten der Kämpfer vorsichging; denn lautes Freudegejauchze und Beifallsbezeigungen waren der dem Ehrgeize des Siegers und seiner Gemeinde, Genossen und Verwandten lohnender Preis, und Gelächter und heimliche Beschämung das Loos des Besiegten.

Allein diese nationalen Zweikämpfe und Volksversammlungen der Pinzgauer wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der damaligen Landeshoheit streng verboten und durch die politischen Behörden noch mit Gewalt verhindert. Jetzt erzählt nur noch bisweilen ein uralter pinzgauischer Familienvater seinen Kindern und Dienstleuten an langen Winterabenden beim Scheine eines flackernden Spanlichts die Märe vom Hosenrecken auf dem Hundsstein am Jagerstag.

Mystification.

Eines Abends fanden in der Kammer der Gemeinen zu London Verhandlungen über einen landwirthschaftlichen Gegenstand statt und die Debatten darüber waren ziemlich langweilig.

Ein junger Irländer, Namens Finerty, sagte zu seinem Landsmann O'Sulivan, dem einzigen Geschwindschreiber, der mit ihm auf der Tribune war: Ich habe große Lust zu schlafen und du theilst mir hernach wol mit, was während der Zeit in der Kammer verhandelt wird.

Recht gern, war die Antwort, und Finerty überließ sich nun dem Schlafe.

Nach einer guten Stunde erwachte er wieder und fragte seinen Freund den Geschwindschreiber, ob unterdessen etwas von Bedeutung vorgekommen sei.

Allerdings, erwiderte der Befragte, ich will dir vorlesen, was ich aufgezeichnet habe, du kannst es nachschreiben.

Er stellte sich nun, als lese er von seinen Chiffern und begann folgendermaßen:

Herr Wilberforce sagt: Er sei fest überzeugt, die Hauptsache, weshalb die Irländer einen viel kräftigern Körper hätten und weit mehr Strapazen ertragen könnten als die Engländer, läge in der vorzüglichern Eigenschaft der irischen Kartoffeln und er —

Finerty unterbrach den Vorleser bei dieser ehrenvollen Erwähnung der Kartoffeln seiner Heimat und sprach: Lieber Freund! Diese Verhandlung ist höchst wichtig und es muß davon augenblicklich Bericht erstattet werden.

Ich bin ganz deiner Meinung, erwiderte O'Sulivan und fuhr fort zu dictiren:

Und ich zweifle keineswegs — fuhr Herr Wilberforce fort — hätte ich das Glück gehabt, in Irland erzogen worden zu sein, wo mich hauptsächlich Kartoffeln genährt hätten, so würde dieses gesunde und nahrhafte Gewächs die Folge gehabt haben, daß Sie, meine Herren und ehrenwerthen Mitglieder, in mir nicht jetzt ein armes, schwaches Geschöpf, siech, eingeschrumpft und verkrüppelt sähen, sondern im Gegentheil groß, stark, athletisch und im Stande, die schwerste Last zu tragen.

Dieses Gewächs, meine Herren, ist in meinen Augen von unschätzbarem Werthe, und ich sehe in Demjenigen, der es zuerst in Irland gepflanzt hat, einen der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Meine wohlüberlegte Meinung geht also dahin, daß, solange wir in England nicht hinlänglich Kartoffeln pflanzen, um die arbeitende Classe damit ernähren zu können, diese auch nie so kräftig und stark werden wird, wie es die Irländer sind.

Eine Viertelstunde darauf wurde die Sitzung aufgehoben und O'Sulivan eilte in das Bureau des Journals, für welches er arbeitete, während sein Landsmann Finerty außer Athem in eine Taverne stürzte,

Digitized by Google

wo die Geschwindschreiber, welche für die Morgenjournale arbeiteten, regelmäßig zusammenkamen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Geschwindschreiber bis auf einen die Tribune in der Kammer oft stundenlang verließen und sich Dasjenige, was während ihrer Abwesenheit vorgekommen war, von dem Zurückgebliebenen mittheilen ließen. Dies war auch an diesem Tage der Fall.

Finerty las ihnen Das vor, was ihm von seinem Landsmanne dictirt worden war, und Alle schrieben es Wort für Wort nach. Hiernach faßten sie ihre Berichte ab und sandten dieselben an die Bureaus der Journale, für welche sie arbeiteten.

Am folgenden Morgen las man diese angebliche Rede Wilberforce's in sämmtlichen Journalen mit Ausnahme dessen, für welches der Geschwindschreiber O'Sulivan arbeitete.

Diese Rede machte eine nicht zu beschreibende Sensation. Hätte sie nur in einem oder in ein paar Tagesblättern gestanden, so würde man darin blos die Absicht erblickt haben, Wilberforce lächerlich zu machen, zumal die Schilderung, die er darin von sich selbst macht, treu nach der Natur war. Da sie aber mit Ausnahme eines einzigen Blattes, das nur wenig verbreitet war, in allen übrigen Zeitungen stand, so mußte man glauben, Wilberforce habe diese Rede wirklich gehalten, und man beklagte allgemein, daß der sonst so vortreffliche Mann seinen Verstand verloren habe.

Als am Abend wieder wie gewöhnlich Sitzung war, hatte der Sprecher kaum seinen Sitz eingenommen, als sich Wilberforce erhob und auf einige Augenblicke sich das Wort über einen Gegenstand erbat, der die Kammer ebenso sehr wie ihn selbst betreffe. Er sprach darauf:

Jeder von Ihnen, meine Herren, hat ohne Zweifel die in allen Journalen mitgetheilte Rede gelesen, von der man behauptet, daß ich sie gestern Abend gehalten habe, und mit Erlaubniß der Kammer werde ich sie hier vorlesen.

Er that dies und es erfolgte darauf ein allgemeines Gelächter. Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, fuhr er fort:

Ich kann Ihnen versichern, meine Herren, daß Niemand mehr darüber betroffen sein konnte wie ich, als mir heute früh diese Rede zu Gesicht kam. Was mich dabei persönlich betrifft, so könnte ich mich leicht darüber wegsetzen, obgleich ich, statt ein Mitglied dieser Kammer zu sein, längst schon in ein Tollhaus hätte eingesperrt werden müssen, wenn ich im Stande gewesen wäre, solchen Unsinn, wie man mir in den Mund gelegt hat, wirklich zu sprechen. Die Sache betrifft aber nicht meine Person allein, sondern auch die Würde der Kammer. Könnten einige Mitglieder auf dergleichen Possen auch nur den geringsten Werth legen oder mir dergleichen zutrauen, so müßte man diese Versammlung eher für den Schauplatz von Farcen und Schnurren als für den Ort halten, wo die Stellvertreter einer großen Nation zu gesetzgebenden Berathungen sich versammeln.

Einige Mitglieder trugen darauf an, die Drucker der verschiedenen Zeitschriften vor die Schranken des Hauses fodern zu lassen, um sie wegen Verletzung ihres Privilegiums zu verurtheilen; aber die Mehrzahl erklärte sich dahin, zur Tagesordnung überzugehen und die Sache als einen Scherz zu betrachten, der zwar unziemlich, jedoch da er keine nachtheiligen Folgen erzeugt, nicht weiter zu beachten sei.

Die Meerschwalbe.



Gewöhnlich heißt dieser Fisch auch die Seeschwalbe sowie der Seehahn, so wenig auch der eine oder der andere Name im mindesten weder an die Gestalt eines Hahns noch einer Schwalbe erinnert; wol aber zeigt das Bild einen Fisch, den die Natur sehr sonderbar und mit so furchtbaren Stachelflossen ausrüstete, daß ihm nicht leicht ein anderer selbst großer Raubfisch nach dem Leben trachten wird. Er gehört mit dem Barsch, dem Seedrachen, dem Knurrhahn und andern solchen theils so stacheligen, theils fast gepanzerten Fischen in eine Ordnung, indem es wieder viele Abarten gibt. So zeigen sich bei einer Art am Kopfe furchtbare Zacken und einige Arten können mittels der breiten Flossen sich nicht nur etwas über das Wasser erheben, sondern selbst gleich den fliegenden Fliegen eine kurze Zeit schwebend erhalten. Man findet in allen europäischen Meeren theils diese, theils jene Art, doch die fliegenden Meerschwalben sind vornehmlich dem Mittelländischen Meere eigen sowie durch ein köstliches Farbenspiel ausgezeichnet. Gegessen werden sie alle, gleichwie sie selbst Alles verzehrten, was ihnen im Meere vorkam und nicht ihren Kräften überlegen war.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 379.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [6. April 1850.

Der Kuhstallfelsen in der sächsischen Schweiz.



Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

III. Altweibersommer.

Der Georgstag im Frühling und der Simeonstag im Herbst waren für Gutsbesitzer und Landleute die Tage, an denen ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten aufhörten. Der letztere heißt bei den niedern Volksclassen der Altweibersommer, während Andere wieder glauben, der Altweibersommer habe erst mit Peter I. begonnen, der die Zeitrechnung umänderte, welche früher mit dem 1. September, dem Tage des heiligen Simeon, begonnen hatte. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Altweibersommer bei den Russen im frühesten Alterthume bekannt gewesen, wie bei den Germanen unter dem Namen des Mariengarns oder der Marienfäden. Manche haben auch den Namen mit dem Gestirn „die Jungfrau" in Verbindung bringen wollen, weil die Ple-

Digitized by Google

jaden um diese Zeit am Himmel sichtbar sind. Doch hat diese Benennung bei den Slawen eine ganz andere Bedeutung. Die slawischen Stämme, von altersher vorzüglich die Feldarbeiten betreibend, beendeten sie um diese Zeit. Nun gingen die Frauen ans Werk, legten Lein und Hanf ins Wasser, klopften ihn, webten, rollten, zwirnten, u. dgl. mehr. Diese Arbeiten nannte man immer Weiberwerk, und die Zeit, die wie absichtlich warm blieb und gleichsam den Sommer wiedergab, erhielt den Namen Altweibersommer, der ungefähr eine Woche dauert und gewöhnlich am 1. September, nur an einigen Orten am 8. September, mit Maria Geburt, beginnt. Die karpatischen Slawen nennen ihn gar Altweiberfrost, nach einer Sage, daß an diesem Tage in den Bergen eine alte Hexe erfroren, und man zeigt zur Erinnerung daran auch die Frauenstatuen, welche man eine lange Zeit selbst nach Einführung des Christenthums auf den karpatischen Gebirgswegen aufgestellt fand.

In den russischen Chroniken ist der 1. September unter dem Namen des Simeontages bekannt, zu Ehren Simeon's, des Sommerführers, dessen Fest auf der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 festgesetzt wurde. In der Woche vom 1.—8. September grünen die Wiesen und selbst die Blätter der Bäume, Blumen und andere Pflanzen welken nicht und scheinen sogar ein frisches Grün zu bekommen. Wenn die Spinnen zu der Zeit weben und sich in ihrem Gewebe verwickeln, so sagt man, daß ein ruhiger Herbst und darauf ein unbeständiger Winter folgen werde. Es soll auch ein sicheres Zeichen eines warmen Winters sein, wenn das Hausgeflügel auf den Feldern Gras rupft und die Zugvögel nicht davonfliegen. Es ist bei Manchen Sitte, am Abend des Simeontages das Feuer auszulöschen, es die ganze Nacht nicht zu unterhalten und am andern Tage durch Hersagen besonderer Sprüche wieder anzumachen. Wenn die Mädchen an diesem Tage Strümpfe stopfen, so merken sie genau auf, ob sich die Zwirnfäden gerade oder ungleich anlegen; im erstern Falle bekommen sie einen guten, im letztern einen schlechten Mann. An manchen Orten hat sich von dem Gebrauche, im September Bier zu brauen, ein Spiel erhalten, das auch Bierbrauen heißt. Die jungen Mädchen und Frauen treten mit Bierkrügen auf die Schwelle und bewirthen die schon vorher versammelten Landleute, zuerst die Alten, dann die Jungen, worauf die Mädchen einen Kreis bilden, tanzen und mit spöttischen Geberden singen. Mit den Armen, Schultern und dem ganzen Körper zeigen sie den Zustand eines Betrunkenen und machen das wüste Leben eines Schlemmers dadurch lächerlich und verächtlich. Nach vollbrachtem Tanze werden die jungen Tänzerinnen von den Frauen bewirthet.

In manchen Theilen Rußlands werden an diesem Tage die Fliegen zu Grabe getragen, weil um diese Zeit die Insekten zu verschwinden beginnen. Geputzte Mädchen verfertigen Särge aus Kürbissen, Gurken, Rettigen und Rüben, legen die Fliegen hinein und tragen sie mit verstelltem Schluchzen und Weinen in die eigens dafür gegrabenen Gräber.

Vor Advent, am Tage, wo man zum letzten male Fleisch ißt, besteht die Sitte, die Schaben, von denen in Folge der Unreinlichkeit die Hütten der Bauern wimmeln, feierlich zu verbannen. Alle Bewohner einer Hütte ergreifen sich bei den Händen und ziehen, sich den Mund zuhaltend, eine Schabe an einem Bindfaden durch den ganzen Hof auf die Straße. Damit glauben sie dem Wiedererscheinen dieser widrigen Insekten vorgebeugt zu haben. Manche Abergläubige betrachten es dagegen als Sünde, die Schaben zu verjagen, sehen ihre Vermehrung als einen Segen Gottes an und füttern sie, ihnen hinterm Ofen ein warmes Plätzchen einräumend.

Junge Mädchen suchen auch in der letzten Nacht vor Advent ihren Zukünftigen zu erfahren, indem sie beim Nachtmahle verstohlen ein Stück Fleisch bei Seite schieben, sich dasselbe unters Kopfkissen legen und drei mal ausrufen: „Zukünftiger, komme zu mir, zeige dich mir", worauf sie den Bräutigam, natürlich so hübsch als möglich, im Traume sehen.

IV. Ostern.

Um Mitternacht wird die Auferstehung des Heilandes gefeiert, überall werden Freudenfeuer angezündet und die Weihrauchpfannen geschwungen. Das Volk strömt in die Kirchen, die Priester hüllen sich in die festlichen Gewänder, es werden feierliche Umzüge mit Kreuz und Fahnen um die Kirchen gehalten und „Christ ist auferstanden!" erschallt es freudig von allen Seiten. Die Pforten des Allerheiligsten bleiben die ganze heilige Woche offen.

Zuerst begrüßen sich die Priester am Altare gegenseitig mit dem Bruderkusse. Dann treten sie hervor mit dem Kreuze, dem Evangelium und Heiligenbildern und stellen sich in einer Reihe vor den heiligen Pforten auf, das Antlitz dem Volke zugekehrt. Da drängt sich Alles heran, die heiligen Glaubenssymbole zu küssen. „Christ ist auferstanden!" rufen die Priester aus. „In der Wahrheit ist er auferstanden!" antwortet die gottesfürchtige Menge. Alles umarmt sich dann und die frohe Kunde umschlingt die gläubigen Herzen mit den Banden der Brüderlichkeit.

In den Provinzen wird diese Sitte mit patriarchalischer Genauigkeit beobachtet, und Niemand verläßt die Kirche, bevor sich nicht Alle geküßt haben.

Die Sitte, sich am Ostertage mit dem Bruderkusse zu begrüßen und mit rothgemalten Eiern zu beschenken, ist eine Erinnerung an die ersten Jünger des Heilandes, die in den ersten Tagen nach der Auferstehung des Herrn sich auf diese Weise die freudige Kunde mittheilten. Es heißt auch, daß Maria Magdalena in Rom dem Kaiser Tiberius ein rothes Ei überreichte, bevor sie ihre Predigt begann. Das Ei bleibt nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, es brütet das Leben zuerst in sich aus und gibt es dann zu seinem Verderben von sich. So ist es das Bild des Heilandes, und deshalb färben es die Russen roth zum Andenken an das von ihm am Kreuze vergossene Blut.

Die ganze Osterwoche hindurch ist unweit dem Altar ein geweihtes Osterbrot, Artos genannt, aufgestellt, das am letzten Tage zerschnitten und den anwesenden Gläubigen vertheilt wird. Die Glocken läuten alle sieben Tage bis zur Vesper. Am ersten Ostertage wird in den Kirchen unter Glockengeläute in allen nur bekannten Sprachen aus dem Evangelium Johannes das Capitel gelesen: „Im Anfang war das Wort."

Um Mitternacht wird bei den Russen die Auferstehung gefeiert, um anzudeuten, daß aus dem Dunkel des Todes das ewige Licht des Lebens erstand. Zum Empfange des Herrn versammelt sich die Menge in seinen Tempeln, das Bild der Grablegung ist noch zu schauen, die Grabeslieder hallen noch wider, wie das Wehklagen der Apostel. Endlich öffnen sich die heiligen Pforten und die Priester in ihren strahlenden Gewändern treten hervor als Verkünder der allgemeinen Freude mit den Worten: „Deine Auferstehung, o Hei-

Digitized by Google

land, singen die Engel in dem Himmel!“ Sie verlassen dann mit Kreuzen und Fahnen, vom Volke gefolgt die Kirche, umkreisen sie drei mal und bleiben vor den verschlossenen Grabesthüren stehen, vor welchen man den Stein noch nicht abgewälzt hat. Es ist ein großartiger Anfang, der ungewöhnlichen Verkündigung würdig.

In Petersburg ertönt von der Peter-Paulsfestung um 11 Uhr der erste, um ½12 der zweite und mit dem Schlage der Mitternachtsstunde der dritte Kanonenschuß. Die Hauptstadt ist glänzend beleuchtet, die bisjetzt leeren Straßen bedecken sich mit Menschenmassen. Das Geläute der Glocken, das Rollen der unzähligen Wagen, das Wogen der Volksmenge — Alles zeigt die Feier eines großen Festes an. Vom Kasaner Dome ertönt der erste Glockenschall und ihm antworten die tausend von Glockenzungen aller Kirchen in allen Theilen der Residenz. In Moskau, wo auf dem Kreml die Riesenglocke des Iwan Welikoi das Zeichen gibt, ist der Eindruck noch beiweitem großartiger. Die alte Zarenstadt mit ihren vielen Hunderten von Kirchen bietet in dieser Mitternacht ein Schauspiel dar, das keine einzige Stadt der Welt gleich groß aufzuweisen hat.

Die Russen beobachten die Sitte, an diesem Tage ihren Feinden zu verzeihen. Auch gibt es in Petersburg und Moskau Wohlthätigkeitsvereine, die es sich zum Ziel ihres Strebens gesetzt, bedeutende Summen zusammenzuschießen, um vor Ostern Unglückliche aus dem Schuldenhause zu befreien, und Wohlthaten und milde Gaben werden den Armen, Waisen und Leidenden gespendet. In Petersburg und an vielen andern Orten Rußlands hat sich die rührende Sitte erhalten, in der Char- und Osterwoche Käfige mit kleinen Vögeln herumzutragen und mit der Bedingung zu verkaufen, daß die Käufer sie sofort freilassen. Überhaupt ist zu Ostern in allen Classen der Gesellschaft das Streben sichtbar, das Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit ins Leben zu rufen, das Unglück des Nächsten zu lindern, den Tag der Auferstehung des Heilandes zu einem Freudentage für die ganze Schöpfung umzuschaffen.

Ein besonderer Luxus wird mit den Osterkuchen getrieben, die ungemein mannichfaltig sind. Auf einigen werden Kreuze und Heiligenbilder eingegraben. Zur Frühmesse des Ostersonntags tragen die Armen ihre Kuchen in den Hofraum der Kirche, wo sie der Priester weiht. Auch geht der Geistliche in den Dörfern mit dem Kreuze von Haus zu Haus und da schütten manche Hauswirthe unter dem Tischtuche, auf dem Orte, wo die Bibel oder das Kreuz liegen soll, etwas Salz und mischen dann dasselbe unter das Viehfutter, um dadurch jede Seuche fernzuhalten.

In Kleinrußland bereitet man sich zum heiligen Tage (Ostersonntag) mit besonderer Andacht vor. Fast Alle enthalten sich die ganze Charwoche hindurch der Fische, Viele sogar des Thees und ernähren sich diese sieben Tage einzig und allein mit Brot und Wasser. Am Grünen Donnerstage, nachdem man zwölf Capitel aus den Evangelisten gelesen, was von 7 Uhr Abends bis Mitternacht dauert, verläßt man die Kirche mit angezündeten, geweihten Kerzen und brennt, zu Hause angelangt, mit denselben an den Thoren, Thüren und Wänden Kreuze ein, damit die bösen Geister, welche die ganze Charwoche ihr Wesen treiben und unter Thier- und Menschengestalten auf den Straßen rumoren, nicht Jemanden aus der Familie holen oder sonst irgend ein Übel anrichten. Besonders sind die Teufel mächtig bei der Grablegung Christi; da gehen sie auf die Gottesacker, irren um die Kirchen herum und heulen wie die Hunde. Erblickt man einen solchen Hund, muß man ihn sogleich aus dem Hause jagen. Die sich um die Gotteshäuser herumtreibenden Teufel, um die Betenden zu erschrecken, haben aber keine Macht in ein Haus zu dringen, wo Kreuze mit den beim Lesen der Evangelien gebrauchten vielfarbigen Kerzen eingebraunt sind. Wenn man des Nachts einen fliehenden Schatten oder sonst etwas Furchtbares sieht, muß man drei mal ausrufen: „Möge der Herr auferstehen und seine Feinde vernichten“ und der böse Geist verschwindet. Während die Evangelien gelesen werden, darf man nicht schlafen, sonst wird man vom Teufel in die Hölle entführt. Es herrscht auch in Rußland der Aberglaube, daß der Rabe am Grünen Donnerstag mit Tagesanbruch seine Brut aus dem Neste in den Fluß trägt. Wer sich früher als die Vögelchen untertaucht, wird das ganze Jahr gesund bleiben.

Die geweihten Kerzen werden aufbewahrt, um das Haus vor irgend einem unvorhergesehenen Unglück zu beschützen. In Kleinrußland werden ungemein dicke und lange Lichter gezogen, sie haben zwei Arschin in der Länge und einige Pfund im Gewichte. Beim Lesen der Evangelien macht man ein Zeichen im Lichte, jedes mal am Schlusse eines Capitels. Mit den geweihten Kerzen des Grünen Donnerstags werden junge Ehepaare gesegnet, und wenn im Hause ein schwer Erkrankter ist, werden sie vor den Heiligenbildern angesteckt. In der Osterwoche nimmt man Feuer aus dem Rauchfasse und schüttet es in den Ofen, um damit die unreinen Geister aus dem Hause zu jagen.

In manchen Theilen Rußlands existirt die Sitte, zu Ostern das Bild der Mutter Gottes in ein mit Getreide gefülltes Gefäß zu stellen, auf die Oberfläche des Getreides drei ausgekochte Eier zu legen, und nach einiger Zeit einen Theil des Getreides im Hofe auszustreuen, den Rest aber unter das zur Aussaat vorräthige Getreide zu mischen. Damit bewirkt man, so geht der Glaube, ein fruchtbares Jahr. Wenn die Sperlinge am Grünen Donnerstage ziepsen, so bedeutet dies, daß sie sich zusammen mit den Juden über den Verrath am Heiland freuen. Deshalb werden die Sperlinge für verfluchte Vögel gehalten. Auch geht die Sage, daß die Sperlinge die Nägel zur Kreuzigung des Heilandes herbeigetragen, während die Schwalben sie wieder forttrugen. Zur Strafe tragen die Sperlinge an den Füßen unsichtbare Fesseln und können darum nicht gehen, sondern müssen immer hüpfen. Eine Sünde ist es, eine Schwalbe zu tödten, und es entsteht daraus eine Viehseuche; dagegen ist es ein Verdienst, einen Sperling zu tödten, und es ist das sichere Zeichen eines Unglücks, wenn ein Sperling ins Zimmer hineinfliegt.

Die Espe wird für einen vermaledeiten Baum gehalten, weil sich nach der Sage Judas auf ihr aufgeknüpft habe, und deswegen bewegen sich die Blätter auch bei Windesstille und flüstern miteinander. Die Esche hat auch eine außerordentliche Kraft gegen Zauberer und aus den Gräbern in der Mitternachtsstunde Auferstehenden. Man braucht nur einen Espenpfahl ihnen zwischen die Schultern zu schlagen und sie verschwinden für immer.

(Fortsetzung folgt.)

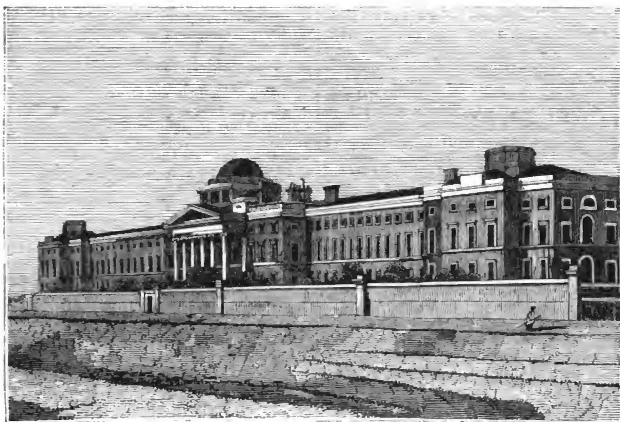
Digitized by Google

Der Sklavenmarkt an der afrikanischen Küste.



Digitized by Google

Das Bethlem= oder Bedlamspital in London.



Eins der großartigsten Institute dem Äußern wie dem Innern nach ist in London das Bedlamspital, ursprünglich ein der Maria gewidmet gewesenes Kloster, aber schon seit vielen Jahren zur Aufnahme von Irren umgebaut, welche mehr in einem königlichen Palaste als einem Krankenhause zu wohnen scheinen. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf unsere Abbildung werfen, um sich davon zu überzeugen. Ein schönes, hohes, von sechs Säulen getragenes Portal und geziert von einem stattlichen Fronton endigt sich in einer hoch darüber hinausgehenden Kuppel und vereinigt zwei lange Seitenflügel, welche die Trennung der Kranken nach Alter, Geschlecht und Beschaffenheit ihres Zustandes vollständig erreichen lassen. Schöne Gartenanlagen, weite Höfe gestatten nicht minder Bewegung und Zugang freier Luft.

Fahrten und Streifzüge eines Engländers im Stillen Meer, an der Westküste von Südamerika und im Innern Californiens.

Der Held dieser abenteuerlichen Meerfahrten und Streifereien in den herrlichsten Gegenden der tropischen Welt ist Dr. John Coulter, ein englischer Arzt, der unlängst in einem ausführlichen Werke seine an die Irrfahrten des Odysseus erinnernde Reise beschrieben hat. Wir dürfen unsern Lesern die denkwürdigsten Züge und anziehendsten Partien aus diesem interessanten Werke nicht vorenthalten.

Am Bord des Stratford, eines englischen Walfischfängers, finden wir unsern Touristen zuerst, in denjenigen Gewässern des Stillen Oceans, die zwischen Chile und den Georgsinseln unermeßlich sich ausdehnen. Dieser Meerestheil von Valparaiso bis an den Südpol hinab ist es, wohin jetzt der Riese des Weltmeers, der Walfisch, vor den entsetzlichen Nachstellungen in seiner Urheimat, dem Nordpol, sich geflüchtet hat. Wie es aber diesem kolossalsten aller Auswanderer auch in diesem neuen Wasserasyl ergeht, davon werden wir gleich ein kleines Beispiel erleben.

Zwei gewaltige Schiffe sind es, die in diesem Augenblick die Jagd auf den Meeresgiganten eröffnen: der Stratford und dann ein amerikanisches Schiff. Am Bord des erstern herrscht tiefes Schweigen, lautlose Aufmerksamkeit. Die gesammte Mannschaft, der Capitain mit dem Fernrohr vorauf, strengt alle Sehnerven an, den gewaltigen Feind zu entdecken. Der Preis, den der Capitain für den ersten Entdecker ausgesetzt hat, ist auch nichts Geringeres als eine schöne Matrosenjacke mit Silberknöpfen und entsprechendem Beinkleid.

Jetzt nach langer Erwartung erschallt ein durchdringender Ruf vom Mastkorbe des Stratford herab und fern am Gesichtskreis hebt sich ein schwarzer Punkt. Das ist der Walfisch, der, von Minute zu Minute sich vergrößernd, heranbraust. Unter Hurrahgeschrei werden die Boote hinabgelassen. Näher und näher kommt der Koloß und das amerikanische Schiff setzt alle Segel bei zu seiner Verfolgung. Nun fliegen die

Digitized by Google

Boote des Stratford pfeilschnell mit verdoppeltem Niederschlag auf den Wellen dahin. Aber auch vom amerikanischen Schiffe geschieht Gleiches und auf beiden Seiten stehen die Harpuniere kampfbereit, mit gezückter Waffe. Jetzt, in der Nähe des Wurfbereichs, taucht plötzlich das Ungethüm unter. Auf diese Weise verfolgt der Walfisch oft eine halbe Stunde lang seine unterirdische Bahn, und jetzt gilt es von Seiten seiner Verfolger die äußerste Umsicht und Vorsicht. Man sieht sich genöthigt, die Boote wieder emporzuziehen oder sie straff ins Schlepptau zu nehmen. Die Schiffe selbst, gleich zwei eifersüchtigen Wettrennern, verfolgen mit allen Segeln die unsichtbare Spur des Feindes. Und abermals kommt er zum Vorschein, und abermals sausen ihm die Boote nach. Nun ist der rechte Augenblick gekommen. Pfeilschnell schwirren die Harpunen durch die Luft. Eine verwirrte Masse von Schaum, Dunst und Fahrzeugen zeigt sich auf der sonst so ruhigen Flut. Wieder hebt sich das Ungethüm empor; eine Harpune steckt tief in seinem Riesenleibe und ihm nach zieht sich ein langer Blutstreifen, welchem mit Dampfesschnelle die Boote folgen. Nur durch eine jähe geschickte Wendung rettet sich jetzt der Stratford, auf welchen der blutende Meeresriese gerade losstürmt, vom Untergange. Aber schon naht auch das Ende des Kampfes. Eine zweite Harpune ist tief in seinen Leib gedrungen; straffer und straffer zieht nun die Mannschaft der Boote die Taue an; abermals taucht der Koloß unter, doch dies ist schon sein Todeskrampf. Blitzschnell läßt man die Seile wieder los; das Ungethüm kommt wieder empor. Auf schäumen rings die Gewässer von den Schlägen seines Schweifs und färben sich mit Blut. Seine letzte schreckliche That ist, daß er eins der Canots zertrümmert. Nun aber schwinden ihm auch seine Riesenkräfte. Zwei-, drei mal noch schnaubt er Ströme von Wasser empor, dann wendet er sich wie zum Einschlafen auf die Seite und verendet.

Nachdem der Stratford diesen gefahrvollen Sieg erfochten, bedarf seine Mannschaft einiger Ruhe und Erquickung, welche ihr in reichlichem Maße geboten wird auf einer jener zahllosen Inselchen, die gruppenweise hingestreut zwischen dem Festlande von Amerika und den Marquesasinseln sich ausbreiten. Auf diesen Inselchen, die für kleine Paradiese gelten können, gibt es unter dem erfrischendsten Baumschatten eine köstliche Tafel, welche die Natur selbst verschwenderisch für die ermüdeten Ankömmlinge gedeckt hat. Da gibt es wohlschmeckende Vögel der mannichfachsten Art, noch köstlichere Schildkröten mit ihren Eiern und Milliarden von Seemuscheln, die unsere Austern an Wohlgeschmack beiweitem übertreffen sollen. Solch ein Picknick, freundlicher Leser, ist aber auch nur denkbar auf dem Eden der Meere, dem Stillen Ocean, wo alle Gestirne mit doppeltem Glanze strahlen, wo tausendartige Pflanzengruppen mit wehenden Blütenbüscheln aus der warmen durchsichtigen Tiefe tauchen und wieder darin verschwinden, wo die schaffende Natur auf Meer und Land gleichsam in seliger Trunkenheit ihre Sonntagsandacht feiert, nachdem sie alle Pracht und Fülle, die ihr zu Gebote stand, dort ausgeschüttet.

Denke dir, freundlicher Leser, die Mannschaft des Stratford so in der kurzen Vordämmerung einer schnell herabsinkenden Tropennacht Schildkröten schmausend und Muscheln schlürfend am Gestade eines jener kleinen Inselparadiese sitzend, wie nun allgemach alle Stimmen des Meeres verstummen. Eben ist der Mond untergegangen und wirft noch einen bläulichfeuchten verklärenden Schein über die nächtlichen Gewässer. Tiefer, dunkler wird die Bläue des Himmels und im vollen hehren Glanze taucht daraus hervor das allsegnende Kreuz, das schönste Sternbild seiner Unermeßlichkeit — da auf einmal dringt fern vom dunkeln schweigenden Meere her zu dem Ohre der Mannschaft ein ächzender Wehlaut. Welch banger, gespenstiger Ton! Kommt er aus einer Menschenbrust? Rasch wird ein Boot ins Meer gelassen; Pechpfannen werden darauf angezündet. Man verfolgt die Spur des sich nur matt wiederholenden Wehrufs. Jetzt dringt er näher — gewiß, es ist der erstickte Angstschrei eines menschlichen Wesens. Das lauschende Ohr der Bootsmannschaft unterscheidet nun auch deutlich das Wort Pitii, welches in der Sprache der Otaheitier ein Schiff bedeutet. Endlich noch näher gelangt, entdeckt man auch das Schifflein selbst; es ist die halbzertrümmerte Pirogue eines armen Indianers von den Marquesasinseln, worauf er allein mit seinem Kinde sich befindet. Sechs Piroguen mit Indianern waren von den Marquesas ausgefahren. Da kommt ein Trupp junger Walfische ihnen entgegen, stürzt im Nu die ganze kleine Flotte über den Haufen; nur der halbzerschellte Kahn des Indianers mit seinem Kinde bleibt übrig, der, wunderbar erhalten, seit vier Tagen auf dem Meere umhertreibt, bis die letzten Todesseufzer der schier verschmachteten Insassen zu den Ohren der Mannschaft des Stratford gelangen. Liebreich werden Vater und Sohn am Bord des Engländers aufgenommen, um sie bei erster Gelegenheit ihrer Heimat zurückzugeben.

Nachdem der Stratford seine beschädigten Tonnen auf dem kleinen reizenden Inselchen ausgebessert, erreicht man wieder die offene See, um aufs neue die Walfischjagd zu verfolgen, und gelangt endlich nach Wochen in den Meerbusen von Guayaquil. Hier, wo die Südspitze dieses Golfs mit dem nördlichsten Punkte des Reichs Peru zusammentrifft, liegt auf dem Vorgebirge Blanco die Stadt Tacamas, eine Stadt, wie sie vielleicht kaum einem unserer freundlichen Leser vorgekommen ist. Denken wir uns etwa 20 Häuser, rings umgeben von Urwald und Schlingdickicht. Auf Posten sechs Ellen über dem Erdboden ruhend, schweben diese aus leichtem Bambusrohr gezimmerten Wohnungen gleichsam in der Luft. Statt der Treppe dient eine Leiter, die man Nachts emporzieht, um die Besuche der nächtlichen Hoheiten: Jaguar, Panther oder Brüllaffe zu paralysiren. Das Brausen des nahen Weltmeers, das Geheul und Gebrüll der wilden Bestien im Urwald — dies ist das Wiegenlied, welches die Bürger von Tacamas allnächtlich in den Schlaf lullt.

Da eine vorzunehmende Reparatur an dem Schiffe einen mehrtägigen Aufenthalt auf diesem Ankerplatze nöthig macht, so gibt dies unserm Touristen, der, wie schon bemerkt, Arzt ist, doppelte Gelegenheit, einmal seinen Beruf zu üben, da in Tacamas eben eine bösartige Ruhr ausgebrochen ist, sodann in Gesellschaft seines treuen Indianers, Jack, den er behufs ähnlicher Ausflüge als Führer gemiethet, seiner Lieblingsneigung, der Jagd, nachzuhängen.

An einem schönen Morgen brachen Beide, Herr und Diener, mit Mundvorräthen und Schießbedarf wohl versehen, die gute Büchse über die Schulter, nach der Wildniß auf. Sie verfolgen zuerst einen breiten Fußpfad, zu beiden Seiten mit dichtem Gebüsch besetzt, in welches sich die üppigen Ranken des wilden Weinstocks verschlingen. Possirlich dem Indianer, sehr ärgerlich anfangs aber bedünkt es dem Doctor, wenn alle augenblicks von einem hereinragenden Baumaste herab

Digitized by Google

das Gesicht eines langarmigen Affen sie angrinst, der mit seiner Tatze gleichsam zum Hohn nach ihren Flintenläufen oder Mützen faßt. Nicht viel fehlt, daß unser Tourist einem der vorwitzigsten dieser Paviane mit seiner Büchse den Garaus macht; Freund Jack aber meint, man müsse den Thieren doch auch ihren Spaß lassen. Nunmehr geht der Fußsteig zu Ende, die Wanderer betreten einen ungeheuern Wald, wo zwar nicht mehr Schlinggewächse und Ranken den Fuß versperren, aber um die Gipfel der Riesenbäume ein ewiger Dunst und Nebel gelagert ist, der kaum einem blitzenden Sonnenstrahl den Durchgang verstattet. Bunte Schlangen von wechselnder Größe schlüpfen durch Moos und Gräser. Nun wieder wird der Urwald dichter und verschlungener; man gelangt zu einem breiten Wasserbache, jenseit welchem sich das Dickicht der Dschungel in seiner ganzen Undurchdringlichkeit gleich einer gähnenden Höhle öffnet. Jetzt ertönt von allen Seiten die fürchterliche „Harmonie der Wälder". Das ist das furchtbare Gebrüll, Geheul, Geknurr des Kuguars und Jaguars, Amerikas Löwen und Tigers und all der gräulichen Katzen, die diesem Geschlecht angehören; das ist das heisere Pfeifen der Leguans, das Schreien und Brüllen der kleinen und großen Affen, das donnerähnliche Grunzen der Pekaris und all die tausend Lebenstöne der Urwaldsbestien. Jetzt trifft das geübte Ohr Jack's ein heiseres Miauen, mit welchem sich ein klagendes Wimmern vermischt. Schnell gibt Jack das Zeichen tiefsten Schweigens. An dem Rande der Lache stehen die Gefährten lauschend still — da erschallt ganz in ihrer Nähe, wo der Graben in eine tiefere Schlucht sich verliert, ein entsetzliches Gebrüll. Ein wildes Füllen setzt pfeilschnell über die Schlucht, verfolgt von zwei prachtvollen Jaguars.

Was nun, Haarsträubendes muß man sagen, geschieht, ist das Werk weniger Minuten. Dicht bei dem Versteck der Jäger stürzt das gehetzte Füllen erschöpft zu Boden. Mit einem ungeheuern Sprung ist der eine Jaguar ihm auf Rücken und Nacken, indeß der andere schrecklich knurrend und miauend schweifwedelnd sich im Kreise dreht. Nur diese Worte wechseln die Jäger miteinander: „Fertig?" — „Ja." Dann drücken Beide ihre Büchsen ab. Zu Tode getroffen von der Kugel unsers Doctors, stürzt der erste Tiger von seiner Beute herab, indeß der andere, zwar schwer verwundet, noch wild umhertobt und den verborgenen Feind mit funkelnden Augen zu suchen scheint, dann mit beiden Vordertatzen wüthend den Sand aufwühlt. Da, schnell wie der Blitz, gezückt sein langes Messer, springt der kühne Indianer hervor auf das wüthende Thier. Nichts ist mehr zu sehen als Staubgewölk, das Blitzen eines Messers und zwei Geschöpfe, die auf dem blutgetränkten Sande sich umherwälzen. Unaufhörlich wühlt Jack's Messer in den Eingeweiden des Tigers, dessen Geheul immer schwächer und schwächer, endlich zum Todesröcheln wird. Von Blut triefend, doch Gott sei Dank nicht vom eigenen, erhebt sich nun Jack und wischt sein Messer ab blos mit den Worten: „Das war ein rechter Satan." Das Ende vom Liede ist, daß der unverwüstliche Jack den beiden Königen des Urwaldes schmunzelnd ihr prächtiges Fell abzieht.

Solange der Aufenthalt in Tacamas währt, verstreicht kein Tag ohne ein kühnes Abenteuer, das diese unzertrennlichen Gefährten bestehen. Bei Mondlicht und Sternenschimmer durchschweifen sie die schaurigen Wälder, die Wüsten, die fast unwegsamen Sümpfe, wo auf jedem Fußtritt eine Gefahr lauert: in dem nahen heisern Gebell der Schakals, im Zischen der Schlange, im Geplätscher des schwerfälligen Alligators. Das Merkwürdigste bei diesen Streifzügen für unsern Touristen ist, daß sie nicht blos seinen Durst nach Abenteuern stillen, sondern auch seinen Beutel füllen. Denn wo immer er in ein Indianerdorf, in eine Ansiedelung kommt, muß er den Einwohnern zur Ader lassen oder irgend einen armen Teufel vom Fieber curiren, was denn die Leute, erfreut, einmal einem europäischen Doctor unter die Hände zu kommen, ansehnlich bezahlen. Nicht selten treffen auch Jack und sein Gebieter auf Buschklepper und Wegelagerer, die ihnen ein halbes Stündchen baß zusetzen, denen aber doch zuletzt ihre guten Büchsen zeigen, das Weite zu suchen. Einmal als sie den Tacamasfluß hinauffahren in einer vom Doctor eigens angekauften Pirogue, stoßen sie auf die einsame Ansiedelung eines Negers, der sie gastlich aufnimmt und sie mit einem Dammhirschwildpret bewirthet. Da kommen denn, wunderlich genug, in drei Individuen drei ganz heterogene Menschenrassen zusammen: der Weiße, der Schwarze und der Kupferfarbige, und schwer zu bestimmen ist es, welcher von den beiden letztern die bewegteste und halsbrechendste Vergangenheit durchgemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Uralte Gauklerkünste.

Wie uralt mögen wol die allermeisten Kunststücke sein, durch welche auf Messen und Jahrmärkten die Menge der Schaulustigen herbeigelockt und zum Staunen, zum Verwundern hingerissen wird? Die ägyptischen Basreliefs und Bilder geben Manches der Art; römische Münzen zeigen Seiltänzerkunststücke, welche mit denen von Kolter und Andern zu vergleichen sind. Der römische Dichter Terenz klagt im Prolog von einem seiner Lustspiele, daß die erste Aufführung unterbrochen worden sei, weil alles Volk durch einen Seiltänzer angezogen worden wäre; und so werden Kenner der Alterthumswissenschaft noch viele andere Belege dazu finden. Zum Theil führen uns manche Darstellungen von solchen Kunststücken Bilder vor, die, im Leben ausgeführt, jedem jetzigen Gaukler lange Zeit allgemeinen Zulauf sichern würden. So fand man z. B. bei Jarz Vereny, ziemlich mitten in Ungarn gelegen, von etwa 13,000 Köpfen bewohnt, im Jahre 1808 ein kostbares Trinkhorn, das entweder dem mächtigen Attila oder einem seiner ersten Krieger gehört hatte, denn noch zeigt man sein Grab hier, und festgestellt ist wenigstens, daß er hier, nur 36 Jahre alt, im Jahre 453 n. Chr. den Tod fand. Es gehen nicht weniger als fünf mit Figuren gefüllte Kreise um das Horn, ungerechnet noch ebenso viele durch andere Verzierungen der saubersten Art anziehend, und die Figuren selbst sind zum Theil offenbar nur Phantasiebilder, wie sie die Laune eines Künstlers schafft, zum Theil mögen sie eine allegorisch-symbolische Bedeutung haben, die von uns nicht mehr zu enträthseln ist; zum Theil sieht man Thiere, wie sie die Fabel er- und gedacht hat, unten aber ist auch eine Reihe mit Gauklerkunststücken gefüllt, indem sich diese mit einer Doppelgruppe, jede von fünf Personen, schließt, welche in der Art etwas Außerordentliches leisten. Die Hauptfigur dürfte ein sogenannter Hercules sein; er trägt, ganz in der Attitude, wie sich jetzt ein solcher repräsentirt, die Beine ausgespreizt, die Hände in die Hüften gestemmt, einen

Digitized by Google

Stamm, gerade so hoch wie er selbst, auf der Nase; gerade solche Kunst im Balanciren zeigen auch häufig unsere Künstler auf der Messe; die in Attila's Lager mußten aber mehr thun. Der schief gehende Stamm hat oben einen Arm am äußersten Ende, daß beide einem Winkelmaße gleichen, und auf und über dem Winkel, den beide Balken bilden, sitzt oben ein wohlbeleibter Knabe, indem er mit der Hand das entgegengesetzte freie Ende ergreift. Jedoch jetzt haben wir hier erst die halbe Gruppe ins Auge gefaßt. Der Hercules des Hunnenkönigs hat nicht genug an diesem Knaben und dem Schnellgalgen auf der Nase zu balanciren; hinter ihm steht ein anderer Künstler, der, wie oft wieder auf unsern Jahrmärkten, einen Knaben auf einer Hand mit einem Beine so in schiefer Richtung schweben läßt, daß derselbe mit dem Oberkörper und also mit beiden Armen den schief balancirten Stamm des ersten, vordern Kameraden umfaßt. Nur die kleinste Verletzung des Gleichgewichts, und beide Knaben liegen mit dem Stamme auf der Erde! Zum Überflusse stellt sich noch weiter einwärts ein Künstler mit dem Messerspiele dar, welches uns jetzt ebenfalls so häufig vorgeführt wird, und selbst ein Lustigmacher fehlt nicht, der in einem großen Kaftan und einer lang herabhängenden Kapuze allen fünfen der einen Gruppe zusieht und lustige Glossen darüber zu machen scheint. Wir haben hier also einen Beleg von Dem, was bereits damals ziemlich gemein sein mußte; wie hätte es sonst ein Künstler so treu auf einem Trinkgefäße darstellen können, dessen Besitzer, mochte es nun Attila oder einer seiner Getreuen sein, sich nur darüber freuen konnte, wenn die Abbildung mit Dem übereinstimmte, was die Wirklichkeit oft im Lager bot, wenn lange gerastet wurde? Es scheinen auch noch ähnliche Kunststücke in der nämlichen Reihe dargestellt zu sein, ohne daß sie sich jedoch genau ermitteln ließen; denn selbst J. v. Hammer, der darüber in anderer Art sehr ausführlich berichtet hat, wagt nicht, über sie zu entscheiden. Man kann ziemlich überzeugt sein, daß Alles, was Kunstreiter, Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer u. s. w. produciren, schon vor vielen Jahrhunderten, wo nicht vor 2—3000 und noch mehr Jahren gesehen worden ist. So staunte man z. B. anfangs nicht wenig, als englische Gaukler auf einer Tonne, die auf einer schiefen Fläche lag, balancirend tanzten, indem die Tonne herunter und dann selbst von den Füßen hinaufgetrieben wurde. In Ostindien aber machen die Gaukler solch Kunststück auf und mit einer eisernen Kugel, und da im Orient sich Alles Jahrhunderte hintereinander vom Vater auf den Sohn vererbt, so gab es auch wol schon vor unendlicher Zeit Gaukler dort, die dies viel schwierigere Spiel kannten und übten. Was die Kunst betrifft, auf so einer Kugel zu gehen, so haben wir auch einen Beleg davon im alten Matthäus Parisius.*) Er berichtet, daß am Hofe des Kaisers Friedrich's II., als ihn Richard Graf von Cornwallis besucht habe, zwei saracenische Mädchen, jede auf zwei Kugeln gestiegen und auf und mit diesen hingegangen oder vielmehr hingetanzt seien, wohin sie wollten, indem sie dazu gesungen und tausend Bewegungen der Arme, des Körpers nach dem Takte gemacht, dazu aber in den Händen Castagnetten zusammengeschlagen hätten. Einen andern Beleg, wie alt manches solches Kunststück ist, findet man in dem ebenfalls oft so angestaunten, vor etwa 30 Jahren aus Indien zu uns gekommenen Kunststück, einen Degen durch die Speiseröhre in den Magen zu bringen, was alsdann öfter von deutschen und andern Gauklern nachgeahmt und noch insofern vervollkommt worden ist, daß der Gaukler mit dem Degen im Magen ein Licht vor dem Munde ausbläst. Jedoch schon auf den griechischen Jahrmärkten fand ein Gleiches statt. „Die kurzen Schwerter der Lacedämonier", spottete man, „können von jedem Taschenspieler hintergeschluckt werden!" Denn namentlich fehlte es bei solchen Volksfesten, wie z. B. die Weinlese darbot, nicht an Künstlern, welche diesen Namen führten. Unser Becherspiel war damals so gewöhnlich und so weit getrieben, wie es nur immer von einem Bosco, Döbler u. s. w. gesehen worden sein mag. Die Steinchen, welche statt unserer Kügelchen unter einem Becher bald dalagen, bald verschwanden, kamen oft aus dem Munde des Künstlers zum Vorschein, oder er nahm sie gar einem der nächsten Zuschauer aus der Nase, aus den Ohren, daß diesem Hören und Sehen verging. Bald nachher blies er einen Strom von feurigen Funken aus dem Munde unter die entsetzten Zuschauer, und was dergleichen mehr war. Selbst die Marionetten und Affenkomödie bereits fehlte bei solchen Gelegenheiten nicht!

*) Er lebte im 13. Jahrhundert.

Die Furka.

Jenseit der Furka — schreibt Kohl in seinen „Alpenreisen" — blickt man in einen der geheimsten Winkel der Erde hinab. Es ist ein weites tiefes Erdloch; ringsumher kahle, baumlose Gebirgsabhänge; im Thale graugrüne Weiden, unter Steinblöcken halb verschüttet, Heerden von Kühen, wie kleine Pünktchen darin verstreut. Von Süden läuft der Muttengletscher ins Thal herunter und im Norden in der Tiefe sieht man den untersten Rand des Rhonefirns. Darüber ragen in der Nähe und Ferne zahllose Spitzen empor. Das Muttenhorn und der Galenstock sind die beiden Riesensäulen zur Linken und Rechten, von den Alten die Sonnensäulen (Columnae solis) genannt. In ihrer Mitte steht man in dem hohen Thore des Furkapasses.

Eine zahlreiche Heerde von Vieh — so erzählt Kohl — ging im Sturmschritt mit uns die Furka hinab; mit den Hirten redend, wurden wir in ihr Getümmel verflochten; von den Kälbern gedrängt, von den jungen Rindern gestoßen, den Hörnern der Stiere ausweichend, so kamen wir rasch zwar, aber mit Schweiß und Staub bedeckt in der Tiefe an. Als ich einige Monate später in einem der vielen Volksaufläufe, die wir seitdem in unserm Deutschland gehabt haben, mitten in der Nacht ebenso in das Getümmel einer Volksmasse verflochten wurde, die vor den gefällten Bayonneten einer Soldatencompagnie schreiend im Sturmschritt entfloh, und von den Leuten gehoben, den Bayonneten ausweichend, von Straßenbuben gedrängt, von den Ellbogen der Arbeiter gestoßen, in wenigen Augenblicken an das Ende einer langen Straße wie im Sturm entführt wurde, gedachte ich lachend unsers Marsches von der Furka herab.

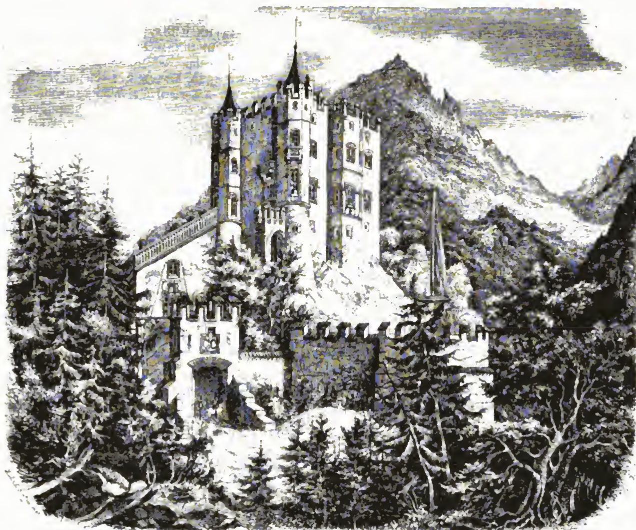
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 380.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [13. April 1850.

Schloß Hohenschwangau in Baiern.



Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

IV. Ostern.

Am ersten Ostertage, heißt es, sind alle Teufel gebunden. Wenn man nach der Frühmesse ein Ei in jeden Hofwinkel rollt, so findet man bestimmt ein Teufelchen in einer unsichtbar machenden Mütze, die man sogleich erhaschen und sich aufsetzen muß. Nur muß man beim Rollen des Eies große Vorsicht beobachten, daß es der Teufel nicht erwische, denn dann verräth der das Ei Rollende den Heiland. Wer aber die unsichtbarmachende Mütze bekommt, kann Alles, was ihn gelüstet, versteht sich ohne von Jemanden gesehen zu werden, wenn er sie aufsetzt. Außer dieser wunderbaren Mütze wünscht Jeder noch den Heckrubel (gleich

Digitized by Google

unserm Heckthaler) zu besitzen, den man nur in der Kirche der Zauberer erhalten kann. Um einen solchen Heckrubel zu kriegen, muß man in der Mitternacht des ersten Ostertages eine schwarze Katze auf einen Kreuzweg tragen, wo sich die Teufel versammeln und sie ihnen zuwerfen, oder anstatt der Katze einen Bindfaden mit vielfachen Knoten und Schlingen; dann muß man rasch den Heckrubel ergreifen und ohne sich umzusehen entfliehen. Aber wehe ihm, wenn die Teufel die Knoten schnell lösen oder die Katze, um die sie streiten, zerreißen und den Fliehenden einholen. Holen sie ihn aber nicht ein und behält er den Heckrubel, bleibt er immer unausgewechselt in der Tasche, was man auch immer kaufe. Will man einen Zauberer erkennen, muß man sich vom Scheitel bis zur Zehe neu kleiden, das erste von einer Henne gelegte Ei nehmen, sich am Ostersonntage vor der Frühmesse auf einen Ort hinstellen, wo man die gesammte Volksmasse übersehen kann und bemerken, ob man nicht einen Menschen mit Hörnern sieht. Zauberer können an diesem Tage nicht in menschlicher, sondern nur in teuflischer Gestalt sich zeigen, weil sie sich dem Teufel zu eigen gegeben.

Die Sonne sogar soll am Ostersonntage ein eigenthümliches Strahlenspiel zeigen und Viele erklimmen daher Glockenthürme und hohe Häuser, um es selbst in Augenschein zu nehmen. Am Grünen Donnerstage schneidet man den Kindern die Haare ab, in der Ueberzeugung, daß sie dann schöner wachsen und die Kinder keine Kopfschmerzen haben werden. Wer einen Tag vor Mariä Verkündigung ein Geschäft beendet, der wird das ganze Jahr hindurch in allen Angelegenheiten glücklich sein. Am Tage Mariä Verkündigung vertheilen die Geistlichen den Bauern Oblaten, die sie unter die Saat mischen. Auch die Diebe betrachten es für nothwendig, am Ostersonntage zu stehlen, um das ganze Jahr hindurch nicht ertappt zu werden. Nach der Frühmesse gehen die alten Weiber die Gräber ihrer nächsten Verwandten zu begrüßen und ihnen zuzurufen: „Christus ist auferstanden."

Es existirt im Volke eine poetische Sage von der wunderbaren Macht dieser Worte. Am Tage seiner Auferstehung hat der Heiland den Hauptteufel Beelzebub in eine Höhle unter seinem Grabe eingeschlossen, daß er von einem Ostersonntage zum andern zwölf eiserne Ketten, zwölf eiserne Thüren und zwölf eiserne Schlösser zernage. Wenn er sie ganz durchnagt, dann erfolgt das Ende der Welt. Satan zernagt zuerst die Schlösser, dann die Thüren und zuletzt die Ketten, aber immer bleiben ihm noch einige Ringe zu zernagen, und er braucht nur noch einmal die Zähne tüchtig zusammenzudrücken, als die Priester auf Erden plötzlich ausrufen: „Christus ist auferstanden!" und die Schlösser, Thüren und Ketten sich wieder zusammenschmieden, der Satan wieder sein ewiges Werk beginnt, das er bis zur Stunde nicht vollendet.

In den slawischen katholischen Ländern bestand die Sitte, sich am Charfreitag besessen zu stellen, sich am Kreuze hinzuwerfen, zu krümmen, zu heulen und vom Munde zu schäumen, um das Mitleid der Leute zu erregen und Geld abzulocken. Manche liefen dann heulend und blasphemirend durch die Stadt, das Volk bekreuzte sich und glaubte, der Teufel rase in ihnen.

In Lithauen verbirgt man am Grünen Donnerstage an einem entfernten Orte Spinnrocken und Spindel, weil man glaubt, daß sie sonst das ganze Jahr von Schlangen umwunden werden. In fast allen Theilen Rußlands wurden für Ostern Ferkel gebraten und die ganze Woche nur diese und geweihte Brote gegessen.

Das erste Erfoderniß aller wohlhabenden Leute ist es, am Ostersonntage einen großen Tisch aufzustellen und mit vielen Speisen zu bedecken, als: gemalte Eier, Ferkel mit Meerrettig zwischen den Zähnen, ein Schäfchen aus Butter, Schinken, Würste, Speck, Käse, Salz. Alles ist mit Blumen bekränzt. In der Mitte steht ein großer Safrankuchen von fast einer Arschine Höhe. Je höher dieser Kuchen, der Ruhm und die Ehre der Hausfrau, desto ehrenhafter ist es für das Haus. Um diesen Kuchen sind wieder welche in kleinern Dimensionen aufgestellt. Der ganze Tisch wird dann geweiht und alle Hausbewohner setzen sich nach der Messe um denselben, um nach der langen Fasten zum ersten male von den Fleisch- und Eierspeisen zu genießen. Die Hauptunterhaltung dieses Tages, besonders beim gemeinen Volke, besteht im Eierschlagen. Der Eine hält das Ei mit der Spitze nach oben und der Andere schlägt mit der Spitze seines Eies darauf. Wessen Ei zerschlagen wird, der hat dasselbe verloren. Die Landleute gehen zueinander, sie begrüßen und beschenken sich gegenseitig.

In Lithauen theilt der Hausherr nach der Messe ein Ei in so viele Stückchen als Familienmitglieder da sind und reicht jedem ein Stückchen mit dem Wunsche, die künftige Auferstehung Christi zu erleben. Alles sitzt zu Hause und man ist sehr zufrieden, wenn an diesem Tage Besuche kommen. Fodert zu dieser Zeit ein Nachbar beim andern Feuer, so wird es zwar verweigert, aber schon die Foderung gilt für ein böses Zeichen. Am zweiten Ostertage begießt man sich mit Wasser und die kleinen Jungen gehen von Haus zu Haus Verse singend, wofür sie Eier erhalten. Sehr poetisch ist der Inhalt folgenden Spruchs:

Ich armer, armer Knabe,
Der Jungfrau Maria Diener,
Ging ins Freie,
Brach ein Zweigchen,
Der Lilie Zweig
Die Lilie erblühte
Am Ostersonntage
Für mich nicht alleine,
Nein, für alle Welt.

Es existirt auch die Sitte, in den Scheunen Wiegen aufzuhängen, in welchen sich Alt und Jung schaukelt, zur Erinnerung an Judas Ischariot, der sich erhängte.

In Kleinrußland werden die Ostern reicher und herzlicher gefeiert als im Norden Rußlands. Auf dem Tische stehen Osterbrote, Kuchen und Torten in einigen Reihen aufgestellt. In einem Kuchen steckt ein geweihter Palmzweig und ein Wachslichtchen; auch ist auf ihm mit Ölfarbe ein Lämmchen mit Fahne und Kreuz gemalt. In allen Farben gemalte Eier und ein Ferkel mit einer Meerrettigwurzel zwischen den Zähnen und eine Masse gebratenen Geflügels aller Art schmücken den Tisch. Ebenso wenig dürfen Getränke aller Gattungen fehlen. Jeden Tag werden bis Mittag Gäste bewirthet und jeder muß, wenn auch nur etwas, zu sich nehmen, um den Hausherrn nicht zu beleidigen. Es wird aber für eine besondere Aufmerksamkeit gehalten, wenn der Gast von Allem kostet, und es fehlt in Kleinrußland nicht an Gästen, welche, Dank sei es ihrem unverwüstlichen Magen, in zehn Häusern den unzähligen Speisen, von deren Last die Tische fast brechen, alle Ehre erweisen.

Beim Eintritt ins Haus geben sich Männer und Frauen ohne Ausnahme den Bruderkuß und reichen sich gegenseitig gemalte Eier (Pissanki). Nirgend aber gibt es so ästhetische und selbst phantastisch gemalte Eier

Digitized by Google

als in Petersburg. Außer einer Unzahl mehr oder weniger werthvoller und selbst künstlerischer Zeichnungen auf Eiern findet man da auch Eier mit mechanischer Vorrichtung, ja selbst mit Musik. Iwan Petrowitsch Kulibin überreichte der großen Kaiserin Katharina ein Ei, welches eine Uhr enthielt, die einen zu Ostern gebräuchlichen Lobgesang spielte.

Die ganze Osterwoche verbringt in Rußland das Volk in Jubel und Freude. In allen Provinzialstädten werden auf großen Plätzen Belustigungen aller Art, Ringelspiele, Schaukeln in allen Formen errichtet, und Instrumente, die nur in Rußland heimisch sind, wie auch Geigen und Trompeten begleiten mit lustigen Klängen den Frohsinn der Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Das Findelhaus in Paris.

Es gibt wol kein öffentliches Gebäude, dessen Anblick so geradezu den peinlichen Gefühlen widerspricht, die bei dem Gedanken an seinen Zweck in der Brust lautwerden, als das Hospital der Findelkinder zu Paris. Man wähnt bei dem Eintritt auf nichts als Thränen und schmerzliche Eindrücke zu stoßen, und kaum vernimmt man das Gewimmer der neugeborenen Kindlein; man macht sich auf erschütternde Gemüthsbewegungen gefaßt, und man begegnet nur Blumen, guten grauen Schwestern, schneeweißen Vorhängen, Crucifixen und blonden Engelsköpfchen, indem man zwischen zwei Reihen Wiegen hinwandelt wie zwischen wohlgeordneten Blumenbeeten eines Gartens.

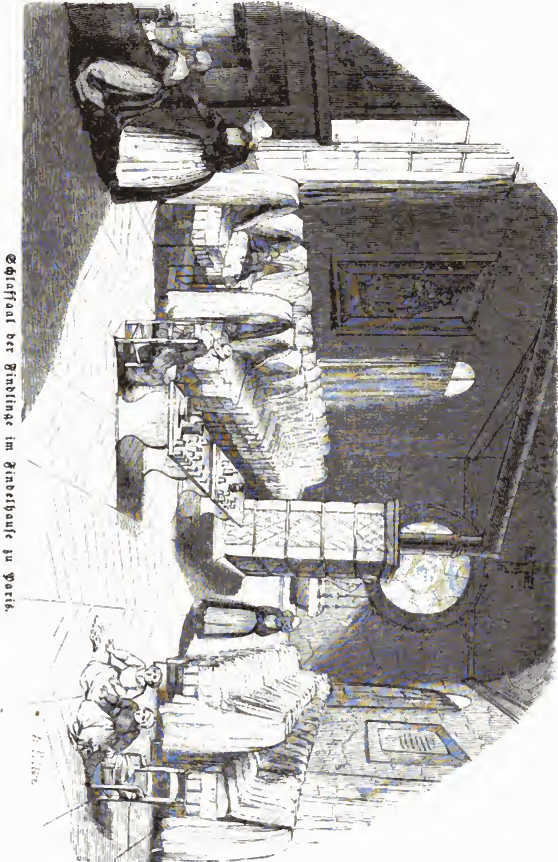
Als ich vor dem äußern Gitterthore anlangte, fiel mein Blick auf einen Behälter, einen Drehkasten, der zur rechten Hand des Thors zwischen zwei Schubwänden nach innen und nach der Straße sich öffnet. Dieser Drehkasten hat die größte Ähnlichkeit mit einem Briefkasten. Vormals legte darin eine unglückliche Mutter unter dem Mantel der Nacht und des Geheimnisses ihr neugeborenes Kind nieder, zog die Glocke, um die wachthabende Schwester darauf aufmerksam zu machen und entfloh dann im Schatten des Dunkels mit Thränen oder Gewissensbissen. Gegenwärtig hat ein ehedem häufig vorgekommener Misbrauch eigener Art hierin eine Abänderung nöthig gemacht. Nicht selten fand man sonst am Morgen in dem Drehbehälter todte Kinder, die man dahin gelegt hatte, um die Begräbnißkosten zu sparen. Dieser Misbrauch ist aber jetzt unmöglich gemacht worden. Eine graue Schwester wacht die Nacht über am Eingange des Sprachzimmers und empfängt die kleinen Ankömmlinge; der Drehbehälter öffnet sich nicht mehr, ist in seinen Angeln verrostet und dieser Weg hat so den Reiz des Geheimnißvollen verloren. Heutzutage gibt man sich keine Mühe mehr, zu verbergen, daß einem ein Kind zur Last falle; mag es in einem Palaste oder in der Dachkammer geboren sein, mag es die Kalesche oder der Tragkorb überbringen, mag es in Windeln mit Spitzen besetzt oder in wollene Lumpen gehüllt sein — es ist ein Hausgeschäft, eine Familienangelegenheit, die man freundschaftlich miteinander bespricht. Man überreicht das Kind im Sprachzimmer am hellen Mittag; man empfiehlt es der sorgfältigen Pflege der Schwester, nennt vielleicht auch den Namen des Vaters und geht ab. Das unglückliche Geschöpf mag dann schreien, sterben, von dem Anatomen zerschnitten, seine zerstückten Glieder in einen leinenen Sack genäht und in die allgemeine Begräbnißgrube des Kirchhofs ohne Sang und Klang geworfen werden —, man glaubt doch die äußere Ehre gerettet zu haben. Manchmal zeigt es sich freilich, daß das Herz der Mutter bei dieser schmerzlichen Trennung vor Leid zerspringen möchte; ihre Hände zittern, indem sie das Windelzeug aufwickelt, sie hält das Kind, von dem sie nie den süßen Mutternamen hören wird, lange in ihren Armen und benetzt es mit Thränen. Man hat rührende Auftritte dieser Art erlebt. Es gibt arme Arbeiterinnen, die ihren Neugeborenen mit einem Bande um den Hals, mit einer Schnur oder einem alten Ringe bezeichnen, die ihm einen geliebten Namen beilegen und die Schwester bitten, ihm denselben zu lassen. Solche arme Leute kommen jeden Monat, jede Woche und erkundigen sich mit älterlicher Besorgniß nach dem Befinden des verlorenen Kindes, denn sehen dürfen sie es nie wieder. Selbst wenn es stirbt, wird ihnen die Leiche verweigert, die Anatomie hat darauf gegründetere Ansprüche. Es gab Mütter, die den Schmerz der Trennung von ihrem Kinde nicht ertragen konnten und zu einem zärtlichen Betruge ihre Zuflucht nahmen, indem sie sich als Ammen verdingten, um ihrem Kinde die Brüste reichen zu können.

Bei der Aufnahme eines Neugeborenen in dem Findelhause werden die genauesten Umstände, die seine Ueberlieferung begleiteten, in ein Register aufgezeichnet. So wird z. B. darin bemerkt, ob das eingeschriebene Kind in grobe Leinwand oder in ein Spitzenhemd gekleidet oder nackt übergeben wurde; man fügt hinzu, ob die Ältern geweint oder nicht, die Worte, die sie gesprochen, ihre Bitten, ihre Kaltblütigkeit oder Freude und ängstliche Besorgniß; man schreibt Tag und Stunde, wo man es überbrachte, sowie die Namen des Kindes auf, wenn es bereits einen hatte. Endlich wenn die Waise stirbt, wird auch ihr Tod angemerkt. Dieses Verzeichniß bildet bändereiche Annalen und einen Abriß der seltsamsten Chronik, die wol je geschrieben worden ist. Außerdem wird dieses Memorandum des Hospitiums, dieses große Buch der Schuld auch noch zu einem nützlichen Zwecke abgefaßt. Wenn Jemand aus den Händen des Staats sein Kind zurücknehmen will, liefern die alten und vergelbten Blätter das Signalement, allein man muß das Erinnerungsvermögen dieses Verzeichnisses mit schwerem Gelde auffrischen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Stadt Paris im Vergleich zu andern Hauptstädten von Europa und im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl am wenigsten Findlinge in ihr Findelhaus aufnehmen sieht, und dennoch ist es eben Frankreich, das am wenigsten für das Schicksal dieser Abkömmlinge des Elends Sorge trägt. Zu London erhält die Erziehung dieser verwaisten Kinder durch die Franklin'sche Schule und die Gastlichkeit eines gewerbfleißigen Volkes ihre eigenthümliche Richtung. Man gibt sich sogar die Mühe, ihnen gute Sitten und Tugenden beizubringen, was in Frankreich nicht der Fall ist. In Rußland und Neapel prüft man zuvor die Fähigkeiten des Zöglings, ehe man ihn zu einem Handwerk bestimmt. In Paris erhält der kaum mündig gewordene Findling mit dem Abschiede aus der Anstalt ein Patent auf bürgerliche Niederlassung. Der Staat, der diese Unglücklichen wie den Taback auf Regie behandelt, läßt sie in unausgeschiedener Masse für die unterste Stufe der gesellschaftlichen Verhältnisse erziehen, unter die sie, sie mögen wollen oder nicht, mit der Mitgift einer beschränkten Erziehung eingeschoben werden. Und soll man noch

Digitized by Google

hinzufügen, daß nur die Hälfte derselben sich dieses dürftigen Erbtheils zu erfreuen hat, da die andere, decimirt durch die Beraubung der Muttermilch und durch ungeschickte Behandlung dahinstirbt? Fast drei Fünftheile der Findlinge kommen im ersten Jahre ihres Alters ums Leben. Von den Neugeborenen stirbt der vierte Theil in den ersten fünf Tagen und mehr als zwei Drittheile nach dem ersten Monat. Fünf Jahre nach dem Tage, wo acht Findlinge miteinander der Anstalt übergeben werden, würden nur noch drei am Leben sein. Noch zwölf Jahre hinzugethan und man wird nur noch einen einzigen übrighaben. Allein man muß zugeben, daß Kunst und Verwaltung nicht hinreichen, diesen schrecklichen Verheerungen entgegenzuarbeiten; diese hängen von tausend localen und gesundheitlichen Ursachen ab, die außer ihrem Bereiche liegen. Übrigens kann man die tröstliche Gewißheit hinzufügen, daß die Zahl dieser Sterblichkeit von Tag zu Tag abnimmt, und die neuerdings erzielten Resultate haben dem Wesen der Anstalt, wie sie vor 40 Jahren bestand, durchaus ein verändertes Ansehen gegeben. Gegenwärtig bringen bequeme Wagen die Säugammen



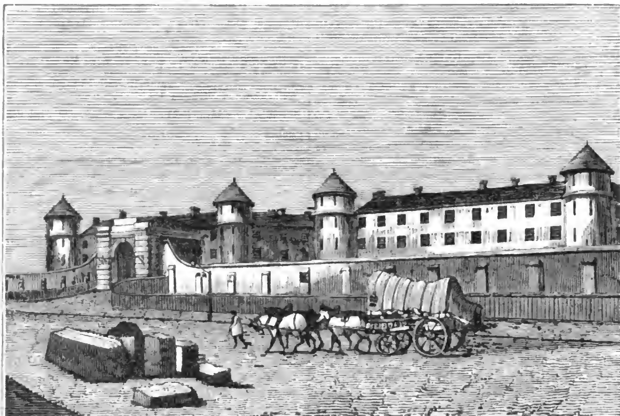
Schlafsaal der Findlinge im Findelhause zu Paris.

Digitized by Google

vom Innern des Landes nach Paris und jedes Departement besitzt eine Filialanstalt des Findelhauses, wo die Neugeborenen aufgenommen werden, bevor man sie nach der Hauptstadt bringen läßt. Wenn das gegenwärtig befolgte System die bedauerlichen Spuren der Unvollkommenheit verwischt hat, was allerdings verdienstlich genug ist, so sind daraus auf der andern Seite auch wieder nachtheilige Folgen hervorgegangen. In Frankreich wie in den andern Staaten des Continents steht die fortschreitende Verbesserung der Findelhäuser in geradem Verhältnisse zur anwachsenden Zahl der Findlinge. In den letzten Jahren vorzüglich hat die Zahl der Neugeborenen, die zu Paris in die Anstalt gebracht wurden, um ein Drittheil zugenommen.

Neben dem freundlichen Eindrucke, den man empfindet, wenn man die zwei Reihen Wiegen durchwandelt, aus denen liebliche Engelsköpfchen schauen, stößt man aber auch auf Peinlichkeiten, und ein Schauder überläuft einen, wenn man in den abgesonderten Saal tritt, wo weiße und grüne Körbe unter ihren Vorhängen die siechen Findlinge wiegen. Hier liegen die unglücklichen Geschöpfe, manche mit einem Engelslächeln, andere von Schmerz ergriffen und den Mund geöffnet, als wollten sie die Seele aushauchen, die schon auf den Lippen schwebt; andere blicken uns starr mit großen blauen Augen an, die von so lebhaftem Glanze strahlen, daß man sich gerührt über ihre Wiegen beugt — es sind Leichen. An der Mauer hin gereiht liegen diese kleinen Schläfer, um nie mehr zu erwachen. Wenn man indeß die Sorgfalt sieht, mit der die Schwestern des heil. Vincent de Paula um diese armen Wesen beschäftigt sind, so erräth man, daß sie das würdigste Werk ihres christlichen Berufs in der Pflege dieser unglücklichen Geschöpfe finden. Sobald eins derselben gestorben ist, wird auf die kleine Leiche ein Kreuz gelegt, man läßt die Vorhänge nieder und legt zu seinem Kopfe eine kleine Krone von Maßliebe und Immortellen. So bleibt es einige Stunden unter seinen Unglücksgefährten liegen, bis es in die gemeinschaftliche Begräbnißgrube eingesenkt wird.

Das Stadthaus Guildhall in London.



In dem großen, uralten, gothischen Gebäude Guildhall kommt die Bürgerschaft von London zusammen, um sich über städtische Angelegenheiten zu berathschlagen, oder hohen fremden Herrschaften sowie dem eigenen Königshause und dem Parlament irgend ein Fest zu geben, denn die im Erdgeschoß befindliche Halle hat Raum genug, 1000 Personen zu bewirthen, indem dann ebenso viele Paare tanzen können. Sie hat eine Länge von 153 Fuß und eine Breite von 48 Fuß, wie denn überhaupt das Ganze durch sein Alter, durch seine Höhe — vier Stockwerke? — seine feste Bauart zwar das Alterthum beurkundet, aber doch auch einen imposanten, ehrwürdigen Eindruck macht, den dann noch so manche alte Bildwerke, Tapeten, Möbeln, Gemälde u. s. f. besonders bei kunstreicher Draperie bedeutend erhöhen. Der Eingang allein ist neuern Ursprungs, wenngleich auch im Stil zum Ganzen passend, und stammt aus dem Jahre 1789.

Digitized by Google

Fahrten und Streifzüge eines Engländers im Stillen Meer, an der Westküste von Südamerika und im Innern Californiens.

(Fortsetzung.)

Auf der Fahrt vom Vorgebirge Blanco nach Californien landet der Stratford zuerst auf der Cocosinsel. Hier wie allerwärts unterlassen der Doctor und seine treue Rothhaut nicht ihre gewohnten Streifzüge in die Umgegend. Auch diese Cocosinsel ist ein Paradies, ein Garten Gottes. An dem üppiggrünenden blumengeschmückten Ufer eines spiegelhellen Sees mitten in einem schroffen, felsenzerklüfteten Thale sitzen die Gefährten und schmausen eben an ihrem Reisefrühstück, als ihnen plötzlich wie aus der Erde gewachsen eine ganz unerwartete Bekanntschaft aufstößt. Es ist dies weder ein Jaguar, noch ein Alligator, noch eine Klapperschlange, sondern ein Menschenkind, wunderlich robinsonartig angethan mit rothem Hemd, ziegenhärenen Kamaschen und einer ungeheuren Pelzmütze. Und wirklich — der hohe wunderliche Mann, der die Schmausenden auf gut Englisch begrüßt und sie freundlich in seine mit allen Bedürfnissen eines tropischen Einsiedlerlebens wohlversehene Hütte ladet, ist auch eine Art Robinson. Ein Schiffbruch warf nebst mehren Unglücksgenossen Mr. Stephenson auf diese Insel. Jene waren Spanier und gründeten mehre Meilen von diesem Orte eine eigene Colonie. Mr. Stephenson zog es vor, für sich zu bleiben und führte so, abgeschieden von Allen, ein vollständiges Einsiedlerleben eine geraume Zeit, bis er endlich, von Sehnsucht nach Menschenverkehr wieder erfaßt, eines Tages seine Robinsonhütte in Stich ließ und mit günstiger Gelegenheit wieder nach Lima zu seinem Gewerbe als Kaufmann zurückkehrte.

Endlich läuft der Stratford in die weite schöne Bucht von San-Francisco ein, und hier ist es, wo unser Tourist sich von seinem treuen rothhäutigen Gefährten trennen muß. Es hat nämlich Dr. Coulter in Folge seiner unbezwinglichen Lust an Abenteuern sich eine Erkältung zugezogen, was ihn nöthigt, in einer der Missionen von San-Francisco, wo ihm von den menschenfreundlichen Priestern Pflege und Gastfreundschaft geboten wird, längere Zeit zu verweilen. Freund Jack dagegen, an das herumstreifende Leben gewöhnt, hält das lange Stationiren nicht aus und beurlaubt sich von seinem Gebieter nach den californischen Wäldern. Auch der Stratford lichtet bald die Anker nach Australland, nachdem der Capitain mit unserm Touristen die Abrede genommen, drei Monate später auf Otaheiti zusammenzutreffen.

Während Dr. Coulter den stillen Aufenthalt in der Mission zunächst für Wiederherstellung seiner Gesundheit benutzt — die er vorzüglich durch Dampfbäder, in einem lufterwärmten Ofen genommen, welcher sehr einfach in einer Art Hütte besteht, kegelförmig, aus Weiden geflochten und mit einer dichten Lehmlage überzogen — findet sich dabei für ihn Muße genug, mit der Beschaffenheit, dem Wirken und der Geschichte dieser Missionsanstalten genau bekannt zu werden.

Betrachtet man diese stattlichen, umfangreichen Niederlassungen, deren fünf an der Zahl: Dolores, San-José, San-Francisco, Santa-Clara und San-Rafael, sich längs der Bai von San-Francisco hinstrecken, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, so merkt man freilich nichts von den dürftigen Anfängen, von den ungeheuern Schwierigkeiten, Hindernissen und Gefahren ihrer ersten Entstehung. Man denke sich ein wahrhaft kolossales Gebäude, dessen ungeheurer Umfang eine unendliche Masse kleiner Zellen umschließt, die nach tropischer Sitte selbst mit einer kleinen, auf hölzernen Pfeilern ruhenden Vorhalle versehen sind. So groß ist die Zahl dieser Zellen, daß ihre Gesammtzahl 12—1500 Familien aufnehmen kann. Dies ist der wirklich imposante Anblick eines solchen Missionshauses. Nun denke man sich noch hinzu die ausgedehnten Gehöfte, Umpfählungen und Umzäunungen für die Hausthiere: Pferde, Rindvieh, Schafe u. s. w., wovon jede Mission einen Überfluß besitzt, und dies alles im Schoose der herrlichsten Natur, umschlossen von prächtigen Laub- und Tannenwäldern, welche von Wild strotzen; von duftenden Wiesengründen, schattenreichen Nußbäumen, würzigen Magnolien, zwischen deren Zweigen der graue Papagei, das Birkhuhn, das Guineahuhn ihre Nester bauen; von Seen, die von Fischen und Wassergeflügel aller Art wimmeln, und dann im Hintergrunde die Kette blauer Berge, wo Panther nnd Kuguar, besonders aber der graue Bär, das stärkste und gefürchtetste Raubthier Californiens, hausen, und man wird der Phantasie ein Landschaftsbild geboten haben, wie es die Natur nur in ihren auserlesenen Weihestunden hervorbringt.

Gehen wir aber auf die erste Entstehungsepoche dieser Missionsanstalten, in welchen gegenwärtig nicht weniger als 15,000 für das Christenthum gewonnene Indianer mit ungefähr 300 Weißen wohnen, zurück, so stellt sich dies großartig reizende Bild freilich weit anders. Damals mußten sich die an Entsagung gewöhnten Verbreiter der christlichen Lehre mit einem kleinen Gehöfte, einem winzigen Wohnhause, an welches eine kleine Kapelle stieß, begnügen. Und wäre mindestens dieser dürftige Besitz gefahrlos gewesen! Allein zuerst waren es die wilden Indianerstämme, die diese Niederlassungen wieder und immer wieder zerstörten. Dann, wenn die Beharrlichkeit der Brüder unter Mühe, Schweiß und stets aufs neue drohender Gefahr sich eine neue Stätte bereitet hatten, wurden sie nächtlich von umherstreifenden Banden europäischer Freibeuter überfallen, beraubt und gemißhandelt. So gab es für diese standhaften Männer täglich neue Mühsal, Arbeit, Entbehrung und Gefahr. Dennoch überwanden sie, wie der Apostel sagt, in dem allen weit.

Man muß den Jesuiten, welche diese Missionsniederlassungen zuerst gründeten, den Ruhm eines seltenen Muthes, einer unermüdlichen Standhaftigkeit und einer hohen Begeisterung für ihren erhabenen Zweck unbestreitbar zugestehen.

Nachdem endlich die Missionare mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer eine bedeutende Strecke Landes urbargemacht hatten, kamen sie, um die Hauptsache, die Menschen, für ihr kleines Gottesreich zu gewinnen, auf eine List, deren Ausübung in der That das Gelingen des Unternehmens und das Aufblühen ihrer Colonien bedeutend gefördert hat. Die Brüder fingen nämlich zuerst einige wilde Indianer förmlich ein, hielten sie eine Weile in der Mission gefangen, behandelten sie währenddem aufs beste und ließen sie dann wieder frei. Es war eine Jagd auf Menschen, aber um sie für ein Höchstes zu gewinnen. Damit war jedoch der Zweck noch nicht erreicht, sondern der geschickte Vogelsteller, wenn sein Fang die Mühe lohnen soll, bedarf auch der Lockvögel. Diese fanden sich bald; man verschrieb nämlich aus einigen blühendern Missionen des Südens eine Anzahl schon getaufter Indianer und vermittelte auf geschickte Weise die Berührung dieser Insassen mit den wilden Stämmen

Digitized by Google

im Freundlichen wie im Feindlichen. Im letztern Falle fehlte es nicht an Gefangenen, die man einbrachte, und die bei ihrem Einbringen sich nichts Gewisseres vermutheten als den Tod unter grausamen Martern als gerechte Vergeltung ihrer frühern Raubthaten. Statt dessen löste man liebreich ihre Fesseln, zeigte ihnen die zuvorkommendste Güte, speiste, tränkte, pflegte sie, gab ihnen tausend Beweise des Wohlwollens und entließ sie dann, überrascht und schon halb gewonnen von soviel Huld, mit Geschenken für sich und für ihre Brüder draußen. So schafften es die frommen Brüder, daß viele freiwillig in die Gefangenschaft zurückkehrten, viele, begierig, ein solches Loos zu theilen, sich ungerufen einstellten. Und sehr geschickt wußten die Väter Jesu alsdann die Arbeitskräfte dieser Gewonnenen zu benutzen, dergestalt, daß ihre Colonien, von Jahr zu Jahr sich vergrößernd, allmälig den Stand ihrer gegenwärtigen Blüte erreichten.

Wunderbar ist es, wie nun alle diese wilden Naturen und Kräfte sich fügsam, willig, beinahe freudig gebeugt haben unter das Joch, von welchem der Heiland, der es der Menschheit auferlegte, freilich selbst sagt, daß es sanft und leicht sei, das aber doch heutigen Tages von diesen frommen Brüdern oft nicht allzu glimpflich gehandhabt wird. So erzählt unser Tourist, daß es oft vorkomme, daß der Missionar seine Schüler gleich einer Heerde mit der Peitsche in die Kirche oder auch auf das Feld zur Arbeit treibe. Doch selbst in diesem Misbrauch offenbart sich die göttliche Gewalt des Christenthums. Wenige Wochen in der Mission verlebt, zähmen den Wilden der Steppe zum unbedingtesten Gehorsam, sodaß es nur eines Zeichens bedarf von seinem geistlichen Vater und Lehrer, um ihn auf der Stelle zur Vollziehung alles Dessen zu vermögen, was ihm geboten wird. Dafür wissen aber auch auf der andern Seite die Väter der Mission der Menschennatur, der Natur dieser Menschen zur rechten Stunde ihr Recht und ihre Freiheit zu lassen. Diese Zeit und Stunde findet sich an den Sonntagen jedesmal nach geendigtem Gottesdienste. Alsdann sieht man auf den Freiplätzen ein reges, sprühendes Leben sich entwickeln; alsdann kommt der muthige Geist der Prairie, der unbändigen Freiheit wieder über diese Menschen. Sie tummeln sich auf Pferden im Wettlauf und Ringen, in Zweikämpfen, Stiergefechten und kriegerischen Tänzen. Sie jauchzen vor Kraftgefühl und Freude, und die reiche, malerische Tracht, die sie bei diesen Gelegenheiten anlegen, erhöht noch den Reiz dieser Scenen wilder Lust. Das Beinkleid von Damhirschhaut, der plaidartige gewürfelte Mantel, der malerisch über ihre Schulter fällt, das Diadem von Silber, das auf ihrer Stirn funkelt, der Kopfputz reich mit wallenden Federn geziert, dazu die kunstfertig gehandhabte Büchse, der geschwungene Tomahawk — was könnte es Schöneres, Kräftigeres, Malerischeres geben? Und dies sind dieselben Leute, die ruhig, folgsam, freudig auf einen Wink ihrer Lehrer ins Gleis der Ordnung zurückkehren; dies sind dieselben Hände und Glieder, deren sehnige Kraft und Ausdauer weite unermeßliche Strecken des freilich ergiebigsten Bodens urbar gemacht und auf das Herrlichste angebaut hat.

Bei diesem Anlaß bemerkt unser Tourist in Bezug auf den neuen Reiz und Aufschwung, den Californien durch die unlängst entdeckten Goldschätze gewonnen hat, sehr richtig, daß die segensreiche Bedeutung, welche dieser bevorzugte District der Erde für alle Zukunft gewinnen wird, beiweitem am wenigsten in Dem besteht, was jetzt dort ausgebeutet wird. Man findet dort jetzt Gold, wäscht es aus u. s. w., aber wenn erst die eigentlichen Minen, die vielleicht in unermeßliche Tiefen und Weiten sich erstreckenden Adern, von geregeltem Menschenfleiß bebaut, ihre Reichthümer zutagefördern werden; wenn dieser geregelte Bergbau und Gewinnst unerschöpflicher Massen nun mit dem Ackerbau, den die Natur Californiens so sehr begünstigt, Hand in Hand gehen wird und beide Gewerbszweige, sicher die edelsten, die es geben kann, auch eine bisher ungeahnte Blüte des Handels hervorrufen werden, dann wird einst San-Francisco, von der Natur selbst zum großartigsten Hafenplatz gebildet, Stapelort und Vermittlungspunkt zugleich werden zwischen dem Innern Amerikas und den Meeren, die Indiens und Chinas Küsten bespülen.

Von diesen Aussichten und Idealen, die jedoch eine nähere Zukunft verwirklichen kann, als wir heute vermuthen, wenden wir uns zu einem Individuum sehr heterogener Art, zu niemand Anderm als — dem grauen Bär. Unser promovirter Tourist, obwol als Schütze noch sehr in der Sphäre des Dilettantismus befangen, kann nun einmal das Schweifen und Abenteurern nicht lassen, und auch der graue Bär, der Hauptinsasse der Bergesdickichte Californiens, muß daranglauben. Dieses Thier, das uns, soviel mir bewußt, noch keine Menagerie gezeigt hat, ist gewiß eins der grausamsten, stärksten und unbezwinglichsten Raubthiere. An Stärke den Bison weit übertreffend, scheut es nicht einmal die angezündeten Bivouacfeuer der Jäger, die alle andere Raubthiere mehr oder weniger fürchten, und sein Fell ist so dick und hart, daß er die Kugeln abschüttelt wie die Bolzen einer Armbrust. Dabei ist dieser graue Bär die größte aller Bärarten und grausamer selbst als der Jaguar. Das Exemplar, auf welches Dr. Coulter in Gesellschaft einiger Indianer Jagd machte, fiel erst unter der funfzehnten Kugel, nachdem es schon von einem Dutzend Kugeln fast durchlöchert, noch stundenlang vor den Schützen hingeflohen war, und auch jetzt noch mußte erst ein herzhafter Hieb mit dem Tomahawk seinem amphibienzähen Leben ein Ende machen.

(Beschluß folgt.)

Der Mensch und die Pflanzenwelt.

Es gibt wol kaum einen Menschen, der nicht seine Freude an den Kindern der Flora hätte. Der Arme wie der Reiche, der Mann wie das Weib, der Greis und das Kind — sie Alle freuen sich, lebhaft oder im Stillen, über das Hervorkommen, das Blühen, das Wachsen der Blumen, die sie in halbzerbrochenen Scherben pflegen und warten, wenn ihnen die Mittel fehlen, sich die schönen Vasen der reichern Dame dazu anzuschaffen. Der reiche Mann, der auf dem Wege von der Börse nach seinem Landhause nichts als den Curs der Staatspapiere im Kopfe hat, verfehlt doch nicht, am nächsten Morgen in seinem prachtvollen Gewächshause eine Blume zu pflücken und sein Knopfloch mit derselben zu zieren, während sein Diener ein Gleiches thut, indem er sich, ehe er aufs Comptoir geht, von einer wandernden Blumenhändlerin eine duftende Rose oder Nelke einhandelt. Selbst im ärgsten Gewühl der geschäftigen Stadt verläßt den Menschen selten solche Neigung zur Blumenwelt. Wem die Arbeit verwehrt, aus den dunstigen Häusern und Straßen hinaus zu ihr ins Feld und den Garten zu wandern, freut sich schon, wenn er nur ein Glas frischer Blu-

Digitized by Google

men am Fenster oder ein Topfgewächs vor demselben sieht und ihren Duft einathmet, ja vielleicht genießt er ihre Reize mehr und inniger als der Besitzer des ansehnlichsten Parks und Treibhauses die botanischen Schätze beider Indien. Ein einzelner Baum, der sich in halb wunderbarer Weise auf der Straße einer bevölkerten Stadt erhielt, ein Weinstock, der an der Mittagsseite eines Hauses hier einzeln emporrankt, macht nicht allein seinem Besitzer, sondern Jedem, der ihn hier sieht, unverkennbare Freude. Der Erstere hat das ganze Jahr hindurch einen stillen Genuß, wenn er ihn knospen, ausschlagen, sich völlig entfalten, endlich sein Laub verlieren und doch auch da schon die Kinder des künftigen Frühlings wieder keimen sieht. Der Wanderer stutzt anfangs darüber, wie wenn man unvermuthet ein angenehmes Bild gewahr wird, oder eine hübsche Melodie hört, und sollte sie auf einer Drehorgel gespielt werden; aber es bemächtigt sich seiner das Gefühl einer gewissen wohlthätigen Ruhe der Seele, des innern Friedens, das Bewußtsein, daß es noch etwas Höheres gibt als das ewige Streben, Kämpfen und Abmühen des alltäglichen Lebens.

Noch viel mehr steigert sich aber solch geistiger Genuß, wenn der Mensch sich mit der Pflanzenwelt genauer bekanntgemacht hat.

Ein Veilchen, das am Ufer steht,
Ist für Den, der vorübergeht,
Nichts als ein stilles Veilchen.

Wie ganz anders jedoch gestaltet es sich dagegen gleich jeder andern Pflanze bei näherer Betrachtung, bei näherer Kenntniß! Welche Mannichfaltigkeit der Formen, welche bestimmte Wahl des Ortes, wo sie wachsen! Welche Einwirkung der Umgebung! Welche Verwandlungen und Übergänge vom ersten Hervorbrechen aus dem Schoose der Erde bis zum Reifen des Samens und Absterbens! Welcher mannichfache Bau von Zellen und Gefäßen und dem Marke, dem Safte im kleinsten Blümchen wie in der riesenhaften Eiche! Der grüne Mantel, der sich oft wie ein Teppich über unsere Teiche ausbreitet, gibt hier gerade soviel zu forschen wie die Ceder des Libanon. Und die unendlich mannichfachen Gestalten, überall bedingt durch den Boden, den Ort, wo sie zum Vorschein kommen! Jeder Berg, jedes Gewässer, die verschiedenen Felsenarten, die Pflanzen selbst wieder unter gewissen Umständen, sind ebenso viel Felder, wo sich eine Pflanzenwelt fast vor dem sehenden Auge selbst zu entwickeln vermag. Die Rinde eines Baumes bietet Raum zu einem Walde von Moosen und Flechten, und oft verschlingen sich die erstern zu unendlich langen Blumengewinden, indem wol gar die mannichfachsten Schlingpflanzen jeden Pfad zu verwehren streben. Jedes Blatt kann ein Feld für eine kleine Pflanzenwelt werden, wenn sie auch nur dem unbewaffneten Auge sichtbar sein sollte. Die dürre Haide und der schwarze Moor haben so gut ihre Pflanzenwelt wie die smaragdene Wiese, voll glänzender Blumen, die in aller Pracht ihre Häupter emporheben. Jeder Fußbreit Landes, jede Elle Höhe, möchte man sagen, hat ihre eigenthümlichen Bewohner der Art. Sowie sich der Boden und die mittlere Temperatur einer gegebenen Gegend ändert, so ändert sich auch der Charakter der sie schmückenden Pflanzen. Das Thal hat Kinder in der Art und nicht minder der Rücken des Berges, und jedes Thal und jeder Berg nach Maßgabe der geographischen Breite und Länge. Sandboden und Granit, Kalkstein wie Moorboden, Seen, Teiche, Flüsse, Bäche, Inseln, Halbinseln: alle bieten an sich weniger Verschiedenheiten als durch die große und kleine Pflanzenwelt, welche auf ihren Flächen zur Zierde wie zum Wohlsein von allen Geschöpfen wuchert, die mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar zu ihrem Bestehen auf sie angewiesen sind. Es gibt vielleicht kaum zwei Grade der gesammten Erdfläche, wo, Das abgerechnet, was der Mensch hinzuthut, eine und dieselbe Pflanzenwelt gefunden würde; jede Breite hat ihre eigenen, und wie solche unendliche Mannichfaltigkeit durch die einfachsten Gesetze bestimmt und hervorgebracht werden kann, ist ein Räthsel, dessen Auflösung dem Menschen wahrscheinlich nie gelingen dürfte.

Der Sekretair.



Über die Naturgeschichte dieses Vogels vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 43.

Der Löwe als Wächter des Heiligthums.

Die Sitte, Löwen an den Eingang heiliger Gebäude als Wächter zu stellen, leitet man von den Ägyptern her; sie hatten bekanntlich den Glauben, daß der Löwe mit offenen Augen schlafe. Eine fabelhafte Geschichte dieses Thiers hat sich auch bei Griechen und Römern schon frühzeitig ausgebildet, und aus dem Salomonischen Tempel ist das Symbol des Löwen häufig in christliche Kirchen übergegangen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 381.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [20. April 1850.

Pierre Beaumarchais.



Pierre Augustin Baron de Beaumarchais gehört zu den merkwürdigsten Männern des 18. Jahrhunderts als Dichter wie als unternehmender Geist und ausgezeichnet durch seinen Muth, mit welchem er dem berühmten Clavigo in Spanien sowie den französischen Ministern in Privatstreitigkeiten entgegentrat. Für uns ist er noch merkwürdig durch seine „Hochzeit des Figaro", welche zu ihrer Zeit den pariser Hof so persiflirte, daß man sie als einen Vorläufer der bald erfolgenden Revolutionsstürme betrachten kann. Durch sie, zur Oper bearbeitet und von Mozart in Musik gesetzt, sowie durch den „Barbier von Sevilla", den Rossini componirte, lebt er heute noch unter uns, obschon er 1799 und zwar in sehr zerrütteten Umständen starb. Auch Goethe's Trauerspiel „Clavigo" hat seinen Namen in Deutschland sehr geläufig gemacht, so wenig es auch auf wirkliche Ereignisse gegründet ist.

Digitized by Google

Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

V. Die Nixen oder Russalki.

Die Slawen hatten noch als Heiden geheiligte Flüsse, Haine und Zauberwesen der Gewässer. Die Russen schrieben den Seen und Flüssen eine besondere Weihe zu. Bei Augenschmerzen wuschen sie sich mit Wasser aus Heilquellen und warfen silberne Münzen in dieselben. Sie beteten auch hohle Bäume an, besonders Birken und Linden, die sie mit Tüchern umwickelten. Am geheiligtsten waren ihnen alte Eichen. Es wurde kein einziges Opfer gebracht, ohne es vorher mit Eichenzweigen zu bekränzen; keine einzige geheimnißvolle Ceremonie war den Göttern so angenehm, als wenn sie dieselbe unter dem Schatten einer Eiche vollzogen. Davon schreibt sich noch das Bestreuen mit Schilf und das Aufstellen der Birken in der Pfingstwoche her. Die Russen glauben, daß Bäume, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen, die bösen Geister verjagen und nicht zulassen, daß die Wassernixen (Russalki) die Menschen necken. Die Slawen bevölkerten ebenso wie die Griechen die Welt mit göttlichen Wesen, stellten sie sich aber als Riesen vor mit vielen Köpfen und umgaben sie mit Schlangen, Fröschen und Eidechsen; sie beugten das Knie vor Göttern von solcher Größe, daß mehre Gespann sie nicht vom Platze bewegen konnten.

Die Russalki sind noch jetzt Gegenstände abergläubischer Verehrung. Ihr Ursprung ist folgender. Das Volk, die heidnischen Begriffe der damaligen Zeit in sich aufnehmend, schuf aus den griechischen Nereiden und Hamadryaden, wie aus den römischen Najaden die sogenannten Russalki. In Lithauen heißen sie Ondini, in Serbien Willi, die auf Bergen, Felsen und an den Ufern der Ströme leben. Sie sind jung und schön, tragen dünne weiße Kleider, ihr langes Haar wallt auf Rücken, Brust und Schultern; sie fügen dem Menschen kein Leid zu und erzeigen ihm sogar, wenn sie Lust haben, Wohlthaten. Man betrachtet sie als unschuldige und reizende Wesen und vergleicht deßhalb in Serbien die Jungfrau einer Willi. „Sie ist so reizend wie eine Gebirgswilli", heißt es. Sie sammeln die Wolken, bereiten Blitz und Donner, und des Abends versammeln sie sich und tanzen mit einem Ritter den Rundtanz. Jeder andere Sterbliche bezahlt, wenn er zufälligerweise diesem Tanze beiwohnt, dafür mit seinem Leben; ein Pfeil trifft ihn in Fuß, Hand und Herz. Manchmal schließen die Willi mit den Menschen Freundschaft und sagen ihnen die Zukunft voraus. Marco Karolowitsch, der serbische Achilles, verwundete sogar eine Willi, weil sie seinen Gefährten mit einem vergifteten Pfeile getroffen, und zwang sie, seinen Freund zu heilen. Pan Sekul stieß, durch Berg und Wald reitend, zuerst auf eine Räuberbande, dann auf eine Wolfshöhle und zuletzt auf einen Kreis tanzender Willis und Sekul entführte eine, trotz ihrer Bitten um Schonung, trotzdem sie ihm die Liebe seiner Kameradschaft, einen Sohn von seiner geliebten Frau und einen Sieg über die Türken prophezeite. „Das wird auch von selbst eintreffen", antwortete er, nahm sie gefangen und verkaufte sie seinem Onkel Joannes Hunyades, dem Schrecken der Osmanen.

Ihren Namen haben die Russalki vom Worte Rußlo (Quelle), denn sie waren die Bewohnerinnen der Quellen, Flüsse und Seen. In Kleinrußland sagt man, daß die Russalki am Grünen Donnerstage erscheinen, gleichwie die Wiesen mit dem ersten Frühlingswasser bedeckt werden, die Weiden ausschlagen und die Felder zu grünen beginnen, und auf der Erde bis tief in den Herbst hinein wohnen.

Man stellt sie sich als reizende Jungfrauen und junge Weibchen vor, mit leidenschaftlichen Augen, einer schlanken, biegsamen Taille, runden Händchen und kleinen Füßchen. Das Gesicht ist selten roth, meist voll und blaß, die Haare wallend, dicht und bis zu den Fersen reichend, aber grün wie Gras. Am Ufer sitzend kämmen sie das Haar und flechten Zöpfe; wenn sie einen Fremden erblicken, tauchen sie unter, plätschern und spielen und locken ihn dann zu sich, um ihn, wenn er in ihre Hände fällt, zu Tode zu kitzeln.

Es herrscht auch in Kleinrußland und in der Ukraine der Glaube, daß Kinder, die ohne Taufe sterben, sich in derartige Wesen verwandeln, die man Malki oder Mawki nennt und die Begleiter der Russalki sind. Böse Geister, sagt man, quälen fortwährend die armen Kinder und lassen sie nur Pfingsten in Ruhe. Sieben Jahre hindurch fliegen ihre Seelen in der Luft umher und flehen kläglich um die Taufe. Wer ihre jammernden Stimmen hört, muß ausrufen: „Ich taufe dich Johann und Maria *) im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Da werden die Seelen sogleich in den Himmel versetzt. Einige versichern, solche Malki mit den Russalki im Wasser gesehen zu haben.

Die Personification der Flüsse durch das Schaffen von Flußgottheiten entstand bei den Slawen durch die Anbetung, die sie ihren Hauptflüssen: Bug, Dniepr, Dwüna, Donau, Don u. s. w. weihten. Die Namen der weiblichen Gottheiten: Djewonia, Dsewania und Dona entsprechen den Flüssen Donau, Dwüna und Don.

Die Griechen ließen Aphrodite, die allgemeine Liebe, aus dem Wasser entstehen, und das Wasser war die Frau der Sonne. Auch die Slawen betrachteten die Vermählung des Wassers (bei den Slawen weiblich) mit der Sonne (männlich) als das Urbild der Liebe und des allbelebenden Gestirns. Auf diese Weise kam es, daß man sich das immer erfrischende und heilende Wasser als eine bezaubernde Jungfrau vorstellte. So wurde in Böhmen, Polen und bei den Slawen am Baltischen Meere das Wasser unter dem Namen Djewa (auf slawisch: Mädchen) verehrt und ihr Tempel befand sich in Djewizegrad (Mädchenstadt), das die Deutschen dann Magdeburg nannten.

Die Woche, wenn die Bäume ausschlagen, heißt auch die Nixenwoche, und bisjetzt besteht die Sitte, auf den Bäumen Leinwand aufzuhängen, welche sich die Russalki und Malki zu Hemden holen. Auch legt man heißes Brot an die Fenster, damit die Russalki sich am Dampfe sättigen. In diesen Tagen darf man die Eierschalen nicht wegwerfen, bevor man sie nicht zersplittert, denn wenn eine Eierschale ins Wasser fällt, so bauen die Russalki daraus ein Schiffchen und fahren darin zum Unheil der Menschen herum. Im Saratower Gouvernement gelten die Russalki als häßlich und ungestalt. Sie haben einen Höcker, einen Wanst und scharfe Krallen wie Haken, womit sie die Vorübergehenden haschen. Sie laufen durch Garten und Wald,

---

*) Einer Sage nach verliebte sich ein Jüngling in ein Mädchen und heirathete sie. Da erfuhr er, sie sei seine Schwester. Sich zärtlich liebend und keine Trennung wünschend, verwandelten sie sich in eine Blume, das dreifarbige Veilchen. Im Russischen heißt diese Blume aber Johann und Marie (Iwan da Marja). Der Bruder hat sich in das blaue, die Schwester in das gelbe Blatt verwandelt.

Digitized by Google

Beeren suchend, und wer zu Pfingsten badet, ohne vorher ein Gebet herzusagen, den ziehen die Russalki bestimmt auf den Grund des Flusses.

Kobolde, Waldteufel und Nixen stehen in verwandtschaftlicher Beziehung zueinander. Will man einen Kobold sehen, so braucht man nur mit einer brennenden Kerze am ersten Ostertage zwischen dem Frühgottesdienste und der Messe in die Scheuer zu gehen und man wird ihn gewiß in irgend einem Winkel erblicken, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Um einen Waldteufel heraufzubeschwören, muß man junge Birken fällen, sie mit den Gipfeln nach innen legen, dann mit einem Kreuze in der Hand zwischen den Birken stehend ausrufen: „Onkelchen, Onkelchen!" so erscheint er sogleich. Andere erzählen, daß sie im Walde Teufel gesehen, die ganz haarig waren und grünes Kopf- und Barthaar hatten. Man schreibt ihnen menschliche Leidenschaften zu, manche sind Kartenspieler und verspielen alle Fische, ja selbst Fluß und See. Andere sind schreckliche Trunkenbolde und trinken einen Eimer Branntwein auf einen Zug aus.

Die Russalki kitzeln gewöhnlich ihre Opfer zu Tode. Der Wermuth gilt als ein Mittel dagegen. Man braucht nämlich diese Pflanze der Russalka in die Augen zu werfen, so läuft sie davon.

Am Dniepr herrscht der Glaube, daß die Feuer, welche Nachts auf Gräbern, aufgeworfenen Grabeshügeln (Kurgani) in Hainen und Wäldern und auf den Feldern leuchten, von den Russalki des Dniepr angelegt sind, um die Menschen anzulocken und sie dann in den Fluß zu werfen. Man schreckt mit ihnen die Kinder. Bis zu Pfingsten leben sie in den Gewässern und kommen blos ans Ufer, zu spielen. Von Pfingsten bis zu Petrifasten irren sie auf der Erde umher und wohnen in den Wäldern auf Bäumen. Der Ahorn und die Eiche sind ihre Lieblingsbäume. Sie reiten auf grünen Hündinnen und verwirren Gespinnste, die sie den Bäuerinnen stehlen, welche, ohne ein Gebet zu sagen, eingeschlafen. Es haben sich auch in der Überlieferung einige Räthsel, welche die Russalki den begegnenden Burschen oder Mädchen vorlegen, erhalten:

Es rennt die schöne Maid,
Ihr nach die Russalki.
Höre mich, holdes Mägdlein
Löse mir hier drei Räthsel.
Räthst du, laß ich dich frei,
Sonst bist du mir zu eigen.
Was wächst ohne Wurzel?
Was läuft ohne Sporn?
Was reift ohne Blüte?

Die Jungfrau denkt nach; doch die Russalki läßt ihr keine Zeit, sondern antwortet selbst:

Der Stein wächst ohne Wurzel,
Wasser läuft ohne Sporn,
Farrnkraut reift ohne Blüte.
Die Maid hat's nicht errathen,
Die Maid gehört mir eigen.

Rasch stürzt sich die Russalki auf das Mädchen, schlingt sich um ihren Hals und kitzelt sie in den Achselgruben, anfangs langsam mit Gesang, dann heftiger und heftiger mit höllischem Gelächter. Das Mägdlein lacht mit und stirbt dann.

Niemand wagt es, zu Pfingsten zu baden, weil dann die Russalki mit den kiewer Hexen baden und sich im Wasser belustigen. Am Grünen Donnerstage darf man nicht arbeiten, weil sonst die Russalki das Vieh und die ganze Wirthschaft zu Grunde richten, aus Rache, daß man an dem ihnen geweihten Festtage arbeitete. Die Mädchen schleichen sich an diesem Tage leise in den Wald und legen dort Wermuthkränze nieder, damit die Russalki ihnen reiche Männer verschaffen. Die Russalki laufen dann mit diesen Kränzen durch die Kornfelder. Die gläubigen Russen sagen, daß, als man Beelzebub mit all seiner teuflischen Macht in die Hölle stürzte, ein Theil ins Wasser fiel, andere wieder sich in Feld und Wald zerstreuten, manche sich sogar in die Häuser schlichen. Das ist der Ursprung der Kobolde, Wald- und Wasserteufel, welche letztere in Sümpfen und Katarakten wohnen. Sie zerstören die Dämme bei Mühlen und Brücken, bringen Ueberschwemmungen und tragen dabei ganze Gebäude davon. Die Waldteufel nehmen, wenn sie wollen, die Gestalt der Bäume oder des Grases an, und auf diese Weise verlocken sie die Leute in die Tiefe des Waldes, necken sie und kitzeln sie endlich zu Tode. Um ihnen zu entgehen, muß man rasch das Oberkleid ablegen und es mit der unrechten Seite nach außen anziehen. In der Nixenwoche ist es Sitte, Pfannkuchen, Wein und rothgemalte Eier auf dem Friedhofe zu verzehren und dabei zu singen:

Russalka, Königin,
Holde, schöne Jungfrau,
Verderbe uns nicht,
Verschone uns doch,
Wir huldigen dir!

Die Wald- und Wasserteufel haben ihre abgesonderten Gebiete, die sie besuchen. Sie kommen sogar auf Jahrmärkte und unterscheiden sich von den Menschen nur dadurch, daß sie am Gürtel keinen Knoten haben, weil dieser ein Kreuz bildet, auch die Riemen an den Schuhen nicht kreuzförmig zusammengeschnürt sind. Auch stehen sie immer mit dem Rücken zur Sonne und die Bilder in der Pupille heben die Köpfe nach abwärts. Sie trinken Branntwein, spielen um Hab und Gut, und darum trifft es sich, daß an einem Orte viele Fische oder Wild, am andern gar nichts vorhanden, während es doch Jedem bekannt ist, daß dieser Ort früher Fische und Wild in Menge besessen habe. Sie schlagen sich auch miteinander, und darum hört man in der stillsten Nacht oft ein Krachen im Walde und ein Plätschern im Wasser.

Die alten Russen hatten eine besondere Furcht vor den Russalki, daher erdachten sie die Ceremonie der Verbannung und des Geleites. Mädchen und junge Frauen versammelten sich in Stadt und Land und sangen, um den Muth nicht zu verlieren, lustige Lieder. Sie bildeten dann einen Reigen und hatten in ihrer Mitte eine Frau mit einer Puppe, welche eine Russalka vorstellte. Nachdem der Gesang zu Ende war, bildeten sie zwei Reihen, eine offensive und eine defensive. Die Eine schützte die Puppe vor einem Anfalle, die andere schüttete ihr Sand in die Augen und begoß sie mit Wasser. Endlich begaben sich Alle aufs Feld, rissen die Puppe in Stücke und streuten den Sand in die Luft. Die Jungfrauen, welche die Russalka nicht vertheidigen konnten, begaben sich traurig nach Hause, im Glauben, daß sie sie verfolgen werde. Noch bisjetzt findet dieses Geleitgeben der Russalka am ersten Montage nach Pfingsten statt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Prairienbrand in Südamerika.



Digitized by Google

Ein Haus in der Straße Bourdonnais zu Bayonne.



Zu den ältesten Städten Europas, welche an die alte Römerzeit erinnern und dieser ihren Ursprung verdanken, gehört auch Bayonne, das ihnen als Paß über die Pyrenäen ins Herz von Spanien von großer Wichtigkeit war, da nur noch einer im Süden bequem hineinführt. Unter dem Namen Lapudum war es daher schon im Anfange unserer Zeitrechnung eine ansehnliche Handelsstadt, weil ihm die Nähe des Meeres zugute kam, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß so manches Gebäude, ja selbst diese und jene Straße noch aus uralter Zeit herstammen. Die Abbildung von einem solchen trägt gerade noch manche Spuren zwar nicht von römischer, aber doch uralter Architektur des Mittelalters, wie sie sich namentlich im warmen Süden ausbilden konnte, indem besonders die hohen, festgebauten zwei Altane an der Seite daran erinnern, und auf der andern der prachtvolle, fast kastellartige Vorbau die Tage ins Gedächtniß ruft, wo jedes Haus auch allenfalls eine Burg sein mußte.

Fahrten und Streifzüge eines Engländers im Stillen Meer, an der Westküste von Südamerika und im Innern Californiens.

(Beschluß.)

Wir müssen jetzt den grauen Bär und Californien verlassen, denn die Zeit ist da, wo unser abenteuerlicher Tourist wieder mit seinem Capitain auf Tahiti zusammentreffen soll. Auf der Brigg The Hound schifft sich der wiedergenesene Mr. Coulter nach Tahiti ein und berührt zuerst die Gruppe der Königs-Mill-Inseln. Uns verbietet der Raum, ihn nach allen Landungsplätzen der zahllosen Inselwelt Polynesiens zu begleiten. Wir landen vielmehr sogleich mit Capitain Tromer und dem Hound auf Neuguinea. Denn hier drängt sich Alles, was unser Autor bisher Abenteuerliches erlebte, in den Culminationspunkt eines einzigen wildromantischen Erlebnisses zusammen, dessen Mittheilung unsern Lesern zu versagen geradezu eine Versündigung sein würde.

Schon die Landung in einer weiten Bucht dieser umfangreichen Insel ist überaus romantisch. Sie geschieht am Fuße einer Reihe von Vulkanen, die zur Nachtzeit ihren Feuerschein weit über die See hinwerfen. Unweit des Ankerplatzes mündet ein breiter Strom, dessen Ufer in der üppigsten Vegetation prangen, in die See. Klippen, jäh und unersteiglich, ragen am Gestade empor; längs dem Flusse aufwärts erstreckt sich eine Bergkette, wild, wüst, ohne Spuren menschlichen Anbaus, aber desto mehr bevölkert von Thieren aller Art: Schlangen und Rieseneidechsen, schwarzen Enten,

Digitized by Google

die auf den Fluten schwimmen, Raubvögeln, die in den Lüften kreisen, bunten Papagaien, die sich schreiend auf den Baumzweigen wiegen, Scharen herrlicher Paradiesvögel, die sich leuchtend, goldfunkelnd in der lichten Bläue wiegen, aber auch wilden Katzen, die blutgierig hinter Ästen lauern, und endlich ganzen Rudeln ungeheurer Ratten, die nicht einmal des Menschen Nähe fürchten . . . . dies ist der erste Anblick von Neuguinea. Wenn die Dämmerung sinkt, fehlt es auch nicht an ungeheuern Fledermäusen und Wolken von Moskitos.

In dieser öden Wildniß treffen wir den Capitain des Hound, unsern Doctor, der natürlich bei keinem Abenteuer fehlen darf, und vier andere muthige Seeleute, welche, wohl bewaffnet, den Bord ihres Fahrzeugs verlassen haben, um die Insel auszukundschaften. Eben sind sie im Begriff, an einer freundlichschattigen Stelle ein frischerbeutetes Mahl, das aus einem gebratenen Wildschwein und gerösteten Bananen besteht, als Morgenimbiß zu verzehren, da rauscht und knickt es urplötzlich hinter ihnen in den Büschen und vor ihnen steht eine wundersame, fast furchtbare Gestalt: ein Mann von riesigem Wuchs, aber weißer Hautfarbe, völlig nackt, mit Ausnahme einer Negerschürze, die er um den Leib geschlungen. Trotz seinem struppigen Haar verkünden seine Züge die europäische Abstammung; in der Hand trägt er eine mächtige Lanze und zwei gewaltige Hunde sind seine Begleiter. Ehe noch die schmausende Mannschaft des Hound sich Rechenschaft geben kann, was eigentlich dies für eine Erscheinung sei, hat sie der Fremde schon in gebrochenem Englisch angeredet. „Ich bin", sagt er, „der Häuptling des Stammes der Horaforas, allein Europäer wie ihr, Irländer von Geburt. Dankt Gott dafür, daß ihr mir begegnet seid, ohne dies hätten euch die Pfeile meiner Unterthanen durchbohrt; jetzt steht ihr unter meinem Schutz und ich lade euch hiermit gastfreundlich ein, mir in mein Lager zu folgen." Bevor dies geschieht, versäumt der König der Horaforas nicht, sich eine tüchtige Portion von dem Wildschweinsbraten zuzulangen, worauf alle nach dem Lager des Häuptlings aufbrechen. Unterwegs erzählt Terence Connel — dies war der eigentliche Name des Häuptlings — seinen Gästen seine Geschichte. Er ist in der Grafschaft Kerry geboren, war anfänglich Soldat, desertirte, gesellte sich darauf einer verbrecherischen Bande zu, die damals den Schrecken von ganz Irland ausmachte, ward eingefangen und zur Strafe nach Botanybai deportirt. Von hier gelingt es ihm durch einen listig entworfenen Plan, mit elf seiner Gefährten zu entweichen. Sie kommen nach Neuguinea, alle übrigen erliegen den Pfeilen der Horaforas, er allein weiß diesen Wilden durch überlegene Körper- und Geisteskraft zu imponiren. Bald wird er Häuptling, König dieses mächtigsten Stammes von Neuguinea, dem er bis diesen Augenblick gebietet.

Da es auf dieser Insel noch ein anderes wildes, den Horaforas stammfeindliches Volk, die Papuas, gibt, so haben unsere neuen Ankömmlinge nur eine Wahl: entweder den Geschossen dieser Papuas zu erliegen oder der Zusage Connel's zu vertrauen. Sie bedenken sich keinen Augenblick und wählen das Letztere.

Ein Pfad durch dichtes Gehölz führt nach Connel's Lager. Da und dort sind hinter Bäumen wilde Krieger als Posten aufgestellt. Mit gefälltem Bogen springen sie vor bei dem leisesten Geräusch, aber ein Wink Connel's beschwichtigt sie sogleich. Auch in den Baumgipfeln sind gleiche Wachen postirt. Wie der Löwe im Versteck auf seine Beute, so lauern diese verborgenen Krieger auf die Erbfeinde ihres Stammes.

Immer tiefer sinkt die Nacht; man gelangt an einen kleinen Fluß; eine rohgezimmerte Fähre führt alle hinüber. Bald erhebt sich eine breite Anhöhe, auf deren Gipfel eine Baumgruppe ein weites Schirmdach bildet. Angezündete Feuer leiten hinauf. Dies ist das Lager des Stammes der Horaforas. Wo aber sind die Hütten? Nur emporgeblickt! Oben in den Wipfeln der Bäume hängen sie schwebend. Am Fuße des stattlichsten Baums bleibt der Häuptling stehen mit den Worten: „Dies ist mein Haus." Auf einen gellenden Ton seiner Pfeife, dem ein ähnlicher Laut antwortet, entzünden sich alsbald Fackeln in allen Baumwipfeln. Man bringt die sechs Gäste ohne Schwierigkeit in zwei Hütten unter, und ein reichliches Mahl beschließt diese Scene höchster Romantik.

Am folgenden Morgen betrachten sich unsere Abenteurer den seltsamen Lagerplatz näher. Was ihnen hierbei zuerst — schrecklich zu schauen — ins Auge fällt, ist der entseelte Körper eines Papuafeindes, an einem langen Pfahl befestigt und von vier Pfeilen durchbohrt. Es ist ein Spion aus dem feindlichen Lager, den man auf diese Weise umgebracht hat und dessen Leichnam nun unter wilden Ceremonien auf einem Scheiterhaufen verbrannt wird.

Mittlerweile gestaltet sich die Situation unserer Engländer in dem Lager der Horaforas einigermaßen verhängnißvoll. Es treffen Späher ein, die Connel ausgesandt, und melden: eine furchtbare Schar der Papuas durchstreife die Gegend, um die weißen Männer zu fangen, sobald sie das Lager ihrer Freunde verlassen haben würden. Eine misliche Lage für den Capitain und den Doctor. An Bord des Schiffs jetzt zurückzukehren, ist unmöglich, denn ein Blick von der Höhe eines Baums belehrt, daß das feindliche Lager ganz in der Nähe ist. Es hilft also nichts, man muß sich entschließen, zu bleiben und das Ende abzuwarten.

Der Häuptling der Horaforas ist ein freundlicher Wirth; er bemerkt die Verstimmtheit und Ängstlichkeit seiner Gäste und rasch gibt er, ihren Mismuth zu zerstreuen, ihnen ein Fest. Nationaltänze, Jagdspiele, Scheingefechte werden von den Horaforaskriegern ausgeführt. Auch die Frauen und Kinder kommen zum Vorschein. Zum Schluß wird eine wahre Gigantenmahlzeit, bestehend aus Hügeln gebratenen Fleisches, aus Gebirgen von Bananen und Brotfrüchten eingenommen. Am Schluß der Mahlzeit führt der rauhe, aber zuvorkommende Wirth seine Gäste zu einigen großen Kübeln, worin eine weißliche Masse schäumt und gährt. Dies ist das tödtliche Gift, worein diese Wilden ihre Pfeile tauchen. Inzwischen ist die Nacht gesunken, alles — mit Ausnahme der da und dort aufgestellten Wachen am Rande des Hügels oder in den Baumwipfeln — sinkt in tiefen Schlummer. Während der Nacht tobt ein heftiges Gewitter. Trotzdem besucht der edle Häuptling seine zur Ruhe gegangenen Gäste noch in später Stunde und theilt ihnen mit: aus dem Lager des Feindes seien zwei Späher zurückgekehrt und diese haben gemeldet, daß die Papuas es lediglich auf sie, die Engländer, abgesehen hätten, daß jene, dafern er, der König, sie dem Feinde ausliefere, ruhig abziehen wollten. „Eher aber, als dies geschieht — setzt der edle Häuptling hinzu — soll man mich mit meinem eigenen Giftpfeil tödten."

Mit Anbruch des Morgens erschallt im Lager der Horaforas die Lärmtrommel, das Kriegsgeschrei. Das Heer Connel's, bestehend aus 850 Mann tapfern, zum

Digitized by Google

Theil riesenhaften Streitern, ist bereits in Schlachtordnung aufgestellt. Die Schlacht soll ohne Aufschub beginnen, so hat es der Häuptling über Nacht beschlossen. Wie ein geübter Feldherr theilt Connel seine Streitmacht in ein Centrum, das er selbst anführt, in einen rechten und einen linken Flügel. Rasch, aber lautlos dringen die Kämpfer nach verschiedenen Richtungen vor. Kaum hört man das Athemholen der wilden, kampfdurstigen Krieger. Jetzt rückt mit Sonnenaufgang auch der Feind heran, und beide Heere stehen sich einander schlachtgerüstet gegenüber. Jetzt tritt ein Häuptling der Papuas, riesengroß, ein Goliath, herausfodernd und hohnsprechend wie dieser, vor die Schlachtreihe. Sein Gesicht, Haupthaar, Bart, der ganze Leib sind weiß bemalt, es ist dies das Unterscheidungszeichen dieses Stammes. Jedoch nicht lange höhnt und großprahlt der weißbemalte Krieger. Vermag ihn auch in dieser Entfernung kein Pfeil zu erreichen, so hat er doch die guten Büchsen nicht bedacht, welche die Matrosen von der Mannschaft des Hound beisichführen. Ein Wink Connel's zu einem dieser Matrosen, ein Anschlag der Büchse, ein Knall, ein Blitzen — und mit hoch emporgereckten Armen sieht man den Goliath der Papuas noch einmal einen gewaltigen Satz thun und dann mit dröhnendem Fall todt zur Erde stürzen.

Der Fall dieses Häuptlings ist das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Welche Feder aber schildert genugsam dies grimmige Schlachtgetöse, dies Geschrei und Wuthgeheul, dies Ächzen und Stöhnen, dies schaudervolle Krachen, wenn die gewichtige Keule, mit Riesenwucht geschwungen, den Schädel des Feindes zerschmettert! Connel, der edle Häuptling, stürzt sich wie der Löwe todtverachtend in das Getümmel, die Rechte bewehrt mit einem Beil, die Linke mit einem ungeheuern Speer. „Hurrah für Alt-Irland und die Horaforas" ist sein Feldgeschrei. Wol mag der Umstand, daß die Augen seiner Landsleute auf seine Thaten schauen, seinen muthigen Geist noch mehr beflügeln. Jetzt nimmt ein allgemeines Gemetzel, ein furchtbares Blutbad seinen Anfang. Es ist, als ob der Gott der Schlachten selbst die Horaforas beseelte. Sie hausen wie Teufel unter den weißbemalten Gespenstern; schon jagen sie die feindlichen Krieger in Scharen vor sich her. „Heute", ruft der Häuptling Connel mit Donnerstimme, „heute ist der Tag der Vergeltung, heute muß der Stamm der weißen Krieger von der Erde vertilgt werden." Und in der That scheint diese fürchterliche Drohung wahrzuwerden; die Papuas erleiden eine vollständige Niederlage, und die Horaforas in höchster Wuth entbrannt, metzeln ohne Erbarmen Alles nieder, was von dem feindlichen Stamme Odem hat. Selbst die Verwundeten auf dem Schlachtfelde werden vollends erwürgt, erschlagen . . . .

Als das Werk des Todes auf dem blutgetränkten Schlachtfelde vollbracht, als der Stamm der weißen Krieger beinahe vertilgt ist und die Wenigen, die noch übrig, in die Flucht geschlagen sind, trocknet sich der Häuptling der Horaforas den blutigen Schweiß von der Stirn und sinkt vor Ermattung, aber unverwundet, wie Achill, im Grase nieder. In der That, unser Tourist, der ja selbst sammt seinen Gefährten unwillkürlich in das Kampfgedränge verflochten wurde, kann dieser rauhen, aber edeln Heldenkraft seine Bewunderung nicht versagen.

Über Nacht lagert der für alle Zukunft siegreiche Stamm der Horaforas auf dem Schlachtfelde zwischen den zahllosen Todten, über denen hoch in den Lüften schon die weithinwitternden Geier beutelechzend kreisen. Am andern Morgen begleitet Connel mit einer Elite seiner Krieger die Landsleute an Bord ihres Schiffs, dessen Mannschaft die sechs Kundschafter beinahe schon verloren gegeben hatte. Und als nun die sechs am Bord ihres Fahrzeugs dem edeln Häuptling den Abschiedstrunk reichen, ihm gerührt und tiefbewegt die Hände zum Lebewohl reichen, da können sie alle es sich nicht versagen, ihn innigst zu beschwören, jetzt auf der Stelle die Wildniß seines Königreichs zu verlassen und mit ihnen, den Landsleuten, heimzukehren ins schöne Vaterland. Aber Connel, der König der Horaforas, schüttelt, wiewol nicht ohne tiefe Bewegung, das Haupt und spricht: „Ich habe geschworen, nie meinen Stamm zu verlassen, mit ihnen zu leben und einst unter ihnen zu sterben." Da hilft kein weiteres Bitten, Drängen, Beschwören. Mit einer Thräne im Auge sagt der König der Wildniß seinen Landsleuten Lebewohl und kehrt mit seinen wilden Kriegern zurück in seine freien Wälder.

Und damit, geneigter Leser, sagen auch wir unserm Touristen, der wol längst in seine Heimat zurückgekehrt ist, und seinen Abenteuern ein freundliches Lebewohl.

Ein Gaunerstreich.

Am Abende des letzten Fastnachtdienstags war großer maskirter Ball in den Räumen des italienischen Opernhauses zu Paris. Eine ungeheure Menschenmenge wogte in dem glänzenden, hellerleuchteten Saale auf und nieder, und den Industrierittern war folglich ein großes, ergiebiges Feld zur Ausbeutung ihrer nichtswürdigen Industrie eröffnet. Das wußten aber nicht sie allein, sondern ebenso gut die wachsamen Polizeibeamten, von denen eine ungewöhnlich große Anzahl, namentlich solcher, die mit den Physiognomien der berüchtigtsten Gauner am bekanntesten und überhaupt bei dergleichen Veranlassungen am routinirtesten waren, sich an allen Ecken und Enden des großen Saals an jenem Abend aufgestellt hatten. Gegen 2 Uhr Morgens bemerkte einer dieser Polizeiagenten mitten unter einer Gruppe von Herren, die bewundernd einer schönen Quadrille zusahen, einen Menschen, der, ein bekannter Dieb, wol mit etwas ganz Anderm beschäftigt sein mochte als mit Tanzstudien. Schnell gab er daher einem Kameraden das bestimmte Zeichen und stellte sich dann etwa drei Schritt von dem Gauner auf die Lauer. Es dauerte nicht lange, so benutzte dieser ein momentanes Gedränge und entführte mit ungemeiner Gewandtheit und Geschwindigkeit einem der neugierigen Zuschauer die Uhr mit Kette aus der Tasche und dem Knopfloche der Weste, worin die Kette eingehäkelt war. In dem nämlichen Augenblick hatten aber auch die beiden Polizeibeamten den Dieb schon beim Kragen erfaßt und brachten ihn, ohne weiteres Aufsehen zu machen, rasch in das nahe Zimmer des obern Polizeibeamten. Vergebens suchte sich der Gauner auf dem Wege dahin der Uhr zu entledigen, die ihn nothwendig verrathen mußte.

In dem von dem Beamten mit ihm sogleich angestellten Verhöre gab der Gauner zuerst seinen Namen an und fuhr dann fort: „Es ist mir, Herr Commissar, nicht im Traume eingefallen, die Uhr hier stehlen zu wollen; ich bin wider Wissen und Willen in ihren Besitz gelangt. Ich drängte mich durch die Gruppe der mich allzu dicht umstehenden Herren; zufällig häkelte sich die wahrscheinlich von dem Knopfloche eines mir unbe-

Digitized by Google

kannten Herrn losgegangene Uhrkette bei der unvermeidlich nahen Berührung mit ihm an einem meiner Knöpfe fest; die Uhr folgte; ich griff hinzu, erfaßte sie und wollte natürlich Alles sogleich dem Herrn wieder zustellen, den ich sofort aufsuchte, als diese beiden Polizeibeamten mich roh angriffen und . . ."

In diesem Augenblick stürzte ein Herr ganz außer sich in das Polizeizimmer und schleppte eine junge Dame mit sich herein, die am ganzen Körper zitterte und, da sie keine Maske hatte, ihr Gesicht so gut es eben gehen wollte mit dem Schnupftuch verhüllte.

Herr Commissar, schrie mit wüthender Stimme der fremde Herr, dieses Frauenzimmer hat mir soeben meine Uhr gestohlen; glücklicherweise habe ich sie auf der That ertappt und bitte nun, ein Exempel an ihr zu statuiren.

Der Herr ist von Sinnen und ich weiß nicht, was er von mir will, sagte die junge Dame schluchzend und mit zitternder Stimme. Er stürzte wie ein Rasender auf mich und mishandelte mich. Lassen Sie mich untersuchen, Herr Commissar, ich habe keine Uhr bei mir.

Sie hat dieselbe schnell einer Diebsgenossin zugesteckt, erwiderte der Bestohlene. Daß sie die Diebin ist, steht fest; keine andere Person als sie stand neben mir, als sie mich anredete und meinen Arm faßte. In demselben Augenblick fühlte ich auch eine Berührung meiner Weste und — die Uhr war verschwunden.

Geben Sie mir doch eine Beschreibung Ihrer Uhr, sagte der Polizeibeamte, als der Kläger einen Augenblick innehielt, um Athem zu holen.

Der Herr gab hierauf eine genaue Beschreibung der ihm gestohlenen Uhr, worauf der Polizeibeamte von seinem Schreibtische eine solche nahm, die zu der Beschreibung paßte, und sie dem Überraschten darreichte.

Es wäre überflüssig, das nun Folgende weitläufiger zu erzählen, wie der Kläger sich tausend mal bei der jungen Dame entschuldigte, die nahe daran war, ein Opfer seines Misgriffs zu werden; wie der Polizeibeamte mit vollstem Rechte streng tadelnde Bemerkungen gegen den ungestümen, unvorsichtigen Kläger aussprach, dann endlich den Thatbestand zu Protokoll nahm und den eigentlichen Dieb in Gewahrsam bringen ließ.

Der See Tuma in Rußland.

Dieser im Regierungsbezirke Olonetz gelegene See liefert das beste Seeerz, welches in der kaiserlichen Kanonengießerei, welche 1000 Arbeiter beschäftigt, verarbeitet wird. Das Erz wird durch Kronbauern auf folgende Art gewonnen: Zwei Arbeiter rudern auf einem Flosse von zwei Klaftern Breite und vier bis fünf Klaftern Länge in den See dahin, wo sie am meisten Erz zu finden hoffen. An der Stelle angekommen, befestigen sie das Floß mit langen Stangen am Boden, indem sie das Floß an die Stangen binden. Ein Arbeiter sucht nun mit einem großen Schöpfer, der mit vielen kleinen Löchern am Boden und den Seiten versehen ist und an einer langen Stange steckt, das Erz herauszuziehen, was er alsdann in ein Sieb ausgießt. In diesem Siebe spült der Andere das Erz nun, bis es rein ist, was so lange währt, bis der erste Arbeiter wieder einen zweiten Schöpfer voll Erz vom Boden heraufgeholt hat. Das rein gespülte Erz wird auf das Floß geschüttet, und zwar so lange, bis dasselbe sich nicht mehr über dem Wasser erhalten will. Dann rudert man nach dem Ufer zurück, wo das gewonnene Erz in Haufen aufgeschüttet wird, welche im Winter, wo der Transport leichter und bequemer ist, zu den Fabriken geführt werden. Je nach der Gewandtheit und Stärke der Arbeiter können zwei in einem Tage 60—100 Pud reines Erz ans Ufer bringen.

Der Monaul.



Der hühnerartigen Vögel, zu welchen auch der Monaul in Ostindien gehört, gibt es so viele, daß man wol hundert und mehr nennen kann, die alle in Größe, Schönheit und Gestalt voneinander abweichen und nur den Bau des Körpers überhaupt, die Lebensweise, den Flug, die Leichtigkeit miteinander gemein haben, mit welcher die Jungen, kaum dem Ei entschlüpft, ihrer Nahrung nachgehen. Bekanntlich gehören die Pfauen zu den schönsten Arten und wieder mit ihnen verwandt ist der stattliche Monaul. Besonders zeichnet er sich durch ein herrliches, mannichfach gefärbtes Gefieder und den Kopfschmuck aus, der eine wahre Federkrone zu bilden scheint. Die Natur ist in der Mannichfaltigkeit der Formen unerschöpflich, ohne daß gerade immer hierbei ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Bildung und der Bestimmung, dem Zwecke derselben zu entdecken wäre, denn wer vermöchte dies bei dieser schönen Federkrone nachzuweisen?

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 382.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [27. April 1850.

Die Burg Hohenzollern.



Im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen in Schwaben, etwa eine halbe Stunde von der Residenz Hechingen entfernt, liegt auf dem Zollerberge, einem 800 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden, rückwärts senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen die alte Burg Hohenzollern, das alte Stammschloß zweier Fürstenhäuser Deutschlands, auch des jetzt regierenden preußischen. Ihr ältester bekannter Ahnherr war Graf Thassilo von Zollern, der um das Jahr 800 starb. Von seinen beiden Enkeln, Friedrich und Konrad, ward der erstere der Ahnherr der beiden noch bestehenden Häuser Hechingen und Sigmaringen. Der jüngere, der die Burggrafschaft Nürnberg erlangte, ward der Stammvater der Dynastie Brandenburg in Preußen. Denn einer seiner Nachfolger, Friedrich, Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, ward vom Kaiser Sigismund auf dem Concil zu Kostnitz mit der Mark Brandenburg belehnt und erhielt als Reichskämmerer die Kurwürde.

Reise um die Erde. *)

Ein Streifzug in die californischen Minen während der Regenzeit.

San-Francisco, 17. December 1849.

Fast unmittelbar nach meiner Ankunft hier brach ich zu meinem Marsche in die entferntern nördlichern Gebirge wieder auf. Ich sah deshalb San-Francisco diesmal nur im Fluge. Doch konnte mir das rege Geschäftsleben daselbst nicht entgehen, und ich begriff kaum, daß es möglich sei, wie hier ein solcher Mangel an Arbeitern entstehen konnte, wo täglich, ja fast stündlich neue Schiffe einliefen und Scharen von Einwanderern brachten, denen der hier gebotene Arbeitslohn, im Verhältniß zu den verlassenen Ländern, doch enorm oder nach einem californischen Ausdruck eldoradisch erscheinen und sie verleiten mußte, gleich auf solche und etwas weniger abenteuerliche Weise das gesuchte Glück zu machen und Reichthümer oder doch wenigstens recht hübsche Ersparnisse aufzuhäufen. Aber nein, selbst die Zimmerleute ließen sich nur selten und, wenn es wirklich geschah, blos auf sehr kurze Zeit bestimmen, den ihnen gebotenen Arbeitslohn von 16—18 Dollars täglich anzunehmen. Alles, Alles strömte nach den Minen, und die kleinen dorthin abgehenden Dampfboote und Schooner schwärmten wirklich von Goldwäschern, die Pfannen, Maschinen und alles mögliche andere Handwerksgeräth und Kochgeschirr triefenden Angesichts an Bord schleppten und, selber rund herum mit Pistolen, Dolchen, Hirschfängern und Gewehren besteckt, endlich ihrem Gepäck nachfolgten, nach dem heißen Tage und von Schweiß naß die kalte Nacht an Deck schlafen mußten und als ersten Anfang dann eine schauerliche, hier nie ausbleibende rothe Ruhr davontrugen.

Ähnlich war es mit uns, nur daß unsere kleine Gesellschaft — denn es schließen sich gewöhnlich zu den Ausflügen in die Berge Bekannte oder Leute aneinander an, die füreinander passen oder es wenigstens glauben — auch noch durch ihre wunderliche Zusammenstellung mir schon eine Art Interesse gewährt haben würde, wäre nicht das ganze neue Leben an und für sich interessant genug gewesen, meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und zu fesseln.

Ich hatte mir eigentlich von Anfang an vorgenommen, auf dem Schiffe keine Kameradschaft für die Minen einzugehen, sondern ungebunden meinen Weg zu verfolgen und es dem Zufall zu überlassen, mit wem er mich zusammenwerfen würde; aus verschiedenen Gründen änderte ich meinen Plan. Nur im allergünstigsten Falle dachte ich auch in den Bergen zu überwintern; nur ein Streifzug sollte dies sein, das Land kennen zu lernen, und je gemischter die Gesellschaft dabei war, desto lieber konnte es mir sein.

Unserer sieben — ich mußte an die sieben Schwaben denken — gingen wir am 19. October von San-Francisco aus, d. h. wir accordirten in einem Bureau, das Reisende nach Sacramento-City befördert, unsere Passage für 12 Dollars die Person (Deckpassage natürlich), und wurden beschieden, um 2 Uhr am Ufer zu sein, wo uns ein Boot des Schooners Pomona an Bord bringen sollte. Unsere kleine Gesellschaft bestand aus zwei jungen Kaufleuten, einem Matrosen, einem Apotheker, zwei berliner Israeliten und mir selber, die meisten, besonders die letztern, schwer bewaffnet. Gepäck hatten wir jedoch auf mein Anrathen so wenig als möglich mitgenommen; nur etwas Wäsche und eine wollene Decke jeder nebst dem sonst nöthigen Bedarf an Munition und Eß- und Kochgeschirr. Auch ein paar Pfannen zum Goldwaschen waren nicht vergessen worden, Pickäxte und Schaufeln wollten wir uns aber erst an Ort und Stelle anschaffen. Der Transport steigert solche schwere Artikel sonst zu einem hohen Preis.

Schlag 2 Uhr standen wir, des Bootes harrend, am Ufer und hatten dort zwei volle Stunden lang Gelegenheit, das rege Drängen und Treiben des neu und wie der Erde entsprungenen Welthafens zu beobachten. Überall keuchten Leute unter schweren Lasten das steile Ufer herauf, es waren die Passagiere mehrer eben angekommener amerikanischer Schiffe; in Schweiß gebadet und zum Tode erschöpft stiegen sie herauf und herunter, und ich hörte, wie sich einige mit etwas bedenklichem Kopfschütteln zuriefen: Das ist also Californien?

Ein kleines Dampfboot war ebenfalls gerade gelandet und hatte Leute aus den Minen zurückgebracht; zwei Wagen hielten unten und in jedem lagen ein paar Kranke, die von ihren Kameraden unterstützt in die Stadt heraufgeschafft wurden.

Ihr wollt also in die Minen? frug mich ein alter sonngebräunter Amerikaner, der an uns vorüberschlenderte, stehen blieb und mit einer Art halbversteckten spöttischen Lächelns unsere kleine Karavane beobachtete. „Yes", lautete die kurze Antwort; der Mann war aber nicht so gleich abgefertigt — a wink is as good to a blind horse, as a nod **), fuhr er auf etwas ungenirte Weise fort, „wenn Ihr aber einen guten Rath annehmen wollt, so bleibt Ihr die Regenzeit durch, die schon in 14 Tagen anfangen kann, in San-Francisco; geht Ihr in die Berge, um zu waschen, so könnt' es recht gut sein, daß Ihr gewaschen würdet — verstanden?"

Der gute Mann sprach in den Wind; in der That kam der Rath auch ein bischen spät. Ich machte ihm begreiflich, daß wir unsere Passage nach Sacramento-City schon accordirt und bezahlt hätten und jetzt unter jeder Bedingung die Folgen auf uns nehmen müßten.

„Schon bezahlt?" sagte er, „und wahrscheinlich auf einem Schooner, Deckpassage?" Ich nickte blos mit dem Kopfe, der Alte aber schob, ohne etwas weiter zu erwidern, seine beiden Hände so tief als möglich in die Hosentaschen hinein, drehte sich auf dem Absatz herum, pfiff aus Leibeskräften und stiefelte mit langen Schritten die Straße hinunter. Mir gefiel das Manoeuvre gar nicht, der alte Bursche hatte augenscheinlich schon viel von Californien gesehen; jede weitere Betrachtung wurde aber durch die Ankunft des ersehnten Bootes vom Schooner aus unterbrochen, und das Einladen und Einsteigen nahm jetzt unsere Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, um noch an etwas Anderes auch nur denken zu können. Der Schooner lag zwischen den andern Schiffen und von diesen ziemlich dicht eingeschlossen; aber wie sah es an Bord aus! kein Platz war, wohin man auch nur den Fuß setzen konnte, überall Mehlsäcke, Fässer, Breter, Planken und Menschen. Mann an Mann standen sie zwischen diesem Chaos von Frachtgut herum und schienen unsere Ankunft, als eine neue Plage, nur sehr ungern mit an-

*) Im Anschlusse an die Mittheilungen in Nr. 366—370 dieses Jahrgangs des Pfennig-Magazin geben wir nunmehr, erhaltener Erlaubniß zufolge, diesen zuerst durch die augsburger „Allgemeine Zeitung" veröffentlichten interessanten Bericht unsers Landsmannes F. Gerstäcker. D. Red.

**) Nicken nützt einem blinden Pferde gerade soviel wie Winken.

Digitized by Google

zusehen. Hier half aber weiter kein Besinnen, wir sprangen an Bord, stauten unser weniges Gepäck soviel und so eng wie möglich aus dem Wege und suchten uns dann, so gut als das in diesen Verhältnissen anging, einzurichten. Erst mit Sonnenuntergang wurde der Anker gelichtet und der Schooner, einer der größten, die den Sacramento befahren, setzte sich langsam in Bewegung. Unsere Freude sollte aber nicht lange dauern; durch schlechte Führung trieb er von seiner Bahn ab, und auch gleich darauf mit dem großen Segel, ehe dieses ganz niedergelassen werden konnte, in den Clüverbaum einer zu Leebord liegenden Brigg hinein. Das Segel wurde total zerrissen, und ehe der Schooner freigemacht und dieses ausgebessert werden konnte, war die Nacht so weit vorgerückt, daß an keinen Aufbruch vor morgen früh mehr gedacht werden durfte.

Ein schöner Beginn der Reise! Die Nacht brach kalt und feucht herein, und der Aufenthalt am Deck war wahrhaft traurig. Dazu trug ich besonders ganz leichte Kleidung, und nach dem vielen Herumrennen den Tag über fröstelte es mich so, daß ich mich in meiner Decke, auf ein paar Mehlsäcke und über einige Kistenecken hingestreckt, kaum zu erwärmen vermochte.

Am nächsten Tage gegen Mittag gingen wir allerdings unter Segel, legten aber nur eine ziemlich unbedeutende Strecke, bis zu der kleinen an der Bai gelegenen Stadt Venedig zurück und liefen am nächsten Tage sogar auf den Strand.

So gesund und wohl ich mich bis dahin auch gefühlt hatte, bekam ich jetzt durch den wirklich nichtswürdigen Aufenthalt am Bord eine sehr bösartige Ruhr. Am 22. October erleichterten wir den Schooner und ankerten, Venedig fast gegenüber, bei dem kleinen Städtchen Newyork, am folgenden Tage aber, also am fünften Tage unsers Aufenthalts an Bord, und nachdem wir eine Strecke von San-Francisco entfernt waren, die ein Ruderboot in einem Tage hätte zurücklegen können, kam der Lichter zurück, die ganze schwere Fracht sollte wieder eingeladen und der Schooner dadurch wieder auf seine 10 Fuß gebracht werden. Die Wahrscheinlichkeit, sich auf diesem Marterkasten in solcher Art noch wochenlang herumtreiben zu müssen, lag hier zu sehr zu Tage, lieber also einen Theil der Passage oder selbst die ganze Passage verloren, und jetzt, wo man noch andere Gelegenheit bekommen konnte, diesen nichtswürdigen Schooner verlassen, als Gesundheit und Zeit nutzlos aufs Spiel gesetzt. Der Capitain der Pomona, Peterson mit Namen, ein amerikanisches Exemplar der erbärmlichsten Art, wie sie eigentlich in den Vereinigten Staaten nur unter den niedrigsten Volksclassen gefunden werden, der den Mund nicht aufthat, ohne einen widerlichen Fluch auszustoßen, und augenblicklich eingeschüchtert war, sobald man ihm fest entgegentrat, verstand sich gern dazu, uns einen Theil unserer Passage zurückzuerstatten. Wir bekamen mit noch sechs oder sieben Andern, die zugleich mit uns sein Fahrzeug verlassen wollten, 5 Dollars von den 12 per Mann herausgezahlt, und mietheten die Jölle eines dort liegenden amerikanischen Schiffs, die Sabine, die uns leicht und gut mit günstigem Winde den schönen, von dichten Sykomoren und Eichen und von Reben überhangenen Sacramento hinaufführte.

Den Abend lagerten wir am Ufer in der Nähe mehrer indianischer Wigwams, und am nächsten Nachmittag, etwa um 3 Uhr, kamen wir in Sicht von Suttersville, vierthalb Meilen unterhalb Sacramento-City. Die Ufer des Sacramento sind flach und großentheils bewaldet, eine weite baumlose Ebene dehnt sich aber zwischen ihm und den Küsten und Goldbergen aus, und weite sumpfige Strecken dienen da noch dem Hirsch und Elk (Riesenhirsch), wie dem grissly-Bär, dem Schrecken des furchtsamen Jägers, zum Aufenthalt. Der Sacramento hat aber hier auch eine ziemliche Ausdehnung, und weniger mit den den Fahrzeugen so gefährlichen Baumstämmen (Snags) gefüllt als die Gewässer der Atlantischen Staaten, wird er in späterer Zeit für die Schiffahrt gewiß bedeutend werden. Selbst größere Schiffe, Barken, Briggs und sogar volle Dreimaster gehen schon jetzt bis Sacramento-City hinauf, und kleine Dampfboote begegneten uns mehre male, die, mit Passagieren beladen, die Tour von Sacramento-City bis San-Francisco in 36 Stunden zurücklegten.

Einzelne Snags ragten aber doch hier und da aus dem Wasser vor, und wir hatten, eben an einigen vorüberkommend, scharf nach vorn ausgeschaut, wo wieder ein dunkler Gegenstand im Flusse, und zwar mitten im Fahrwasser, die Nähe eines solchen heimtückischen Burschen zu verrathen schien, als der Capitain, der sein Boot selbst führte, bemerkte, es seien in letzter Zeit mehre Brandyfässer, mit dem besten Brandy gefüllt, hier in der Nähe aufgefischt worden, und das dunkle Ding da vor uns komme ihm eher wie ein Brandyfaß als ein Snag vor. Da wir mit unserm leichten Boote immer und jeden Augenblick rasch zur Seite abbiegen konnten, hielten wir ohne weiteres darauf zu, und hatten den jetzt Jedes Aufmerksamkeit fesselnden Gegenstand bald erreicht. Ich weiß nicht, warum mir gleich beim ersten Anblick desselben ein Augenblick auf dem Rio Roxo in Nordamerika einfiel, wo ich, den Strom in einem Kanoe hinabgleitend, die Leiche eines Ermordeten traf, die still und unheimlich, mit dem durchstochenen Rücken eben über der Oberfläche des Stroms, diesen niedertrieb. Das im Gedächtniß, schaute ich scharf und mistrauisch nach dem vermutheten Branntweinfaß hin, und eine Art Schauer war es, mit dem ich auch hier eine Leiche erkannte. Mein Ausruf leitete die Hand des Steuernden, der das Boot rasch daran vorüberschießen ließ, dann aber den Bug desselben wieder der Leiche zuwandte und unschlüssig hielt, was er damit thun sollte. Eigentlich muß Jeder, der einen Leichnam im Wasser findet, ihn ans Ufer ziehen, dort befestigen und dann am nächsten bewohnten Orte, den er erreicht, Anzeige davon machen. Man hat, glaube ich, dabei auch Anspruch auf eine kleine Vergütung. Dafür sind aber auch eine Masse Umstände damit verknüpft, und nicht einmal im Besitz eines Seils, das wir um den Körper hätten schleifen können, zogen wir es vor, die Leiche ruhig treiben zu lassen und dafür in dem noch kaum eine halbe englische Meile entfernten Städtchen Suttersville Anzeige davon zu machen. Das thaten wir, schickten aber auch noch vorher ein anderes Boot, dem wir begegneten, dahinter her, und erreichten etwa um 4 Uhr Nachmittags Sacramento-City.

Sacramento-City ist vom Flusse aus trotz dem flachen Ufer gar nicht zu erkennen, da man die Bäume unmittelbar am Ufer stehen gelassen hatte; zahlreiche Schiffe jeder Gattung aber — jedoch nur amerikanische, da nur dieser Flagge das Befahren der Inlandströme gestattet sein soll — zeigten deutlich die Nähe eines bedeutenden Platzes an, und bunt und zahlreich genug waren auch Zelte und kleine hölzerne Wohnungen — die erstern jedoch bedeutend in der Majorität — über einen weiten offenen, vor uns ausgebreiteten

Digitized by Google

Raum zerstreut. Überall standen dabei Wagen neu Gekommener, und lagerten Gruppen von Männern, ja hier und da gingen sogar aus den etwas größern und wohnlicher aussehenden Zelten Frauen — eine seltene Erscheinung in Californien — aus und ein und gaben der sonst doch so wilden Scenerie einen ordentlich traulichen Anstrich.

Wir mußten, da die Plätze unter den noch stehenden Bäumen in der Nähe schon alle besetzt waren, eine ziemlich offene Stelle zum Lagern wählen, und ich wickelte mich die Nacht, mit meiner Gesundheit eben nicht recht zufrieden, in meine Decke.

(Fortsetzung folgt.)

Bairische Hochländer.



Unter den deutschen Alpengegenden wird das bairische Hochland vielleicht noch am wenigsten von fremden Reisenden besucht, und doch ist dieses Stückchen Erde ein prachtvoller Garten Gottes von erhabener Schönheit, voll stiller verborgener Reize, voll Frische und Ursprünglichkeit in Land und Volk.

Es ist der Gebirgsstrich östlich von Lindau am Bodensee bis Schellenberg, eine Meile von Salzburg, von dem wir hier sprechen, in den sich Zweige der norischen und rhätischen Alpen aus ihren Hauptlagern, der Schweiz und Tirol, verlaufen, die unter dem Namen der Allgauer, Arlberger und Berchtesgadener Alpen eine die Schneelinie weit übersteigende Höhe erreichen und, mit ewigem Eise bedeckt, Gletscherwände in die Thäler hinabsenken. Als riesige Grenzpfeiler gegen Vorarlberg stehen hier der Hoheneifer, der vordere Tannen- und der Mädelberg; ihnen folgt der Hochvogel und weiter landeinwärts an Baierns südlicher Grenze ziehen sich der Domen, das Geishorn, der Schönkallner, der Agenstein, der Hohe Grasberg, der Scharfreiter, der Schildenstein, der Scheidelberg, der Kreuzberg, der Trausnitzberg, der Miesing, der Wendelstein, das Alphorn und der Watzmann hin. Von diesen Bergriesen herab schaut man in Bergkessel mit Wasser gefüllt, in spiegelklare Seen, eingerahmt von Bergen, und mit Entzücken blickt der Wanderer in liebliche, wohlangebaute Thäler, welche von zahlreichen Flüssen, der Iller, dem Lech, der Ammer, der Loisach, der Isar durchströmt werden.

Dieses wunderherrliche Stück von Gottes Erde bewohnt ein frisches, kerniges Volk, trotzig und protzig, dabei aber gutmüthig, treuherzig und gastfrei. Wol herrscht kein großer Wohlstand dort, denn die Natur hat mehr Schmuck als Fülle gegeben, aber doch auch nicht gerade Armuth. Viehzucht und Alpenwirthschaft sind die Hauptnahrungszweige; außerdem geben Holzarbeiten, reiche Salzquellen und Bergbau Arbeit und Brot.

Nach den verschiedenen Thälern wechselt unter ihren Bewohnern eine kleidsame Tracht. Durchgängig aber fast tragen die Männer den spitzigen Hut, die kurze Hose mit dem Alpenstrumpf, den schmucken Hosenträger und einen kurzen Überwurf. Der Jäger ziert seinen Hut mit einem Federbusch oder mit einem Strauß. Die Frauen tragen im Sommer einen Männerhut, im Winter eine gewaltige Pelzmütze; noch zierlicher steht ihnen ein sauber um den Kopf geschlungenes Tuch. Musik, Gesang und Tanz sind die eigentliche Würze im Leben dieser Hochländer.

Digitized by Google

Zingha opfert ein Kind.



Es ist hier eine Scene der Barbarei dargestellt, wie sie leider bei allen Völkern vorgekommen ist, solange sie auf einer so niedern Culturstufe standen, daß sie durch Menschenopfer die Gottheit zu versöhnen und sich geneigt zu machen hofften. Zingha *) ist eine afrikanische Fürstin in Angola (1640), welche auf dem Altare ihres Götzen ein Opfer, einen Knaben, bringt, indem sie ihm den geschweiften Kris oder Dolch ins Herz zu stoßen bereit ist. Ihr Auge funkelt von Mordlust oder vom Kampfe zwischen vermeinter Pflicht und Menschengefühl entflammt. Die ganze Umgebung paßt zu dem schrecklichen Schauspiel, das in Ostindien, im Innern von Afrika, bis nach Nubien herauf alle Tage Seitenstücke finden lassen dürfte. Zingha führte blutige Kriege gegen die in ihr Land dringenden Portugiesen, und diese können ihre Grausamkeit nicht arg genug schildern.

*) Über Zingha vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1843, Nr. 16.

Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

VI. Haushaltung und Wirthschaft.

Die alten Russen begnügten sich bei ihrem patriarchalischen Leben mit gar Wenigem. Halbgekochtes Fleisch, Wurzeln und die Felle wilder oder zahmer Thiere reichten für ihre Bedürfnisse aus, der Luxus blieb ihnen lange unbekannt. Im 11. Jahrhundert nährten sie sich noch von Hirse, Buchweizen und Milch, später erst lernten sie die verschiedenen Nahrungsmittel künstlich zubereiten.

Zu den ersten Erzeugnissen gehört der Meth, der Lieblingstrank der slawischen Stämme, welcher auch in solchem Überflusse vorhanden war, daß schon im 9. Jahrhundert die Armen Meth tranken, die Reichen die Stutenmilch vorzogen. Die Stärke des Meths und seine künstlich erzeugte Vielfarbigkeit setzte die Ausländer in Erstaunen, doch wurde dem rothen der Vorzug gegeben. Mit der Bienenzucht gab man sich nicht ab, die Bienen lebten frei in den Wäldern. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts will vom russischen Gesandten in Rom, Dimitrius, gehört haben, daß man vor der Masse Bienen die Wälder nicht ohne Gefahr durchstreifen könne und daß ein Bauer einmal in Honig so tief versunken, daß er zwei Tage bedurft, um sich herauszuarbeiten. Zu seinem Glücke hatte sich ein Bär mit den Hinterfüßen gleichfalls in den Honigsee verirrt, der Bauer erfaßte ihn beim Schwanze und schrie auf, der Bär erschrak, machte einen Satz und zog so den Bauer mit heraus. Ein Anderer versichert, selbst Wälder auf hundert Meilen gesehen zu haben, wo die Bienen ohne jedwede Pflege in ungeheurer Menge gediehen und man nur in den Wald zu gehen brauchte, um sich den Honig in beliebiger Menge zu holen.

Im 10. Jahrhundert war der Getreidebau schon in Blüte, es wurde in Rußland allgemein Brot gebacken und selbst Kwas (ein Getränk aus gesäuertem Mehl) bereitet. Man begoß sich damit in den Schwitzbädern, und der nowgoroder Bischof Niphont erlaubte den Mönchen, an Feiertagen Meth und Kwas zu trinken. Auch das Bier kam in Gebrauch und Jeder bereitete es sich selbst; unter dem Volke war aber noch ein anderes Getränk im Gebrauch, das sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, Sbiten, ein Gemisch von Honig und Salbeithee, mit Ingwer und Lorberblättern

Digitized by Google

gewürzt. Man verkaufte ihn in kupfernen Theekannen, und dies führte wahrscheinlich, da man dies Getränk immer heiß erhalten wollte, zur Erfindung des Samowars (Selbstkochers).

An Früchten aller Art, an Fischen und Wild war das alte Rußland überreich, und Wladimir I. ließ bei einem Feste 300 Fässer Meth und ganze Wagen voll Brot, Fleisch und Obst unter das Volk vertheilen. Es gab damals kein Fest ohne Bewirthung der Armen, und selbst die Großfürsten blieben dieser Sitte treu und umgaben sich mit Gästen aller Classen.

Gewürze aller Art, Pfeffer, Ingwer, Anis, Nelken, auch Mandeln und Lorberblätter bezogen die Russen aus Konstantinopel und Bulgarien. Noch ist zu bemerken, daß sie schon, wie aus den Verordnungen Jaroslaw's zu ersehen ist, vor dem 11. Jahrhundert Mühlen hatten. Doch waren beim Volke noch lange Zeit Handmühlen im Gebrauch, wie es auch von allen in den Palästen der Großen gebräuchlichen Gewürzen nichts wußte, und sich von Brot, Salz, Zwiebeln, Knoblauch und Kwas ernährte. Wie beim heutigen russischen Soldaten, bestand auch beim alten Krieger die Hauptnahrung in einem Zwiebackbrei und der berühmten Krautsuppe (Sihtschi), in welche selten nur ein Stück Speck oder Rindfleisch als leckerer Bissen gelegt wurde. Der Sihtschi war auch ein Lieblingsessen des Hofs, und der Zar Iwan IV. gerieth einst bei Tafel so in Wuth, daß er dem Fürsten Ossiz Gwosdew eine Schüssel mit heißem Sihtschi ins Gesicht schüttete. Den Salat lernten die Russen von den Engländern im 16. Jahrhundert kennen; sie betrachteten ihn früher als gewöhnliches Gras, auch konnten sie damals Butter und Käse noch nicht gut bereiten. Es ist nicht bekannt, ob in Rußland Stein- oder Seesalz im Gebrauche war, doch wurde schon unter der Herrschaft Kasimir's des Gerechten, zwischen 1178 und 1198, in Bochnia und Wieliczka Salz gegraben, in Rothrußland Salz aus den Seen gewonnen und in den jetzigen Zuckerhüten ähnliche Formen gebracht.

Weine wurden den Russen gar früh bekannt, denn schon im Jahre 907 brachte Oleg von seinem Zuge nach Konstantinopel zurückkehrend Gold, Gewebe, Früchte und griechische Weine nach Kiew. Im Jahre 1476 finden wir zuerst rothe und weiße Weine erwähnt. Der nowgoroder Erzbischof Theophil schenkte nämlich dem Großfürsten Iwan III. beim Abschiede außer zwei Fässern alten Meths auch drei Fässer weißen und zwei Fässer rothen Weins. Der Malvasier war besonders in Ehren, man reichte ihn nur hohen Gästen und gebrauchte ihn auch als Arznei.

Der Branntwein, ein arabisches Erzeugniß, kam nach Europa im 13., nach Rußland im 14. Jahrhundert. Raimund Lullus lernte zu Majorca die Bereitung des Branntweins, damals aqua vitae genannt, und brachte ihn 1290 nach Europa. Es hieß allgemein, er sei ein Extract des Steins der Weisen, wurde tropfenweise genommen und besaß heilende Kräfte. Die genuesischen Kaufleute erfuhren die Bereitung des Branntweins von Arnold de Villana, dem es Lullus anvertraute, und verkauften ihn in Gläsern für hohe Preise als heilenden Balsam unter dem Namen Lebenswasser. Im 15. Jahrhundert wurde mit dem Verfall des genuesischen Handels das Geheimniß allgemein, jedoch galt der Branntwein noch immer als Arznei und war nur in Apotheken zu haben. Die Genuesen, welche die Küsten der taurischen Halbinsel beherrschten und mit den Russen Handel trieben, machten sie mit diesem verderblichen Tranke bekannt. Er wurde bald so allgemein und richtete soviel Familien zu Grunde, daß die Großfürsten den unmäßigen Gebrauch zu beschränken suchten und Iwan III. es ganz verbot, starke Getränke zu erzeugen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war es nur an gewissen Festtagen erlaubt, Branntwein zu trinken.

Der Zar Iwan IV. baute in Moskau für seine Leibeigenen die erste Schenke, war aber kein Freund des Trunkes und erlaubte nur, Ostern und Weihnachten sich in der Schenke zu belustigen; zu andern Zeiten Betrunkene ließ er einsperren. Zar Feodor ließ die Schenke einreißen, aber Boris Godunow, um das vermehrte Einkommen mehr als um die Erhaltung der Sittlichkeit besorgt, ließ sie wieder aufbauen und gab alle geistigen Getränke in Pacht. Von da an vervielfältigten sich die Branntweinhäuser immer mehr, und bis zur Stunde ist in allen Theilen Rußlands der Branntwein das Gift des Volks, aber eins der wichtigsten Einkommen der Krone. In Rußland ist der Branntwein am stärksten, und es wird noch seine Stärke durch gewisse Gewürze und Kräuter vermehrt. Bis zu den Zeiten Peter's I. galt das Betrinken bei Festmahlen unter den Vornehmsten selbst für kein Laster. Der Toaste war kein Ende; vom Zar bis zum unbedeutendsten Gaste mußte auf Aller Gesundheit ein ungeheurer Pokal ganz geleert werden, wenn man nicht den Hausherrn verletzen wollte. In Stadt und Land wurde bei jeder Gelegenheit wochenlang in Saus und Braus gelebt. Selbst die Frauen waren damals keine Verächter der geistigen Getränke. Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts vertrieb die Civilisation und der von Katharina der Großen eingeführte gute Geschmack die Reste der alten Zeit. Noch ist aber unter dem russischen Volke der Branntwein so sehr im Gebrauche, daß man sich um ihn mehr als um das Essen bekümmert, ja Viele ihr Letztes verkaufen und in die Schenke tragen. Es gibt sogenannte privilegirte Trunkenbolde, die von den Wirthen umsonst Branntwein erhalten, aber dafür die Verpflichtung haben, die Vorübergehenden durch alle nur möglichen Künste in die Schenke zu locken und die Leidenschaft zum Trunke zu nähren. Bald fangen sie Händel an, der Wirth mischt sich hinein, droht mit der Polizei und zuletzt wird die Versöhnung beim Schnapsglase gefeiert, wobei der Wirth mittrinkt und dafür die Rechnung doppelt und dreifach aufschreibt.*)

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Bettler in Paris.

Paris ist nicht nur durch seine Größe, seine Schätze in Künsten und Wissenschaften, durch Pracht und Reichthum, durch geschichtliche Merkwürdigkeiten und seine politische Bedeutung berühmt, es hat vorzüglich auch den Ruf, daß dort viel zu verdienen sei, daß man dort leicht reich werden könne. Aus allen diesen Gründen

*) Es gibt in 29 großrussischen Gouvernements 40,525 Schenkhäuser, die für 140,230,479 Rubel Banco jährlich Branntwein absetzen. Wenn man nun noch die 36 hier nicht aufgeführten Gouvernements und 14 Provinzen in Betracht zieht, so kann man ohne Übertreibung die Summe des im gesammten Rußland verbrauchten Branntweins auf 240 Millionen Rubel Banco jährlich anschlagen. Rechnet man dazu noch den starken Verbrauch von Weinen und ausländischen Liqueurs, so ergibt sich ein ungeheures Capital für geistige Getränke.

Digitized by Google

ist diese Metropole ein wahrer Wallfahrtsort der Welt. Allein wenn es auch mit dem vielen Großartigen, Merkwürdigen und Eigenthümlichen, welches der Ruf ihr zuschreibt, seine unleugbare Richtigkeit hat, so ist es doch mit dem viel verdienen und leicht reich werden nur insofern richtig, als dort alles Neue, Ungewöhnliche, Ausgezeichnete gesucht ist und Anerkennung findet, alles Alltägliche und Gewöhnliche aber fast noch weniger gilt als irgendwo. Die Unkenntniß dieser Verhältnisse ist nun die Quelle zahlloser bitterer Täuschungen, denen viele aus Speculation und Gewinnsucht sich dorthin begebende Fremde zum Opfer fallen; der größte Theil dieser Einwanderer sind Deutsche. Von den ungefähr 80,000 Deutschen, die sich in Paris ständig aufhalten, besteht ein Theil aus thätigen, ordentlichen Handwerkern, Geschäftsleuten, Künstlern und Gelehrten, die sich durch Fleiß und Kenntnisse ein mehr oder weniger glänzendes und ehrenvolles Auskommen verschaffen; ein anderer Theil besteht aus Speculanten aller Art, Abenteurern, Taugenichtsen und Landstreichern, welche in der ungeheuern Stadt einen großen vortheilhaften Spielraum für ihre Thätigkeit zu finden hoffen und oft auch finden; das größere Drittheil aber besteht aus Bettlern, die entweder gleich als solche dort ankamen oder durch Schicksalsschläge und mehr oder weniger eigenes Verschulden später erst dort Bettler wurden. Von den ersten beiden Classen sprechen wir hier nicht, sondern wir beschränken uns auf eine kurze Schilderung der Lage der letztern.

Aus den an Frankreich grenzenden deutschen Ländern zieht immer eine Menge armes Volk nach Paris und zwar größtentheils Bauern. Theils mögen sie sich in ihrer Heimat in zu tiefer Armuth befunden haben, häufig aber ist es die verführische Hoffnung, ein kleines Capital zu erlangen, welche viele dieser Armen verlockt, eine zwar dürftige, aber doch gesicherte friedliche Existenz aufzugeben und in ein fremdes Land, in eine Stadt zu ziehen, wohin sie nicht passen; oft auch ist es die reine Dummheit, der Mangel an jeder Berechnung, der sie Andern nachlaufen heißt, weil diese auch nach Paris wandern. Alle diese Leute sind schon bei ihrem Eintritt in Paris Bettler; denn was bliebe solchen fremden, habelosen Leuten sonst übrig an einem Orte, wo man fast in jedem Erwerbszweige mehr Fertigkeiten verlangt als anderswo und wo man obendrein eine Sprache redet, von der sie keine Sylbe verstehen und gewöhnlich auch nie verstehen lernen? Weil mitunter Einer unter Vielen sich durch Glück oder Geschicklichkeit in Paris ein Sümmchen erworben, ziehen Tausende auch hin, obwol sie wissen, daß die ungeheure Mehrzahl kein anderes Loos zu erwarten hat als das eines Bettlers. Das Elend dieser Einwanderer wird gewöhnlich noch dadurch erhöht, daß die meisten von ihnen eine Menge Kinder mitbringen, eine drückende Last, namentlich in Paris für Leute, die sich von gemeinen, wenig lohnenden Arbeiten ernähren müssen, deren Ertrag oft kaum hinreicht, die dringendsten Bedürfnisse des Arbeitenden zu befriedigen.

Die meisten deutschen Arbeiter in Paris wohnen in der Vorstadt St.-Antoine; die hessischen, rheinbairischen Landsleute, von denen wir hier ausschließlich sprechen, haben sich vorzüglich in einzelnen Gassen dieses Stadttheils niedergelassen. In diesen Gassen sind mehre Häuser von unten bis zum Dache mit solchen Deutschen angefüllt. Hier gibt es Kneipen, die für wenige Sous ein Nachtlager geben; allenthalben vor den Hausthüren sieht man die vierschrötigen Gestalten der Weiber und Mädchen in ihrer fremden Tracht, und im Morast der Straßen rauft sich die heranwachsende Jugend, eine Menge schmuziger Kinder unter lautem Lärm und Geschrei. In diese Colonie begeben sich die Neuangekommenen und finden hier Landsleute, Freunde und Verwandte, welche dem Neuling Rath und Hülfe ertheilen, ihn gleichsam in ihre Zunft aufnehmen und abrichten. Bei der Ankunft kann Keiner ein Wort Französisch sprechen, aber er lernt es auch oft in mehren Jahren noch nicht, weil diese Landsleute wie die Schafe stets zusammenhalten, stets nur in ihrer Mundart sich unterhalten und nur höchst selten mit Franzosen in Berührung kommen. Auch nehmen die wohlhabenden und reichen Deutschen eben deshalb nicht gern ihre Landsleute in Dienste, sondern ziehen die Elsasser vor, die gewöhnlich schon das Französisch zu Hause gelernt haben. Es bleibt den armen Deutschen daher in der Regel nichts Anderes übrig als Straßenkehren und Betteln.

Die Straßen, öffentlichen Plätze u. s. w. in Paris werden täglich gekehrt, und zwar unter Leitung einer städtischen Kehranstalt. Das Heer der Kehrer ist in Abtheilungen getheilt, welche unter der Aufsicht von Kehrinspectoren stehen. Diese Armee der Straßenkehrer ergänzt sich aus dem ärmlichsten Bestandtheile der pariser Bevölkerung; Jeder, der im Besitz eines Besens und einer Schaufel ist und Kräfte genug hat, um diese Werkzeuge zu handhaben, wird dazu angenommen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder Nationalität. Der Lohn beträgt täglich etwa 6—8 Ngr.; die Arbeit beginnt mit dem frühesten Morgen und endet am Mittag. Diese Beschäftigung nun ist fast die einzige, die jene armen Einwanderer finden. Weiber und Mädchen, Knaben und Greise, in Lumpen gehüllt, große Holzschuhe an den Füßen, die Beine mit Stroh umwickelt, stehen alltäglich in dem oft ungeheuren Morast der Straßen von Paris. Allein leider ist der Ertrag dieser ermüdenden, ekelhaften Arbeit nicht so bedeutend, daß die Armen davon leben könnten; Betteln muß also herbeischaffen, was durch Arbeit nicht zu erlangen war. Dies betreiben sie auf verschiedene Weise. Bald geschieht es mittels kleiner Holzbesen, welche Weiber und Mädchen zum Verkauf herumtragen und dabei ihre Waare mit einem flehenden Blick und einem Jammerlaut den Leuten unter die Nase halten. Allein Niemand kauft diese Dinge, höchstens wird der lästigen Bettlerin aus Mitleid ein Sou zugeworfen, und dies ist auch Alles, was sie verlangt. Oft sieht man auch in einem Winkel, einer Ecke, einer Hausthür Weiber stehen, die Kinder auf den Rücken gehockt haben und den Vorübergehenden mit kläglichem Gewimmer die bittende Hand entgegenstrecken. Eine dritte und die einträglichste Art von Betteln, an welcher auch die Männer theilnehmen, ist die, daß diese Leute überall hin laufen, wo etwa Unterstützung, Almosen u. s. w. ausgetheilt werden und wo sie irgend etwas zu erlangen hoffen. Die öffentlichen Unterstützungsanstalten, welche die deutschen Bettler vorzüglich in Anspruch nehmen, sind (außer den Kirchen) die Société de bienfaisance des natiaux unis de tous les pays und der vor einigen Jahren entstandene deutsche Hülfsverein. Da wissen die deutschen Bauern von ihrem reichlichen Kindersegen einen guten Vortheil zu ziehen; eine ganze Reihe von Kindern wird da oft vorgeführt und diese, und wo möglich einer oder zwei Säuglinge mit ihrem ohrenzerreißenden Geschrei müssen die Herzen der Wohlthäter erweichen. Auf solche Weise gelingt es sogar manchen solchen gassenkehrenden und bettelnden Deutschen, soviel zusammenzubringen, daß er nach Deutsch-

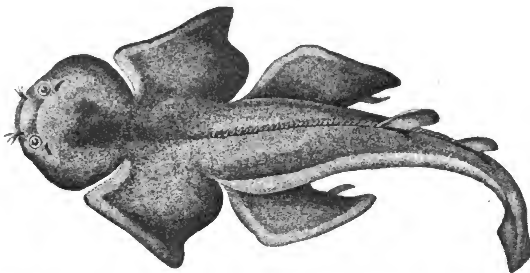
Digitized by Google

land geht, sein Sümmchen dort sicher anlegt und dann zu neuem Erwerb wieder nach Paris zurückkehrt, bis das Gewonnene hinreicht, um für immer in der Heimat leben zu können.

Es gibt aber auch eine Classe von Bettlern und von Unterstützung Lebenden, die erst später, theils durch Unglück, theils durch Schuld in diese traurige Lage kamen. Der fleißige Handwerker oder Fabrikarbeiter verdient nämlich in Paris meist ein anständiges Lohn, das ihm bei sparsamer Einrichtung wol erlaubt, einen Nothpfennig für spätere Jahre zurückzulegen. Allein das lockende Beispiel des pariser Arbeiters verleitet nur allzuhäufig den Deutschen zu Verschwendungen und Ausschweifungen, die ihm um so früher seine Körperkräfte schwächen und für die Tage der Krankheit und des Alters keine Ersparnisse übriglassen. Werden diese Menschen nun krank, arbeitslos oder arbeitsunfähig, so bleibt ihnen nur übrig, als hülflose Bettler umherzuschleichen, deren Geschick natürlich um so härter ist, da sie als Fremdlinge nicht auf die geringste Unterstützung von französischer Seite Anspruch machen können. Unter dieser letztern Classe findet man allerdings noch die meisten Hülfsbedürftigen, da oft eine einzige langwierige Krankheit des Familienvaters mit einem Schlage die ganze Familie zu Bettlern macht. Aber es ist schwer, sich immer von der Wahrheit des angeblich unverschuldeten Unglücks zu überzeugen, denn die Mittel und Wege, sich zu verstellen und so Andere zu täuschen, sind natürlich in der ungeheuern Stadt vielfach. Mancher, der mit einigen Mitteln und vielleicht mit der redlichsten Absicht, durch Arbeit sich Verdienst zu schaffen, nach Paris kam, ist, weil er keine Arbeit fand und sein Geld aufzehren mußte, zur Erhaltung des Lebens auch gegen seinen Willen gezwungen, sich Unterstützungen zu erbitten; und Mancher ist auf diese Weise, durch den so gepflegten Müßiggang verführt, mit der Zeit ein ganz durchtriebener Bettler-Gauner geworden, der sich vom Betteln ganz anständig nährt. Eine der bedauernswerthesten Folgen, die dergleichen Schlechtigkeiten im Allgemeinen haben, ist die, daß dadurch viele wirklich der Theilnahme und Hülfe Bedürftige Mistrauen und Verdacht erwecken und als unwürdig abgewiesen werden.

Der Vollständigkeit halber führen wir noch zwei Classen von Deutschen auf, die in Paris von Anderer Unterstützung leben, aber wenigstens meistentheils nicht in so ganz elenden Umständen sich befinden. Die Einen sind die wandernden Musikanten, die in den Straßen der französischen Hauptstadt zu den schreienden Tönen einer alten Violine oder einer Drehorgel einen deutschen Gassenhauer singen; die Andere sind eine Menge ehemaliger Kammerzofen, Hofmeisterinnen, Erzieherinnen, welche in der Jugend für ihr Alter nichts zurückgelegt haben und nun, einsam und verlassen dastehend, bei ihren glücklichern deutschen Brüdern und Schwestern um eine Gabe der Barmherzigkeit flehen. Die durchtriebensten von diesen Bettlerinnen wissen zuweilen sehr reichliche Gaben zu erlangen, die sie oft am wenigsten verdienen.

Der Meerengel.



Ein furchtbarer Engel, abscheulich gestaltet, ist dieser zum Haifischgeschlecht gehörige Bewohner der Nordsee und des Mittelländischen Meers. Den Namen hat er offenbar von den lederartigen Flossen, welche allerdings mit Flügeln einige Ähnlichkeit haben, besonders was die vordern oder Brustflossen betrifft. Vom gewöhnlichen Hai unterscheidet er sich durch geringere Größe, indem er nur 6—8 Fuß lang wird, während der große Hundshai 16—20 Fuß erreicht. Ebenso ist sein Rachen nicht wie beim großen Ungeheuer so im untern Kiefer zurückgezogen, daß er sich, um seinen Raub zu fassen, umdrehen und fast auf den Rücken legen müßte. Im Gegentheil läuft er ganz gleichförmig längs dem übrigens häßlichen, breiten, dickrunden Vorderkopfe. Die Haut dieses Meerungethüms, bei dessen Bildung die Natur häßliche Laune gehabt zu haben scheint, gibt vortrefflichen Chagrin. Oft richtet sich das Thier gerade im Wasser auf und da muß es wie ein wahrer Teufel aussehen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 383.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [4. Mai 1850.

Felix David.



Felix (oder Felicien) David, geboren am 10. März 1810, ist einer der genialen Tonkünstler, über dessen Größe erst die Nachkommen ein bestimmtes Urtheil aussprechen werden. Ein großes Talent war ihm sicher angeboren, denn er stammt aus einer ganz armen Familie und einer ganz kleinen Stadt, Cadenet (Departement Vaucluse), wo er aber schon als Chorknabe Aufmerksamkeit erregte und im 19. Jahre Chordirector wurde. Im Jahre 1830 gelang es ihm, in das pariser Conservatorium zu kommen; er gerieth dann unter die damals auftauchende Sekte der St.-Simonisten, deren Componist er wurde, mit denen er nach dem Orient auswanderte und im Jahre 1832 nach manchen harten Schicksalen in Ägypten ankam. An ihrer Spitze wanderte er dann unter den Arabern der Wüste umher, immer sein Pianoforte mitsichführend, diesen wilden Söhnen der Natur vorsingend und vorspielend und bald sie ergötzend, bald auch, wenigstens einmal, sie in solche Wuth versetzend, daß sie, statt den Apollo im Pianoforte zu suchen, den Schaïtan (Satan) darin verborgen wähnten. Nach drei Jahren kam er (1833) wieder ins Vaterland zurück und in Allem, was er componirt hat, kündigt sich der morgenländische Charakter an, indem namentlich seine „Wüste", welche im December 1844 zum ersten male in Paris gehört wurde, ihn zum musikalischen Löwen des Tages machte und ein musikalisches Tongemälde darstellte, wie nur je eins vorgekommen war.

Digitized by Google

Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

VI. Haushaltung und Wirthschaft.

Bei den alten Russen waren männliche Köche, weil man das von Frauen geschlachtete Geflügel für unrein hielt und davon nichts aß. Gekochte und gebratene Fische aller Gattungen waren und sind die Lieblingsspeisen der Russen, ebenso Krebse und Caviar, schon deswegen, weil ihnen der Genuß des Fleisches mehr als die Hälfte des Jahres untersagt ist. Die Fischsuppe (Ucha) und im Sommer die Botwinaj, eine kalte Suppe aus Sauerampfer, Kwas, grüne Gurken und Fische gehören zu den delicatesten Speisen der Russen. Es sind diese Speisen zugleich Fastenspeisen, ebenso wie die flachen Pfannkuchen aus Buchweizenmehl, die während der Butterwoche und die ganzen großen Fasten hindurch in ungeheurer Menge in allen Classen der Gesellschaft, in den höchsten Kreisen wie in der ärmlichsten Hütte verzehrt werden.

Der Überfluß an allen Gattungen von Lebensmitteln trug nicht wenig zur Gastfreundschaft bei. Hühner, Enten, Gänse kosteten das Stück eine Silberkopeke (4 Pfennige). Von Fasanen, Rebhühnern, Wachteln und Schnepfen wimmelte es in Feld und Wald. Schwäne, wilde Gänse und Enten flogen in unübersehbaren Zügen durch. Überall fand man weiße und graue Hasen, die wilden Tauben konnte man mit den Händen fangen. Für ein Lamm zahlte man 10 Kopeken, Rindfleisch verkaufte man nach dem Augenmaße. Die Flüsse wimmelten von Fischen aller Gattungen. Die Erzählungen der Schriftsteller des 15., 16. und 17. Jahrhunderts von dem in Rußland herrschenden Überflusse an Getreide, Früchten, Fischen, Wild und Hausgeflügel finden ihre Bewahrheitung noch immer jetzt in einigen Theilen des Landes, wo wegen des Mangels großer Städte und des daraus entspringenden Mangels größern Absatzes sich noch unglaublich billige Preise der Lebensmittel erhalten haben.

Die Fasten wurden streng beobachtet und selbst die allergefährlichsten Kranken wagten es nicht, Fleischsuppe zusichzunehmen. Die Großfürsten gingen mit dem Beispiele voran und jeder Übertreter wurde als Ketzer betrachtet, konnte keine Gesellschaft besuchen und mußte sich einer Buße unterwerfen. Die Russen aßen einige male des Tages; heute wird außer dem Thee, der früh und Abends getrunken wird, noch gefrühstückt, Mittag- und Nachtmahl gegessen. Nach Tische ruhte Alles einige Stunden, was wegen der reichen Tafeln nothwendig war. Die reiche Kost und die geringe Bewegung erzeugte bei den Reichen Fettigkeit, auf die man mit Verehrung blickte. Das Ruhen nach Tische ist eine sehr alte Sitte. Wladimir Monomach sagt, in seinen Lehren an seine Kinder von der geführten Lebensweise sprechend: „Dann setzten wir uns, berietheu mit den Freunden, oder richteten das Volk oder ritten auf die Jagd, und nach Tische schliefen wir; denn nicht nur den Menschen, sondern selbst den Thieren bestimmte Gott in der Mittagsstunde zu ruhen." Nach Tische war es in der Stadt öde, Läden und Häuser waren geschlossen, manche schliefen zu Hause, manche vor ihren Läden nicht weniger als drei Stunden. Das russische Volk, welches den ersten falschen Demetrius wegen Nichtbeachtung der vaterländischen Gebräuche verdammte, rechnete es ihm auch zur Schuld an, daß er sich nach Tische niemals schlafen legte. In aller Frühe wurde gefrühstückt, um 12 Uhr Mittag gegessen, gegen 4 Uhr das Vesperbrot genommen und gleich nach Sonnenuntergang genachtmahlt. Nach einer Stunde verrichtete man das Nachtgebet und legte sich nieder. Vor und nach Tische wurde gleichfalls gebetet. Mit Sonnenaufgang stand man auf, die am Hofe Dienenden noch früher, denn sie mußten den Zar erwarten, um ihn in die Kirche zu begleiten. Nach der Messe hielt der Zar mit den Bojaren Sitzung. Die im Dienste des Zaren stehenden Hofleute erhielten ihrer Stellung und ihrem Range angemessene Gehalte, mit denen zugleich eine gewisse Morgenzahl Land zur Bebauung verbunden war, das nach Verlauf einiger Jahre erblich wurde.

Die Wirthschaft versehen und Brot backen gehörte zu den Pflichten der Hausfrau, und die wurde gering geschätzt, welche nicht gutes Brot backen konnte. Man gab den Broten mannichfache Formen. Auf dem dreieckigen silbernen Tische des Großfürsten Wassil lagen Brote in Form von Kummeten, wie auch verschieden geformte mit Eiern, Fischen, Kraut, Schwämmen, Reis u. dgl. gefüllte Kuchen, die bei allen Festgelegenheiten, Namenstagen und Hochzeiten noch heute eine Hauptrolle spielen.

Den Geschmack der frühern Zeiten lernte man aus den erhaltenen Nachrichten von den Tafeln der Großfürsten kennen. Lange Tische wurden in mehren Reihen in einer großen Halle aufgestellt. Sobald die Speisen auf die Tafel kamen, sagte man dem Zar: „Herr!" Da saßen seine Brüder oder der Metropolit, dann die Großen und Beamten, und selbst gemeine Krieger, die sich durch wichtige Dienste ausgezeichnet hatten. Seit dem 10. Jahrhundert speiste man mit silbernen Löffeln. Nestor erzählt, daß die Gäste Wladimir's I. im Jahre 996, vom Meth erhitzt, sich beklagten, daß man ihnen hölzerne Löffel vorgelegt habe. Wladimir befahl sogleich, silberne Löffel zu verfertigen und bemerkte: „Gold und Silber bringt keine Freunde, aber diese bringen Gold und Silber." Ausländer sprachen mit Verwunderung von der Pracht mancher Zarentafel; man speiste und trank aus goldenen Gefäßen, die Bedienten kleideten sich drei mal während der Tafel um. Die Tafeln Iwan's IV. dauerten bis 6 Uhr Abends und waren mit den theuersten Früchten und Weinen besetzt; 6—700 Gäste waren keine ungewöhnliche Zahl, einmal wurden im Kreml sogar 2000 nagajer Krieger zur Tafel gezogen, und Boris Gudunow bewirthete in Serpuchow in Zelten 10,000 Mann, die alle auf Silber speisten. Bevor er das Heer entließ, gab er auf den Wiesen am Ufer der Oka 500,000 Gästen eine großartige Tafel. Die Speisen und Getränke wurden auf Wagen herumgeführt und die Würdenträger erhielten zum Geschenk Kleider von Sammet, Damast, Gold- und Silberstoffen. Der Gesandte des deutschen Kaisers, Warkotsch, konnte die Silber- und Goldgefäße an der Tafel nicht zählen, und sagt, daß 2—300 Diener, aufs prachtvollste gekleidet mit goldenen Ketten auf der Brust und schwarzen Fuchsmützen, aufwarteten. Teller und Servietten waren indessen unbekannt, auf den Tafeln lagen blos Messer, Löffel und Brot. Auch standen da Salz, Essig und Pfeffer. Mit einem male wurden mehr als hundert Speisen gebracht, die vom Koch und dann wieder vom Truchseß (Stolnik) in Gegenwart des Zaren gekostet wurden. Nach der Tafel reichte der Zar jedem Gaste selbst getrocknete Pflaumen und dann bekam er noch eine Schüssel voll Fleisch und Kuchen mit auf den Weg. Noch bis heute wird die Sitte beobachtet, daß die Hausfrau nach der Mahlzeit den Gästen ein Pack..

Digitized by Google

mit verschiedenen Leckereien, Lebkuchen, Nüssen, Kuchen u. dgl. nach Hause mitgibt.

Der Reichthum der Zarentafeln ist kaum zu beschreiben. So schreibt Buchardt, der Gesandte des Kaisers Heinrich's IV., daß er nirgend soviel Gold, Silber und reiche Kleider gesehen. Auch die Großen speisten in ihren Häusern aus goldenen und silbernen Gefäßen, die sogar mit Perlen besetzt waren und mehre Pfund wogen. Die Trinkhörner waren oft ganz von Silber, manchmal mit Gold belegt. Die geringern Edelleute und Bojaren aber speisten und tranken aus sehr einfachen Geschirren. Als Seltenheiten galten Geschirre von Zinn; jeder Bojar aber hatte einen silbernen Becher, aus welchem die Gäste die Gesundheiten tranken. Gabeln waren höchst selten. Buchau erzählt, daß er bei der Tafel Iwan's IV. weder Messer noch Gabel hatte und sie von dem ihm zunächst sitzenden Bojaren borgen mußte. Die Hauptsache bestand in der herzlichen, gastfreundlichen Aufnahme und in der Masse von Speisen, die größtentheils mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt auf den Tisch kamen. Beim Empfange von Ausländern spielten auch bei der Tafel Musikbanden, auch wurden manchen Gästen zu Ehren die Glocken geläutet. Der Gesandte Carlisle wurde so gefeiert, daß auf der Tafel 500 Speisen waren und man ihm noch hundert Schüsseln nach der Tafel ins Haus nachsandte, und dabei waren keine Fleischspeisen, weil es Fastenzeit war. Zum Dessert brachte man Bäume, an denen Kuchen und Früchte hingen. Überhaupt fing man erst spät an, Dessert mit Zuckerwerk aufzutragen. Den Zucker brachten ausländische Kaufleute nach Rußland aus Konstantinopel, dann aus Deutschland über Polen und Lithauen, und erst im 18. Jahrhundert in den petersburger Hafen aus allen Theilen der Welt. Die alten Russen und noch viele Frömmler der Jetztzeit gebrauchen den Zucker während der Fasten nicht, weil Blut zur Bereitung in Anwendung kommt. Doch trotz all der Pracht der Tafeln und der Unzahl der Speisen konnten die Ausländer nur wenig genießen, wegen der unreinlichen Zubereitung, des heftigen Zwiebel- und Knoblauchgeruchs und des bittern Geschmacks in Folge des gebrauchten Hanföls. Erst im 18. Jahrhundert wurde Butter nach ausländischer Manier geschlagen, und bald darauf wurden von deutschen und französischen Köchen die ausländischen Speisen in Rußland eingeführt. Jetzt hat jeder Gutsbesitzer einen ausgezeichneten Koch und man braucht nicht mehr, wie es im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlich war, nach Paris zu reisen, um die Gelüste des Gaumens zu befriedigen, oder sich von dort Kuchen aller Art zu verschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Römer nahmen wenig Notiz von den Alpen.

Es ist merkwürdig, aber auch zu bedauern, daß uns die Geschichte aus den Zeiten der Römer von den Ereignissen in einer so großartigen Natur, wie in der Schweiz, wenig oder nichts aufbewahrt hat. Am Rhein und am Bodensee hatten die Römer bekanntlich viele feste Plätze; mehre Jahrhunderte lang lebten sie in diesen Gegenden und sie gedenken nicht einmal des Rheinfalls bei Schaffhausen, der Wassermenge nach des größten in Europa. Sehr anziehend sagt Alexander von Humboldt im zweiten Bande seines Kosmos: „Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthume auf uns gekommen, und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien nach Gallien. Alle diese Reisenden wissen nur über die unfahrbaren, abscheulichen Wege zu klagen, das Romantische der Naturscenen beschäftigte sie nie. Es ist sogar bekannt, daß Julius Cäsar, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um während des Übergangs über die Alpen eine grammatische Schrift, „De analogia“, anzufertigen. Silius Italicus, der unter Trajan starb, wo die Schweiz schon sehr angebaut war, beschreibt die Alpengegend als eine schreckenerregende, vegetationslose Einöde, während er mit Liebe alle Felsenschluchten Italiens und die buschigen Ufer des Liris (Garigliano) besingt.“

Der beste Schwimmer.

Als der beste Schwimmer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt jetzt ein Herr Fuller, der Redacteur des „Daily Wisconsin“ in Milwaukie. Derselbe kam im Jahre 1849 mit mehren Freunden nach Niagara. Am Fuße der Fälle, wo die Fähre nach Canada hinüberrudert, sprach er mit seinen Freunden darüber, ob es wol möglich wäre, über den Fluß, der etwa 1000 Fuß breit ist, zu schwimmen. Er fragte den Fährmann, ob dies noch Niemand gethan habe, und erhielt zur Antwort: Ja, zwei englische Soldaten. Goddam, sagte Fuller, was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch, und ohne sich länger zu besinnen, entkleidete er sich und sprang in den Strom. Seine Lage soll schrecklich gewesen sein, denn er hatte seinen Kräften fast zu viel vertraut. Mehr als zwanzig mal wollten ihn die furchtbaren Wirbel hinabziehen; er kämpfte wie ein Verzweifelnder, und wäre gewiß auch unterlegen, hätte ihn nicht der Gedanke aufrecht erhalten: was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch. Halbtodt vor Ermattung stieg er an der andern Seite ans Land. Da kam der Fährmann zu ihm, klopfte ihm auf die Schultern und sagte: „Sie sind der Erste, der es vollbrachte; denn die beiden englischen Soldaten sind ertrunken.“

Der Rattenkönig.

Man hat es oft für eine Fabel gehalten, daß eine Gruppe von Ratten, die, nach der umstehenden Abbildung, mit den Schwänzen dergestalt ineinander verwickelt und zusammengewachsen waren, daß sie durchaus nicht voneinander können, habe leben können. Aber man kann an dem Dagewesensein einer solchen Naturseltenheit nicht zweifeln, wenn man nachstehende aus einer kleinen Schrift von Bellermann: „Der Rattenkönig“, genommene, durch zahlreiche Zeugnisse verbürgte Thatsachen liest:

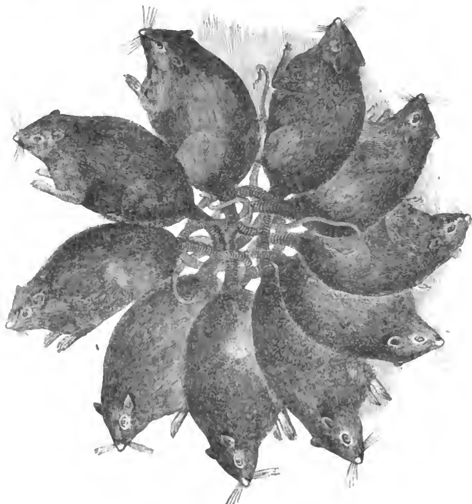
Im Jahre 1772 lebte ich in Erfurt, und war an einem Sonntage früh vor 8 Uhr auf dem Wege nach der Barfüßerkirche, als mir ein Freund begegnete und erzählte, es läge ein Klumpen zusammengewachsener Ratten auf der Straße in der Schlössergasse, bei der Jesuiten-, jetzt Lorenzkirche. Ich eilte sogleich dahin

Digitized by Google

und fand in der Nähe der gedachten Kirche, zur Seite des dortigen Brunnens, einen Schutthaufen und auf demselben ein Bündel zusammenhängender todter Ratten. Ich war damals 18 Jahre alt und bemerkte Folgendes: Es waren deren elf, wie ich sie einige mal zählte, von der gewöhnlichen Art der Hausratten, schwärzlich-aschenfarbig, vollkommen ausgewachsen. Die Schwänze waren ineinander dicht verschlungen und zusammengewachsen. Sie glichen einem Knäuel von der Größe einer starken Mannsfaust, einem Knäuel von Stricken von der Stärke thönerner Pfeifenröhrchen. Die Verschlingung der Schwänze fing etwa einen Zoll von den Leibern an. Der Schwanzwulst ragte etwas über die Ratten empor. Einige der Mitanwesenden legten den Thierklumpen in Ordnung. Der Knäuel war der Mittelpunkt, und die elf Ratten bildeten ebenso viel Strahlen oder Radspeichen, an deren äußersten Enden sich die Köpfe befanden. Die ganze Kreisfläche hatte wol an 1½ rheinl. Fuß im Durchmesser. Unter mehren herbeikommenden Zuschauern ergriffen zwei junge Leute zwei entgegenliegende Ratten und zogen mit Gewalt daran; die eine riß nahe am Leibe ab und der Schwanz blieb im Knäuel zurück. Bei dem Drehen und Wenden dieser Rattenfamilie sah ich deutlich, daß auf dem obern Theile des Schwanzknäuels die Schwänze wie verschlungene Stricke über- und untereinander sich durchzogen, auf dem untern aber mehr wie zu einem Kloß gebildet und ineinander verwachsen waren, an welchem ich deutlich nur Erhöhungen wie Nähte oder Leisten gewahr wurde. Während mehre Knaben, die ab- und zukamen, mit dieser Rattenrotte ihren Scherz trieben und das Untrennbare hin- und herzerrten, sahen es alle Vorübergehenden; einige nannten es ein Monstrum. Wenn ich an jenen Auftritt denke, sehe ich noch Alles im Geiste, einen so tiefen Eindruck hat es hinterlassen. Nachdem ich eine Zeitlang dabei verweilt und das Angeführte genau beobachtet, ging ich in die Barfüßerkirche, wo ich das Ereigniß einem Bekannten erzählte. Nach Beendigung der Kirche, nach 10 Uhr, eilte ich wieder mit demselben dahin, um es ihm zu zeigen und nochmals zu besehen. Allein es fand sich nicht mehr daselbst, doch traf ich noch einige Personen bei dem Schutthaufen, welche erzählten, daß der Doctor Alix das Wunderthier in ein Tuch gebunden und weggetragen habe.

Nachher erfuhr ich, Doctor Alix habe den etwas zerrissenen Thierklumpen in einem großen, breiten, irdenen Topfe im Ofen austrocknen wollen, welches aber verunglückt und das Ganze dadurch zerstört worden sei.

Die Geschichte, wie dieser Rattenkönig auf den Schutthaufen gekommen, ist folgende: In der Schlössergasse, zur Seite des damaligen Jesuitenklosters, gegenüber der Jesuiten- oder Lorenzkirche, stand ein altes Haus, welches man als Getreidespeicher gebrauchte. Das Gebäude war so baufällig geworden, daß es eingerissen und abgetragen werden mußte. Als nun die Zimmerleute die Bodenbreter aufheben, springen viele Ratten hervor; die Arbeiter sahen in dem einen leeren, etwas engen Zwischenraume der obern und untern Breter, welche an die wasserrecht liegenden Balkensparren von beiden Seiten befestigt waren, diese Rattengesellschaft lebendig. Da sie, ihrer Natur nach, nicht wie die andern Ratten fortlaufen konnten, schlugen sie sie todt. Sie ahnten nicht, was für eine Seltenheit sie getödtet.



Diamantminen von Sincura.



Über die Diamantengruben und Minen in Brasilien und Indien sowie über die Wäschen der Diamanten und ihren Transport vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1835, Nr. 102; Jahrgang 1836, Nr. 144; Jahrgang 1839, Nr. 321; Jahrgang 1842, Nr. 506; Jahrgang 1846, Nr. 160 und 194; Jahrgang 1848, Nr 308.

Digitized by Google

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Vor allen Dingen mußten wir jetzt ein Maulthier kaufen, die nöthigen Provisionen für uns sowol wie auch einen Theil unsers Gepäcks zu tragen; ich ging deshalb am nächsten Morgen mit einem der Unserigen nach dem Theile der Stadt, wo, wie uns gesagt worden, jeden Morgen von 10 Uhr an Auction aller möglichen Gegenstände, besonders aber von Pferden und Maulthieren sei, um dort ein passendes Thier für unsern Gebrauch anzukaufen.

Ich wollte, meine deutschen Leser hätten das lebendige Treiben dieses Sacramento-Auctionsmarktes mit ansehen können. Eine der breitesten Straßen der Stadt, meist noch aus Zelten oder kleinen Schachtelhäusern bestehend, diente, von alten mächtigen Eichen überschattet, zum Schauplatz dieser ununterbrochenen Verkäufe, und hier versammelten sich deshalb in der schon bekannten Tageszeit alle Geschäftsleute oder Müßiggänger Sacramentos, sei es nun zu kaufen, zu verkaufen oder auch blos das Gewirr und Treiben mit anzusehen, und gelegentlich die Preise der verschiedenen Sachen zu erfahren. An mehren Stellen standen auf Baumstümpfen oder Fässern lange Yankees und priesen und versteigerten mit oft fabelhafter Zungengeläufigkeit Kleider, Wäsche, Waffen, Schmuck, Provisionen u. s. w. Diese hatten jedoch nur ein verhältnißmäßig sehr kleines Publicum, denn der größere Theil bildete mitten in der Straße eine Art Gasse, in welcher unter einem fortwährenden Durcheinanderschreien acht oder zehn Verkäufer auf ebenso vielen verschiedenen Thieren, Maulthieren oder Pferden, hin und hersprengten.

Achtzehn Dollars, Gentlemen, nur 18 Dollars! krächzte der eine von ihnen mit heiserer, kaum noch hörbarer Stimme, und pries dabei ein wahres Gerippe von einem Schimmel an, der wirklich nur noch durch den Sattelgurt zusammengehalten zu werden schien — 18 Dollars für dies schöne, junge, ausgezeichnete Pferd, Gentlemen — soll ich nicht die 20 hören? nur 18 Dollars für dies vortreffliche Reitpferd, Gentlemen — nur 18 Dollars mit Sattel und Zaum, und beides allein 30 werth in San-Francisco?

Hundertunddreißig Dollars für dies feine Maulthier, Gentlemen! schrie ein anderer, neben dem Heisern hingaloppirend und dessen Anpreisungen dadurch förmlich übertönend — nur 130 Dollars — Werth 180, ja 200 — soll ich die 135 hören? Es war das wirklich ein ausgezeichnet gutes Maulthier und wurde bald darauf für 151 Dollars losgeschlagen. Der Preis der Maulthiere wechselte überhaupt von 60 zu 100 Dollars und richtete sich oft nur danach, ob eben Käufer da waren, die entweder ein Thier zu jedem Preise nothwendig haben mußten oder Geld genug hatten, ihrer Laune halber die Mitbietenden auszustechen. Die vorkommenden Pferde waren sämmtlich von der traurigsten Art, und nur ein einziges steigerte seinen Preis zu 60 Dollars, die meisten gingen mit Sattel und Zaum zu 24 und 30 Dollars ab. Die armen Thiere, meist eben erst von der Landreise aus den Vereinigten Staaten herübergekommen, konnten sich kaum noch selber auf den Beinen erhalten und mußten, falls sie nicht erst einmal eine Zeitlang recht tüchtig ausgefüttert wurden, unfehlbar unter einer selbst geringen Last zusammenbrechen.

Ochsengespanne mit großen schweren Wagen, die ebenfalls aus den Vereinigten Staaten durch die Ebenen und über die Gebirge herübergeschafft waren, wurden gleichfalls und zwar zu ziemlich hohen Preisen verkauft, Provisionen den Minenarbeitern in die entferntern Districte zuzuführen. Ein Wagen mit vier tüchtigen Stieren bespannt steigerte sich oft zu 7—800 Dollars, und die einfachsten gewöhnlichsten Karren erhielten sogar einen guten Preis.

Wir kauften an diesem Tage kein Maulthier, denn die, welche zu dem Preise, den wir uns gesetzt hatten, wirklich versteigert wurden, waren zu unansehnlich, und wir hofften morgen einen bessern Handel eingehen zu können. Am nächsten Tage kam auch wirklich ein gutes Maulthier zum Verkauf, und wir erstanden es um 75 Dollars. Es war aber schon zu spät geworden, noch an demselben Tage aufbrechen zu können, wir verwandten die übrige Zeit deshalb dazu, alles Nöthige noch in Stand zu setzen, Provisionen wie einen guten Packsattel zu kaufen und uns zu frühem Aufbruch am nächsten Morgen einzurichten.

Am 27. October brachen wir endlich auf und verließen, mit dem ziemlich schwerbeladenen Maulthier in der Mitte, die Stadt. Unsere Absicht war, die nördlichst gelegenen Minen aufzusuchen, und wir verließen uns in der Richtung des Wegs, vielleicht etwas leichtsinniger Art, einzig und allein auf die Weisung einiger schon längere Zeit dort wohnenden Deutschen, die uns versichert hatten, wir müßten vor allen Dingen auf Sutters Mühle losmarschiren, von wo aus man leicht in alle die übrigen Minen gelangen könne. Dorthin richteten wir auch deshalb unsern Curs und passirten nach kaum einer Stunde Marschiren das in deutschen wie fremden Zeitungen so vielfach besprochene Sutters Fort.

Weit anders sieht es aber jetzt aus als kaum vor einem Jahre vielleicht noch, wo es eine Art Mittelpunkt der nordcalifornischen Civilisation bildete und indianische Horden dort umherlagerten und Handel trieben mit den Bleichgesichtern. Capitain Sutter hat gegenwärtig sogar den ganzen Platz aufgegeben und an andere Leute verpachtet, nur der Name ist noch geblieben, und den Mittelpunkt bildet, wie gewöhnlich in dem civilisirten Californien, ein Schenkstand.

Unser Weg führte uns, gleich vom Fort ab, an der American Fork einen schönen breiten Fluß hinauf, aber nur dicht am Ufer desselben standen Bäume und Sträucher, das Übrige war öde, staubig, sandige von glühender Sonne gebrannte Ebene, und unsere eben nicht mehr an Fußmärsche gewöhnten Körper fühlten sich am ersten Tage sehr ermattet. Wir lagerten dicht am Ufer des Stroms und schliefen sanft beim Geheul der zahlreichen kleinen Steppenwölfe, die mit ihrem fast komisch lautenden Gelärm mehrmals die Nacht bis dicht an uns herankamen.

Am nächsten Morgen erreichten wir ziemlich früh das sogenannte Ten mile house, zehn Meilen vom Sacramento entfernt, und hörten hier zu unserm eben nicht freudigen Erstaunen, daß wir, falls wir wirklich nach den nördlichen Minen wollten, einen ganz falschen Weg eingeschlagen hätten, und auf die andere Seite der American Fork hinüber, und am Sacramento, statt an jenem Flusse hinauf mußten. Wollten wir noch bei unserm frühern Plane, die nördlichen Minen zu besuchen, beharren, so blieb uns weiter nichts übrig als geradezu umzukehren und etwa eine Meile disseit Suttors Fort die American Fork zu kreuzen, von wo wir dann den richtigen Curs einschlagen konnten. Eine kurze Berathung entschied für den letzten Weg, und dieser Abend fand uns wieder 2½

Digitized by Google

Meilen von Sacramento-City entfernt, jetzt aber auf der richtigen Bahn, unter einer laubigen, von wilden Reben dicht umhangenen Eiche am andern Ufer der Fork.

An diesem Tage wurde uns aber schon einer unserer Gefährten — einer der jungen Kaufleute, der im Anfange sehr mit seiner Kraft und Ausdauer geprahlt hatte — untreu. Die Hitze und Anstrengung des Marsches mochte ihn wol zu sehr erschöpft haben, und da uns nun noch sogar gesagt wurde, daß der nächste Tagmarsch aus Wassermangel selbst anstrengender als dieser sein würde, so blieb er, ohne einem Menschen weiter ein Wort zu sagen, hinter dem ersten Busche zurück, ließ uns eine hinreichende Strecke vorangehen und wurde dann nicht weiter gesehen.

Am 29. October hatten wir einen herrlichen, sonnigen, freilich etwas heißen Tag, und wanderten auf der ziemlich befahrenen Straße, in der Nähe des Sacramento, an diesem Flusse hinauf. Auch hier waren nur die nächsten Ufer bewaldet, das Übrige weite baumlose, mit Buchen oder Gras dicht bewachsene Ebene. So still und öde dieselbe aber auch in früherer Zeit gewesen sein mochte, das blinkende Metall und der Ruf des neuen Eldorado hatte ihren Charakter jetzt verändert, und wo sonst der Elk vielleicht majestätischen Schrittes die Steppe gekreuzt und seinen Durst in dem klaren Wasser des Stroms gelöscht hatte, wo der Indianer, der rothe Sohn dieser Ebenen, mit Bogen und Pfeil seiner Bahn gefolgt, oder die squaw in dem spitzen Rohrkorb unter der Last der zum Wintervorrath eingesammelten Eicheln herangekeucht war, führten jetzt mit kräftigen Stieren bespannte Wagen Massen von Provisionen den entferntern Bergen zu; Reiter, aus den Minen kommend, die Büchsen vorn quer über dem Sattelknopf liegend, ihr weniges Gepäck hinter sich befestigt, sprengten rasch und mit kaum flüchtigem Blick auf die ihnen begegnenden Wanderer vorüber, und dort dicht am Strom und weiter auf der Ebene draußen, auf dem Fahrwege sowol wie oft abwärts von jeder betretenen Bahn, zogen kleine Karavanen mit einem oder mehren Maulthieren, alle aber mit Proviant schwer beladen, den ersehnten Minendistricten zu. Mehrmals trafen wir auch Fußwanderer, die nicht einmal ein einziges Packthier mitsichführten, sondern Alles, was sie zu ihrem Bedarf gebrauchten, auf dem eigenen Rücken trugen; Das war aber nur selten, und die Leute haben das gewiß später schwer genug bereut.

Überhaupt gingen auch wir sämmtlich selber viel zu schwer beladen, trotzdem daß wir noch das Packthier mit uns führten, und ich bin deshalb zu dem festen Entschluß gekommen, auf spätern Märschen, wenn es nicht die dringendste Nothwendigkeit erfodern sollte, keine zehnpfündige Last über die Schultern zu hängen.

An diesem Abend erreichten wir einen alten, aber verlassenen Lagerplatz der Indianer dicht am Ufer des Sacramento, an einer höchst romantischen und zugleich bequemen Stelle. Eine Menge zurückgelassener Gegenstände verriethen übrigens, wie der Stamm diesen Ort erst seit sehr kurzer Zeit verlassen haben konnte. Dicht am Strom waren noch die mit Stämmen künstlich errichteten Verbaue, wo die Fischer gelegen, die in den Strom hinausragenden Planken; oben am hohen Ufer lagen noch die runden Steine, mit denen die gedörrten Eicheln zu Mehl gerieben werden, und vergessene oder absichtlich zurückgelassene, ausgehöhlte Holzgefäße lehnten an verschiedenen Bäumen. Auch wackere Jäger waren die Männer gewesen mit ihrem einfachen Jagdgeschütz, dem Bogen und Pfeil — was für tüchtige Hirschgeweihe lagen neben der einen umgestürzten Weißeiche am Boden! Und daneben gaben die beiden Fittiche eines erlegten Adlers Zeugniß eines andern guten Schützen. Und wo waren die Jäger? Fortgescheucht von den Gräbern der Ihrigen, zogen sie in dem Lande umher, wo der Weiße ihren Frieden gestört, ihr Wild verjagt oder getödtet und selbst ihr Leben bedroht und genommen hatte. Ein einziges Jahr war im Stande gewesen, diesen fabelhaften Unterschied hervorzubringen, und der Indianer existirte in Wirklichkeit schon gar nicht mehr als Stamm, ehe er nur selbst zu begreifen anfing, welche verderbliche Veränderung das Einströmen der Bleichgesichter in sein Land hervorgebracht hatte.

In Nordamerika geschah die Unterdrückung der Indianer so allmälig, daß die jungen Leute darin heranwuchsen und, nach und nach westlich gedrängt, im Anfang immer noch die Hoffnung einer Wiedergewinnung ihres Landes hatten, oder doch auf neuen ihnen angewiesenen Jagdplätzen den Kindern ruhige Besitzungen gesichert glaubten. Man achtete dabei, soviel sich Das mit dem eigenen Vortheil der Weißen vertrug, ihre religiösen Sitten und sonstigen Gebräuche, ja die Pionniere und Ansiedler, die sich zuerst in das indianische Gebiet hineinwagten, mußten schon ihrer eigenen Sicherheit halber vorsichtig mit den Eingeborenen zu Werke gehen. Der rothe Sohn der Wälder war noch zu mächtig in seiner eigenen Heimat, und der Squatter fürchtete nicht mit Unrecht den gellenden Kriegs- und Racheschrei des nächtlichen Überfalls.

Wie anders hier in Californien! Der Ruf des neuen Eldorado zuckte durch die Welt, und ehe nur die eingeborenen Kinder des Landes, die wilden Stämme des Sacramento und Feather-River, des Joaquin und der Küstenberge ahnten, welch Wetter über ihren Häuptern zusammenzog, strömten aus allen Welten golddurstige Abenteurer herbei und überschwemmten das Land förmlich mit ihren Zügen. Hier gaben die Indianer nicht das erste Land aus freien Stücken und Gastfreundschaft bewilligend aus und sahen, wie sich die Blaßgesichter täglich und täglich mehrten und vergrößerten und sie selbst allmälig verdrängten und zurücktrieben, sondern von allen Seiten zugleich sahen sie sich umzingelt und erdrückt, von allen Seiten zugleich angegriffen und in den Staub getreten, und wenn der Weiße nicht auch ihre Religion angriff und bekämpfte, wie das im Osten der Fall gewesen, so geschah das nicht etwa deshalb, weil er sie achtete oder auch nur duldete, sondern weil es ihn wenig kümmerte, was der doch nicht mehr schädliche Sohn einer verachteten Race glaubte, wenn derselbe nur für ihn arbeitete und ihm seine Kräfte lieh. Man benutzte deshalb auch die Indianer, besonders in der ersten Zeit, in förmlichen Heerden zum Goldwaschen, dafür bekamen sie Kleidung und Nahrung — eine wollene Decke und im günstigsten Falle eine Handvoll Mehl — und mußten noch froh sein, um so billigen Preis selbst ihre Existenz erkaufen zu können. Bei dem geringsten Vergehen nämlich, das sich ein Indianer gegen einen Weißen zu Schulden kommen ließ, folgte die schärfste Strafe auf dem Fuße, und hatte gar einer von ihnen, gleichviel wer und aus welchem Grunde, einen Weißen getödtet, dann wehe dem nächsten Stamme, den die Rächer erreichen konnten; war er nicht im Stande, zeitig genug zu fliehen, so mußten die Männer, wie unschuldig sie auch an dem vergossenen Blute sein mochten, mit dem ihrigen es bezahlen, und flohen sie wirklich, so zerstörten die Rächer doch wenigstens die strafwürdigen Wig-

Digitized by Google

wams, die solchen Verbrechern Schutz und Schirm boten, und die Frauen, Kinder und Kranken derselben mußten dann, dem ebenso unerbittlichen Sturm und Regen preisgegeben, die Nächte auf offener Haide zubringen.

Doch genug, übergenug von dem schon tausend und tausend mal Besprochenen — es ist derselbe Fall, wie er, nur hier etwas rascher noch und plötzlicher, in allen neuentdeckten Ländern der Welt vorgekommen. Die Geschichte der Indianer Californiens hört mit dem Jahre 1849 auf, und wenn auch noch einzelne Stämme in den nächsten Jahren ihre Wohnplätze behaupten werden, so schwinden sie mehr und mehr zusammen, und einem spätern Zeitalter bleibt allein ihr Name, bleiben ihre Gräber.

Am 30. October passirten wir die kleine Zeltstadt Vernon. Der Feather-River, der, östlich vom Sacramento, eine Zeitlang mit diesem Flusse parallel läuft, mündet hier in ihn, und Vernon liegt am linken Ufer des Sacramento, während eine Schwesterstadt, Fremont, am rechten gegenüberliegenden Ufer errichtet ist. Eine Fähre, groß genug, Wagen und Stiergespanne überzuführen, läuft zwischen den beiden Orten hin und her; an der gleich darüberliegenden Landspitze, die der Zusammenfluß der beiden Ströme bildet, sind übrigens auch schon Zelte errichtet, und es ist wol möglich, daß dieser Platz einmal in späterer Zeit von nicht unbedeutender Wichtigkeit werden könnte. Jedenfalls ist der Feather-River ein Strom, der die volle Aufmerksamkeit nicht allein des Goldwäschers, sondern auch des Ackerbauers verdient, und schon jetzt fahren kleine Dampfboote bis Vernon und Fremont, während Walfischboote Provisionen bis in die untenliegenden Minen schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Das ehemalige St.-Urbansfest in Nürnberg.

Der heilige Urban spielt beim Landmann, besonders in den Gegenden, wo Weinbau herrscht, eine wichtige Rolle, jetzt ungefähr in der Art wie Pancratius und Servatius. Man fürchtet ihn gleich diesen. Sie pflegen selten ihre Mucken zu lassen und bringen leicht ein paar recht kalte Nächte oft mit Frost, welcher den jungen Pflanzen, wo nicht gar den Baumblüten Gefahr des Erfrierens droht, und der heilige Urban macht es ungefähr auch nicht selten so in Hinsicht der zarten Triebe und Blätter des Weinstocks. Jedoch ehemals wurde dieser Tag auch, wie so mancher, einem Heiligen gewidmet, durch große Umgänge gefeiert, und man hätte glauben sollen, daß der Heilige ein christlicher Bacchus sei. Vielleicht wollte man ihn dadurch günstig stimmen und bewirken, daß er kein kaltes Wetter sende. Gleich manchen rohen Völkerschaften stieg die Ehre mit der Art, in welcher er sich gnädig zeigte, fiel aber auch im umgekehrten Maße. In seinem „Vollkommenen Jäger" *) sagt der alte Flemming darüber: daß man, wenn sich das Wetter schön und lustig erzeigt, mit großem Frohlocken in das Wirthshaus gezogen sei und sich mit dem Trunk sehr erfreut habe. Ist aber Regenwetter eingefallen, so haben sie ihren Weinheiligen in den Brunnen geworfen, zum Zeichen, daß die Weinernte misrathen und man dafür Wasser trinken müsse. In Franken, wo der Weinbau seit Jahrhunderten einheimisch ist, waren solche Auf- und Umzüge mit dem Heiligenbilde oder seiner Büste vornehmlich und bis ins 17. Jahrhundert gewöhnlich. Selbst als der Protestantismus verbreitet war, ließ man nicht davon ab und benutzte es, ein lustiges Volksfest daraus zu machen. In Nürnberg z. B. erschien der Heilige selbst, indem Jemand seine Rolle spielte, der, burlesk als Bischof gekleidet, auf einem Schimmel ritt und eine große Begleitung hatte. Ein Stadtdiener zog voran, mit der Peitsche Ordnung zu erhalten; dann kamen Musikanten mit Dudelsack und Pfeifen, hierauf ein Mann, der, rothgekleidet, eine mit Glaskügelchen und Spiegelchen behangene junge Fichte trug. Jetzt sah man den heiligen Urban selbst; aber ganz à la Bacchus wankte er auf seinem Pferde hin und her und rief einmal über das andere, einen Pokal schwingend: Juchhei! Juchhei! Bei den Griechen folgte dem Bacchus der alte Silen; auch diesem Bacchus ging ein solcher treuer Begleiter zur Seite und unterstützte ihn und reichte ihm einen frischen Trunk, der übrigens vor jedem Weinhause vom ganzen Zuge eingenommen wurde, indem zuletzt auch noch ein paar Männer mit großen Flaschen auf dem Rücken kamen, die sie sich von Jedem füllen ließen, der eine Gabe solcher Art spenden wollte. Das Volk selbst lief jubelnd und scharenweise hinterdrein und rief: Urban! Urban! du mußt in den Trog! Letzteres geschah auch ohne Gnade; wenn tüchtiges Regenwetter einfiel, warf man den Repräsentanten des alten Bacchus in das Wasserbecken, welches der St.-Lorenzkirche gegenüber stand oder wol noch steht. Tanz und Schmauß schloß übrigens jedes mal den ganzen Aufzug, der wie so viele Kirchenfeste nur ein Widerhall griechisch-römischer Feste war, die bei Einführung des Christenthums nicht hatten verdrängt werden können, aber eine andere Richtung bekamen. Vielleicht war der Bischof Urban ein Beförderer des Weinbaus gewesen und so zur Ehre des Pseudobacchus gekommen.

*) Bei alten Förstern und Jagdfreunden gilt das Buch heute noch viel.

Der Regimentshund.

Holländische Blätter theilen den Tod des Nestors der Regimentshunde mit, der seit 1827 die 5. Infanteriedivision, jetzt in Garnison in Mastricht, auf allen ihren Märschen und Evolutionen begleitete. Er hatte mit dieser Division ihren zehntägigen Feldzug mitgemacht und bei der Belagerung von Antwerpen eine Pfote durch eine Haubitze verloren. Nach Mastricht zurückgekehrt, verlebte er dort die letzten 20 Jahre seines Lebens und starb am 17. März in seinem 24. Jahre. Er wurde feierlich auf dem Wall begraben, nachdem er auf einem Paradebette gelegen hatte. Sechs Mann trugen ihn in einer mit weißem Papier ausgeschlagenen Kiste zu Grabe. Es wurde ihm zu Ehren ein Trauergesang angestimmt und eine Salve gelöst, auch trauerten alle Garnisonshunde mittels eines schwarzen Halsbandes mit weißen Rosetten. Der nächstälteste Hund, der den Leichenzug begleitete, ist schon so schwach von Gesicht, daß die Soldaten des 7. Regiments, wozu er gehört, ihm eine Brille aufgesetzt haben, mit deren Hülfe er den Hof der Kaserne gravitätisch auf- und abschreitet.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 384.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [11. Mai 1850.

Eine Frühstücksscene in den Alpen.



Die bei der hier dargestellten angenehmen Beschäftigung Betheiligten sind Jünglinge und Knaben, welche unter der Aufsicht eines oder mehrer ihrer Lehrer einen Ferienzug durch einen Strich der Alpen machen. Mit

Vergnügen weilt das Auge auf dem Kreise der muntern Jugend, der man es von Herzen gönnt, daß sie, nachdem sie Monate lang in dumpfen Schulstuben dem Dienste der Wissenschaft gelebt hat, auch einmal in der freien Gotteswelt sich ergehe und unter dem Eindrucke einer großartigen Natur dem Geiste neue Spannkraft zuführe, ohne dabei — den Körper zu vergessen.

Aus dem russischen Volksleben.

(Fortsetzung.)

VI. Haushaltung und Wirthschaft.

Kraut, Zwiebeln, Knoblauch, Erbsen, gelbe und weiße Rüben waren den Russen seit lange bekannt; Kirschen, Nüsse und Äpfel lernten sie erst im 15. Jahrhundert kennen und fingen an, Gurken und Zuckermelonen zu säen. Die ersten Wassermelonen wurden 1660 bei Charkow gezogen und als Seltenheit an den Hof gebracht. Im Jahre 1673 wurden in Astrachan von einem Deutschen, der Mönch in einem dortigen Kloster war, die ersten Weinstöcke gepflanzt, die er von durchreisenden persischen Kaufleuten zum Geschenk erhalten hatte. Peter I. schenkte auch dem Weinbau seine Aufmerksamkeit und sorgte für die Anlegung von Weingärten im südlichen Rußland.

Anstatt des Punsches trank man in alter Zeit ein Gebräu von Bier, Meth oder Wein mit verschiedenen Gewürzen unter dem Namen Wsevar. Punsch, ebenso Kaffee und Thee kamen im Anfange des 17. Jahrhunderts in Gebrauch. Der Kaffee wurde von den Holländern nach Rußland gebracht, er ist aber nicht wie in andern Theilen Europas Gemeingut des Volkes geworden, und in den niedern Classen fast unbekannt. Der Thee wurde in Rußland zuerst durch Wasil Starkow bekannt, der im Jahre 1636 als Gesandter beim Khan Altun war, dort Thee gesehen und nicht weiß, ob es ein Kraut sei oder auf einem Baume wachse; er wußte blos, daß man den Thee in Wasser koche, Milch hinzufüge und heiß trinke. Der Thee wurde zuerst als Arznei gegen Erkältungen sowie bei Trunkenheit gebraucht. Es wurde gleich soviel eingeführt, daß im Jahre 1674 das Pfund in Moskau nur 30 Kopeken kostete. Im Jahre 1702 entstand in Petersburg das erste Kaffeehaus. Der Thee wird in Rußland in Unmasse getrunken, in allen Gasthäusern wird er ausgeschenkt, und ein kleines Stückchen Zucker muß hinreichen, zehn Glas Thee hinunterzuspülen. Der Schweiß rinnt vom Gesicht, der russische Kaufmann oder Bauer trocknet ihn mit dem Ärmel ab und trinkt fort. Zu jeder Tageszeit wird im nördlichen Rußland mit Thee aufgewartet und bei Wohlhabenden kommt an Feiertagen der Samowar nicht vom Tische. Selbst in Sibirien gibt es kein Dorf, wo nicht ein Samowar und Thee zu finden wäre, obgleich er dort sehr theuer ist. Man bringt dorthin den sogenannten Ziegelthee, der aus festen Stücken in eigenen Formen besteht und ziegelfarbig ist. Ein Stück wird da in einen Topf mit Wasser gelegt und mit Fett oder Speck gekocht, und der Thee dann mit Brot ohne Zucker getrunken. Es gibt aber in Rußland Leute, welche weder Kaffee noch Thee, weder Tabak noch Kartoffeln gebrauchen, die Altgläubigen, Raskolniki. Wer Thee trinkt, sagen sie, wird das Himmelreich nicht besitzen, die Kaffeetrinker werden zum Jüngsten Gericht nicht zugelassen; die Kartoffel ist eine teuflische Pflanze, die sündhaft zu genießen ist, und der Tabak ist ein verruchtes Kraut, dem Grabe einer unzüchtigen Dirne entsprossen. Die Russen hielten den Tabak anfangs für schädlich, weil er Taumel erzeugte. Die Engländer brachten ihn schon im Jahre 1553 durch den Hafen von Archangel nach Rußland mit Salz, Wein und Baumwolle. Die Russen tauschten ihre Waaren gegen ihn aus. Unter Zar Michael Feodorowitsch wurde der Gebrauch und der Handel mit Tabak bei Todesstrafe verboten, und den fremden Kaufleuten angedroht, ihnen zur Strafe für die Einfuhr Nasen und Ohren abzuschneiden. Die Ursache dieser Verfolgung war der Ausspruch der Mönche, daß der Tabak ein Teufelskraut sei, und der einen Pact mit dem Teufel habe, der ihn gebrauche. In einem alten Buche: „Gottesfriede", heißt es: man werde durch das Rauchen oder Schnupfen des Tabacks der göttlichen Gnade verlustig. Peter I. hob das Verbot der Einfuhr des Tabacks wie des Rauchens und Schnupfens auf. Unter der Kaiserin Elisabeth war blos verboten, in den Kirchen zu schnupfen, und die Haiducken hatten den Befehl, in der Hofkirche jedem Schnupfenden ohne Ausnahme die Dose wegzunehmen, und sei sie auch noch so werthvoll.

In Kleinrußland wurde schon, während es sich unter der Herrschaft Polens befand, Taback gepflanzt und trotz des Verbots nach Rußland eingeführt. Von Taback, der zur Zeit Peter's I. im Lande erzeugt wurde, mußte man den zehnten Theil als Steuer an die Krone entrichten. Graf Pembroke und Lord Kraston boten Peter I. im Jahre 1698 die Summe von 200,000 Pf. St. für das Recht der Tabackseinfuhr nach Rußland. Peter ging darauf ein und kaufte für das Geld viele nützliche Instrumente und nahm viele nützliche Ausländer in Dienst. Lefort und Golowin schlossen den Vertrag mit England aber nur auf sieben Jahre und beschränkten die jährliche Einfuhr auf 160,000 Faß zu 500 Pfund Taback jedes. Dabei gestattete die Regierung im Stillen das Einschmuggeln des Tabacks und gab, weil es vortheilhafter war, den Handel mit Taback in Kronpacht. Indessen entstand in Kleinrußland in Achtirk die erste Tabacksfabrik im Jahre 1714, wurde von Peter I. unterstützt, gerieth aber nach seinem Tode in Verfall, und so entstand keine wieder bis zum Regierungsantritte Katharina II. Der Pachtschilling für den Taback war unbedeutend, belief sich auf höchstens 70,000 Rubel, und die Tabackindustrie litt besonders dadurch, daß die Pachtung in den Händen von Großen war, die den Taback fälschten, um ihn schwerer zu machen, und nur an ihren Vortheil dachten. Katharina II. hob die Pachtung 1762 auf und die Tabackindustrie blühte wieder auf. Im Jahre 1768 entstand in Petersburg die erste Tabacksfabrik und im Jahre 1816 waren in Rußland schon 24 Fabriken. Gegenwärtig wird nur für 3,950,000 Rubel ausländischer Taback eingeführt. Im moskauer Gouvernement sind 42 Fabriken, die 24,800 Pud Rauch- und 10,248 Pud Schnupftaback und 486 Pud Cigarren erzeugen, im Werthe von 950,127 Rubeln. Im petersburger Gouvernement werden 43,773 Pud Rauch-, 6585 Pud Schnupftaback und 5000 Pud Cigarren erzeugt, zusammen für 3,266,875 Rubel. Im Jahre 1840 gab es in Rußland 103 Tabacksfabriken.

Die Kartoffeln sind in Rußland erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt worden und haben sich dort einheimisch gemacht. An vielen Orten werden die Kartoffeln stark gepflanzt, Andere gebrauchen sie ungern und nennen sie Teufelsäpfel. In man-

Digitized by Google

chen Kreisen versichern die Bauern, daß die Kartoffeln mit Köpfen und Augen wachsen, eine menschliche Gestalt haben, und wer Kartoffeln ißt, eine große Sünde begehe. Die Raskolniki betrachten die Kartoffeln sogar als die verbotene Frucht, von der Adam und Eva gegen das Verbot gegessen haben, und wer sie jetzt genießt, kommt nicht ins Himmelreich.

VII. Tracht und Putz.

Die baltischen Slawen unterscheiden sich nach Tacitus in der Kleidung nicht von den Germanen; sie bedeckten kaum ihre Blöße. Die Slawen an der Donau kämpften im 6. Jahrhundert noch fast halb nackt, den untern Theil des Körpers blos mit einem Überwurfe bedeckend; im Winter schützten sie die Felle von Thieren vor Kälte. Die Weiber trugen lange Kleider und schmückten sich mit Glas- und Metallplättchen, die man im Kriege erbeutete oder bei fremden Kaufleuten eintauschte. Im 10. Jahrhundert hatte Achmed, der Gesandte des Khalifen von Bagdad, beim Könige der Bulgaren viele Slawen gesehen und schreibt, daß die Männer weder Kaftane noch Wämser trugen, sondern einen dicken Überwurf, der einen Arm immer freiließ. Sie gingen nie ohne Waffen aus, Jeder hatte ein großes Messer, ein Schwert und eine Axt, und sogar die Frauen trugen Messer, aber auch goldene und silberne Ketten, vorzüglich aber grüne Glasperlen. Bei der Beschreibung eines Leichenbegängnisses erzählt der erwähnte Achmed, daß der Todte, einer der Ältesten, zwei Unterkleider, Stiefeln, eine Jacke, einen Kaftan von Goldstoff mit goldenen Knöpfen und eine mit Gold gestickte und mit Zobel besetzte Mütze getragen habe.

Die glücklichen Kriege und die Handelsbeziehungen der Russen mit Konstantinopel und den Bulgaren zwei Jahrhunderte hindurch änderten auch ihre Lebensweise und machte sie mit dem Luxus bekannt. Die Großfürsten, Heerführer und Würdenträger begannen nach orientalischer Sitte lange und breite Kleider zu tragen und von ihnen ging der Gebrauch auf alle Stände über. Die russischen Gesandten waren sogar so dreist, von den griechischen Kaisern für ihre Fürsten königliche Gewänder und die Krone selbst zu fodern, und nur die Ausrede beruhigte sie, daß der Purpur und die Krone, von Engelhänden verfertigt, in der Sophienkirche aufbewahrt bleiben müsse.

Die Frauen trugen lange Kleider, am Halse Schnuren, Bänder und Goldketten, an den Fingern Ringe, die Haare flochten sie zu Zöpfen und der Kopfputz glänzte von Gold und Perlen. Die reichen Leute hatten seidene Kleider an, kostbare Leibgürtel und Saffianstiefeln, die später nach oben gekrümmte Schnäbel hatten, bis zum Knie ausgenäht und selbst mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. Die Hemden waren von Leinwand, reichten bis zum Knie und waren über dem ebenfalls leinenen Unterkleide mit einer Schnur gegürtet. Die Tataren führten bei den Russen erst die weiten Beinkleider ein. Die Reichen trugen seidene Unterkleider und mit Gold- und Silberschnuren ausgenähte Hemden. Der Großfürst Swatoslaw I. aber, der Schrecken des Ostens, unterschied sich in seiner Kleidung in nichts von einem gewöhnlichen Krieger, welcher damals sich ganz wie der friedliche Bürger kleidete. Bei der Zusammenkunft Swatoslaw's mit dem griechischen Kaiser Joan Zimski, bei Silistria am Ufer der Donau, betrachteten die den zu Pferde sitzenden Kaiser umgebenden in Gold gehüllten Großen mit Verwunderung den russischen Fürsten mit dem langen Schnurrbart und dem Haarschopf auf dem Haupte, der in einer einfachen weißen Kleidung und einem goldenen, mit Perlen und Rubinen besetzten Ohrringe im Boote saß.

Bis zum 17. Jahrhundert erhielt sich in Rußland die Sitte, daß Männer, Bojaren, Kaufleute und Bauern Ohrringe trugen. Die kiewer Slawen pflegten sich Kopf- und Barthaar abzurasiren und nur einen Haarschopf am Kopfe zu tragen. Bei den Kosacken ist dieselbe Sitte lange im Gebrauch gewesen, sodaß sie wie die Kleinrussen den Spottnamen Haarschopf (Chochol) erhielten. Die Kleinrussen tragen noch immer keinen Bart, während die Russen, die griechische Tracht annehmend, sich im 10. Jahrhundert schon Kopf- und Barthaar wachsen ließen. Im russischen Gesetzbuche dieser Zeit befindet sich sogar eine Strafe von sechs Pfund Silber festgesetzt für die Beschädigung der Zähne und des Bartes. Peter I. befahl zuerst die Bärte abzunehmen, aber nur dem Adel, weil die Geistlichkeit und die übrigen Volksclassen zu sehr auf den Bart hielten und glaubten, daß nur die Bärtigen das Ebenbild Gottes wären.

Das Tragen der Ringe galt nicht blos als Putz, sondern als Geheimmittel gegen Zauberei, und selbst der große Zar Iwan III. war von diesem Vorurtheil befangen. Sein Freund, der Khan der Krim, Mengli-Gireï, schickte ihm einen Ring mit den Worten: „Ich schicke dir einen Ring vom Horne des indischen Einhorns. Die geheime Kraft dieses Ringes vernichtet das Gift in den Speisen und jedes böse Kraut; trage ihn an der Hand und gedenke meiner Freundschaft." Früher herrschte eine wahre Leidenschaft, kostbare Ringe zu tragen; jetzt gehört es zum schlechten Geschmack. Ohrringe und Halsketten waren bei den russischen Damen in solchem Überflusse vorhanden, daß sie, als Wladimir Mstislawitsch Halitsch bedrohte, den Schmuck schmolzen und dieser hinreichte, die Geldgier des Fürsten zu befriedigen. Stiefeln waren nicht im allgemeinen Gebrauche. Das gemeine Volk zog die Bastschuhe (Lapti) vor, welche auf einen um den Fuß gewickelten Leinwandlappen angezogen und mit Riemen festgeschnürt wurden.

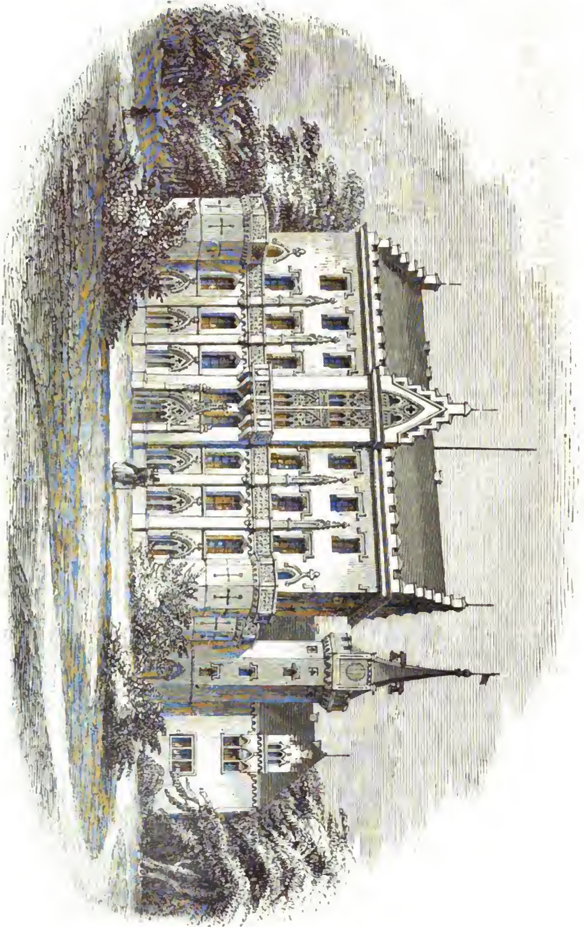
(Beschluß folgt.)

Die ewige Stiftung.

William von Wyckham, Bischof von Winchester, der Erbauer des Schlosses Windsor, der zu seiner Zeit alle Misbräuche bekämpfte und alles Gute förderte, gründete ein Häuschen in der Nähe von Winchester, in dem auf ewige Zeiten Jeder, der darin anspricht, mit einem Maße Bier und einer hinlänglichen Portion Brot tractirt werden sollte. „Als ich — so erzählt ein Reisender — in dieser Gegend war, fiel es mir ein, den Credit des guten Bischofs auf die Probe zu stellen; ich klopfte an die Thür, brachte meine Bitte an und erhielt wenige Augenblicke darauf das festgesetzte Maß Bier und Quantum Brot, obgleich der Stifter schon seit 700 Jahren todt ist."

Digitized by Google

Schloß Reinhardsbrunn in Thüringen.



Digitized by Google

Marie Antoinette im Kerker.



Marie Antoinette, Königin von Frankreich, die man vergötterte, als sie im Jahre 1776 als Gemahlin des Kronprinzen von Frankreich, des spätern Königs Ludwig's XVI., in Paris einzog, war vom Schicksal dazu bestimmt, vom Throne herab den schweren Weg zum Schaffot zu machen. Wir erblicken sie hier in der Gesellschaft ihres kleinen Sohnes, des Dauphin, und der Prinzessin Elisabeth, der Schwester ihres Gemahls, in ihrem Kerker, dem sogenannten Tempel, dem düstern Schlosse der ehemaligen Tempelherren. Jede Geschichte der ersten großen Revolution in Frankreich vom Jahre 1789 liefert den Commentar zu dieser traurigen Scene. Vergleiche auch über Marie Antoinette Pfennig-Magazin, Jahrgang 1844, Nr. 313.

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Am Abend des 30. Octobers erreichten wir Bearriver oder Bearcreek, wie er eigentlich heißen sollte, ein ziemlich bedeutender Bach, der in den Feather-River mündet. Wir wateten, nicht einmal die Knöchel netzend, hindurch und lagerten auf der andern Seite. An diesem Abend hatten wir den ersten kleinen, aber noch ganz unbedeutenden Regenschauer, der uns aber doch schon den Mangel eines Zeltes bemerken ließ. Wir waren nämlich, schon unserer Kasse wegen, genöthigt gewesen, von Sacramento-City ohne Zelt aufzubrechen, und vertrösteten uns mit der Hoffnung, bei eintretendem schlechtem Wetter leicht einen Regenschutz für die Nacht herstellen zu können. Als ich aber das Land, das wir durchreisen mußten, selbst sah, fand ich bald, mit welchen Schwierigkeiten die Errichtung eines allnächtlichen Regendachs für sechs Personen verbunden sein müßte, denn erstens eignet sich das Gesträuch nur höchst mittelmäßig selbst zu Zeltstangen, gar nicht zum Decken des Daches, und dann fehlt es gänzlich an der Rinde umgestürzter Bäume, die sich in den nordamerikanischen Wäldern in so bedeutenden Massen findet und so leicht in großen Stücken sich vom Stamme abschälen läßt. Dennoch hofften wir die Minen vor dem Eintreten der Regenzeit, die etwa mit Anfang Decem-

Digitized by Google

der beginnen sollte, zu erreichen, und dort ließ sich dann leicht im Anfange ein Wetterschutz, später ein ordentliches Blockhaus herrichten.

Am andern Abend, den Tag über fortwährend in der Nähe des Feather-River und an dessen Ufer hinaufwandernd, erreichten wir die Mündung des Yuba und kreuzten auch diesen ziemlich bedeutenden Fluß. Allerdings konnten wir ihn in dieser trockenen Jahreszeit und an der seichtesten Furt noch durchwaten. Das Wasser lief uns doch in die hohen Stiefeln und die Strömung war ungemein stark.

Am andern Ufer des Yuba trafen wir, mit einem aus den Minen rückkehrenden Geschirr, einen Deutschen, der uns anrieth, jedenfalls nach den sogenannten Readings diggings am Sacramento zu gehen, es sei dort Alles, wie wir es nur wünschen könnten, Provisionen billig, Geld in Menge und viele nette Familien, die dort überwinterten. Der Mann hatte leider keine Zeit, uns das Nähere der Reise auseinanderzusetzen, nur die Entfernung sagte er uns noch, etwa 150 Meilen von wo wir uns befanden. Mir war es aber besonders recht, da Readings Mine eine der nördlichst gelegenen war, und wir kamen bald überein, unsern Weg dorthin zu nehmen.

Eins mußte mir aber doch jetzt auffallen, die Verschiedenheit der Berichte nämlich, die wir über sämmtliche Minen bis dahin gehört hatten. Die Readingsminen waren uns z. B. als die ungesundesten und unsichersten von mehren Leuten geschildert. Ebenso rühmten Einige Feather-River, während Andere nicht genug Schlechtes über diesen Fluß zu sagen wußten; dem Yuba und Bearriver ging es nicht anders. Wem sollte man nun folgen, wem glauben? Der Deutsche, der sich doch jedenfalls für uns als seine Landsleute hätte interessiren müssen, schien uns noch in diesem Falle den meisten Glauben zu verdienen, und wir schritten rüstiger vorwärts, da wir nun ein bestimmtes Ziel hatten, dem wir zustrebten, denn bis jetzt wußten wir eigentlich nur, daß wir nördlich wollten.

Wir lagerten nicht weit von der Mündung des Yuba und beabsichtigten am nächsten Tage, etwa 20 englische Meilen von dort entfernt, den Feather-River zu kreuzen, um die zwischen diesem und dem Sacramento liegenden Berge zu erreichen, in denen sich die Readingsminen befinden sollten. Bis dahin blieben wir fortwährend dicht am Ufer des Feather-River.

Am 1. November trafen wir die ersten von Indianern noch wirklich bewohnten Dörfer an. Die Stämme an diesem Flusse bauen sich halb in dem Grunde stehende, etwa 6 — 8 Fuß aber darüber hinausragende Erdhütten, in der Form wie es die Mandan-Indianer in Nordamerika thun, aber nicht so luftig und selbst zierlich, sondern mehr stark und plump, ihrem Zwecke aber vollkommen entsprechend. Der Eingang ist so niedrig, daß die Bewohner der Hütten in dieselben hineinkriechen müssen. Das Gestell derselben ist ziemlich fest von Holz gebaut, dicht mit Erde überdeckt und nur an der einen Seite, ziemlich in der Mitte, ein Luftabzug für den Rauch gelassen. Eigenthümlich sehen diese Hütten aber durch etwa 10 Fuß hohe cylinderförmige Flechtwerke aus, die, etwa vier Fuß im Durchmesser, dazu dienen, den Wintervorrath an gedörrten Eicheln für die verschiedenen Hütten zu halten und zu bewahren. Wir fanden denn auch vor den Eingängen eine Menge von Squaws, die neben ganzen Haufen von Eicheln kauerten, mit den weißen Zähnen die durch das Feuer gehärteten Schalen knackten und die Frucht dann, ohne sie weiter zu berühren, in den Schoos auf eine ausgebreitete Decke fallen ließen, die Schalen aber bei Seite warfen. Sie zeigten dabei in dieser gerade nicht appetitlichen Behandlungsart eine solche Fertigkeit und selbst Sauberkeit, daß ich selber nicht den mindesten Anstand genommen haben würde, davon zu essen. Die Kleidung der Frauen bestand einzig und allein in einer um die Schultern gehangenen wollenen Decke, während sie um die Hüften noch einen dichten Binsenschurz trugen. Die Männer gingen dagegen desto verschiedener. Einzelne, eine Art Schmuck im Haar abgerechnet, total nackt, andere in Decken geschlagen, andere sogar auf das wärmste und vortrefflichste in gute europäische Wintertracht gekleidet, mit wollener Hose und Hemd, bunter Weste, rother Schärpe und Mütze.

Ihre Nationalzierathen scheinen sehr einfacher Art zu sein; Männer wie Frauen haben die Ohren durchlöchert und tragen entweder ein rundes Stück Holz oder zierlich gearbeitete Federspulen und Federn darin. Tättowirt haben sie, und zwar blau, meist nur das Kinn mit schmalen von den Lippen niederwärts laufenden Streifen. Ihre Farbe ist ganz wie die der nordamerikanischen Stämme, kupferbraun mit langen schwarzen Haaren, auch trifft man unter ihnen einzelne wirklich schöne Gestalten. Die Männer tragen noch eine Art Nadel in den Haaren, mit Federn und Perlen verziert, doch scheint das mehr eine Art Auszeichnung zu sein, ich konnte wenigstens keinen von ihnen veranlassen, mir solchen, selbst den einfachsten Schmuck für eine ganze Handvoll der schönsten Glaskorallen zu überlassen. Als Geld benutzen sie eine Art rund geschnittener Muschel, die in der Mitte durchbohrt ist und von ihnen um den Hals getragen wird.

Ackerbau treiben sie gar nicht; Fischfang und Jagd wie die Frucht der Eichen, die in großer Anzahl an den Flüssen wachsen, liefern ihnen allein ihre Nahrung, dennoch sind sie nicht ungeschickt in einzelnen Arbeiten. Besonders fertigen sie Körbe auf höchst zierliche und geschmackvolle Art und so fest an, daß sie zu Wassergefäßen benutzt werden und in der That auch nicht einen Tropfen hindurchlassen. Auch die Bogen der Jäger sind auf das geschmackvollste geschnitten und verziert, werden aber auch von ihnen sehr hoch geachtet und nur selten, dann aber auch um sehr hohen Preis verkauft. Schießwaffen führen sie nur höchst selten; ich hörte sogar, daß es von der amerikanischen Regierung verboten sei, ihnen solche zu verkaufen, weiß aber nicht, ob das nicht vielleicht nur ein bloßes Gerücht ist.

Das Dorf, durch welches wir kamen, schien ziemlich bewohnt zu sein, oder die ganze Einwohnerschaft war wenigstens vor den Thüren und auf den Hütten, welchen letztern Platz besonders die Männer gewählt zu haben schienen, versammelt. Diese letztern schienen sich besonders behaglich in der nach kaltem Morgen warm niederscheinenden Sonne zu fühlen und kauerten, meist ganz nackt, mit den bloßen Rücken dicht zusammen. Eigenthümlich war es dabei, wie sie, jedenfalls absichtlich, nicht die mindeste Notiz von den dicht an ihnen vorbeiwandernden Fremden nahmen, und entweder vor sich nieder oder gerade über sie hin ins Blaue stierten. Nur auf einer einzigen Hütte saßen vier rauh genug aussehende Bursche, drei nackt und der vierte in eine brennend rothe Decke gehüllt und zeigten auf uns, schwatzten dann zusammen und lachten, daß ihnen die braunen Bäuche wackelten. Die Frauen waren fast sämmtlich mit irgend einer Art Arbeit beschäftigt, und nicht selten tauchten sie, wenn sie

Digitized by Google

die weißen Männer bemerkten, rasch in ihre niedern Wohnungen unter.

Einen sonderbaren Zierath, eine Art Trophäe, fanden wir in diesem Dorfe aufgesteckt. Es war dies eine Stange, an deren Spitze fünf oder sechs ausgestopfte wilde Gänse befestigt waren, und zwar so befestigt, daß es aussah, als liefen sie mit gehobenen Hälsen an der Stange hinauf. Die Gänse waren wirklich vortrefflich ausgestopft und sahen aus, als ob sie lebten; es that mir nur leid, daß ich die Ursache und Bedeutung dieses Zeichens, das ich später in keinem einzigen Dorfe weiter fand, nicht erfahren konnte.

An demselben Abend kreuzten wir den Feather-River an der untern Furt und lagerten an der andern Seite; er war hier ziemlich breit, mit starker Strömung, doch konnten wir ihn immer noch durchwaten. In derselben Nacht regnete es wieder und der Himmel fing an gar bedenklich auszusehen, doch ging die Sonne noch freundlich genug auf, nur die Färbung und Gestalt der einzelnen Wolken war mir bedenklich.

Wir hatten an diesem Tage, nach Niels Range am Bute Creek zu, einen Marsch von 30 Meilen zu machen, da wir früher kein fließendes Wasser und nur sehr wenig Holz fanden, wir wanderten also tüchtig darauf zu, uns mit dem Gedanken tröstend, ja auch mit jeder Meile unserm endlichen Ziele und Rastplatz näher zu rücken. Um 9 Uhr umwölkte sich aber der Himmel immer bedenklicher, und um halb 10 Uhr fing es denn endlich an erst langsam, dann immer stärker zu regnen. An Halten war gar nicht zu denken, und nicht einmal ein Baum in der weiten Ebene, unter den wir hätten treten können; also vorwärts hieß die Losung, und Abends, gerade mit Dunkelwerden, erreichten wir endlich den Bute Creek und den Rancho oder Range (wie es die Amerikaner nennen) eines gewissen Niels. Wäre aber auch unsere Kasse in einem bessern Zustande gewesen als sie wirklich war (unserer Sechs besaßen außer den Provisionen, die noch etwa auf zehn Tage reichen mochten, vier und einen halben Dollar Gesammtvermögen), so ließ sich in der engen Wohnung der Leute doch kein Unterkommen hoffen. Alles hatte sich schon bei dem Regen unter Dach und Fach gedrängt, nur der mit Binsen gedeckte Vorbau eines alten Blockhauses war erst zum Theil von einer andern Gesellschaft ebenso durchnäßter Reisender wie wir eingenommen, und hierher flüchteten wir uns, froh, für die Nacht wenigstens eine Art Schutzdach gefunden zu haben und nicht ganz und gar dem noch immer in Strömen niederfallenden und vom Winde gepeitschten Regen preisgegeben zu sein. An dem Feuer der Amerikaner konnten wir uns wenigstens einen Kaffee und etwas zu essen kochen, und die Nacht schliefen wir, wenn auch nicht trocken, denn unsere Decken waren durchnäßt und der Regen tropfte überall durch die Binsen, doch in etwas geschützt vor dem Wetter.

Der nächste Morgen brach allerdings etwas freundlicher an, der kleine Fluß aber, der sogenannte Bute Creek, war während der Nacht so angeschwollen, daß wir ihn hätten durchschwimmen müssen; es war uns daher selbst lieb, eine Entschuldigung zu haben, einmal einen Tag auszuruhen und unsere Decken und Kleider zu trocknen.

Am 4. November wollten wir mit Tagesgrauen wieder aufbrechen, hier machte uns aber unser Maulthier einen Strich durch die Rechnung, denn als wir es am Morgen anzuschirren und zu packen gedachten, war es verschwunden. Nach verschiedenen Richtungen machten wir uns jetzt auf, und ich fand es endlich etwa eine Meile von unserm Lagerplatze entfernt wieder, der Tag war aber auch zugleich zu weit vorgerückt, als daß heute noch ein Aufbruch rathsam gewesen wäre. Die dritte Nacht mußte also in diesem nichts weniger als angenehmen Aufenthaltsorte verbracht werden. Fast kam es uns aber vor, als ob wir von diesem Orte gar nicht wieder weg sollten, denn in der nämlichen Nacht fing es wieder furchtbar an zu regnen, und an ein Fortkommen, wollten wir nicht gleich von Haus aus total durchnäßt werden, durfte gar nicht gedacht werden.

Unsere Provisionen fingen dabei an bedenklich auf die Neige zu gehen, Salz hatten wir schon nicht mehr und mußten einige Pfund zu einem halben Dollar das Pfund kaufen. Überhaupt fingen hier schon die Minenpreise an und ließen uns ahnen, welche Auslagen wir in den Bergen gezwungen sein würden für Provisionen zu machen. Mehl kostete, als wir zu Niels kamen, 50 Cents das Pfund, an diesem Tage aber, da der Regen die Straßen unfahrbar machte und Wagen nur sehr schwer, oft gar nicht dorthin kommen konnten, schlug es gleich 50 Procent auf, und galt 75. Frischgeschlachtetes Rindfleisch 50, Schweinefleisch 75 Cents per Pfund. Weiter war übrigens gar nichts mehr zu bekommen als Cognac oder Brandy zu 3 Dollars die Flasche oder 50 Cents das einzelne Glas.

Hier trafen wir aber auch eine Menge Leute aus den verschiedenen Minen, die, hier durchreisend, sich ebenfalls von dem Regen überrascht sahen und besseres Wetter abwarteten. Ich versäumte nicht, soviel als möglich Näheres von ihnen über die Beschaffenheit der diversen Minen zu hören, nicht zum Trost aber gereichte es uns, hier gerade die schlechtesten Berichte über den Ort zu hören, dem wir eben entgegensteuerten. Und zwar nicht blos Gerüchte waren es, was uns die Leute lieferten, sondern nicht wegzuleugnende Thatsachen sprachen für ihre Angaben. Provisionen waren allerdings auch, wie sie bestätigten, ungemein billig dort oben, aber nur weil Alles von dort wegzog und um jeden Preis ausverkaufte; die Minen sollten dabei die unsichersten des ganzen Landes und das Schlimmste von Allem sein, daß man, wenn die Regenzeit einmal ordentlich eingetreten sei, wohl oder übel dort überwintern müsse, da an ein Fortkommen von dort oben in diesem Falle nicht mehr zu denken sei.

Das war mir das Bedenklichste von Allem; sollte ich an einem vielleicht höchst traurigen Aufenthaltsorte, von jeder Nachricht von Europa abgeschnitten, ja nicht einmal im Stande, einen Brief sicher nach San-Francisco gelangen zu lassen, in den Bergen mich einschließen lassen? Nein, auf die Gefahr hin mochte ich meine Wintertour nicht beschließen, und es kam jetzt nur darauf an, einen passendern Aufenthaltsort zu wählen. Von mehren Seiten wurde uns der Feather-River angerathen, sogar von Leuten, die selbst dort arbeiteten; daselbst kamen wir ebenfalls hoch genug in die Berge hinein und konnten doch, falls es gar nicht gehen und fördern wollte, wieder zu civilisirtern Plätzen zurückkehren.

Um jedoch zu den Wassern des Feather-River zu kommen — denn an dem Hauptstrome, der das flache Land durchfließt, sind keine Minen, nur in den Bergen — mußten wir unsern Weg zum Theil wieder zurücknehmen, und zwar nach einem Punkte oder kleinen Ansiedelungsorte, der unter dem Namen von Longs Store oder Laden bekannt war. Von hier aus hielten wir uns dann den Fluß hinauf, soweit es uns beliebte, und konnten uns, wo wir einen passenden Platz fanden, niederlassen. Drei Tage hindurch reg-

Digitized by Google

nete es unerbittlich weiter und erst am 8. November klärte sich das Wetter etwas auf, und wir begannen unsern Marsch aufs neue.

Der Weg von hier aus durch die Ebene zurück nach Feather-River war entsetzlich; der Regen hatte nicht allein alle die bis dahin trockenen Gruben ausgefüllt, sodaß wir mehre male bis fast zum Gürtel durchwaten mußten, sondern die trockenen Stellen, d. h. die nicht unter Wasser stehenden, bestanden auch noch aus einem so zähen Schlamm, daß man ihn von den Stiefeln fast gar nicht wieder losbekam. Wir brauchten den größten Theil des Tages acht englische Meilen zu marschiren, und erreichten Abends den sogenannten Trockenen Bach, jetzt aber wahrhaftig auch nichts weniger als trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster La Rabida, oder so hat sich's in Spanien geändert!

Kaum eine halbe oder drei Viertelstunden entfernt von Palos, einem kleinen Seehafen Andalusiens, liegt ein Kloster, La Rabida, Wildniß bedeutend, ein Name, der ihm mit Recht beigelegt wurde, als man es vor Jahrhunderten entstehen sah und den es eben mit Recht bis zu seinem Aufhören führen durfte; denn wilder und finsterer konnte sich nirgend der Wald von Fichten und Tannen gestalten, als der diese Einöde umgebende; steiler und unwegsamer kein Felsen sein als der, auf dessen Spitze oben dies Kloster dem Seefahrer weit und breit und schon in großer Ferne als Wahrzeichen diente, bald um vor den tückischen Klippen am Gestade zu warnen, bald wie zu sagen, daß hier nun der Hafen von Palos nahe sei. Vom Fleiße der Menschen war hier nirgend fast eine Spur, und in der traurigen Abgeschiedenheit von allem Umgange schienen die Bewohner derselben fast Alles zu entbehren, was an menschlichen Umgang erinnerte. Nichts konnte ihren Blick als das Meer zu ihren Füßen und etwa ein fernes Fahrzeug fesseln, das wie ein Vogel durch die Wogen mit blähenden Segeln dahinschoß. Von einer schönen Bauart zeigt das ganze Kloster ebenfalls keine Spur. Die hohen Mauern umschlossen mancherlei Gebäude, aber fast ohne allen Plan zusammengefügt, und nur die Vorhalle hatte, wenn auch kein Kunst-, doch ein historisches Interesse. Hier hatte einst der Entdecker einer neuen Erdhälfte, der berühmte Colombo, einmal geruht und ganz erschöpft um einen Trunk Wasser gebeten. Noch 1804 war das ganze Kloster gänzlich ausgebessert worden, allein seit jener Zeit ist der Sturm über dasselbe und über alle Klöster Spaniens in einer Art gegangen, wie es im Anfange des 19. Jahrhunderts wol kein Mensch dort im ganzen Lande nur zu denken gewagt hätte. Bekanntlich sind alle Mönchsklöster in Spanien aufgehoben *), und wo sie sich dazu eigneten, an Privatleute verkauft oder zu andern öffentlichen Anstalten abgegeben worden. La Rabida, in einer wilden Einöde gelegen, eignete sich weder zu dem Einen noch dem Andern; die leeren Gebäude, ihrer Bewohner beraubt, blieben sich daher selbst und der Willkür der Nachbarn überlassen, und diese schalteten damit, wie es in Deutschland mit so vielen alten Schlössern ging. Jeder nahm, was ihm gut dünkte. Die Dächer wurden abgetragen, die Fußböden ausgerissen, die Treppen stürzten zusammen und die Corridors ein. Selbst die Zelle, wo einst Colombo eine Nacht zugebracht haben soll, ist nicht verschont geblieben, und wenn die Nachkommen des Martin Alonzo Pinzon, des Reisegefährten des Colombo, die noch in Palos leben und mit Stolz an beide Seehelden denken, hierher kommen, so füllen sich ihre Augen oft mit Thränen, denn sie sehen, wie auch das letzte Zeichen der Erinnerung von Kühnheit und Unternehmungsgeist schwindet, welche eine halbe Erde zu der andern fügten. Fast nur aus einer Ursache noch werden die so allmälig entstandenen Trümmer besucht. Mancher will die außerordentlich weitumfassende Aussicht genießen, ein Anderer sich das Bild des Colombo erneuern und — dies geschieht am häufigsten — fröhliche Gesellschaften wandern hierher, hinauf, den Freuden des Lebens einen Tag im Walde oder innerhalb der verfallenen Mauern zu weihen. Der volle Schlauch spendet dann den köstlichen Wein des heißen Südens und auf den Stufen des Altars prangt nun eine Tafel von allen den kalten Speisen, die Jeder mitgebracht hat. Die Guitarre begleitet dann die fröhlichen Lieder, statt daß einst die Orgel ernste Choräle ertönen ließ, und der Mayo erklärt seine Liebe dem Mädchen, das sonst hier zu den Füßen eines finstern Mönchs gekniet haben würde. In dieser Art hat das spanische Leben einen Umschwung erlitten, den man für unmöglich halten würde, wenn das 19. Jahrhundert nicht gar zu Vieles unter unsern Augen selbst aus den Fugen gerissen und zum wilden Chaos übereinandergestürzt hätte. Spanien, das Land der Inquisition mit ihren Kerkern und Scheiterhaufen, das Land, wo Könige selbst zu ihrer Erbauung die eigenen Unterthanen dem — Baal zu Ehren verbrennen sahen und sich demüthigst einen Verweis gefallen ließen, wenn sich etwa eine Thräne des Mitleids wider ihren Willen in ihr Auge stahl, dies Spanien hat seine Klöster hier in Schulen, dort in Kunstsammlungen, hier in Fabriken und dort in Spitäler, ja wol gar in Theater verwandeln sehen, wozu übrigens ein Kloster vorzugsweise geeignet ist. So hat sich's in Spanien geändert!

*) Von den weiblichen scheinen wenigstens einige sich erhalten zu haben, sofern ihre Bewohnerinnen sich dem Unterrichte und der Krankenpflege widmen.

Anekdote.

Eine englische Dame wünschte, daß Dr. Johnson ihr ein Mittel anrathen möchte, ein Faß herrliches Bier vor ihren Dienern zu bewahren. „Kein Mittel, kein Rath liegt näher, versetzte er, als eine Tonne Burgunderwein daneben zu legen."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 385.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [18. Mai 1850.

Eusebius Renaudot.



Eusebius Renaudot, der Sohn eines berühmten pariser Arztes, Theophrast Renaudot, und selbst zu großem Rufe gelangt, indem er lange Zeit am Hofe figurirte, bis er 1679 starb, ist als Schriftsteller vornehmlich durch sein Buch: „Antimoine triomphante" (der triumphirende Spießglanz) noch bekannt. Zu seiner Zeit war nämlich der Spießglanz durch seine brechenerregende Wirkung bekannt geworden und in Menge wurden aus diesem Halbmetall kleine Becher geformt, in welchen nun so lange Wein stand, bis man glaubte, daß er durch seine Säure genug aufgelöst habe, Brechen erregen zu können. Unter den Ärzten selbst gab es über die Zweckmäßigkeit dieses Mittels so viel Ansichten dafür und dagegen, als es Köpfe gab, und das Publicum machte sich um so lustiger darüber, als Molière den Brechwein in seinem „Festin de pierre" aufs Theater gebracht und durch Sganarell, den jetzigen Leporello, lächerlich gemacht hatte.

Aus dem russischen Volksleben.

(Beschluß.)

VII. Tracht und Putz.

Als ein Muster der Tracht des 11. Jahrhunderts dient ein Bild des tschernigower Fürsten Swjatoslaw mit seiner Familie, welches in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt wird und im Jahre 1073 vom Diakon Johann gezeichnet wurde. Seine Söhne tragen hohe blaue gelbgeränderte Mützen, Halstücher aus Goldstoff, purpurrothe Kaftane, goldene Leibgürtel und gelbe Stiefeln. Die Fürstin trägt eine ähnliche Mütze, nur mit

Digitized by Google

einem rothen Schleier, ein rothes Kleid mit Goldfransen und einem Goldgürtel, ein goldenes Armband, blaßrothe, mit Gold gestickte Schuhe. Der Fürst selbst, mit Bart und Schnurrbart, hat eine kleine runde, gelbe, rothgeränderte Mütze auf und blaue Stiefeln an; er trägt einen blauen Kaftan mit rothen Fransen und einem goldgestickten Fürstenmantel. In der Hand hält er ein in karmoisinrothen Sammet gebundenes und mit Goldspangen versehenes Buch. Die öftern Berührungen der Großfürsten mit Byzanz brachten auch die reichen Stoffe nach Rußland, welche aber nur von den Großen getragen wurden, die auch untereinander sich auszeichneten, indem viele durch ihre Dienste berechtigt waren, eine Art Orden, eine goldene Kette mit einer goldenen Medaille (Griwna) zu tragen, während die Zare und Patriarchen mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kreuze und Muttergottesbilder trugen.

Im 13. Jahrhundert begegnete man schon der unter den russischen Bäuerinnen bisjetzt üblichen Kopfbedeckung, dem echt nationalen Kakoschnik, den die russischen Damen jetzt auf Hofbällen tragen. Der Kakoschnik ist unten schmal, oben viereckig und mit rothem goldbordirten Stoffe überzogen. Die Farbe des Stoffs ist übrigens willkürlich. In den niedern Ständen pflegten sich die Mädchen und jungen Frauen ganz wie die Männer zu kleiden, sodaß nur die Verwandten und Bekannten sie unterscheiden konnten. Sie trugen alle lange, um den Leib mit Bändern festgehaltene rothe Kleider.

Was das Äußere der Russen in der damaligen Zeit betrifft, so loben die Reisenden des 15. Jahrhunderts sehr die Schönheit der Männer und Frauen. Paul Jovius um den Anfang des 16. Jahrhunderts sagt, daß sie meist mittlerer Statur, fast viereckig, sehr muskulös wären und blaue Augen hätten. Den zarten Hals der Frauen, setzt er hinzu, umhängt ein feiner Zobel (also eine moderne Boa). Olearius findet, daß die Russen ganz den Deutschen gleichen und sich nur durch die Fettigkeit unterscheiden, wobei die Bojaren auf ihre Schmeerbäuche sehr stolz sind. Das weibliche Geschlecht ist gewöhnlich schlank, mit zarten Gesichtern, schwarzen Augen, runden Armen und kleinen Händen. Die Frauen verunstalten aber alle ihre Reize durch das Färben des Gesichts, der Arme und des Halses mit weißer, blauer, rother und schwarzer Farbe, besonders wenn sie Besuche machen oder in die Kirche gehen. Man erzählt, daß Männer und Frauen das Haar sehr lang tragen. Auch erwähnt er die fromme Sitte, daß die Töchter den Müttern nach ihrem Tode eine Haarlocke abschneiden und immer im eigenen Zopfe geflochten tragen. Nach der Aussage Herberstein's, Gesandten des Kaisers Maximilian, glichen die Kleider der Russen im 16. Jahrhundert ganz der der Ungarn, mit Ausnahme der weißen Hüte; das Haar trug man damals aber schon kurz und rund geschnitten, ganz wie die jetzigen Russen es tragen, und das in der Geschichte der Mode à la Mougik genannt wird. Auch war es durch einen Ukas Personen, die kein großes Vermögen hatten, verboten, sich allzureich zu tragen. Einem armen, aber reichgekleideten Manne pflegte man vorzuwerfen, daß er wie ein großer Mann einherstolzire. „Du bist ein Verräther", hieß es, „du willst gewiß nach Lithauen fliehen, woher hättest du sonst so reiche Kleider? Sicher hast du dich den Lachen verkauft." Dieser Glaube war auch oft nicht grundlos, weil die lithauischen Fürsten, in immerwährender Fehde mit Rußland, die Treulosen mit Gold überschütteten, um Werkzeuge ihrer geheimen Plane zu sein.

Personen aller Stände trugen Handschuhe, von Leder, Tuch oder Sammet, auch mit Silber- und Goldstickereien, mit theuerm Pelzwerk gefüttert und mit Zobel bebrämt. Im Winter trug man ebenso wie heute kostbare Pelze, die damals noch mit Seide und Gold- und Silberschnüren ausgenäht waren; die Armen trugen Schafpelze und darüber breite, bis an die Waden reichende Kittel von grobem, weißem oder grauem Tuche. Die Bojaren und reichen Würdenträger allein durften Feresen, lange Kleider, die von oben bis unten sich zuknöpften, tragen, nach einem Ukase vom Jahre 1680. Über die Ferese trug man einen Überwurf, Ochaben, mit einem stehenden Kragen. Der Luxus wuchs immer mehr; sogar die Stiefeln waren an den Nähten mit Diamanten und Perlen besetzt und mit silbernen Hufeisen beschlagen.

Der Reichthum der königlichen Kleidung, besonders bei außerordentlichen Gelegenheiten oder bei der Krönung war wahrhaft blendend. Der Scepter des Zar Feodor war mit Diamanten in der Länge von 3½ Fuß überschüttet und einige Millionen werth, und seine Kleider wogen nicht weniger als 200 Pfund; sechs Fürsten trugen die Schleppe des Mantels, und auch die anwesenden Großen glänzten von Brillanten, die man auf Millionen schätzte. Eine ganze Straße in Moskau bestand aus Vorrathskammern mit reichen Gewändern, welche die Großfürsten tapfern Kriegern verehrten, wie z. B. Iwan IV. nach der Unterwerfung des kasaner Königreichs. So verehrte der Zar Feodor nach der Verjagung Kasi Gireio dem Fürsten Mstislawski und Boris Godunow außer einem Haufen Dukaten, Pelze mit goldenen Knöpfen von seinen eigenen Schultern und goldene Ketten. Die Gattinnen der reichen Bojaren bedeckten im 17. Jahrhundert die Haare mit einem seidenen Netze oder trugen ein rothes Taftmützchen; Unverheirathete zeichneten sich durch schwarze Fuchsmützen aus. Vornehme Damen hörten auf am Kopfputze Perlen zu tragen, weil Kaufmannsfrauen sehr reiche Kopfputze trugen. Die Frauenkleider waren vom feinsten rothen Tuche, lang, breit, mit hängenden Ärmeln und einem Dutzend goldener Knöpfchen. Marie Maischek trug am Hochzeittage (8. Mai 1606) ein rothes Sammetkleid mit breiten Ärmeln und war mit Brillanten bedeckt. Auch war es eine Verletzung der Sitte, weniger als drei Kleider zu tragen. Arsenius war ganz bezaubert von der Kleiderpracht der Zarin Irene und besonders von ihrer Krone, die aus 12 Säulchen bestand, welche den Heiland und die 12 Apostel vorstellten, Alles aus einer Perle verfertigt und mit Rubinen, Diamanten, Topasen, Amethysten und Saphiren kunstreich umgeben.

Die Jungfrauen trugen Zöpfe, um den Kopf ein breites Band und am Ende des Zopfes war ein Dreieck befestigt aus Deckelpapier mit Seide umwunden und je nach dem Stande mit echten oder unechten Perlen besetzt. Die Zöpfe waren breit und mit Gold- und Silberschnüren verflochten, wozu viel Fertigkeit gehörte, da der Zopf den Hals mit einem breiten Netze bedecken und nach unten immer schmäler werden mußte. Zur Trauung gingen die Mädchen mit aufgelöstem Haar; dann wurde die Neugetraute in die Sakristei geführt, wo man die Haare theilte, zwei Zöpfe flocht, sie um den Kopf wand, ihr den Kakoschnik aufsetzte, mit einem Schleier bedeckte und dem Gatten zuführte, der sie noch immer in der Kirche erwartete.

Die in Handelsangelegenheiten oder im Dienste in Rußland sich aufhaltenden Ausländer mußten die russische Tracht anlegen, um sich nicht dem Spotte und

Digitized by Google

dem Gelächter auszusetzen. Später wurde es ihnen aber vom Patriarchen untersagt, weil sie russisch gekleidet während einer Procession nicht das Knie beugten und sich nicht zur Erde warfen. Auch verbot der Zar Alexis (1675) dem Adel und den Bürgern deutsche Gebräuche anzunehmen, deutsche Kleider und Hüte zu tragen und sich nach ausländischer Weise das Haar zu schneiden, bei Strafe der königlichen Ungnade und Absetzung von Amt und Würden. Iwan III. gestattete nutzbringenden Ausländern sich in Moskau anzusiedeln, beschützte sie und verhinderte nicht die Einführung fremder Sitten und Gebräuche. Sein Enkel Iwan, der Grausame, beabsichtigte gleichfalls die deutschen Sitten in Rußland einzubürgern. Boris Godunow verhinderte sein frühzeitiger Tod, die gewünschten Reformen durchzuführen. Der Usurpator Dmitrius führte, die russischen Gebräuche verachtend, polnisch-deutsche ein. Der Zar Michael suchte der Wissenschaft Bahn zu brechen, verbot weder den Ausländern nach ihrer Weise zu leben, noch den Russen ihre Lebensweise und Tracht wie auch ihre Bildung anzunehmen. Peter I. war nicht der Urheber der russischen Umgestaltung, der Anfang war gemacht, ihm blieb blos das Werk zu vollenden. Der Zar Fedor Alexeiwitsch verbot schon kostbare Kleider zu tragen nach tatarischem Schnitte und befahl, die polnischen oder altrussischen vorzuziehen. Der Bojar Nikita Iwanowitsch Romanow trug damals sogar schon französische Kleider, aber nicht öffentlich, nur auf seinen Gütern. Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde die russische Kleidung förmlich verboten und anbefohlen, den Männern den sogenannten sächsischen Überwurf, ein Kamisol und deutsche Stiefeln, den Frauen deutsche Röcke, Schuhe und Hüte zu tragen. Es wurde sogar untersagt, auf russischen Satteln zu reiten, sie zu verfertigen und zu verkaufen. Die Übertreter mußten zwei Rubel Strafe zahlen. Den Schneidern und Schustern ward es unter Androhung schrecklicher Strafen untersagt, Kleider und Fußbekleidung nach alter Sitte zu arbeiten.

Die jetzige Kleidung der Russen läßt sich unter drei Classen bringen, die bürgerliche, militairische und volksthümliche. Die erste hat nicht einen Schatten des Russenthums und ist nichts als ein Gemisch fremder Moden. Die zweite ist natürlich in Form, Farbe und Schnitt allen europäischen Uniformen mehr oder weniger ähnlich. Die dritte ist die Kleidung der niedern Volksclassen und hat trotz der erlittenen bedeutenden Veränderungen doch noch Vieles von der alten russischen Tracht beibehalten. Doch schon suchen viele Kaufleute und Handwerker sich auch von dieser Tracht zu emancipiren und nehmen, sich ihren Bart rasirend oder modern schneidend, die französische Tracht an. Natürlich waren diese Umänderungen das lange Werk der Zeit. Nach und nach fingen die Männer an Cravatten und Manschetten, die Frauen Corsetten, Locken, Kämme, Schuhe mit Schnallen, Spitzen und Reifröcke zu tragen. Die hübschen Gesichter verunzierten sich die Damen mit Schönpflästerchen und thurmhohem Kopfputz. Ohne Handschuhe und Fächer durfte keine in den Salon treten; in der rechten Hand ein riechendes Schnupftuch haltend, machte sie beim Eintritt eine ehrbare Reverenz, indem das Gewicht des ganzen Körpers auf den gebeugten Knien ruhte. Die Herren traten mit den Füßen scharrend und mit dem Tuche vorsichtig wehend ein und küßten den Damen die Hand. Ihr Hauptputz bestand in französischen Röcken mit Stahlknöpfen, seidenen Westen, mit langen Spitzenmanschetten, einem dreieckigen Hute, und am Ende abgestumpften Schuhen mit großen Silberschnallen oder bis zu den Waden reichenden gewichsten Stiefeln mit seidenen Quasten. In der Hand hielten sie ein Bambusrohr mit einem Knopf von Elfenbein oder Metall. Unter der Kaiserin Elisabeth kamen die Toupets mit langen Zöpfen und Haarbeutel en vogue, und die Soldaten Suwarow's trugen noch Zopf und Puder. In der Gegenwart ist natürlich die französische Tracht vorherrschend und nirgend herrscht ein solcher Luxus, eine solche Verschwendung im Putze als in Rußland. Das weibliche Geschlecht besonders wird sich eher zu hungern entschließen, als die Gebote der Mode nicht zu befolgen, und gar viele ruinirten sich, um nur den Gelüsten ihrer Ehehälften nachzugeben. Nur die Geistlichkeit und die niedere Volksclasse haben sich den tyrannischen Gesetzen der Mode nicht unterworfen. Die Geistlichen tragen noch ihre langen Oberkleider mit breiten Ärmeln, den Hirtenstab in der Hand und die schwarze, hohe, runde Mütze oder den Hut mit breiten Rändern auf dem Kopfe.

Wir wollen noch schließlich einige Gegenstände erwähnen, die theils Bestandtheile der Kleidung und des Putzes sind, theils als zum Haushalte gehörig, füglich hier ihren Platz finden, oder auch blos deswegen berührt werden, weil diese Dinge, zu geringfügig für eine eigene Rubrik, hier keinen ganz unpassenden Anhang bilden. So müssen wir bemerken, daß die Russen blos die Luxusartikel aus Byzanz und später aus dem westlichen Europa bezogen, aber Leinwand und Tuch z. B. selbst verfertigten, und Moskau schon im Anfange des 15. Jahrhunderts bedeutende Tuchfabriken besaß. Ebenso wurden Eisen-, Stahl- und Kupferwaaren, besonders die zum häuslichen Gebrauche, im Lande verfertigt, und im Jahre 1420 goß man in Moskau schon die erste Kanone.

Die künstliche Ausarbeitung der Dolchgriffe und ihre Silberbeschläge konnten sich den aus dem Osten kommenden Kunstwerken an die Seite setzen und wurde von den Fremden mit Verwunderung betrachtet, bis es den Engländern gelang, im 16. Jahrhundert in Wologda das Geheimniß zu entdecken. Das Gerben der Felle und die Bearbeitung des Leders war den Russen von der frühesten Zeit bekannt Papier und Glas lernten sie erst im 14. Jahrhundert kennen. Der Italiener Mignetto errichtete im 17. Jahrhundert im Dorfe Ismailow bei Moskau die erste Glasbrennerei. Krystallgeschirre waren früher so selten, daß der Großfürst Wassil im Jahre 1455 einen Krystallbecher, ein Geschenk eines polnischen Königs, seinem Sohne testamentarisch hinterließ, und der englische Gesandte Schmitt im Jahre 1604 Boris Gudunow eine Krystallvase als Geschenk des Königs Jakob überreichte. Zuerst bezogen die Russen das Fayence von den Chinesen, im Jahre 1724 wurde in Moskau die erste Fabrik errichtet. Spiegel waren längst bekannt, nur wurden sie in den Zimmern nicht aufgestellt, weil man sie als eine Erfindung des Teufels betrachtete. Dieses Vorurtheil wurde aber besonders durch die Frauen aus Gefallsucht in Miscredit gebracht und verschwand ganz, als 1716 vom Fürsten Menschikoff in Petersburg die erste Spiegelfabrik angelegt wurde. Zwei Jahre später entstand die erste Nadelfabrik in Moskau, und somit waren die vorzüglichsten Attribute des weiblichen Putzes vorhanden. Die Bearbeitung der Metalle begann bei den Russen im Jahre 1491, als Iwan III. zwei Ausländer an den Fluß Petschora zur Entdeckung von Metallschachten schickte. Besonders war Nowgorod an Silber reich. „Allda", heißt es bei einem damaligen

Digitized by Google

Geschichtschreiber, „ist die Großstatt Nogarte (Nowgorod), dahin die Teutsche Kawfleut mit großer Arbait raysen. Alda ist große habe, vil silbers, und Köstlich rauhe war kawffende und verkawffende, das silber gewogen und mit gepregt geprauchende. Alda mitten auff den margk ist ein vieregketer Stain, welche auff denelben steygen mag und nit herabgeworffen wirdt, der erlangt die Herschung der statt." Die Engländer erwirkten sich im Jahre 1569 die Erlaubniß, die Bergwerke unter der Bedingung zu bearbeiten, die Russen das Gewinnen des Metalls zu lehren und zahlten indessen bei der Ausfuhr für das Pfund eine halbe Kopeke.

Marquesas-Indianer.



Die Marquesas-Inseln in der Südsee, über welche das Pfennig-Magazin im Jahrgange 1841, Nr. 420, berichtete, sind nur an den Küstenstrichen höherer Civilisation entgegengeschritten, während im Innern die Indianerstämme unter sich in beständigen Fehden leben, bei welchen es hauptsächlich auf Gefangene abgesehen ist, welche sie braten und speisen. Namentlich sind es die Stämme der Taïpies und Happars, welche unaufhörliche Feldzüge zu dem obenbezeichneten Zwecke gegeneinander unternehmen, nie aber zu denselben ausziehen, bevor sie sich nicht durch ein feierliches Opfer der Gunst ihrer Götzen empfohlen haben. Eine solche Opferscene, unmittelbar vor den grotesken Götzenbildern ausgeführt, ist hier dargestellt.

Digitized by Google

Ansicht von Königsberg.



Digitized by Google

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Schon in Niels Rancho und auch in dieser Nacht von zwei Amerikanern, die zu unserm Feuer kamen, hörten wir, daß es nicht weit von da, wo wir gerade lagerten, eine große Anzahl von Antilopen gebe. Freilich sollten sie ungemein scheu sein; möglich war es ja aber doch, daß wir zum Schusse kommen könnten.

In frühern Jahren hätte es mir schon die ganze Nacht keine Ruhe gelassen, eine Antilopenjagd zu machen, jetzt hörte ich die Berichte sehr ruhig an — wunderbarerweise hat meine sonst unermüdliche Jagdbegierde gar sehr nachgelassen —; nur unser wirklich bevorstehender Mangel an Lebensmitteln bewog mich, den Versuch wenigstens doch zu machen, noch dazu, da ich nur vom Wege ein paar Meilen abzugehen brauchte. Den Übrigen also das Maulthier und dessen Gepäck überlassend, wanderte ich mit dem jungen Matrosen, eines Jägers Sohn aus Deutschland, links quer über die Ebene hinüber, den Bergen gerade zu, an deren Fuße wir das Wild finden sollten. Spuren trafen wir nach kaum einer Meile Marsch in großer Menge, und diese führten auch sämmtlich dem uns bezeichneten Platze zu; wir folgten ihnen also und trennten uns, ziemlich nahe in der beschriebenen Gegend angelangt, um von zwei Seiten eher Gelegenheit zu haben Wild anzutreffen, wie auch vielleicht das aufgejagte einander zuzuscheuchen.

Ich mochte so kaum eine Viertelstunde marschirt sein, als sich plötzlich, indem ich eine kleine Anhöhe hinanklimmte, der untere Theil des Thals vor mir ausbreitete und ich jetzt zu meinem wirklichen Staunen sah, daß der ganze weite Plan förmlich von weidenden Antilopen schwärme. Wohin ich auch schaute, traf der Blick auf ganze Heerden von 3—400 Stück, und mit dem Fernrohr konnte ich deutlich die schönen weiß und braun gezeichneten Thiere erkennen. Aber an Hinanschleichen war gar nicht zu denken, denn kein Busch, nicht einmal ein Grasbüschel auf der ganzen Fläche zwischen mir und dem Wild, der mich den scheuen Thieren hätte verbergen können. Allerdings machte ich bei drei verschiedenen Heerden den Versuch, und schlich einmal sogar im Bett eines angeschwollenen Baches hin, bis über den Gürtel im Wasser, die Antilopen zu täuschen, doch vergebens! Eine der ordentlich ausgestellten Wachen gab den Allarm, und mit Windesschnelle stob die ganze Schar ins Weite hinaus. Meinem Gefährten ging es nicht anders; er hatte gleiche Massen angetroffen, aber nicht eine einzige zum Schuß bekommen können.

Wir ließen jetzt Antilopen Antilopen sein und wanderten einer Bergschlucht zu, die uns wieder auf den verlassenen Weg bringen mußte. Kleine, niedere, grasartige Sträucher standen hier, zu offen, fast irgendeinem Wilde Schutz zu geben, gerade aber als wir einen schmalen Bach passirt waren und auf der andern Seite eine solche Gruppe betreten wollten, sah ich auf etwa 80 Schritte eine dunkle Gestalt darin hingleiten. Es war einer jener Steppenwölfe, die Nachts oft zu Hunderten auf so jämmerlich komische Weise unser Lager umheulten, und ich wünschte mir einmal einen der heimtückischen Burschen in der Nähe zu besehen. Ich pfiff den leise und geräuschlos davonschleichenden scharf an; er stutzte bei dem unbekannten Laut, und ihn rasch aufs Korn nehmend drückte ich ab. Schon glaubte ich ihn gefehlt zu haben, denn weit hinaus hörte ich nach dem Schuß meine Spitzkugel den Hang entlang über die tieferliegende Ebene zischen, gleich darauf sah ich aber, wie sich Freund Reineke an Ort und Stelle wälzte, und beim Näherkommen fanden wir, daß ihm die Kugel das linke Vorderblatt zerschmettert hatte und durch den Körper wieder ausgefahren sei. Der Wolf maß mit dem Schwanze vier Fuß und war von gelbgraulicher Farbe. An Höhe und Stärke übertraf er übrigens nur wenig einen recht starken deutschen Fuchs, obgleich er wol ein wenig schärferes Gebiß haben mochte.

Wir erreichten nach einem ziemlich starken Marsche die Straße wieder, die unsere Gefährten vor uns genommen; ihre Spuren waren wenigstens tief genug in den weichen Boden eingedrückt. Sonderbarerweise ist hier nämlich das gefährlichste Gehen für Packthiere gerade im hohen Lande, wo man doch glauben sollte, daß der Boden hart und trocken selbst bei stärkerm Regen wäre; aber die rothsandige Erde der Hänge zieht das Wasser wie ein Schwamm an sich und die Lastthiere versinken nicht selten bis an den Bauch in dem weichen Boden, daß man sie nicht allein vollkommen abladen muß, sondern auch noch mit vieler Mühe und Noth nur selber wieder herausbringt.

Unendliche Arbeit haben nach solchem Regen die Geschirre, die unterwegs sind, Provisionen in die entferntern Distrikte der Gebirge zu bringen; nicht selten bleiben die Wagen sogar rettungslos im Schlamme stecken und die Provisionen müssen auf Lastthieren weitergeschafft oder auch an Ort und Stelle gleich an Vorüberwandernde verkauft werden. Ein 24stündiger Regen soll deshalb auch wesentlichen Einfluß auf den Preis der Provisionen in den Minen haben und wir betrachteten nicht ganz ohne Besorgniß unsere Baarschaft, die jetzt bis zu 2½ Dollar heruntergeschwunden war. Wir hatten in den letzten Tagen mehre solche Karavanen, oft im traurigsten Zustande, gesehen, und leer zurückkehrende meinten, sie würden wol in diesem Jahre gar nicht wieder Gelegenheit bekommen, Provisionen in die Berge zu schaffen, da die Regenzeit so außergewöhnlich früh eingetreten sei und die Wege fast unverbesserlich verdorben habe.

Zwei Wagen hatten wir auch bei Niels mit Einwanderern getroffen, die geradenwegs über die Gebirge aus den Vereinigten Staaten kamen. Die armen Leute waren durch Unglück, das ihrem Vieh zugestoßen, hinter der Karavane, mit der sie von Missuri ausgezogen, zurückgeblieben und mußten ungemein viel ausgestanden haben. Mich dauerten besonders die armen kleinen Kinder — die Mutter lag krank im Wagen —, die von dem Regen bis auf die Haut durchnäßt, in ihren dünnen, abgetragenen Kleidchen fröstelnd hinter dem Wagen in Schlamm und Wasser herwaten mußten, da die beiden noch übrigen Stiere, die das Fuhrwerk zogen, kaum im Stande waren, dieses mit der darauf befindlichen Ladung fortzubringen. Der zweite Wagen, bei dem sich die Kinder befanden, hielt bei Niels etwas länger an und die Kleinen kamen zu unserm Feuer, sich zu wärmen. Ich kochte ihnen rasch eine Tasse heißen Kaffee, und das schien sie doch in etwas aufzuthauen. Als ich sie dabei bedauerte, meinte ein daneben stehender Amerikaner, die Kinder seien das in ihrer Heimat kaum anders gewohnt, wo sie bei eben solchem Wetter auch hinaus und oft vier bis fünf Meilen weit in die Schule müßten.

Aber wenn wir Abends nach Hause kamen, zog uns Mutter warme trockene Kleider an, sagte da plötzlich das jüngste der Kinder, ein kleines Mädchen von höchstens sieben Jahren, und vor dem Kamin stand das warme Essen und der Kaffee für uns.

Digitized by Google

Dem armen kleinen Ding stiegen bei der Erinnerung an den verlassenen häuslichen Frieden, vielleicht an die Schulzeit selbst, beinahe die Thränen in die großen schwarzen Augen, es zwang aber den Schmerz wacker hinunter und senkte nur das Köpfchen, während es die kalten nassen Händchen gegen das Feuer ausstreckte, sie zu wärmen.

Und schnöden Goldes wegen hatte der Mann ein schönes fruchtbares Land, das ihm Alles, was er zum Lebensunterhalt brauchte, im reichsten Maße bot, hatte seine freie freundliche Heimat verlassen, mit seiner Familie Strapazen zu ertragen, denen Tausende von Männern schon erlegen waren! Starb ihm jetzt die krank im Wagen liegende Mutter, konnte er dann seinen Kindern je wieder ersetzen, was sie durch seinen Leichtsinn verloren?

Mit Dunkelwerden erreichten wir Longs Store oder doch wenigstens den Feather-River an dem Orte, wo er gegenüber lag. Das aber, was ich mir bis dahin als einen einzeln stehenden Laden gedacht hatte, wies sich als ein förmliches kleines, aus Zelten gebildetes Städtchen aus. Wohin der Blick auch traf, an allen Hängen, bis dicht ans Ufer hinunter standen auf beiden Seiten Zelte errichtet, von denen mit einbrechender Dunkelheit rechts und links hernieder die Lagerfeuer funkelten. Es war ein prächtiger Anblick, und wir freuten uns dessen um so mehr, da wir hier zum ersten mal die californischen Minen betreten hatten und uns nun in Wirklichkeit an der Goldquelle fanden.

Unsere Gefährten lagerten dicht am Flusse an einer nichts weniger als zweckmäßigen Stelle, hatten auch nicht genug Holz zum Feuer getragen, und selbst das wenige grün; die Bereitung des Abendessens dauerte deshalb ziemlich lange und als wir uns kaum, in unsere Decken gehüllt, niedergelegt hatten, öffneten sich wieder die Schleußen des Himmels und der Regen goß die ganze Nacht in Strömen herab. Das Feuer verlöschte, an Kaffeekochen war am nächsten Morgen gar nicht zu denken, und naß wie die Pudel und mit leeren Mägen mußten wir wieder aufbrechen.

Die Fähre über Feather-River — denn der Regen hatte den Fluß so angeschwellt, daß man auf andere Art gar nicht hinüberkommen konnte — bestand höchst einfacherweise aus einem zu einem Boote umgewandelten viereckigen Wagenkasten, in dem höchstens vier Personen auf einmal Platz finden konnten. Mit diesem setzte erst ein Theil der Unseigen über, dann trieb ich das Maulthier ins Wasser, das auf eigene Faust und zwar sehr vortrefflich hinüberschwamm, und dann folgten wir Andern, doch nicht ohne nach dem ersten Ansatz mit unserm gebrechlichen Fahrzeug wieder umkehren und das in Masse eingelaufene Wasser ausschöpfen zu müssen; unser Charon versicherte uns, wären wir fünf Minuten länger im Strome geblieben, so wäre der Clipper gesunken. Beim zweiten Ansatz kamen wir glücklich hinüber, zahlten unsere Fähre, hier ungemein billig mit nur ¼ Dollar per Mann, und behielten jetzt noch einen einzigen Dollar auf sechs Mann als baaren Kassenbestand übrig. Vortreffliche Aussichten! Wir waren aber doch nun einmal in den Minen, hatten noch für ein paar Tage Lebensmittel und durften deshalb unter keiner Bedingung an unserm guten Glück verzweifeln.

Es regnete indessen immer unverdrossen fort und wir klommen, gerade nicht in der besten Laune, den ziemlich steilen Uferberg zwischen mehren wie daran hingeklebten Zelten hinauf. Arbeiten hatten wir übrigens Niemanden unten im Strome gesehen, der Regen schien sie alle in die Zelte getrieben zu haben. Oben auf dem Hügel fanden wir jedoch einen alten Pennsylvanier, der uns als Deutsche anredete und einige interessante Auskunft über die Minen gab. Die meisten Arbeiter hätten der Regenzeit wegen die Minen verlassen und nur solche seien zurückgeblieben, die Provisionen genug hätten, den Winter hindurch auszuharren. Hier am Feather-River sei übrigens noch einer der besten Plätze, und er könne den Tag über seine Unze bequem auswaschen.

Er zeigte uns etwas Goldstaub, was seine Tochter, ein etwa 14jähriges Mädchen, mit ihm am vorigen Tage in etwa drei Stunden ausgewaschen hatte — es mochte ungefähr 6—8 Dollars werth sein. Er selbst gedachte ebenfalls den Strom noch etwas weiter hinauf, bis dahin zu gehen, wo er gutes Bauholz finde, sich ein Haus zu bauen, der Weg sei aber jetzt gar zu sehr durch den Regen verdorben und er müsse erst eine etwas trockene Zeit abwarten. Dort hinauf, vielleicht noch 12—16 Meilen entfernt, rieth er uns ebenfalls zu gehen, wo eine Art Ceder oder Lebensbaum stünde, dessen Holz leicht zu hauen und zu spalten und zum Häuserbau vortrefflich sei. „Und Gold?" Dessen sei dort oben genug, wer nur die rechten Stellen finde.

Also dort hinauf jetzt; es war ja ebenfalls unsere eigene Absicht gewesen, denn vor allen Dingen sehnten wir uns nach einem Dache, unter dem wir wenigstens trocken schlafen konnten; unsere Ansprüche hatten sich schon sehr gemildert.

An diesem Tage regnete es fast ununterbrochen fort und wir mußten gegen Mittag im Regen ein Feuer anmachen, um nur wenigstens etwas zu kochen und in den Magen zu bekommen; es marschirt sich, hungrig und naß wie wir waren, nur höchst mittelmäßig.

Wir blieben auf diesem Marsche nicht dicht am Flusse, sondern schnitten eine Biegung desselben ab, sodaß wir erst zum Abend wieder einen neuen Goldwäscherplatz erreichten. Diese Orte werden immer gewöhnlich nach Dem genannt, der hier zuerst einen Laden oder sogenannten Store angelegt hat, und einige 50 Zelte standen auch hier wild, zerstreut am Abhange der Berge umher. Unten am Flusse, den wir hier wieder erreichten, sah ich aber zum ersten mal das wirkliche Goldwaschen, und eigenthümlich genug war der Anblick dem Auge eines frisch Eingewanderten. Trotz dem Sonntage, wo sonst eigentlich nicht viel gearbeitet werden soll, fanden wir Massen von Leuten beschäftigt; die Schuld trug aber das letzte Regenwetter, und die Leute durften den ersten nur mittelmäßig guten Tag, der sich ihnen bot, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Unten im Flusse, an einer sogenannten bar, d. h. an einem solchen Platze, wo der Fluß nur bei hohem Wasser hinkam und bei niedrigem eine ziemlich steile breitausdehnende Kiesbank zurückließ, standen und saßen, dichter beisammen als ich mir die Goldwäscher bis dahin gedacht, eine Menge Männer und je zu zweien, manchmal auch zu dreien, selten aber Einer allein, hatten sie eine dieser in Deutschland so häufig besprochenen Wiegen und arbeiteten frisch darauf los. Den obern Sand der Bank warfen sie in den Strom, und nur die untere Schicht schienen sie zu benutzen. Mit Pfannen wurde fast gar nicht mehr gearbeitet, nur das Letzte aus der Wiege oder sogenannten Maschine wurde mit einer Pfanne ausgewaschen.

Lange wollten wir uns aber nicht mehr bei diesem Anblick aufhalten; es war dies ein Geschäft, das wir selber zu betreiben gedachten und deshalb auch wol noch

Digitized by Google

genug und weit genauer zu sehen bekamen. Hier schien sich uns jedoch eine neue Schwierigkeit entgegenzustellen. Es kam nämlich ein Amerikaner zu uns, und was er uns sagte, wurde von mehren Andern bestätigt: daß wir, der vergangenen Regen wegen, mit unserm nicht einmal sehr schwer bepackten Maulthiere die Bergstraßen gar nicht würden passiren können und deshalb jedenfalls sehr wohl thäten, das Maulthier zu verkaufen und lieber hier, in dem oder bei dem sogenannten Bidwells Store zu bleiben. Er erbot sich auch zugleich, uns das Maulthier, obgleich er keinen besondern Gebrauch dafür habe, abzukaufen. Der gute Mann mochte vielleicht ganz Recht haben, aber doch nicht in dem Sinne, wie er es meinte, und ich hatte mich nicht umsonst so lange zwischen den Yankees herumgetrieben, um nicht zu wissen, was ich von dem guten Rathe zu halten habe. Ich dankte dem Herrn freundlichst für seine uneigennützige Theilnahme, erkundigte mich aber zugleich bei einem andern, der kein Maulthier zu kaufen wünschte, nach dem rechten Wege und wanderte dann getrost die allerdings etwas aufgeweichten und schlüpfrigen, aber doch passirbaren Wege weiter dem mehr aufwärts gelegenen Districte des Feather-River zu.

Das Geburtsland der Ceder war unser Ziel, und noch vor Abend sahen wir die hohen majestätischen Bäume kerzengerade die Hänge der Berge schmücken. Mitten zwischen hohen herrlichen Kiefern stiegen sie mit ihren schlanken glatten Stämmen empor, und die dunkelgrünen einzelgeschnittenen Wipfel glichen eher den Bäumen eines Parks als den wilden Kindern des Urwaldes, wäre ihre Höhe nicht so colossal, ihre Anzahl nicht so gewaltig gewesen.

Unten am Feather-River lagerten wir, und am nächsten Morgen suchten wir uns, noch einige Meilen am Flusse hinaufwandernd, einen passenden Ort, unsere kleine bescheidene Hütte aufzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Campanerthal.

So Mancher hat die schöne Dichtung Jean Paul's, welche den Namen des „Campanerthals" führt, wo nicht gelesen, doch erwähnen hören. Dies Thal ist eine anticipirte Erscheinung der künftigen Welt, aber in der Wirklichkeit da, und nur in einer Gegend, wo man sie nicht suchen sollte, nämlich in den Pyrenäen, wo die Berge westlich die schönsten Formen annehmen und gegen 3000 Fuß sanft herabsteigen, um die Adour rasch, doch ohne Ungestüm hindurchfließen zu lassen. Ein Grün von unbeschreiblicher Frische bekleidet sie, und von Eichen, Erlen, Ahorn und Pappeln halb versteckt, erheben sich kleine, zierliche Wohnungen. Zur östlichen Seite sind die Berge steil und kahl, aber sie verlieren das Abschreckende durch die gegenüberliegende grüne Kette, welche wieder an Schönheit durch sie gewinnt. Und nun das Thal selbst, wo jeder Halm eine Blume, jedes Lüftchen Balsamhauch, jede Wohnung ein Paradiesaufenthalt ist! Die Bewohner sind wohlhabend und unter ihnen tritt das Hirtenleben in der veredelten Gestalt auf. Im Winter weiden die Heerden am Abhange und im Sommer auf den Höhen der Berge. Mit Fremden oft verkehrend, haben die Hirten hier an Bildung gewonnen, ohne habsüchtig, wie unsere Schweizer, zu werden, und sich, gleich diesen, zu verstellen. So laßt uns hinwandern in dies Campanerthal und die Freuden genießen, welche die Natur darüber ausgebreitet hat! Sie ist nicht überall so freigebig, und über die Pyrenäen scheint sie besonders wohlthätig gewaltet zu haben.

Die Nepenthespflanze.



Unter der Pflanzengattung, welche man mit dem allgemeinen Namen Nixenkräuter bezeichnet, gibt es auch eine besonders in Ceylon, Madagaskar und auf den Molukken einheimische, welche Nepenthes heißt und sich durch kelchförmige Blumen auszeichnet. Noch eigenthümlicher aber sind die lederartigen, länglichen Blätter, welche 6—8 Zoll Länge haben, und eine Mittelrippe, die über die Spitze des Blattes hinausgeht, indem sie dann einen mehre Zoll langen Schlauch und Deckel darauf bildet. Das hier gegebene Exemplar zeigt vier solcher Blätter. Schon dies wäre merkwürdig; allein in diesem Schlauche sammelt sich nun auch während der kühlen Nacht ein klares, wohlschmeckendes Wasser und dies läuft erst aus, wenn durch die Tageshitze der Schlauch zur Mittagszeit seine Elasticität verliert, sich herabsenkt und öffnet. Des Wohlgeschmacks wegen erhielt die Pflanze vermuthlich den ihr gegebenen Namen, indem die alten Griechen eine ähnliche Wirkung von einer uns unbekannten Pflanze erzählen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 386.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [25. Mai 1850.

Burg Hohenstaufen.



Im Würtembergischen, etwa eine Meile von der Stadt Göppingen, liegt freistehend und ohne Verbindung mit andern Bergen die Anhöhe, welche das Stammschloß der Hohenstaufen trug; sie gleicht aus weiter Ferne einem himmelansteigenden, von Menschenhand abgerundeten Kegel. Doch wenn man näher kommt, schwindet das Majestätische des Bildes. Auch von dem Stammsitze der alten Kaiser ist nur noch eine kleine Ruine aus Bruchsteinen übrig. Nebenan unterscheidet man noch die Vertiefungen der ehemaligen Gräben und die Räume des in zwei Abtheilungen gesondert gewesenen Schlosses, die hier und da mit kleinen Ziegelstücken und Mauersteinen überstreut sind. Dies sind die einzigen Überbleibsel der Ahnenwohnung eines vordem so mächtigen Geschlechts. In Staub zerbröckelt liegt nicht nur die kaiserliche Burg, auch ihre Bewohner, die vor fünf und sechs Jahrhunderten die glänzendsten und kühnsten Kaiser waren, die Deutschland beherrschten, Italien bekämpften und neben ganz Europa selbst einen großen Theil Asiens in Bewegung setzten — sie alle leben nur noch in der geschichtlichen Erinnerung fort.

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Ich führe jetzt den Leser mitten in die sogenannten Goldminen ein, und er mag dann selbst urtheilen ob er zu einem Leben, wie wir es dort führten, Lust und Liebe habe.

Dieser Theil des Feather-River ist noch allem Anschein nach wenig von Goldsuchern durchwühlt; weite Strecken liegen noch da, die kaum hier und da von Spitzhacke und Schaufel berührt wurden, aber dafür ist die Gegend auch ziemlich abgelegen, und Provisionen können hierher meist nicht so rasch als nach andern Minen der Gebirge geschafft werden. Es sollte auch nicht lange dauern, bis wir mit den wirklichen Minenpreisen für Alles, was zum Lebensbedarf gehörte, bekannt wurden.

Hier zeigte es sich übrigens bald, daß wir in ein an gutem Bauholz reiches Land gekommen waren — nicht ein einziges Zelt stand aufgeschlagen, sondern überall, und wo sich überhaupt Goldwäscher niedergelassen, lebten diese in kleinen, mit guten gespaltenen Bretern gedeckten Blockhütten, oder arbeiteten gerade ämsig daran, solche zu errichten. Mit Goldwaschen sahen wir noch Niemand beschäftigt. Wir fanden hier übrigens einen Platz, der uns zur Niederlassung vortrefflich schien, noch dazu da etwa eine halbe Meile zurück ein kleines Blockhaus im Bau begriffen war, in dem, wie man uns sagte, ein Store für Provisionen errichtet werden sollte. Von dort aus hatten wir also dieselben nicht so weit zu tragen, und der Fluß selbst sah hier gerade so gut und goldhaltig aus als an andern Stellen.

Nach dem Preis der Provisionen frugen wir jedoch gleich bei unserm Niedersteigen ins Thal, und zwar an einem kleinen, dort schon seit einiger Zeit angelegten Store. Der Preis des Mehls war 75 Cents oder drei Viertel Dollar für das Pfund (Weizenmehl), und ein Dollar für das Pfund gesalzenes Schweinefleisch. Auch einen Ochsen hatten sie gerade geschlachtet — der Preis war hier ebenfalls 50 Cents per Pfund für Fleisch mit Knochen, 75 Cents für Beefsteaks. Sonst hatten sie — außer noch Salz zu einem Dollar per Pfund — gar nichts im Laden, und den Verkäufern schien nicht einmal viel daran gelegen zu sein, das abzulassen. Der uns zunächst gelegene Store hatte noch keine Provisionen, erwartete sie aber mit dem nächsten schönen Wetter.

Vor allen Dingen mußten wir jetzt suchen eine sogenannte Waschmaschine oder Wiege zu bekommen, denn mit der Pfanne zu waschen ist eine viel zu mühsame und langwierige Arbeit. Der Zufall war uns hier günstig, wir trafen auf einer kleinen Excursion, die einige von uns ein paar Meilen den Fluß hinauf machten, einen Norweger und einen Amerikaner, die nach Sacramento-City zurückkehren wollten, und gesonnen waren, gegen unser Maulthier ihre ziemlich gute Waschmaschine wie einige Provisionen, einen Kochkessel, eine Schaufel, Spitzhacke und Waschschüssel und ein altes Brecheisen zu vertauschen. Unser Maulthier hätte uns jetzt, an Ort und Stelle angelangt, doch nur noch Noth gemacht, darauf Acht zu geben, ja wäre uns am Ende vielleicht gar weggelaufen; so gingen wir denn gern den Tausch ein und verwertheten es dadurch nach Minenpreisen wieder zu etwa 70 Dollars. Die beiden Leute mußten uns nun aber auch mit dem Gebrauch der Wiege bekannt machen, und wuschen deshalb in unserer Gegenwart eine kleine Quantität schon angesammelter Erde aus. Den Leser wird eine kurze Beschreibung dieser jetzt etwas complicirtern Wiegen interessiren.

In der ersten Zeit des Goldwaschens waren es nur rohausgehauene Tröge, in denen die Erde wild umhergeschwenkt wurde. Augenscheinlich mußte dadurch ungemein viel Goldstaub verlorengehen, und nach und nach vervollkommnete man nun dies an und für sich allerdings höchst einfache Instrument, das aber auch in seinem jetzigen Zustand gewiß noch großer Verbesserung fähig ist.

Die Wiege steht wie eine wirkliche Wiege auf zwei Schaukelbrettern, und diese laufen, der regelmäßigen Bewegung wegen, auf einem zu diesem Zweck gewöhnlich roh zusammengeschlagenen Viereck starker Holzriegel; die innere Einrichtung aber ist so getroffen, daß die ausgegrabene und goldhaltige Erde auf ein Stück mit Löchern versehenes Blech oder dünnes Lattengitter geworfen wird, damit die größern Steine darauf zurückbleiben und leicht beseitigt werden können, während die feinere Erde durch fortwährend aufgegossenes Wasser in einen untern, wieder durch ein schräg zurücklaufendes Brett getrennten Behälter gewaschen wird. Während nun Einer damit beschäftigt ist Wasser aufzugießen, schaukelt ein Anderer die Maschine ununterbrochen hin und her, und dadurch, daß sie ein wenig nach vorn überhängend steht, wird der leichtere Sand bei dem Schaukeln vorn wieder herausgewaschen. Zwei am Boden querlaufende und wohlbefestigte Bretter verhindern dabei, daß das schwerere sich zu Boden setzende Gold mit hinauslaufen kann, und die Aufmerksamkeit des Wäschers muß deshalb immer auf die in der Maschine befindliche Erdmasse gerichtet sein, da zu viel Wasser und zu heftiges Schaukeln die leichtern Goldblättchen vielleicht ebenfalls mit hinauswürfe, während wieder im andern Fall zu wenig Wasser den schon im Innern befindlichen Sand würde hart werden, die untern Gefäche ausfüllen, und alles später Hineingeworfene — also auch das Gold — mit darüber hinaustreiben lassen. Wird hierauf gut aufgepaßt, so kann man den ganzen Tag in einer solchen Maschine waschen, ohne sie vor dem Abend — was jedesmal ziemlich aufhält — zu reinigen und das darin befindliche Gold zu heben; wird aber nicht gut aufgepaßt: so müht sich der Arbeitende vergebens ab: er mag noch soviel Gold mit der Erde ausgraben, seine Maschine wäscht es ihm wieder ins Freie. Abends wird dann die obere Erde noch vollends abgespült, das untere, durch einige unten angebrachte Zapfen in die eingeschobenen Becken gelassen, und dadurch endlich der schwarze Sand mit den darin befindlichen Goldstücken gewonnen.

Die gewöhnlich gebrauchten Instrumente sind: Spitzhacke und Spaten, Becken, dann und wann ein Brecheisen, und eine Art eiserner Löffel, womit die goldhaltigste Erde von der untern harten Felsschicht abgekratzt werden muß.

Das Graben muß sich der Leser nämlich nicht so leicht denken: Gold ist schwer und liegt deshalb nicht oben auf dem weit leichtern Sande. Wer daher wirklich Gold finden will, darf nicht in der obern Erde waschen, sondern muß diese vorher so tief abschaufeln, bis er auf die untere Fels- oder Thonschicht, jenachdem der Boden ist, kommt. Hier lagert das Gold, und die auf solcher Unterlage ruhende Erde muß etwa eine Handbreit hoch abgenommen und ausgewaschen werden. Das übrige höher Liegende ist unbrauchbar. Die Tiefe der Erde nun, bis man eben auf solchen Grund kommt, ist sehr verschieden; manchmal geschieht

Digitized by Google

das schon in ein oder zwei Fuß, manchmal muß man aber auch fünf, ja sechs Fuß danach graben, und sehr oft ist es da schon geschehen, daß Leute eine ziemlich bedeutende Quantität Erde auswarfen, ohne festen Boden zu finden, ermüdeten, und lieber auf einem andern Platz von vorn anfingen, ehe sie so tief weiter gruben, während Andere, die nach ihnen kamen, die schon begonnene Öffnung benutzten, und nur vielleicht noch wenige Zoll auszuwerfen brauchten, um den goldhaltigsten Boden zu finden.

An diesem Tage waren wir voll der besten Hoffnungen; wir hatten den Gewinn des Goldes selbst mitangesehen, Massen von Schwierigkeiten, hierherzukommen, überwunden, und die Aussicht schien jetzt vorhanden, daß wir mit nur einigermaßen Glück ein ganz günstiges Resultat für uns erzwecken könnten.

Der nächste Tag sollte manche unserer Erwartungen herabsetzen, manche unserer vielleicht hier und da etwas kühnen Hoffnungen dämpfen.

Unsere Provisionen waren nämlich ihrem Ende schon näher gewesen, als wir es selbst geglaubt hatten; der junge Mann, der das Kochamt gewöhnlich versah, zeigte uns plötzlich an, daß neue Provisionen baldigst angeschafft werden müßten, wenn wir nicht eines schönen Morgens ohne Frühstück sein wollten, und die Preise, die wir hier für neuen Vorrath zahlen mußten, rechtfertigten allerdings eine geringe Besorgniß. Das Wetter hatte sich dabei in der Nacht höchst ungünstig gestaltet; der Wind hob sich, die Wolken zogen scharf und in langen, dunkelschattirten Streifen über die Bergrücken hin, und um 9 Uhr fiel ein im Anfang dünner, dann immer dreister werdender Regen nieder. Wenn das der Anfang der wirklichen Regenzeit war?

Bei unserm Eintritt in dies Thal hatten wir, gerade in dem schon vorerwähnten Store, unsern letzten gemeinschaftlichen Thaler für etwas frisches Fleisch ausgegeben; das für das Maulthier eingetauschte Mehl war ebenfalls bald verzehrt — denn sechs hungerige Mägen sind in der frischen Bergluft wirklich im Stande Außerordentliches zu leisten — und wir mußten jetzt wirklich vor allen Dingen daran denken, etwas zu verdienen, um diesem Mangel abzuhelfen.

In den Bergen ließ sich aber, trotzdem daß man uns vorher erzählt hatte, es könne dort leicht ein Mann bei andern Goldwäschern für 8—10 Dollars den Tag Arbeit und Kost finden, nichts verdienen, als wenn wir selbst, so gut es sich machen wollte, für unsere eigene Rechnung daran gingen. Wir versäumten deshalb auch keine Zeit, und begannen an dem Platze, wo die Leute, von denen wir die Maschine eingetauscht, vor uns gegraben, unsere Operationen. Zu gleicher Zeit war es aber auch nöthig, daß an einem Schutzdach gegen den Regen gearbeitet wurde, denn blieb das Wetter so, so stand uns ohne Obdach eine höchst traurige Existenz bevor, ja Krankheiten mußten einem solchen Leben folgen. Ich war aber der einzige von sechs, der mit einer Axt umzugehen wußte, und auf mich fiel natürlich auch die mir übrigens jedenfalls angenehmere Arbeit. Ich traf nun Morgens nach dem, was ich bisjetzt von den Amerikanern hatte waschen sehen, Sorge, daß an den richtigen Stellen die Erde weggenommen und bei dem zu Waschenden mit der gehörigen Sorgfalt umgegangen würde, und kehrte dann zu unserm Lager zurück, in dessen Nähe einen der großen Rothholzbäume, wie sie dort genannt werden, zu fällen und zu Brettern zu spalten.

Hier muß ich noch vorher einen Zwischenfall erwähnen, der gerade nicht dazu dienen konnte, mir Freude zu machen. Wir hatten bis dahin soviel von Sicherheit des Eigenthums in Californien gehört, und daß jeder sein Lager ruhig verlasse, unbesorgt, bei seiner Rückkehr auch nur die geringste Kleinigkeit entwendet zu finden, daß es uns ebenfalls nicht einfiel an Diebe zu denken. Gerade dort am Feather-River schwärmte aber noch eine Masse von Indianern herum, und einer dieser rothen Schufte muß die Gelegenheit, wo einmal Alle von uns den Rücken gewandt, benutzt haben, denn an diesem Morgen fand ich zu nicht geringem Schreck, daß meine Büchsflinte, die ich schon den Abend vorher, als ich sie neben mich legen wollte, vermißte, aber in der Dunkelheit verstellt glaubte, und eines unserer kleinen Beile oder Tomahawks, entwandt sei. Nach so langem Zwischenraum, wie zwischen dem Raub und der Zeit, in der wir es bemerkten, vergangen war, ließ sich keine Möglichkeit mehr denken, in den steinigen Bergen den Spuren des Diebes zu folgen. Ich gab aber die Büchse dennoch nicht verloren, und hoffte schon, wenn auch nicht gleich in den ersten Tagen, dem diebischen Hallunken einmal im Gebirge zu begegnen; wenig Erbarmen hätte er dann zu hoffen gehabt.

An diesem Abend kamen die Goldwäscher von dem eine kurze Strecke von unserm Lager entfernten Arbeitsplatze vollkommen durchnäßt und ermüdet zurück, und brachten so wenig Gold, daß es kaum hinreichte, ein paar Pfund Mehl für uns zu kaufen. Einer von uns mußte, so wenig es auch war, gleich damit hingehen, etwas Weizenmehl zu holen; der Preis war aber, in Folge des heutigen Regens, schon zu einem Dollar das Pfund (gesalzenes Schweinefleisch 1½ Dollar per Pfund) gestiegen.

Am 15. November wiederholte sich Dasselbe, nur heute vielleicht noch schlimmer. Die Wäscher hatten fast gar nichts, oder doch nur wenige Dollars Werth gefunden, die stürmischen Regengüsse beinahe ohne Unterbrechung fortgedauert, und der Preis des Mehls war wieder um ein Viertel Dollar gestiegen, es kostete jetzt 1¼ Dollar das Pfund, ebenso das Schweinefleisch. Die Holzarbeit wollte ebenso wenig fördern, da der erste gefällte Baum inwendig stockig und zu Brettern nicht geeignet war, und ich einen zweiten umwerfen und in Stücke schlagen mußte. Immer noch fehlte uns aber das nothwendigste Werkzeug zum wirklichen Spalten dünner Bretter, eine sogenannte „Fro", und trotzdem daß ich zwei halbe Tage schon damit versäumt eine bei den Nachbarn aufzutreiben, war es mir nicht gelungen, und mir nur das Versprechen gegeben, am nächsten Tage eine gerade im Gebrauch befindliche Fro kurze Zeit benutzen zu können.

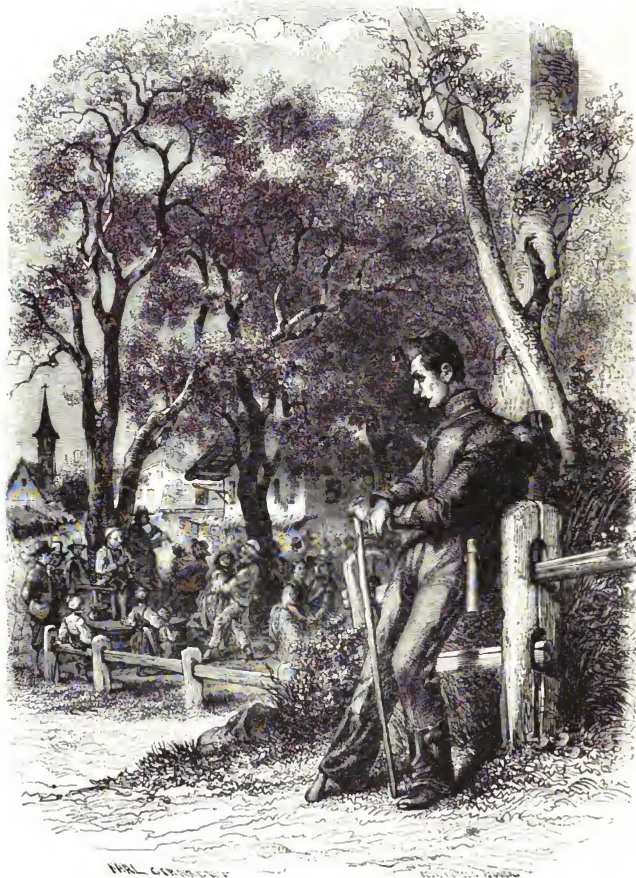
(Fortsetzung folgt.)

Türkische Trägheit.

Bei seiner Reise durch Lycien in Kleinasien traf Professor Roß einen Türken, auf dessen Grundstück sich noch zwei Citronenbäume erhalten hatten; er saß im Schatten einer Platane, rauchte müßig seine Pfeife und äußerte im Laufe des etwas bedächtigen und wortkargen Gesprächs, hundert solcher Bäume würden ihn besser ernähren als sein Ackerbau und seine Heerde. „Pflanze sie doch", sagte Roß zu ihm, „der Boden ist ja vortrefflich und so würden sie bald gedeihen." Verwundert glotzte der Türke ihn an, als ob er sich beleidigt fände, wie man ihm nur zumuthen möge, Bäume zu pflanzen, da, wo Gott sie nicht von selbst wachsen lasse.

Digitized by Google

Des Invaliden Heimkehr in sein Dörfchen.



Digitized by Google

Das amerikanische Blockhaus.



Das mittelste hinter dem großen Hauptgebäude stehende Haus ist eine sogenannte Blockhütte, wie sie sich der amerikanische Farmer inmitten fast undurchdringlicher Wildnisse, Indianern und wilden Thieren trotzbietend, zum ersten Aufenthaltsorte zu errichten pflegt. Der Anfang eines solchen Blockhauses ist gewöhnlich höchst einfach. Die rohen Baumstämme, zu gewissen Längen abgehauen, werden in einem Quadrat hingelegt, und während die Enden so eingeschlagen sind, daß sie aufeinanderpassen, steigt Stamm auf Stamm die einfache Wand gleichmäßig empor und wird nachher durch etwa einen Fuß lange Breter schindelmäßig gedeckt, wobei diese wieder durch lange schwere Stangen auf ihren Stellen gehalten werden. Oft wohnen Familien von 10—12 Gliedern jahrelang in einem so beschränkten und kaum Schutz gegen Unwetter verleihenden Raume eng beisammen. Erst mit dem weiter fortschreitenden Anbau der Felder rings um die Hütte und der Erweiterung des Viehstandes fängt der Farmer an, größere Ansprüche an Bequemlichkeit zu machen. Es wird der Bau eines neuen Hauses in Angriff genommen und dieses mit größerer Sorgfalt emporgeführt. Aber auch das alte Haus bleibt stehen und gewöhnlich wird noch ein kleinerer Anbau angebracht, damit die Hausfrau bei schlechtem Wetter trocken aus dem einen in das andere gehen könne. Die nöthigen Einfriedigungen und sonstigen Wirthschaftsgebäude werden angebracht, die Farm wird wohnlicher und nach Jahren der Anstrengung und des Entbehrens beginnt ein wachsender Wohlstand des Farmer.

Die Lebensdauer mancher Bäume.

Der einzelne Mensch lebt 70—80 Jahre, und dies ist schon ein seltenes Alter. Dagegen gibt es Baumarten, wo die Zehner des Menschen zu ebenso viel Jahrhunderten bei den Einzelnen werden und noch weit darüber hinausgehen. Der Baobab am Senegal soll 6000 Jahre alt sein, und ehe noch Adam auf Erden wandelte, schon gegrünt und geblüht haben! So liest man immer von Zeit zu Zeit selbst in den besten botanischen Werken, z. B. selbst in dem sonst trefflichen von J. Schleiden: „Die Pflanze und ihr Leben.“ Allein die Nachricht gründet sich vielleicht auf einen Rechnungsfehler und die 6000 Jahre müssen auf ein

Drittheil, wo nicht auf ein Viertheil reducirt werden. Bäume im gemäßigten Himmelsstriche setzen alle Jahre einen neuen Holzring an, und um ihr Alter zu berechnen, darf man, sind sie gefüllt, nur die Zahl der Ringe ermitteln. Unterm tropischen Himmel dagegen ist das Laub des einen Triebs noch nicht gefallen und bereits das junge neue da, mit ihm aber schon ein ein neuer Ring im Werden begriffen, sodaß sich in derselben Frist eines Jahres drei mal Blätter und drei Holzringe bilden. Alt sind jene Baobabäume also allerdings; aber doch schrumpfen die 6000 Jahre auf vielleicht noch nicht 2000 Jahre ein, und in solchem Falle darf sich auch manche unserer alten Eichen wol rühmen, wenigstens gegen den Afrikaner nicht als bartloser Jüngling dazustehen. Gewiß aber gehört dieser Baum zu den größten und ältesten Bewohnern unserer Erde. Schon im Jahre 1454 fand der venetianische Seefahrer Aloisio Cadamosto an der Mündung des Senegal Stämme davon, welche 17 Klafter oder über 100 Fuß im Umfange hatten; und andere Reisende sahen dergleichen von 90 Fuß, ob sie schon nur eine Höhe von 70—80 Fuß zeigten, ein Misverhältniß zwischen Höhe und Umfang, das öfters bei solchen Bäumen vorkommt, da durch heftige Stürme die Krone zu oft Schaden leidet, den die Natur nicht wiederzuersetzen vermag. Längs einem großen Theile der Westküste Afrikas, namentlich am Grünen Vorgebirge und an der Mündung des Senegal findet man viele Exemplare dieser Baumart, und das Wunderbare schwindet zum Theil, wenn A. von Humboldt darin Recht hat, daß sie zu der Spargel- und Gartenzwiebelfamilie gezählt werden müssen, mithin eine sehr lockere Substanz haben dürften. Die ältesten und ersten europäischen Seefahrer in diesen Breiten pflegten, theils um ihr Andenken zu erhalten, theils um gleichsam von dem Lande durch ein solches Zeichen Besitz zu nehmen, ihren Namen in die Rinde einzuschneiden; und so hatten die ersten Portugiesen, welche 1435 solche Bäume trafen, ihre Namen, sowie die Devise oder den Wahlspruch des Infanten, Don Enrique, in zwei Stämme eingeschnitten, welche 90 Jahre später ein anderer Seefahrer, Gonzalo Coelho, entdeckte und eben aus der Tiefe der Einschnitte, aus der Vergleichung der Dicke von verschiedenen Stämmen, deren Alter bekannt war, berechnete Adanson das Alter von mehren auf 5150 Jahre, ohne jedoch sich eine vollkommene Berechnungsweise hiernach oder nach den Couches, d. h. den Jahresringen, anmaßen zu wollen.

Mit solchen Urvätern der Pflanzenwelt wetteifert der kolossale Drachenbaum, den man auf den Azoren, den Canarischen Inseln und noch viel häufiger in Ostindien und dessen Archipelagus findet. Einen, am Fuß des Pic von Teneriffa, fand A. von Humboldt 45 Fuß im Umfange, und keineswegs ganz unten am Boden. Andere Reisende berichten von noch größerm Umfange desselben, indem man ihn schon 1402 so dick und hohl gefunden haben will, wie ihn Humboldt 1799 sah. Nun aber wächst diese Baumart äußerst langsam, und so kann es fast einen unheimlichen Eindruck machen, wenn man liest, daß Seefahrer schon im 15. Jahrhunderte sich auf einem kleinen Altare in diesem Baume eine Messe lesen ließen; denn sie scheint zu beweisen, daß es schon, wenn auch stumme und bewußtlose Zeugen der Zeit gab, wo unsere Erde die Gestalt annahm, welche sie bis zum heutigen Tage gehabt hat und bis zu einer neuen, künftigen Veränderung behalten wird. Jedoch was uns die Sinnenwelt wahrnehmen läßt, beruht auf festen, theils erkannten, theils geahnten Gesetzen, und so schwindet das Wunderbare, um desto mehr das Bewundernswerthe in solchen Erscheinungen wahrnehmen zu lassen. Ein Baum ist nämlich nur ein Verein von tausend vereinzelten Theilen, die sich immer einer an den andern angeschlossen und gegenseitig einer aus dem andern als Knospen, Triebe, Zweige entwickelt haben, und, streng genommen, wird das so hervorragende Product, indem immer neue Sprößlinge und Schößlinge auf der alten Mutter Raum fanden, gar keine für seine Lebensdauer bestimmte Zeit in Anspruch nehmen, sondern ins Unendliche fortwachsen können. Die ältern, verhärteten, lebensunfähigen, zur Saftführung untauglichen Theile sind schon längst durch neuangesetzte ersetzt und das fortgehende Wachsthum dadurch nicht gehindert. Grenzen der Lebensdauer sind allerdings auch hier, aber sie müssen nach einem andern Maßstabe gemessen werden, als wir bei uns selbst anzulegen pflegen, und so steht vielleicht der alte Baobab noch, in welchem vor hundert Jahren in einem Dorfe an Senegambiens Küste die Neger ihre Gemeindeversammlungen hielten.

Doch nicht blos in Afrika und auf den Azoren oder Canarischen Inseln und in Ostindien sind solche alte Zeugen der Vergangenheit; es gibt deren überall, wo eine kräftige Pflanzenwelt sich entwickeln kann. In Europa z. B. hat man berechnet, daß es Taxusbäume gibt, über deren Scheitel 12—20 Jahrhunderte hingingen; namentlich ist England reich an dergleichen. Der erstaunliche Umfang entspricht dem erstaunlichen Alter, und das Alter ist in Europa sicherer nach den Jahresringen zu berechnen. Auf dem Kirchhofe in Grasdorf in Nordwales steht ein solcher Eibenbaum, der unter den Ästen 49 Fuß Umfang hat und seine 1400 Jahre zählt, während man einen andern in Derbyshire 2096 Jahre zuschreibt. In Deutschland zeichnet sich namentlich bis hoch nach Norden hinauf in solcher Art die Linde häufig durch Umfang und Alter aus. Man fand schon dergleichen, die mehr als 80 Fuß Umfang und über 800 Jahre Alter hatten. Ganz hohl im Innern, standen sie noch Menschenalter hindurch. Der älteste Greis wird nicht leicht sagen können, wann die alte Linde im Dorfe gepflanzt worden sei, unter welcher Jung und Alt am Sonntag sich sammelt. Die uralte Linde im Schloßhofe zu Augustusburg (in Sachsen) ist vor länger als 400 Jahren (1421) gepflanzt worden, und grünt und blüht noch alle Jahre, so schrecklich ihr Donner und Blitz und Stürme zugesetzt haben, und einer ihrer Äste, der dicker und länger ist, als hunderte von andern Linden, den ein Sturm von seiner alten Mutter, dem Hauptstamme, trennte, daß er nur noch fast an der Schaale mit ihr zusammenhängt, treibt noch immer neue, frische, zum Himmel aufstrebende Zweige. Auf großen Pfeilern lagern die vielen Riesenäste dieses Baumes, unter dessen Schatten schon August, der Erbauer dieses Schlosses, saß. Am mächtigsten zeigen sich in beider Hinsicht die Eichen weit und breit. Auf dem Wege nach Cozes bei Saintes in Frankreich findet sich eine, die über 27 Fuß am Fuße hat und in deren hohlen Stamme ein Kämmerchen von 10—12 Fuß Weite eingerichtet ist, in dem ein Fensterchen Licht hineinwirft, ihr Alter aber berechnete man auf 1800—2000 Jahre. Freilich ist dies Kämmerchen immer nur ein Kämmerchen gegen den Speisepavillon einer Platane, wo der römische Consul Lucinius Mutianus mit 21 Freunden gespeist haben soll. Ähnliche solcher Rieseneichen finden sich in Schlesien, z. B. die berühmte Eiche bei Pleischwitz, im Rosenthal bei Leipzig, vielleicht im Brühl noch bei Qued-

Digitized by Google

linburg. Unsere Buchen mögen ähnliche Greise haben. Unter dem Schatten einer solchen, am Fuße des Inselbergs in Thüringen, die vor etwa 20—25 Jahren von fanatischer Bosheit durch Feuer zerstört wurde, erquickte sich Luther bereits, als er von Worms zurückkam, und wurde hier aufgegriffen, um nach der Wartburg geführt zu werden, und auf der Insel Rügen werden manche noch ältere am Ufer des Herthasees stehen; denn von solcher Pracht, solchem Umfange habe ich sie nirgend gefunden. Selbst der Rosenbaum läßt einige solcher uralten Väter gedenken. Zuerst gibt es einen dergleichen in Hildesheim, am Dome, dessen Alter urkundlich 800, der Sage nach 1000 Jahre beträgt, und auch die Sage verschwistert sich wieder mit der Urkunde; denn eine solche aus dem 11. Jahrhundert meldet, daß, als Bischof Hezilo den damals abgebrannten Dom neu aufgebaut habe, er die Wurzeln dieses Rosenstocks mit einem noch vorhandenen Gewölbe umgeben und auf diesem Gewölbe die Mauer der 1067 wieder eingeweihten Gruftcapelle aufgeführt, sowie an ihr die Zweige des Rosenstocks ausgebreitet habe. Die Höhe dieses alten Rosenstocks beträgt gegen 20, die Breite gegen 30 Fuß, und zählen hätte ich die Rosen nicht mögen, als ich ihn in voller Blüte sah. Ihm am nächsten kommt ein solcher Stock im Garten des Schahs von Persien zu Ispahan, der 300 Jahre alt sein soll und 14 Fuß hoch ist. Wie wenig bedeutet in solcher Art ein Menschenleben! Immer verhält es sich wie eins zu zehn oder zehn zu hundert! Daraus aber folgt, daß der Mensch seine Jahre nicht nach der Zahl, sondern nach der in derselben bewiesenen Wirksamkeit berechnen soll. Der noch so alte Baum that nichts; er genoß bewußtlos, was ihm die Natur bot. Der Mensch aber hat das Wollen und Thun und Vollbringen als Ziel vor Augen. Und darum sei

Der edle Mensch
Hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte;
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Zusammentreffen mit einer spanischen Räuberbande.

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß in Spanien Diligencen und die unter dem Geleite von Maulthiertreibern Reisenden den Räuberhauptleuten eine Art von Tribut bezahlen, um der Beraubung zu entgehen. Die spanische Regierung oder die gesetzliche Gewalt war noch vor einem Jahrhundert so schwach, daß solcher Unfug öffentlich geduldet wurde. Der nachstehende Bericht eines Reisenden gibt uns jedoch Kenntniß von einem Falle, wo keine solche Abgabe bezahlt worden war.

Ramon, unser alter Conducteur, ein rühriger Mann, wie man sie in Andalusien findet, hatte uns frühzeitig geweckt, und ehe noch die aufgehende Sonne die schneebedeckten Gipfel des Nevado vergoldete, kamen wir schon an der alten verfallenen Colonie La Carlotta im schönen Thal des Guadalquivir vorüber und fuhren über die kahlen, nur mit einigen Olivenbäumen besetzten Hügel, über die der Weg nach der berühmten Stadt Ecija, dicht am Xenil, führt. Hier blieben wir die Nacht, sehr zufrieden, als unser Conducteur uns versicherte, wir hätten alle Ursache unser Geschick zu preisen, das uns eine so sichere Stadt ohne Unfall habe erreichen lassen. Am folgenden Tage standen wir abermals mit der Sonne auf, in der Hoffnung, mit Einbruch der Nacht unsern Bestimmungsort zu erreichen. Da die Hügel und Dornbüsche, an denen wir vorüberkamen, besorgliche Gedanken erregten, so schickte Ramon seine beiden Gehülfen eine Strecke voraus, um zu recognosciren, und auch zu beiden Seiten des Wagens wurden Vorposten in gleicher Entfernung ausgeschickt. Unsere Flinten und Pistolen untersuchte der Alte mit dem Auge eines Jägers, der einen Vogel aus der Luft holen will, und rief von Zeit ein lautes Halt! aus, um uns an den Räuberruf zu gewöhnen, damit, wenn er wirklich sich hören lasse, wir in der Angst unsern Mann nicht fehlen möchten. Endlich breitete sich die schöne offene Ebene vor unsern Augen aus, in deren Mitte der isolirte Bergkegel emporsteigt, auf dessen Gipfel das alte Carmona steht, bedeckt mit den Trümmern jener Moscheen und Thürme, die nicht für das unveräußerliche Erbgut der unüberwindlichen Mauren gelten.

Die Ebene ist hier fast gänzlich von Bäumen entblößt und nichts als verkrüppeltes Strauchwerk zu sehen. Kaum hatten wir die offene Fläche erreicht, so brach auch schon ein allgemeines Gelächter über den guten Vater Ramon los. Die Vorposten wurden eingezogen, die Patrouillen auf unsern Flanken nahmen ihre Sitze wieder ein und die strenge Disciplin verschwand von der Tagesordnung. Eben näherten wir uns einem einsamen Hof und Garten, auf der Stelle eines ehemaligen Schlosses, zum Theil von einem Olivenwäldchen umgeben und nur wenige Schritte von der Straße entfernt. Kaum hatten wir den Hof im Gesicht, so rief auch der Alte sein donnerndes Halt, indem er uns zugleich befahl, uns im Wagen zurückzulegen. Jeder blickte auf Ramon, weil er glaubte, der Ruf sei eine abermalige Muthprobe, allein bald überzeugten wir uns, daß dem nicht so war, und der Anblick eines Reiters, eines echten Kehlabschneiders vom Kopf bis zu den Füßen, lieferte den Beweis, daß Ramon's große Vorsicht nicht ohne Grund war.

Halt, zurück! wurde nochmals wiederholt, und nun wandte sich unser Führer zu uns und sagte: Jetzt, meine Herren, thun Sie ihr Bestes, denn der Teufel ist los.

Was ist ihnen gefällig? fuhr er, zu dem Reiter gewendet, fort.

Vater Ramon, entgegnete dieser, mache uns keine unnütze Mühe; Ihr habt eine gewisse Summe Gold bei Euch, andere Sachen von Werth ungerechnet. Gebt uns zwei Drittheile des baaren Goldes und dann könnt Ihr Eure Reise ruhig fortsetzen.

Wir hatten indessen Zeit gehabt, den Reiter etwas näher ins Auge zu fassen. Er war ganz wie ein andalusischer Stutzer gekleidet, gut beritten, mit ungeheuern Sporen und Steigbügeln und einem türkischen Sattel mit hoher Rücklehne. Ein lichtgrünes Fliegennetz bedeckte seine Stute, Pistolen blitzten aus den Halftern und in der Hand trug er eine Lanze mit furchtbarer Spitze, die uns ebenso drohend entgegenblinkte wie der Doppelhaken an seiner Seite. Eine Patrontasche von farbigem Leder war um seinen Leib geschnallt, mit wenigstens 15 Ladungen, die in zwei Reihen übereinander staken.

Nach dem freundschaftlichen Vorschlage des Räubers sank unserm Ramon der Muth und er erwiderte: Ihr seid sehr artig, Cavallero, werden aber wol die sechs castilischen Edelleute, die ich die Ehre habe zu fahren, sich einen solchen Vorschlag gefallen lassen?

Digitized by Google

Ich für meine Person bin kein Freund von Händeln. Zeigt uns nur einen Weg, wie wir mit Ehren loskommen können, und ich verspreche euch, daß wir nicht den ersten Schuß thun wollen. Wie viele seid ihr? Laßt uns unsere Stärke vergleichen.

Ehe aber der Reiter antworten konnte, riß ein junger Militair, der mit uns fuhr, seinen Degen aus der Scheide und rief: Du Schuft! sollen wir wie eine Heerde Schafe verhandelt werden?

Nun so greift zu den Waffen, meine Herren, donnerte der Conducteur mit kühnem Blick.

Carajo! schrie der Räuber, indem er sein Pferd umwendete, ich will euch besser behandeln als ihr es verdient, und indem er wenigstens einige hundert Schritte von uns sein Gewehr anschlug, drückte er ab und der arme Militair stürzte zu Boden. Mehre Schüsse folgten; zwei von den Maulthiertreibern fielen und acht oder zehn andere Strauchdiebe brachen aus dem Wäldchen hervor. Carajo! rief ihr Anführer nochmals, ich will euch lehren, die Kinder von Ecija mit mehr Respect zu behandeln.

Unsere castilischen Reisenden hielten sich indessen wacker. Wir erwiderten das Feuer und Ramon, aus der Noth eine Tugend machend, entschloß sich, sein Eigenthum aufs äußerste zu vertheidigen. Wüthend rief er jedem zu, seine Schuldigkeit zu thun und führte seine entmuthigten Maulthiertreiber zu einem zweiten Angriff. Unsere Gewehre waren nicht in der besten Ordnung, da sie weder so weit noch so sicher trafen als die des Feindes, der nach jeder Salve davonritt, wieder lud und dann zurückkam. Als ein alter castilischer Veteran an unserer Seite dies sah, rieth er, den Räubern jedes mal zu folgen und ihnen nahe auf den Leib zu rücken, ein Vorschlag, der jedoch unserm Ramon keineswegs gefiel, indem er erklärte, seine Schuldigkeit erheische, das Gepäck zu bewachen. Vier von unserer Gesellschaft waren bereits verwundet und einer schien den Geist aufgeben zu wollen. Bei dem nächsten Angriff ward ich durch einen Steinwurf am Auge verwundet und mir ein Arm unbrauchbar gemacht, und als nun die ganze Bande mit gezogenen Säbeln und dem Geschrei auf uns stürzte: Die Gesichter auf den Boden! so hatte sie, wenigstens was mich betraf, nicht nöthig, den Befehl zu wiederholen.

Aber wie kindisch ist es von euch, Ramon, rief der Anführer, mir soviel Mühe zu machen. Legt euch auf den Boden!

Alle gehorchten rasch, mit Ausnahme des Paters Antonio, der sein ehrwürdiges Gesicht langsam und feierlich in den Staub drückte. Mit Todesangst hörte Ramon die Strauchdiebe in seinen Sachen wühlen und mit dem Gelde klappern. Mit dem Pater Antonio schien es schlecht ablaufen zu wollen, da er bei der letzten Salve unglücklicherweise das Pferd des Räuberhauptmanns in den Kopf getroffen hatte und dieser nun schwur ihm hinzuhelfen, nicht wie einem Priester, sondern wie einem Laien, der mit dem Gewehre umzugehen wisse.

Laßt ihn nur recht beten, sagte einer von der Bande, er wird's nicht lange machen, denn das ist ja sein Geschäft.

Nicht der Papst selbst soll mich aufhalten, rief der Hauptmann, er hat das edelste Thier getödtet, das seit Eid bestiegen wurde. Hollah! Christoval, binde die beiden Schurken, die zuerst geschossen haben, an einen Baum, hilf ihnen hin und dann macht, daß wir fortkommen.

Bei dem Namen Christoval erhob Antonio sein Haupt und erkannte in dem Räuber seinen Milchbruder und den Liebhaber seiner Schwester, an den diese ihm ein Liebespfand mitgegeben hatte. Das Aussehen dieses jungen Mannes stach vortheilhaft gegen das der übrigen Räuber ab; schön von Gestalt, waren seine Augen und sein Haar von dem lichten Braun, das in Andalusien als eine seltene Schönheit geschätzt wird. Die Räuber banden bereits den armen jungen Militair, der noch lebte, an einen Baum und schienen umsoweniger geneigt ihn zu schonen, als sie ihn aus dem Schnitt seiner Mütze für einen Nationalgardisten erkannten. Als sie aber zu demselben Zwecke Hand an den Pater Antonio legten, rief dieser, seiner Schwester Liebespfand emporhaltend, laut aus: Christoval Moreno, kennst du dieses nicht? Rette deinen Bruder Antonio Lara!

Auf diese Worte sprang Christoval, das Messer in der Hand, zwischen seine Kameraden und donnerte ihnen entgegen: Bei unserer heiligen Mutter, Niemand soll ein Haar auf seinem Haupte krümmen.

Zurück, Moreno, rief der Hauptmann, bei deinem Leben! So sehr ich dein Freund bin, so muß dieser doch sterben!

Bei diesen Worten befahl er der Bande, Christoval wegzureißen und die Gefangenen zu tödten, als in demselben Augenblick der Ruf erscholl: Es lebe die Königin, nieder mit den räuberischen Schurken! und eine starke Abtheilung Reiterei aus dem Gehölz hervorbrach, die im Augenblick bei uns war. Die Räuber waren so überrascht, daß sie nicht einen einzigen Schuß abfeuern konnten. Zwei waren bereits entwaffnet und ein dritter ergriffen; Christoval aber hatte sich auf sein Pferd geworfen und war mit einem halben Dutzend der ihm zunächststehenden Räuber davongesprengt, während Pedro, der Hauptmann, kaum noch Zeit gewann, sich in das naheliegende alte Haus zu flüchten und den Eingang zu verrammeln.

Wir haben ihn, umringt das Haus! rief der Offizier der Truppen, und bald waren alle Ausgänge des Gehöftes und Gartens von seinen Leuten besetzt. Der Offizier schritt bis zur Thüre vor und foderte den Räuber auf, sich zu ergeben. Plötzlich aber öffnete der Tollkühne und schlug sein Gewehr bis auf Armeslänge von des Offiziers Kopf auf denselben an.

Laßt mich frei abziehen, junger Herr, rief er, es sollte mir leidthun, euer junges Blut nutzlos vergießen zu müssen. Der junge Mann hatte nichts als seinen Degen, besann sich aber keinen Augenblick und stürzte mit dem Rufe: lange lebe die Königin! auf den Räuber, der sein Gewehr abdrückte. Zum Glück versagte der Schuß und im nächsten Moment lag der Räuberhauptmann am Boden.

Die an den Baum Gebundenen wurden befreit und man kann leicht denken, wie innig wir unsern Befreiern und besonders dem tapfern jungen Offizier dankten, und wie freigebig wir sie bewirtheten, als wir alle miteinander nach Carmona kamen. Für unsere Verwundeten wurden gesorgt und Pedro der Schreckliche, wie Ramon ihn nannte, beraubte für alle Zeiten keine Reisenden mehr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 387.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [1. Juni 1850.

Ernst Moritz Arndt.



Ernst Moritz Arndt ward am zweiten Weihnachtstage 1769 zu Schoritz auf der (damals noch schwedischen) Insel Rügen geboren. Unter der Pflege und dem Einflusse wackerer Ältern entwickelte sich in dem Knaben im Angesichte des heiligen Meers, unter hohen Birken und Eichen, mitten in einer Natur, die in ihrer ungestörten Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Heerden noch bestand, ein frommer und fester, ernster und hoher Sinn, den er als Jüngling und Mann sich zu wahren wußte. Stark an Geist, kräftig an Körper ward er eine echt deutsche, volle, ungetheilte Natur und vertrat unausgesetzt den edlen Geist der Freiheitskriege gegen Napoleon in seiner ganzen Reinheit. Daß er noch im hohen Alter rüstig unter uns dasteht — dürfte man es doch auch jetzt noch als als eine Bürgschaft dafür hinnehmen, daß der Aufbau eines neuen Staatslebens in unserm Volke auf Arndt'schem, d. h. auf reinem, edlem Grunde werde vollführt werden!

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Am Freitag Morgen bekam ich die Fro wirklich. Noch hatten aber ich und der junge Matrose kaum 20 oder 30 Breter gespalten, als ein Amerikaner zu uns kam, uns erklärte, die Fro sei sein Eigenthum und nicht das der Leute, die sie uns geborgt haben, und sie dann mit fortnahm. Es ließ sich dagegen nichts thun; der

Digitized by Google

Mann konnte mit seinem Eigenthum machen was er wollte, wir befanden uns aber dadurch in der mislichsten Lage von der Welt. Am Tage jetzt unausgesetzt in der Nässe, alle unsere Kleider und Decken vom Wasser durchdrungen, und nicht einmal Nachts einen trockenen Platz zu haben, wo man die erschöpften Glieder ausstrecken und erwärmen konnte — es war zu schlimm.

Wir mußten das uns Beschiedene ertragen, doch selbst mein Trostspruch: „Wer weiß wozu es gut ist", fing an in etwas an Kraft zu verlieren. Die Lebensmittel gingen ebenfalls mit starken Schritten auf die Neige — die Brotrationen waren schon schwächer eingetheilt, und die einzelnen kleinen Brote mit dort wachsenden rothen, ziemlich wohlschmeckenden Beeren vermischt und gegessen worden. Machten die Wäscher heute nicht eine sehr gute Ausbeute, so sah es wunderlich mit uns aus.

Da ich nun doch an dem Holze, bis ich die Fro bekam, nichts zu arbeiten vermochte, beschloß ich selbst einmal, gerade dort am Flusse, wo wir Nachts unter einem, den Regen übrigens nicht im mindesten abhaltenden Blätterdach schliefen, einzuhauen, möglicherweise daß ich hier zufällig auf eine gute Stelle kam und uns so aus aller Verlegenheit reißen konnte. Doch auch das zeigte sich vergebens; umsonst arbeitete ich zwei Stunden lang in einem wahren Platzregen; allerdings stießen wir, mein Gefährte und ich, auf die etwa 2½ Fuß unter der Erde liegende verwitterte Steinschicht, das Gold zeigte sich aber hier so spärlich, so vereinzelt und in so kleinen Blättchen, daß es die Mühe der Arbeit gar nicht lohnte. Der Regen zwang uns ohnedies bald aufzuhören; der Fluß stieg und trat von unten herauf in das Loch, das wir gegraben, während es die in einem fort niederströmende Flut von oben zu gleicher Zeit anfüllte.

Naß und hungrig mochten wir auch vielleicht eher ermüden, als das sonst der Fall gewesen wäre, und wir kauerten eben, in unsere ebenfalls nassen, aber doch den Sturm abhaltenden, wollenen Decken gehüllt, am Feuer, als auch die Übrigen von ihrem Waschplatz zurückkehrten und als einziges Resultat ihrer Tagesarbeit auf vier Mann etwa zwei Dollars werth Gold brachten.

So konnte und durfte unser Leben nicht mehr fortgehen! Hier konnten wir ohne Provisionen nicht länger bleiben. Der zum Store Geschickte kehrte mit einer kleinen Quantität Mehl zurück und versicherte uns, der Kaufmann schiene kaum noch Lust zu haben das wenige Mehl, das ihm übriggeblieben, zu 1½ Dollars das Pfund abzulassen; andere Provisionen konnten nicht mehr, der jetzt grundlosen Wege halber, herbeigeschafft werden. Was sollten wir thun?

Die Lösung war leicht gefunden, denn schon seit drei Tagen hatten uns mehre Amerikaner gezeigt, was unter solchen Umständen zu thun wäre; diese packten nämlich ihre Sachen auf den Rücken, nahmen Spitzhacke und Schaufel in die Hand und verließen, ihrer Aussage nach, so schnell sie konnten, eine Gegend, wo in acht Tagen Hungersnoth herrschen müsse, wenn sie alle dablieben. Zu zweien und dreien waren sie, während ich nicht weit von dem schmalen, am Flusse hinaufführenden Fußpfade arbeitete, an mir vorbeigezogen, und ich sah jetzt recht gut ein, daß an einen längern Aufenthalt für uns in dieser Gegend nicht mehr zu denken sei. Noch an demselben Abend sprach ich mit einem alten Amerikaner, der ebenfalls im Begriff stand, den Feather-River zu verlassen, und dieser versicherte mir, es gebe nur zwei Classen von Leuten in dieser Gegend, und das seien erstens Solche, die Provisionen genug und ein gutes, dichtes Haus besäßen, die Regenzeit durch auszuhalten, und Solche, die es nicht besäßen und fortmüßten, denn Lebensmittel seien für den Augenblick fast gar nicht mehr zu bekommen, und würde ihm selbst jemand einen Vorrath auf Credit oder zum Verkauf anbieten, mit der Bedingung, sie in Natura zu einer gewissen Zeit zurückzuzahlen, so würde er das als ehrlicher Mann nicht annehmen, da er nicht im Stande sein würde, sein Wort zu halten.

Sollte ich nun ein wahres Hundeleben in den Bergen führen und meine Zeit im vollen Sinne des Worts todtschlagen? Neues sah ich auch in dieser Zeit nicht mehr viel in den Bergen; das Ganze mußte schon durch das Gleichmäßige der ganzen Arbeits- und Lebensweise monoton werden. Nein, in Sacramento, in San-Francisco sah und hörte ich in dieser Zeit, wo Alles aus den Bergen in die Städte strömte, mehr und interessanteres vom californischen Leben, als wenn ich jetzt alle Flüsse von oben bis unten bereist hätte; zum Frühjahr kam wieder die Zeit, die Minen aufzusuchen, und bis dahin also wollte ich sie verlassen.

Nur eins behagte mir noch nicht recht: jetzt in all dem unendlichen Schmuz- und Sumpfboden, durch ausgetretene Bäche und angeschwollene Ströme hin, wieder zurückzugehen; hätte sich da nicht viel besser ein Canoe ausschlagen lassen? Der Feather-River trug uns dann in den Sacramento, und diesen hinab erreichten wir bald die Stadt gleiches Namens, wo fast täglich Gelegenheit mit Dampfboot oder Schooner nach San-Francisco zu finden war. Um ein Canoe aber auszuhauen, mußten Lebensmittel angeschafft werden, und diese konnte ich jetzt allein noch durch die Jagd erwarten. Meine Büchse hatte ich freilich noch nicht wieder, und die Aussicht, sie unter den jetzigen Umständen wiederzubekommen, wurde ebenfalls immer schwächer; doch gab ich die Hoffnung nicht auf, die sich besonders darauf gründete, daß ich alle unsere amerikanischen Nachbarn von dem Diebstahl in Kenntniß gesetzt. Wie aber die Büchse wiederbekommen, wenn sie wirklich gefunden wurde und ich in San-Francisco war? Doch der Sorgen hatte ich jetzt gerade genug, das sollte sie nicht noch vermehren; ich borgte mir für den heutigen Jagdtag daher eine Büchse von einem unserer Mitgenossen, Leidensgefährten nannten sie sich, und wanderte am ersten schönen Tage wieder, den wir seit langer Zeit gesehen, in die Berge.

Ich sah nur einen einzigen Hirsch und kam nicht ein ein einzigesmal zum Schuß. Die Scenerie der Gebirge war dagegen reizend; allerdings lag bis 11 Uhr Morgens ein dichter Nebel auf den Gipfeln, der mich total wie ein tüchtiger Regenschauer durchnäßte, gegen 12 Uhr drang aber die Sonne durch, die weißen Schwaden sanken in die Thäler nieder, und die majestätischen Kiefern und Lebensbäume mit ihren pyramidischen, gründunkeln Wipfeln tauchten auf aus den zu ihren Füßen niedersinkenden Dunstschleiern. Hoch vom Gipfel aus überschaute ich jetzt das abdachende Land gen Osten, erst die scharfabgerissenen, bewaldeten Hügelketten des Feather-River, dann die hier und da von dunkeln Baumstreifen durchschnittene Ebene, in der tausend und tausend Lachen und Seen das sumpfige Land verriethen. Dorthindurch konnten wir nun und nimmer wieder, und der einzige mögliche, für Fußgänger passirbare Weg blieb dicht am Ufer des Feather-River nieder; das nächst dem Flusse liegende Land ist stets am höchsten und trockensten.

Auch über die Ebene wälzte sich nun der Nebel

Digitized by Google

in langsam schweren Massen hinüber, weiter und weiter umfaßte der Blick den Horizont, jetzt wurde der breite dunkle, von Norden nach Süden niederlaufende Waldstreifen des Sacramento sichtbar, jetzt die dahinter aufragenden, scharfzackigen Höhen, und nun gar mit dem azurnen, sonnenübergossenen Hintergrunde des Firmaments die schneebedeckten Küstenberge des Stillen Meeres.

Rückwärts war das Bild ganz anderer Art; zwischen hohen, übereinander aufgeschichteten Bergwänden hin zog sich der schmale, silberne Streifen des Feather-River hindurch. Der Charakter der Waldung war dabei ganz eigenthümlich, sehr wenig Unterholz, nur in einzelnen Gruppen hier und da dichte Büsche, sonst die einzelnstehenden mächtigen Kiefern, die niedern Eichen und dazwischen, fast wie die Bäume aus den nürnberger Spielwaarenschachteln, die regelmäßig geschnittenen Rothholz- oder Lebensbäume. Und aus dem tiefsten Thal, da wo das Auge dem Laufe des Stroms noch den blitzenden Streifen folgen konnte, wie sich nach dem heftigen Regen die aufgeregten Wasser über und durch ihr felsiges, eingezwängtes Bett hinrollten, stieg hier und da der dünne blaue Rauch weitzerstreuter, vereinzelter Blockhütten oder Lagerfeuer der Goldwäscher auf. Der weiße Mann hatte seine Bahn in diese Wildniß gefunden, die noch vor Monden fast nur der Indianer und das Wild des Waldes bewohnten, und jetzt? Wo waren diese hin? Hatte nur das Nahen der Bleichgesichter sie hineingescheucht in die schneebedeckten Berge der Nevada, und waren sie spurlos verschwunden aus den Thälern, die so lange Jahre hindurch ihre Heimat gewesen?

Unwillkürlich fast folgte bei diesem Gedanken mein Blick dem Laufe der engern Gebirgsschluchten, ob ich nicht hier, wohin die Goldwäscher noch nicht gedrungen, den dünnen Rauch indianischer Wigwams, das rege Leben eines Dorfs dieser Söhne der Wildniß entdecken könne — da regte sichs tief unten im Thal, gerade da, wo ein kleiner Bach aus dem Felsen sprang und seine Zickzackbahn den Hang hinuntersuchte. Mein erster Gedanke war jetzt, daß ein Stück Wild dort in den Büschen ruhe, und rasch überschaute ich das Terrain, von welcher Seite aus ich am besten und sichersten werde hinabschleichen können. Da öffneten sich die Büsche und zwei dunkle, in Decken gehüllte Gestalten, denen eine dritte, vollkommen nackte folgte, traten daraus hervor. Es waren Indianer, und der erste trug ein kurzes Gewehr.

Tod und Teufel, wenn das meine Büchse war? Das Blut schoß mir mit Blitzesschnelle zum Herzen. Es hatten in letzterer Zeit auch wieder Reibereien zwischen Indianern und Weißen stattgefunden, und die drei Gestalten da unten sahen eben nicht aus als ob sie zu den friedfertigsten gehörten. Sollte ich aber die diebischen Schufte vielleicht mit meiner guten Büchsflinte in den Fäusten ruhig an mir vorüberziehen lassen? Nimmermehr! War das mein Gewehr, so lag es jetzt in einer meiner Gewalt, es wiederzubekommen, und die Gelegenheit sollte wahrlich nicht unbenutzt bleiben. Wie übrigens den Burschen ankommen? Waren sie sich wirklich Böses bewußt, und sahen sie einen Weißen auf sich zu kommen, so ergriffen sie entweder die Flucht, und in dem Fall hätte ich die gewandten Wilden im Leben nicht eingeholt, oder sie setzten sich gleich von Anfang an zur Wehr, und dann befand ich Einzelner mich gegen die Drei ebenfalls im Nachtheil. Die Indianer gingen indessen, augenscheinlich keine Gefahr ahnend und nicht einmal im Jagen begriffen, an dem kleinen Bergwasser hinauf. Hielt ich mich auf der andern Seite des Bergrückens und gewann ihnen, da wo der Bach oben entsprang und der Gipfel einen tiefen Einschnitt zeigte, den Vorsprung ab, so mußten sie dicht an mir vorbei. Der Augenblick mochte dann entscheiden — war es wirklich meine Büchse, die sie trugen — was geschehen und wie unser Zusammentreffen enden solle. Bewaffnet war ich allerdings nur leicht, mit einer einfachen Büchse und einem breiten Bowiemesser, dafür hatte ich aber mein gutes Recht und die Überraschung auf meiner Seite; das Übrige mußte sich finden.

Rasch hinter den hohen Steinen des Bergrückens niedertauchend, daß mich die unten Wandernden nicht vielleicht zufällig zu früh gewahrten, glitt ich, jetzt von dem höhern Kamm gedeckt, dem Einschnitt des Gebirges zu; kaum hatte ich aber meinen Platz hinter den dort lose umhergestreuten Steinen eingenommen, so hörte ich auch schon die lauten Stimmen der Nahenden; schon konnte ich den leichten Schritt ihrer nackten Füße im steinigen Sande vernehmen; das Herz schlug mir wie ein Hammer in der Brust, und ich faßte wie mechanisch nach dem Messer, ob es lose in der Scheide saß, und nach dem Hahn der Büchse, ob er frei und die Sicherheit am Schlosse zurückgeschoben sei. Es war Alles in Ordnung, und wie ich mich, das Gewehr im Anschlag, in die Höhe richtete, stand ich den jetzt dicht vor mir Befindlichen gerade gegenüber.

Ugh! schrie der Nackte, aber mit einem ganz eigenthümlich schrillen Kehllaut, wie ich ihn früher noch nie von Indianern gehört, und in der nächsten Secunde glitt sein dunkler Körper zwischen die grünen Büsche hinein; ich bemerkte es aber kaum, denn mein Blick haftete fest auf der Doppelflinte, die der Vorangehende in der Hand trug; im ersten Augenblick glaubte ich wahrlich, es sei mein Gewehr, nur zu bald überzeugte mich aber der braune Lauf vom Gegentheil: es war eine Schrotflinte, und mein Verdacht grundlos gewesen. Jetzt erst sah ich die Indianer selbst genauer an, und bemerkte nun das Entsetzen, mit dem sie vor mir standen, und die halb auf sie gerichtete Flinte betrachteten; sie schienen nicht zu wissen, ob sie fliehen oder bleiben sollten, und das Beispiel des flüchtigen Cameraden hätte jedenfalls zuletzt noch auf sie gewirkt, wäre ich nicht, die Büchse niedersetzend, zur Seite getreten, sie passiren zu lassen.

Konnte aber nicht dies Gewehr, wenn auch von jemand anderm, gestohlen sein? Denn an Indianer verkauft selten ein Weißer eine Schießwaffe; jedenfalls wollte ich wissen, woher sie es hatten, und redete sie deshalb in englischer Sprache an; sie verstanden es nicht; ich versuchte es jetzt in Spanisch, aber auch das wollten sie entweder nicht verstehen, oder waren wirklich selbst der Sprache nicht kundig. Sie schüttelten wenigstens weit ängstlicher, als es nöthig gewesen wäre, mit dem Kopf, und einige Gaumenlaute, die sie rasch und mit lebhaften Geberden ausstießen, sollten mir vielleicht eine für sie in jeder Art genügende Erklärung sein; ich verstand aber kein Wort davon, und wollte sie, mürrisch, daß die Hoffnung, mein Gewehr wiederzubekommen, nutzlos gewesen, vorüberziehen lassen, als sie beide auf mich zukamen, mir die Hand reichten, die ihnen kaum willig gebotene derb schüttelten und dann rasch, ohne sich weiter nach ihrem entflohenen Gefährten umzuschauen, in das Thal hinabstiegen.

Die Unruhe der Indianer erschien mir damals, weil ich weiter nichts gegen sie unternommen, ja kein böses Wort gegen sie geäußert, nur plötzlich vor ihnen be-

Digitized by Google

waffnet aufgetaucht war, räthselhaft; später aber, als wir die Berge verlassen, wurde mir die Lösung. Ich traf in Sacramento-City wieder einen Amerikaner, den ich am Feather-River kennen gelernt, und dieser erzählte mir, wie gleich nach unserm Abmarsch, und zwar noch in der letzten Hälfte des November, langgährende Feindseligkeiten zwischen den dortigen Indianern und Weißen ausgebrochen seien, wobei die erstern im Anfang mehre Weiße verwundeten und einen Amerikaner erschossen, und dann von diesen selbst angegriffen wurden, wobei am ersten Tage zehn ihr Leben verloren. Was weiter geschehen sei, wußte er nicht, da er selbst die Gegend verlassen habe.

Ich zerbrach mir den Kopf nicht lange über das Betragen der Wilden, denn einen ziemlichen Weg mußte ich noch zurücklegen, wollte ich unser Lager noch vor Nacht erreichen, und dadurch zugleich den Theil des Waldes durchpirschen, wo die größte Möglichkeit war, ein Stück Wild zu finden. Doch vergebens; ich sah einen einzigen Hirsch, folgte dessen Fährten wol eine Stunde lang, und kam dennoch nicht zum Schuß.

(Fortsetzung folgt.)

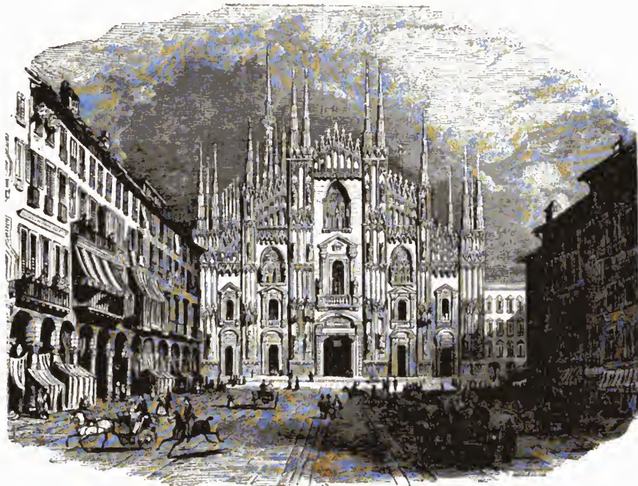
Wildbad Gastein.



Wildbad Gastein im Salzburgischen liegt am Ausgange eines tiefen Thals am Fuße beschneiter Alpen dicht an einem tosenden und donnernden Wasserfalle der Ache, welche neben dem Schlosse aus einer Felsenenge sich herausdrängend 270 Fuß hoch über die Felsen hinabstürzt. Über die Mitte des Wasserfalls führt eine Brücke zu dem links danebenliegenden Straubinger Gasthause. Diese Brücke ist oben von dem Wasser-

staube des Wasserfalls beständig naß und man hat deshalb, um die Badegäste davor zu schützen, für Fußgänger einen mit Glas bedeckten Gang darüber gebaut. Aber nirgend in Gastein ist man vor dem die ganze Luft erfüllenden Wasserstaube sicher und man hat selbst hohe Beckenwände zwischen der Ache und den Häusern aufrichten müssen, um diese vor Nässe und frühzeitigem Verderben zu schützen.

Der Dom zu Mailand.



Der Alpenjäger.

Nach der Erzählung eines neuern Reisenden.

Unter den Wünschen, die eine Reise nach der Schweiz erfüllen sollte, befand sich auch der langgehegte, den Alpenjäger kennen zu lernen. Der Mann, welcher auf den Stoppelfeldern unserer Ebenen herumschwärmt, um gegen das furchtsame Häschen den Kampf zu beginnen, oder die flüchtige Rebhuhnkette zu verfolgen, bis auch die letzte derselben auf ihrer Flucht herniedertaumelt, hat mich nie interessiren können. Sogar stand ich oft im Zweifel, ob ihm nicht die hierbei erworbenen Trophäen zum größten Theile und mit Recht durch seine Hunde streitig gemacht werden können, welche doch mehr auf die gemeinschaftlich erworbene Beute Anspruch haben, als auf das Wenige, was ihnen davon zu Theil wird.

In dem Bergjäger hoffte ich jedoch den echten Abkömmling jener hochgefeierten Männer wiederzufinden, deren Namen in den Blättern der Geschichte fast aller Völker glänzen. Dem Alpenjäger wollte ich etwas von jener Huldigung darbringen, deren ich ihn würdig hielt, der in alten Zeiten den Kampf mit den wilden Thieren wagte und über dieselben mit mehr Recht als das sogenannte Kriegsrecht, Terrain für den Menschen eroberte; ein Terrain, auf dem von jetzt an der Hirte seine Heerde sicher weidete und der Landmann Furchen mit seinem Pfluge zog, bis daß endlich Dörfer und Städte entstanden. In dem Bergjäger wollte ich Das sehen, wodurch die alten Jäger geglänzt hatten; jene Körperkraft, die mit der erschrecklichen Stärke des Raubthiers sich messen darf; jene Behendigkeit, in welcher der Mensch mit dem Thiere wetteifern kann; jene kaltblütige Besonnenheit in Gefahren, von denen umringt, der Mensch in einem Augenblicke der Wahl stets das

Digitized by Google

Beste thut; jenen Muth, der echt ist und von Kraftgefühl überfließt; jene Geduld, die nicht durch langdauernde Täuschung ermüdet, sondern unermüdlich und ausdauernd ist; jenes feste Haupt, welches ebenso wenig als der in den höhern Lüften schwebende Adler über Abgründen schwindelnd wird; jenes scharfe Auge, welches sieht, was Andere nicht sehen, mit beinahe mathematischer Sicherheit die Entfernungen mißt; jenen Arm, der unbeweglich die angelegte Büchse an die Wange hält, wie eben den schweren Bogen die Muskelkraft eines Nimrod, Apollo oder Herkules; kurzum mit einem Worte, ich wollte mich an den einzelnen noch übriggebliebenen Beispielen einer verloren gegangenen Größe erfreuen, auf die ich mehrmals mit stiller Bewunderung hingestarrt hatte.

Es kam mir vor, als ob die Schweiz auch diesem meinen Wunsche entgegenkommen wollte. Wir hatten uns noch nicht einmal dem Fuße der Alpen genähert, und doch bot man uns bereits Messer mit Heften von Gemshorn an. Ein ganzer Gemskopf und eine unversehrte Gemshaut, beide zubereitet, sahen wir zu Kauf; und als wir in die hohen Alpengegenden selbst kamen, gab es selten in den großen Hotels ein Mittagsessen, wobei sich unter den Fleischspeisen nicht auch eine Schüssel mit Gemsfleisch befand, das sehr gesucht wird und an Farbe und Geschmack dem Rehfleisch nahe kommt.

Es war deshalb ganz natürlich, daß ich bei dem Erblicken des ersten Gemsfleisches sogleich meine Untersuchungen über den schweizerischen Jäger begann und dieselben durch wiederholte Gespräche mit Schweizern fortsetzte. Sie erstreckten sich über alle Einzelnheiten, welche zu meinem deutlichen und vollständigen Bilde der schweizerischen Bergjagd beitragen konnten. Es glückte mir mehrmals, Jägern von Beruf zu begegnen, und jedesmal hatte ich wenig Mühe, sie, indem ich ihrem Berufe Aufmerksamkeit bezeigte, auszuforschen. Denn Diejenigen, welche jenes Geschäft erwählt haben, lieben dasselbe mit wahrer Begeisterung; gern sprechen sie von ihrem Berufe, der sie auf die Alpen führt, von ihren gewagten Unternehmungen, von ihren vollbrachten Thaten. Allein ungeachtet aller dieser Mittheilungen, die ich in dieser Hinsicht in dem berner Oberlande erhalten konnte, hielt ich den Kreis meiner Untersuchungen noch nicht für geschlossen. Ich mußte erst auf dem Gemmi gewesen sein, auf jenem Berge, wo, wie ich gelesen hatte, Wölfe heulten und Lämmergeier die Lüfte durchschnitten; erst mußte ich Wallis gesehen haben mit seinen südlichen Bergen, jenes große Jagdgebiet, bevor ich die ledigen Stellen, welche in meinen Untersuchungsarten noch offengeblieben waren, für angefüllt halten konnte. Das Einzige, was mir nun noch übrig blieb, war, mit eigenen Augen zu schauen. Inzwischen würde ich, wenn es auch meine beschränkte Zeit zugelassen haben dürfte, mich einer Gemsenjagd auf den Alpentriften anzuschließen, dennoch durch einen solchen Zug noch kein anschauliches Gemälde von der Jagd auf dem Gebirge selbst gehabt haben, die gerade dort sich in ihrem eigenthümlichen Charakter zeigt, und gerade dort ihre schönsten Gegenstände trifft, den Adler, den Lämmergeier und die Gemse.

Auf jenen Hochgebirgen findet man den König der Vögel, den Adler. Er wird, weil sein schwarzbraunes Gefieder einen Goldglanz hat und seine Füße goldfarbig sind, der Goldadler genannt. Im Hochgebirge wählt er die höchsten Spitzen zu seinem fürstlichen Throne, und man nennt ihn deshalb auch wol Steinadler. Dort baut er zwischen zwei felsigen Spitzen sein Nest. Dieses ist kunstlos; denn er legt nur Äste und Zweige von Bäumen übereinander, die er, wie alle Raubvögel, nicht im Schnabel, sondern in den Klauen herbeiträgt; zufrieden, wenn der Pflanzort für seine Jungen von unten trocken und den Menschen unzugänglich ist. Von dort aus entfaltet er seine Flügel, welche, ausgespannt, sechs Fuß und mehr in der Länge haben. Er schwebt über den höchsten Alpen, und sein funkelndes Auge entdeckt in unglaublich weiter Entfernung die Beute. Letztere besteht aus Thieren. Gemsen und Geflügel bilden seine tägliche Nahrung. Er schlägt die Spitzen seiner Klauen, welche so fein wie die Spitze einer Nadel sind, in den Rücken seiner Beute, welche dann, da die Klauen des Adlers gebogen sind, wie an Haken an denselben hängen. Seine Oberherrschaft scheint von der ganzen Vogelwelt und von Allem, worauf er sich stürzt, gefürchtet zu werden; denn erstarrt vor Schreck sind sofort Alle, die ihn fürchten, bei dem Erblicken desselben. Darum war der Adler bereits von alten Zeiten her ein Sinnbild des Alleinherrschers. Ob der Eroberer Nebukadnezar diesen Vogel bereits zu seinem Sinnbilde erwählte, ist ungewiß; allein ein israelitischer Dichter beschreibt jenen Gewaltigen als einen großen Adler, breit von Flügeln, lang von Federn und von verschiedenfarbigem Gefieder. Bei den Heeren der Perser war jedoch der Adler das Zeichen, welchem auch später die Römer auf der Bahn des Siegs folgten. Während letztere unter seinen Fittigen eine Weltherrschaft stifteten, artete der wohlgestaltete König der Vögel in einen Doppeladler aus. Dieser, der als solcher die Herrschaft über den Westen und Osten vorstellen sollte, war nun, wenn man ihn recht anschaute, eine Caricatur, die übrigens als ungestaltete Misgeburt sehr eigenthümlich den elenden Zustand des seligen deutsch-römischen Reichs zeigte, dessen Herrschaft der einköpfige Adler, welcher wie der Blitz von dem Dache der Tuilerien herabflog, gemächlich vernichtete. Allein auch dieser wurde vernichtet. Übrigens ist der Adler ein Gegenstand der Jagd bei den Schweizern. Er ist es als der Räuber auch von nützlichen Thieren, welche, jemehr sich die Adler vermehren, destomehr abnehmen müssen.

Der Alpenjäger sucht darum den Adler auf den Spitzen der Felsen auf. Dort lauert derselbe in der Nähe des Nestes auf den zu seinen Jungen Zurückkehrenden. Sogar bis zu dem Neste klettert derselbe hinan und versucht die noch nicht flüggen Jungen den Alten zu rauben. Inzwischen ist dort, wo der Adler sein Nest baut, kein Platz, um den Fuß darauf zu setzen. Der Jäger muß, an der Felsenspitze hängend und den einen Arm um dieselbe geschlungen, den andern aufheben und sich so der jungen Adler bemächtigen. Doch noch größer als die Gefahr, worin er also schwebend sich über Schwindel erregenden Abgründen festklemmt, ist jene, in welche derselbe durch die zufällige Annäherung des alten Adlers geräth. Noch jetzt charakterisirt diesen sonst wüsten Vogel dieselbe älterliche Zärtlichkeit, die bereits von dem ältesten biblischen Schriftsteller bemerkt worden ist. Er schrieb: Gleichwie der Adler sein Nest bewacht, über seinen Jungen schwebt, seine Fittige entfaltet, sie nimmt und auf seinen Flügeln trägt, so hat Jehova Israel geleitet.

Ein schweizerischer Jäger bewies dies. Während derselbe an einem Felsenzacken hing, um diesen den einen Arm schlang und den andern nach den jungen Adlern ausstreckte, schoß mit einem male der alte Adler herbei, als er die Gefahr seiner Brut bemerkte. Der vermessene Mensch scheint verloren. Denn läßt er den Felsen los, so taumelt er nieder in Abgründe, wo

Digitized by Google

gezackte Spitzen, die wie Spieße emporragen, seiner warten; hält er den Felsen fest, dann schlägt der Adler seine Klauen in das Haupt des Jägers und schleppt ihn in sein Nest, um den Leichnam seinen Jungen zur Atzung vorzulegen. Jedoch hängt die geladene Büchse noch über der Schulter des Jägers und ihr Lauf ist aufwärts gerichtet. In demselben Augenblicke, wo die Flügel des Adlers sich gleich Fittigen des Todes über seinem Haupte ausbreiten und die Klauen sich ausstrecken, um ihn zu ergreifen, zieht der Jäger den Arm aus dem Neste zurück, sucht mit einem Finger den Drücker des Büchsenschlosses und drückt ihn nach unten. Der Schuß geht los; die Kugel hat den Vogel, der gerade über der Mündung der Büchse schwebte, getroffen. Mit durchbohrtem Herzen taumelt der Adler in den tiefen Abgrund, und die Jungen werden die wohlverdiente Beute dieser bewundernswürdigen Geistesgegenwart.

Daß der Adler den Menschen nicht fürchtet, kann folgende Erzählung beweisen. Ein Knabe aus dem Dorfe Matten in der Ebene von Interlaken ladet einstens das Gewehr seines Vaters. Er ladet blos leichten Schrot auf den Schuß, weil er nur Drosseln schießen will. Am Morgen eines Wintertages, als der Schnee die Felder des Bödelein bedeckte, geht er vor das Dorf hinaus. Er sieht dort sogleich einen großen Vogel, den er nicht kennt. Es war ein Adler. Einer von diesen Vögeln, die zuweilen während des Winters in die Thäler herniederstreichen, um dort Beute zu suchen, welche dann die höhern Berggegenden dem Adler nicht darbieten, saß dort in geringer Entfernung von dem Knaben im Schnee. Jenen fremden Vogel zu erblicken, auf denselben das Gewehr anzulegen und dann es loszudrücken, war das Werk eines Augenblicks. Und siehe, der Vogel fällt um und wälzt sich in dem Schnee, welchen er mit seinem Blute röthet. Sogleich springt der Knabe jauchzend herbei. Er ergreift die gefällte Beute, um dieselbe, voller Freude über die Größe seiner That, nach der älterlichen Wohnung zu schleppen. Allein der Adler ist blos im Flügel verwundet und nur etwas betäubt. Kaum fühlt er sich angegriffen, als er auch wieder zu sich kommt. Mit den funkelnden Augen auf den Knaben hinstarrend, richtet er sich in die Höhe. Wüthend schlägt er seine Klauen in die Beine des Knaben und schleppt diesen mit sich über das Schneefeld hin. Der Vater hatte den Schuß fallen hören. In geringer Entfernung das fremde Schauspiel erblickend, springt derselbe herbei, holt glücklich den Henker seines Kindes ein und schlägt ihn mit einem tüchtigen Knüttel todt. Nun sucht er die Klauen des Raubthiers aus dem Fleische des Kindes zu ziehen, in welches dieselben bis auf den Knochen hineingedrungen sind und wegen der krampfhaften Zuckungen des sterbenden Vogels beinahe unlösbar festsitzen. Dies glückte, und der Knabe genas auch in der Folge von diesen Wunden vollkommen.

Allein nicht nur der angegriffene Adler unternimmt den Kampf mit dem Menschen, sondern es gibt auch Beispiele, daß der König der Vögel das Kind des Königs der Erde anfällt. Man erzählte dem Verfasser die folgende Begebenheit, welche vor etwa 30 Jahren in der Gegend von Chur stattfand. Ein Kind von zwei Jahren spielt vor der Thür seiner älterlichen Wohnung; es befindet sich ja dort unter den Augen seines Vaters. Auf einmal schießt ein Adler herbei, wirft das Kind mit seinen Flügeln nieder, schlägt seine Klauen in dasselbe und steigt mit seiner Beute in die Höhe. Der Vater, welcher keine Waffen bei der Hand hat, erhebt ein fürchterliches Geschrei, um wo möglich den frechen Räuber zu erschrecken. Dies glückt auch in der That; der Adler läßt das Kind los, das nun zur Erde fällt und bald darauf stirbt. Von diesem Augenblicke an sucht die herzzerreißende Betrübniß des Vaters Trost in der Rache. Kann er den Vogel auch mit Gewalt nicht tödten, so will er dies durch List zu thun versuchen. Allerlei Fallstricke legt er dem vermessenen Mörder seines Kindes. Jedoch der Adler ist nicht so leicht zu fangen. Nachdem die erfindungsreiche Rache des Vaters, der die Manen seines Sohnes versöhnen will, bereits Vieles versucht hat, glückt es demselben endlich, den Vogel in einem Fuchseisen zu fangen. Kaum sieht er den Vogel mit einer Klaue zwischen den Springfedern des Eisens festgeklemmt, als er auch schon, von Rachbegierde angetrieben, hinzueilt und sich auf den Mörder stürzt, um denselben zu zerreißen. Allein dieser hat die eine Klaue noch frei. Er schlägt diese in das weiche Fleisch, und so den armen Mann zu sich hinziehend, beginnt er mit seinem gewaltigen krummen Schnabel den Unglücklichen erbärmlich zu bearbeiten. Indessen wird das Angstgeschrei des Kämpfenden von seinen Nachbarn gehört; diese kommen noch zeitig genug zu Hülfe, um den Räuber aus der Luft durch die Mehrzahl der Menschen zu erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Greisenhospital.

Fast jede große Stadt in Belgien — berichtet uns der bekannte Reisende Kohl in seinen „Reisen in den Niederlanden" aus dem Jahre 1849 — hat sein Greisenhaus. Eins der größten und berühmtesten ist das zu Brüssel, ein wahrhaft großartiges Institut. Die Gebäude dieser Anstalt sind sehr geräumig, zweckmäßig, solid und prachtvoll, die Zimmer, die Gehöfte, die Gärten weit und bequem, die Speise- und Schlafräume große wohlgelüftete Säle. Die Alten beschließen hier auf Staatskosten ihr mühevolles Leben offenbar auf eine viel angenehmere Weise, als es ihnen in ihren Privatverhältnissen möglich wäre. Da die Anstalt ihre eigene Kirche hat, die man mit wenigen Schritten auf bedeckten Gängen erreicht, so ist auch für die religiösen Bedürfnisse der Alten besser gesorgt als in ihren Privatwohnungen, von denen es zur Kirche oft ein weiter und beschwerlicher Weg ist. Die Kirche wird im Winter geheizt und daher von den Alten soviel als möglich besucht.

Es waren um die oben bemerkte Zeit in dem Greisenhause gegen 700 Siebzig- und Achtzigjährige versammelt. Von denselben waren 615 arm und wurden auf Staatskosten unterhalten, 75 waren vermögend, und einige darunter selbst reich, und diese zahlten für ihren Unterhalt. Dies ziemlich starke Verhältniß der Wohlhabenden zu den Armen zeugt für die Trefflichkeit der Anstalt. Die Zahlenden leben und wohnen in einem mehr oder weniger hohen Grade behaglich, je nach der Größe ihrer Beiträge. Ich sah Wohnungen, welche selbst den verwöhntesten Alten nichts zu wünschen übrig lassen dürften.

Der Director gab uns die Kosten jedes Kopfes auf 75 Centimes = 6 Ngr. für den Tag an, was also im Ganzen einen Kostenaufwand von 600 Francs = 160 Thlr. für den Tag oder 200,000 Francs = 53,333 Thlr. 10 Ngr. für das Jahr macht. Dabei sind die Kosten der Verwaltung und der Baulich-

Digitized by Google

keiten eingerechnet. Jede Person kostet also jährlich ungefähr 300 Francs = 80 Thlr.

Manche Alte, die noch zur Arbeit tüchtig sind, beschäftigt man, indem ihnen Posten, welche ihren Kräften angemessen sind, in dieser Greisenrepublik übertragen werden. Auch wendet man hier und da einen leisen Zwang zur Arbeit an. Doch verfährt die sehr reiche Anstalt dabei nicht mit solcher Strenge, wie dies bei Instituten für die Jugend geschieht, wo es darauf ankommt, junge Menschen, die noch eine lange Laufbahn vor sich haben, an geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. Man gestattet den Alten viele Freiheit und läßt ihnen sogar manche kleine Unarten und Überschreitungen durchgehen, die man bei der Jugend nicht leiden würde. Dies ist auch natürlich, denn diese Alten haben ihre Rolle bald ausgespielt und können, selbst wenn sie wieder ins Leben zurücktreten sollten, dem Gemeinwohl weder sehr nützlich noch sehr gefährlich werden. So z. B. erlaubt man ihnen das Kartenspiel; überall sah ich Gruppen, die um ihre Pfennige Karten spielten. Die Strafen für allzugrobe und störende Versehen sind daher auch sehr gelind; dieselben bestehen blos in dem Verbote des Ausgehens oder im höchsten Falle in Zimmerarrest.

Ich habe selten eine Wohlthätigkeitsanstalt gesehen, die mir so viel heitere Eindrücke hinterlassen hat und in der sich mir so viele gefällige Scenen darboten wie diese brüsseler Greisenrepublik. Überall Gruppen spielender, arbeitender, rauchender, schwatzender, in den Gehöften sich sonnender weißer Häupter. Hier und da begegnete uns ein Alter, der singend und pfeifend durch die weiten Räume des Hauses wandelte. Es war hier mancher, der noch von sehr lange entschwundenen Zeiten zu erzählen wußte. Der merkwürdigste von allen war aber Jan Hermann Jarkens, geboren zu Leyden 1735. Dieser Mann war jetzt 109 Jahre alt. Er hatte noch alle seine gesunden Sinne, und man mußte die menschliche Natur in ihm bewundern, die so feine Werkzeuge, wie es unsere Augen, Ohren und Geruchsnerven sind, ein ganzes Jahrhundert lang in so gutem Zustande zu erhalten vermochte. Bis vor zwei Jahren hatte er noch fleißig gearbeitet; bis dahin war seine Hand noch ganz fest und er schrieb noch vollkommen gerade Noten. Jetzt aber waren ihm Rücken und Hände etwas steif geworden; er hatte sich in seinem 107. Lebensjahre zur Ruhe gesetzt. Auf die Frage: was er denn nun mache? antwortete er ganz heiter: Jetzt genieße ich mein Leben, schlendere den ganzen Tag umher, singe, trinke, rauche und vertreibe mir die Zeit so lustig als möglich.

Ja, ja, er tanzt, er trinkt, er raucht, er spielt, bemerkte mit halb spöttischem, halb neidischem Tone ein anderer Alter, Namens Watermans, der sich zu uns gesellt hatte und der, obwol er kaum 90 Jahre zählte, viel hinfälliger war.

Der alte Jarkens hatte 15 Kinder gehabt, von denen aber jetzt nur noch eins lebte; die meisten waren als Greise verstorben. Er hatte noch den Kopf voll von der Hochzeit Ludwig's XVI. von Frankreich, die er als östreichischer Soldat im Gefolge der königlichen Braut mitgemacht hatte. Er sang mit heller, lauter Stimme von dieser Hochzeit ein Lied, das uns wie lebendige Töne aus einer alten, längst verschwundenen Zeit anhauchte. Dies alte wandernde Jahrhundert wollte noch einmal den Mund aufthun, um uns noch andere Mittheilungen zu machen, allein da läutete es im Hofe zur Abendsuppe. Nun war kein Haltens mehr. „Ich bitte um Entschuldigung, es geht zur Suppe", sagte er und eilte zum Suppentopfe, wie es schien, mit derselben unverwüstlichen Begierde, wie vor 109 Jahren zur Mutterbrust. „Er hat immer guten Appetit", murmelte kopfschüttelnd der alte Watermans und humpelte ihm nach ebenfalls zur Suppe.

Dieser alte Watermans hatte übrigens nach seinen Mittheilungen auch bei den Östreichern gedient und zwar zwei mal. Das erste mal hatte er schon im Jahre 1774 seinen Abschied erbeten und erhalten, war aber nachher wieder in Dienst getreten. Er bewahrte noch das alte Papier, auf dem ihm auf eine sehr ehrenvolle Weise sein erster Abschied gegeben worden war. Dieser Abschied war ganz in dem Style der alten Grabschriften abgefaßt, wie man sie aus dem vorigen Jahrhundert auf unsern Kirchhöfen sieht.

Diese Art der Wohlthätigkeitsanstalten kennen wir in Deutschland leider nicht und doch ist dies eine Classe von Versorgungshäusern, der sich alle Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Denn neben den Armen und Invaliden ist wol überhaupt der Beihülfe der Gemeinde und des Staats niemand bedürftiger als das schwache, hülflose, vereinsamte Greisenalter.

Die Sprache als der Ausdruck der Eigenthümlichkeit eines Volks.

Man hat häufig die Bemerkung gemacht, daß sich der Charakter eines ganzen Volks oft schon durch seine Sprache zu erkennen gebe. In Beziehung auf das Spanische und Englische ward diese Bemerkung neuerlichst wieder einmal hervorgehoben. Das spanische Idiom ist das vollste der romanischen, das englische das kürzeste der germanischen Sprachen; jenes ist der Dialekt stolzer Müssiggänger, deren Beschäftigung darin besteht, auf den tönenden Widerhall ihrer eigenen Worte zu lauschen; dieses trägt den Ausdruck eines vielbeschäftigten Volks, welches keine Zeit zu verlieren hat und dem oft eine einzige Sylbe genügt, um seine Gedanken auszudrücken oder seinen Willen ohne den geringsten Aufschub kundzugeben. Eine Lichtscheere heißt im Spanischen Despabilladeras; die englische Sylbe Dog bedeutet: der Spur Jemandes folgen, wie ein Hund seine Beute verfolgt, und Cut: Jemanden nicht kennen wollen, um unangenehme Connexionen abzubrechen.

Wohlfeiles Leben.

Aus einer unlängst in Familienpapieren aufgefundenen Rechnung erweist sich, daß ein junger Adeliger, Peter von Orten, mit seinem Hofmeister, Claus Greffenrode, ein Jahr lang (1544) mit einem Aufwande von 23 Gulden 4 Groschen in Erfurt studirte. In dieser Summe steckte noch der dem Hofmeister ausgesetzte „Jahreslohn" an drei Gulden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 388.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [8. Juni 1850.

Großvater und Enkel.



Digitized by Google

Der Alpenjäger.

(Fortsetzung.)

Der Adler ist jedoch nicht der einzige Tyrann in der Vogelwelt; der Lämmergeier wird ebenso gefürchtet wie er. Wenn Körpergröße an sich selbst Anspruch auf den Königstitel gäbe, dann würde der Lämmergeier diese Würde nicht nur dem Adler streitig machen, sondern sie auch mit Recht verlangen können. Ist doch der Lämmergeier der größte des gesammten Vögelheers, welches in Europa lebt. Die äußersten Spitzen seiner ausgespannten Flügel stehen zehn Fuß voneinander ab. Von dem mit dichten Daunen und einem starken Barte verzierten Kopfe bis zum Schwanze hat derselbe nur eine Länge von vier Fuß. Und weil der hinsichtlich der großen Flügel kleine Körper überdies leicht ist, schwebt derselbe auf seinen breiten Fittigen mit einer Leichtigkeit wie kein anderer Vogel. Es ist ungewiß, ob der Lämmergeier sich nicht höher in die Lüfte erhebt als der Adler. Er baut wenigstens sein Nest in den höchsten und rauhesten Gegenden der Felsenwelt. Diese Bergwüsten, welche derselbe bewohnt, verläßt er beinahe nie. Während der Adler häufig in die Ebene herniederschwebt, kann ihn nur peinigender Hunger bewegen, sich den höchstgelegensten Dörfern zu nähern. Dann werden aber sowol Kinder als auch Lämmer seine Beute.

Es leben im Munde der Schweizer viele Erzählungen über das Verschwinden von Kindern, die von dem Lämmergeier entführt worden sein sollen. Man hat dieselbe wol auf die Liste der Märchen gesetzt, und es ist möglich, daß viele dort ihren eigenthümlichen Platz finden, jedoch nicht alle. Noch vor einigen Jahren lebte in Goldsweil bei Interlaken eine Frau, die Aenneli hieß, jedoch zur Unterscheidung von Andern, die ebenso hießen, Geier-Aenneli genannt wurde. Ihre Ältern hatten dieselbe, als sie ein dreijähriges Kind war, mit sich genommen, um auf einem hohen Berge Heu zu machen. Sie setzten dort das Kind in das Gras an einen Ort nieder, von dem sie sich indessen, fortdauernd beschäftigt, allmälig entfernten. Auf einmal hören sie das Kind jämmerlich schreien. Der Vater eilt nach der Stelle, wo er Aenneli gelassen hat, um zu sehen, was derselben wol fehle; auch die Mutter eilt dem Manne ängstlich nach. Während sie rathlos auf dem Alpenabhange hin- und herlaufen, hören sie aus der Tiefe das Weinen des Kindes. Allein welch ein herzzerreißender Anblick wartet dort der Ältern, als sie nach dem Rande des Abgrundes geeilt sind! Ein Lämmergeier steht über der Kleinen, welche, daran war kein Zweifel mehr, von diesem Räuber ergriffen, aufgehoben und dort niedergelegt war, um seine Beute, nämlich das Kind, zu verschlingen. Die plötzliche Erscheinung der Ältern, der Angstschrei der Mutter, das Brüllen des Vaters verursachen, daß der Lämmergeier sofort die Flucht ergreift und das Kind liegen läßt. Schwer, jedoch nicht tödtlich verwundet, geht das Mädchen so aus den scharfen Klauen des Geiers in die sanft sie umschließenden Mutterarme über. Die Pflege der Ältern und die Kunst des Arztes stellten das Kind bald wieder her, allein die Erinnerung daran blieb dem Kinde, welches blühend aufwuchs. Es hieß bis an seinen Tod Geier-Aenneli und lehrte durch diesen grauenerregenden Beinamen die Ältern, die ihre Kinder mit sich auf die hohen Alpen nehmen, aufmerksam auf dieselben zu sein.

Übrigens sind gewöhnlich Thiere die Nahrung, welche der Lämmergeier sucht, und er findet diese in den Murmelthieren, Alpenhasen, Ziegen und Schafen, welche sämmtlich leicht seine Beute werden. Bei dem Anblick des gefürchteten Tyrannen scheinen nämlich die meisten derselben, als ob sie vor Schreck erstarrt oder betäubt sind. Es ist deshalb durchaus nicht zu verwundern, daß dieser Vogel, der keinen Widerstand kennt und den Menschen in seiner Übermacht nicht zu unterscheiden vermag, auch letztern muthig angreift, wenn derselbe es wagt, dessen Jagdgebiet zu betreten. Unglücklich ist dann der Mensch, der keine Waffe bei sich hat oder dieselbe nicht so zu gebrauchen versteht, daß er damit den Vogel tödtlich trifft oder ihn so verwundet, daß er in der freien Wirkung seiner Flügel gelähmt wird. Vergeblich ist es dann, daß er seine Stimme erhebt, daß er mit einem Prügel umsichschlägt oder daß er in der Flucht sein Heil sucht. Der Lämmergeier verfolgt ihn und gebraucht nun dieselbe Kriegslist, durch welche er die Gemse gewöhnlich zu seiner Beute macht. Der Vogel faßt nämlich den Abhang eines Felsens ins Auge und sucht bald vor, bald hinter, bald zur Seite des Gegenstandes, worauf er Jagd macht, fliegend, letztern nach dem Abhange zu treiben. Hat er ihn endlich so weit, daß er sich nahe am Rande des Abgrundes befindet, so wird aus dem Verfolger plötzlich ein Angreifer. Auf seine Beute zufliegend, schlägt er mit seinen Flügeln, worin dieser Vogel eine erstaunliche Kraft besitzt, muthig auf dieselbe los, bis dieselbe betäubt und zerschmettert in den Abgrund stürzt. Aber während letztere hinuntertaumelt, schwebt der Geier auf seinen breiten Fittigen über der Tiefe und folgt mit seinen Augen dem Fallenden. Dann schwebt er hernieder, um an dem zerschmetterten Leichnam seine Mahlzeit zu beginnen. Er läßt von demselben nichts übrig; sogar die dicksten Knochen verschlingt er, und diese scheinen gerade die Theile zu sein, welche er mit dem größten Wohlgeschmack verschlingt. Indeß wenn der Lämmergeier dem echten Alpenjäger begegnet, so ist der letztere jedesmal Sieger. Es sind deshalb von diesen Neronen der Berggipfel nur wenige übrig. Sie würden gewiß schon ganz ausgerottet sein, wenn der bewaffnete Sohn des Gebirges sich nur einige Wochen hindurch Flügel angürten könnte. Ist doch der Alpenjäger der natürliche Feind des Lämmergeiers. Weil jener die Gemse wie sein Eigenthum ansieht, und dieser mit unersättlichem Heißhunger besonders die jungen Gemsen verschlingt, so thut derselbe einen Einfall in das Jagdgebiet des Jägers und richtet wol zuweilen in demselben fürchterliche Verwüstungen an, die den Sohn des Nimrod zu der ärgsten Rache anspornen.

Der Schweizer verdient als Gemsenjäger die größte Aufmerksamkeit. Der Gegenstand seiner Verfolgung ist die Antilope der Alpen, die niedliche und unschädliche Gemse.*) Sie lebt an den Grenzen des ewigen Schnees. Legt der Sommer, wodurch der Schnee schmilzt, diese Schneelinie höher — die Gemse steigt

*) Man unterscheidet die Gemsen in Grat- und Waldgemsen. Hier ist nur die Rede von den erstern. Die Waldgemse hält sich in den Wäldern der Alpen auf, die Gratgemse auf den Gräten oder Rücken der Felsen und auf nackten Klippen. Diese, welche reichlicher Nahrung findet als jene, ist deshalb auch gewöhnlich schwerer und fetter. Auch sind die Hörner der Waldgemse mit einer harzigen Kruste überzogen, welches durch das Reiben derselben an den Tannenbäumen entsteht. Die Hörner zeigen sich bereits im ersten Lebensjahre, werden im zweiten Jahre krumm und haben erst im dritten Jahre ihre vollkommene Gestalt. In der Folge nehmen dieselben an Umfang zu. Mit jedem Jahre bekommt das Horn einen Ring mehr, sodaß man das Alter des Thiers aus seinen Hörnern bestimmen kann.

Digitized by Google

auch höher hinauf. Dort sucht sie die Sprossen, welche unter dem Schnee zum Vorschein kommen; dort grast sie auf jenen grünen Stellen, den wunderbaren Gärten der Alpen, die, umringt von erschrecklichen Eisfeldern, mit Kräutern und Gesträuchen prunken. Sowie mit der Kälte die Schneelinie weiter herunterkommt, steigt auch die Gemse tiefer herab. Im Winter ist ihr Futter dürftig. Sie muß dann von dem faserartigen Moose, das an vielen Bäumen auf den Alpen gefunden und Rag genannt wird, leben. Sie nagt an der Baumrinde und verzehrt sogar in der größten Noth die dünnen und weichen Schieferscheibchen, um nicht Hungers zu sterben.

Mit der Ziege vor Augen kann man sich eine richtige Vorstellung von der Gemse machen, denn die Ziege hat die Gestalt derselben. Sie unterscheidet sich nur darin von derselben, daß sie etwas größer ist und ihre Beine höher sind; auch hat ihre Haut eine rothbraune Farbe und sie hat keinen Bart. Die Munterkeit der Ziege findet man auch bei der Gemse; sie ist ihr so eigenthümlich, daß sie, wenn sie auch jung eingefangen und eingekerkert wird, dieselbe nicht verliert. Ich bewunderte die außerordentliche Munterkeit einer solchen und beobachtete sie wol eine halbe Stunde lang. Sie sollte zahm heißen, allein sie war es nicht. Die Gemse kann niemals vollkommen zahm werden, weil diesem Thiere die Freiheit zu tief angeboren zu sein scheint, als daß die Hand des Menschen die mit der Natur verbundenen Keime aus derselben jemals auszurotten im Stande wäre. Ich erstaunte nicht allein über die hohen und weiten Sprünge der Gemse, sondern auch über die Sicherheit, womit dieselbe jedes mal das Fleckchen traf, bis zu dem ihr helles und funkelndes Auge vorausgelaufen war und welches sie auf diese Weise bezeichnet hatte. Und doch muß man den Gemsenjäger über diese Schnelligkeit der Gemse hören, um dies fast unglaublich zu finden.

Die Jäger versichern nämlich, daß die Gemse mit der Schnelligkeit eines Pfeils an Abhängen hinaufklimmen und herunterlaufen kann; daß dieselbe sogar auf beinahe steile Felsenwände zu kommen weiß und ihr dabei ihre starken und langen Hinterbeine von sehr großem Nutzen sind. Ja man hat sogar gefabelt, daß die Gemse die Spitzen ihrer Hörner gebrauchte, um dieselben in die Felsenwand einzustoßen und sich daran emporzuschwingen. An solchen Märchen ist übrigens die Bergwelt ziemlich reich.

Es ist nicht allein ein einzelner Sprung von dem einen Felsen auf den andern, nein, die Gemse springt von dem zweiten Felsen auf einen dritten und von diesem auf den vierten. So geht es hintereinander fort, ohne daß das gejagte Thier auf einem von jenen Punkten nur einen Augenblick stehen bleibt. Und jene Punkte, welche dasselbe mit seinen Füßen erreicht, sind häufig nur kleine Fleckchen, die nicht mehr Oberfläche haben als eine solche, deren ein Vogel bedarf, um darauf stehen zu können. Diese Sprünge darf man deshalb mit denen vergleichen, welche mit einem Steinscheibchen bewirkt werden, welches, durch eine geübte Hand mit der platten Seite auf das Wasser geworfen, sogleich emporschnellt und so über die Oberfläche des Wassers forthüpft, weil jeder Punkt, wo jenes die Wasserfläche berührt, nichts anders ist als ein neuer Stützpunkt, um die Sprünge fortzusetzen. Und Sprünge sind es von 15, sogar von 20 Fuß, welche die Natur dies Thier lehrte, damit Felsenspalten ihrer Flucht keine Hindernisse darbieten möchten! Der Schärfe des Gesichtssinns und der Richtigkeit des Augenmaßes kommt die Vortrefflichkeit des Gehörs der Gemse gleich. Schon in sehr weiter Entfernung vernimmt sie den geringsten Laut und weiß diesen zu unterscheiden, und dies umsomehr, weil die reine Alpenluft den Schall sehr leicht fortpflanzt und dem Hörorgan zustattenkommt. Auch ist der Geruch der Gemse nicht minder fein als ihr Gehör. Mit einem Worte, es scheint, als ob die Natur der Gemse alle Hülfsmittel verleihen wollte, damit es nicht das Opfer seiner Feinde werden sollte, und als ob sie derselben nur Waffen vorenthalten hätte. Die Gemse macht aber auch Gebrauch von diesen edlen Sinneswerkzeugen. Niemals lebt sie sorglos und ruhig, wie hoch sie auch auf den Alpen sich aufhält. In Rudeln oder Heerden zu 20, 30 und zuweilen zu 50 Stück lebt sie zusammen. Die Böcke leben außer der Paarzeit abgesondert von diesen Rudeln, sodaß dieselben nur aus Geißen bestehen. Eine von denselben, welche der Jäger die Fährgeiß nennt, scheint nicht allein die Anführerin, sondern auch die Wächterin der Heerde zu sein. Wenn die Andern grasen, grast sie nicht; wenn die Andern sich hinlegen, steht sie. Bei der geringsten Gefahr, welche sie bemerkt, hält sie den Kopf in die Höhe. Sie warnt zuerst durch einen eigenthümlichen, scharfen Laut, welcher, wenn sie denselben wiederholt, das Allarmzeichen ist. Auch die Andern sind aufmerksam auf Alles, was ungewöhnlich ist und irreleiten könnte. In jedem dieser Züge, in welchen man mich die Gemse kennen lehrte, kam es mir vor, als ob ich Das hörte, was Schiller den Alpenjäger sagen läßt:

> Das Thier hat auch Verstand;
> Das wissen wir, wir, die die Gemsen jagen.

(Beschluß folgt.)

Anekdote.

Ein Bauer hatte seine Pferde zum Weiden in die Holzung getrieben; als er sie des Abends nach Hause holen wollte, fehlte ihm ein Schimmel. Er suchte ihn lange; endlich begegnete ihm ein Mann zu Pferde, diesen fragte er, ob er seinen Schimmel nicht gesehen habe.

Er antwortete: Nein! und fragte zugleich, ob er schon danach gesucht habe?

Der Bauer sagte: Ja, überall.

Wie, überall? erwiderte der Reiter, habt Ihr ihn auch schon dort oben in dem Krähenneste gesucht?

Nein, antwortete der Bauer, wie sollte er da hinaufkommen?

Das kann Euch gleich viel sein, versetzte jener, steigt immer hinauf.

Der Bauer fing an den Baum hinanzuklettern, und wie er kaum bis zur Hälfte gekommen war, rief er voll Freuden: Ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gefunden!

Nun hatte zwar der Bauer das Pferd nicht in dem Neste gefunden, weil aber die Krähen allezeit in die höchsten und dicksten Bäume bauen, so konnte er von dieser Höhe das ganze Holz übersehen, und sah also seinen Schimmel am Ende desselben auf einer Wiese grasen.

Digitized by Google

Der Simplon.



Dieser zu den Penninischen Alpen gehörige Berg im Canton Wallis hat über 10,000 Fuß Höhe und ist durch die über ihn führende Alpenstraße berühmt, welche von dem Flecken Glis in Wallis bis Domo d'Ossola in Piemont führt. In den Jahren 1801—6 durch Napoleon gebaut, ist diese Straße eins der großartigsten Werke aller Zeiten, 14 Stunden lang, überall 25 Fuß breit und so wenig steil, obschon sie eine Höhe von 6174 Fuß erreicht, daß sie selbst von den schwersten Lastwagen ohne Hemmung befahren werden kann. Sie hat 22 große Brücken, 10 durch Felsen gehauene Galerien und 9 Zufluchtshäuser. Anderthalb Stunden vom Dorfe Simplon ist nahe an ihr das neue Hospiz in einer Höhe von 4550 Fuß erbaut.

Digitized by Google

Libussa und Primislaw.



Krokus, der König der Czechen, war gestorben, und sie wählten das jüngste seiner Kinder, die kluge und schöne Libussa, im Jahre 700 zu ihrer Richterin. Aber es gab unter den Böhmen auch viele Widerspenstige, welche der neuen Königin nicht gehorchen wollten und Unordnung fing an einzureißen unter dem Volke. Da gingen einige der Ältesten aus dem Volke zu Libussa und sprachen: „Du bist klug und gerecht; aber es paßt sich nicht, daß eine Frau regiert, wir wollen und brauchen einen starken Herrscher. Wähle dir einen Mann, der soll unser Herzog sein für immer, er und seine Kinder und Kindeskinder."

Libussa, die es mit dem Volke gutmeinte, machte Einwendungen. Aber das Volk bestand auf seinem Willen.

So sei es denn, sagte Libussa. Gehet und nehmet mein Leibroß, den schneeweißen Schimmel, und folget ihm, er wird euch zu dem Manne führen, den ich gewählt habe. Ihr werdet ihn finden, wie er auf einem Tische von Eisen sein Mittagsbrot verzehrt. Tretet zu ihm und saget: Die Fürstin Libussa entbietet dir ihren Gruß und bittet dich, ihr Gatte und Herzog von Böhmen zu sein.

Die Vertreter des Volks machten sich auf den Weg; weiter und weiter wanderte Libussa's weißes Roß. Eines Mittags aber, als die Karavane bei einem sorgfältig umhegten und bebauten Ackerfelde vorüberzog, wieherte das Roß auf und sprang nach einer Eiche zu, in deren Schatten ein junger Landmann neben seinen Pflugthieren auf der umgestürzten eisernen Pflugschar sein einfaches Mittagsmahl verzehrte.

Der rechte Mann war gefunden. Primislaw — so hieß der Landmann — bestieg das Leibroß der Fürstin und kam zu ihrer Residenz. Libussa aber empfing ihn freundlich, drückte dem Jüngling mit eigener Hand die goldene Herzogskrone auf das Haupt und alle Welt rief: „Es lebe Primislaw, der Böhmen Herzog, der Gemahl der klugen Libussa."

Primislaw aber herrschte klug und mit starker Hand; er förderte den Ackerbau und legte den Grund zu Böhmens späterm Wohlstande, und noch immer nennt der Böhme die Namen Libussa und Primislaw unter denen seiner größten Wohlthäter.

Digitized by Google

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Müde und hungerig langte ich schon nach Dunkelwerden ohne Beute bei den Unserigen wieder an, und es blieb uns jetzt gar keine Wahl weiter, als am nächsten Morgen aus den Minen nach den südlichen Städten wieder aufzubrechen.

Eine Überraschung stand mir jedoch, als ich von der Jagd zurückkehrte, bevor: an dem Baume, wo ich meine Decke abwarf, lehnte — meine Büchsflinte, und ich hörte jetzt, daß an demselben Morgen ein junger Amerikaner sie gebracht habe. Er hatte sie einem Indianer abgenommen, der damit zu den Ansiedelungen gekommen war, sie zu verkaufen — aber weshalb? Er konnte sie nicht abschießen, da er die etwas festgerostete Sicherheit nicht zu beseitigen wußte. Das rettete mein Gewehr, welches ich sonst gewiß im Leben nicht wieder gesehen hätte.

Meine Gefährten zeigten sich ungemein entmuthigt, und allerdings läßt sich auch ein weit angenehmerer Zustand denken als der war, in dem wir uns befanden. Mit abgerissenen Kleidern — ich selbst trug nichts weiter als eine leinene Sommerhose, ein baumwollenes Hemd und meinen ledernen Jagdkittel — ohne Geld, ohne Provisionen eine Reise von etwa 150 englischen Meilen durch bergiges und sumpfiges Land vor uns — der Teufel mag ganz gleichgültig dabei sein. Nichtsdestoweniger verließ mich mein guter Muth keinen Augenblick — „wer weiß wozu es gut ist", dachte ich mir, und rüstig wanderten wir, mit allem möglichen Wasch-, Koch- und Eßgeräth beladen, am 18. November, einem freundlichen Sonntagmorgen, aus. Noch an demselben Abend trafen wir einen Händler, der uns unsere Schaufeln, Spitzhacken, Äxte, Becken u. s. w. wie Alles, was wir noch entbehren konnten, zu einem allerdings ziemlich geringen Preise, aber doch gegen baares Geld abkaufte, und wir kamen dadurch nicht allein wieder zu Kasse, sondern wurden auch bedeutend an Last erleichtert.

Die Nacht sollten wir aber noch einmal aus Herzensgrund die Freuden des Berglebens genießen. Um 10 Uhr etwa fing es an zu regnen und goß die ganze Nacht hindurch; wir wurden bis auf die Haut naß. Am nächsten Morgen mußten wir im vollen Regen aufstehen und unser einfaches Frühstück kochen, im vollen Regen unsere nassen, schweren, schmuzigen Decken zusammenrollen und aufladen, und sechs Meilen waren wir etwa marschirt, ehe es nur etwas nachließ.

Die Nacht lagerten wir, diesmal jedoch trocken, in der Nähe von Longs-Store, und die nächste, nach ziemlich gutem Wege, am Feather-River hinab bei einem Deutschen, Karl Röther, der schon mehre Jahre in Californien lebt und sich ein ziemliches Vermögen erworben hat, dennoch aber in einer ebenso erbärmlichen Lehmhütte wohnte wie der ärmste Spanier. Er war übrigens noch Junggeselle, und das mag ihn entschuldigen.

In dieser Nacht erfreuten wir uns wieder einmal eines Luxus, den wir in langer, langer Zeit nicht gekannt: der Leser mag sich aber nicht etwa täuschen, es war weder Confect noch Champagner, noch ein weiches Lager, oder eine warme behagliche Kleidung — wir hörten nur, während wir auf dem Boden in unsere Decken gehüllt ausgestreckt lagen, den Regen in Strömen auf das Dach schlagen und befanden uns selbst, etwas Durchtropfen abgerechnet, vollkommen trocken. Es war dies ein seliges Gefühl, aber wir sollten am andern Tage schwer, sehr schwer dafür büßen.

Ziemlich früh am Morgen brachen wir auf; es war uns gesagt worden, daß wir ein jetzt durch den Regen wahrscheinlich angeschwelltes Wasser kreuzen müßten, und das je eher je lieber thun sollten, ehe es zu reißend und hoch würde. Nach etwa einer Stunde Marsch erreichten wir das bezeichnete, suchten aber vergebens einen gefällten Baumstamm, auf dem man uns versichert hatte, daß wir würden trockenen Fußes hinübergehen können. In der Mitte lag allerdings, von einer Insel des gewaltig gestiegenen Wassers zur andern, eine Eiche hinüber, selbst dorthin aber zu gelangen mußten wir bis unter den Gürtel durch die kalte Flut waten, und es regnete dabei fortwährend.

Mit Mühe kletterten wir dann, schwer beladen wie wir waren, über den umgestürzten Baum und glaubten nun das Schlimmste überstanden; das Schlimmste wartete aber noch auf uns, und die tiefste Slew wälzte sich noch reißend und tief zwischen uns und dem gegenüberliegenden höhern Lande hin. Dort trafen wir übrigens auch noch einige Amerikaner, die ebenfalls den ersten Theil des Wassers überwunden hatten und jetzt mit uns rathlos am Ufer standen.

Hier blieb nichts Anderes übrig als ein Floß zu bauen, und auf meinen Vorschlag deshalb schleppten und zogen wir, in Ermangelung tüchtiger Bäume, alte angeschwemmte Stämme herbei, banden sie mit dünnen Seilen, die wir aus allen Taschen zusammensuchten, aneinander und versuchten dann unsere sämmtlichen Sachen darauf zu thun. Der junge Matrose war mit mir besonders thätig dabei gewesen, klagte aber schon während der Arbeit über Kopfschmerz und sah etwas bleich und angegriffen aus. Die Amerikaner halfen tüchtig mit (unsere andern Gefährten, der eine junge Kaufmann, Hühne, ausgenommen, standen fröstelnd dabei und sahen zu), waren aber auch die Ersten, die beim Anblick des allerdings schwachen Flosses die Überfahrt aufgaben und erklärten, lieber den Rückweg antreten zu wollen. Ich dagegen war fest entschlossen, zuerst das Äußerste zu wagen, und es freute mich, alle Reisegefährten ohne Ausnahme, obgleich einer von ihnen nicht einmal schwimmen konnte, darin beistimmen zu hören. Wir banden, was wir an Gepäck hatten, auf dem Floß fest, ich schlang dann eine dünne Fischschnur — das einzige zu diesem Zweck verwendbare — um den vordersten Stamm und watete in die stürmische Flut. Weit durfte ich aber nicht gehen; kaum fühlte ich das Wasser unter meinen Armen, wobei ich in die wirkliche Strömung kam, so riß mir diese auch mit wilder Gewalt die Füße unter dem Körper fort und ich mußte schwimmen. Das Floß indeß, noch immer von den Andern gehalten, konnte nicht ebenso rasch gegen die Strömung angehalten werden; das dünne Seil war ebenfalls nicht im Stande, es zu führen und riß, und mich selbst nahm die Flut unwiderstehlich ans andere Ufer hinüber. Beinahe wäre ich noch, da sich mir das dünne Seil um Fuß und Hände gewickelt, verunglückt, doch gelang es mir das Ufer zu erreichen, und an diesem etwa 300 Schritte hinauflaufend, dem reißenden Strom den Übergang abzuzwingen, sprang ich wieder hinein und schwamm zurück.

Das Floß sank indeß, und mit Mühe und Noth retteten wir unsere Sachen wieder, obgleich Alles total durchnäßt und größtentheils verdorben, aufs trockene Land und mußten nun, wollten wir nicht vom Wasser völlig eingeschlossen werden, so rasch als möglich den Rückweg suchen. Die Slew war nämlich, wie wir

Digitized by Google

aus einem vorher bemerkten Zeichen sehen konnten, in der letzten halben Stunde schon wieder über sechs Zoll gestiegen und die schäumende Flut verrieth, wie sie noch immer nicht ihre höchste Höhe erreicht habe. So schnell wir konnten, packten wir deshalb unsere nassen Sachen auf und eilten zu dem umgefallenen Baume. Mir flogen die Glieder wie im Fieberfrost, und ich glitt auch mit den schweren Sachen, die ich trug, halb von dem Baume herunter, raffte mich aber wieder empor und erreichte den gegenüberliegenden schmalen Streifen Land. Die Übrigen folgten nach. Die erste Slew war jetzt noch zu passiren, in der kurzen Zeit aber so geschwollen, daß sie uns fast mit fortriß; doch wir fingen an, gleichgültig gegen derartige Übelstände zu werden, bissen die Zähne aufeinander und kamen glücklich wieder aufs feste Land.

Den Abend mußten wir noch einmal zu Röther zurück, wo wir mit elf andern Fremden um ein kaum glimmendes Feuer kauerten und umsonst versuchten, unsere Kleider zu trocknen.

Am nächsten Morgen in den nassen Sachen weiter, und jetzt zwar, da der Übergang über die Slew unmöglich war, über den Feather-River herüber, wo ein speculirender Yankee eben mit einem Provisionsboot heraufgekommen war und zwei Dollars per Mann Überfahrt verlangte. Das Fährgeld, das er in kaum zehn Minuten verdienen konnte, war enorm, wir sahen uns aber gezwungen, es ihm zu zahlen, und für uns sechs mußten wir ihm 12 Dollars geben, um an die andere Seite des Flusses, an der hinab der Weg weit besser sein sollte, zu kommen.

Hier zeigten sich aber schon die Folgen unserer Anstrengungen und Strapazen; der junge Matrose war weit kränker geworden, bekam geschwollene Füße und klagte über Schwäche im Körper und Fieber; wir andern waren alle ebenfalls mehr oder weniger angegriffen. Trotzdem mußte ich den armen Teufel, als er gegen Mittag gar nicht recht mehr fortkonnte, seines Gepäcks entledigen und ihn führen. So rückten wir doch wenigstens langsam vorwärts.

Am 23. November erreichten wir Sutters-Farm, den ersten wirklichen angebauten und landwirthschaftlich aussehenden Ort, der mir bis dahin in ganz Californien vorgekommen. Wir fanden dort einen zweckmäßig ummauerten und mit Wirthschaftsgebäuden reichlich versehenen Raum und ordentliches Ackergeräth, und überhaupt herrschte in dem ganzen Wesen dort eine gewisse europäische Reinlichkeit, die mir ungemein wohl that. Gern hätte ich Capitain Sutter, für den ich von einem Jugendfreunde eine Kiste mit Büchern von Deutschland gebracht, selbst gesprochen, wußte aber, daß er sich nur selten hier aufhielt, und durfte kaum hoffen, ihn zu finden; desto größer war aber meine Freude, als ich von einem dort arbeitenden Deutschen hörte, er sei gerade zufällig anwesend, werde aber denselben Nachmittag schon wieder fortreiten. Allerdings sah ich schauerlich aus, nach der vorgestrigen Wasserpartie kaum getrocknet, dabei vom Staube des letzten Marsches bedeckt, selbst die Kleider hier und da zerrissen — doch was that's, die Leute hier sind auch gewohnt, Menschen aus den Minen, wenn auch vielleicht nicht in schlimmerm, doch in ähnlichem Zustande zurückkehren zu sehen, und Capitain Sutter empfing mich ebenfalls auf das freundlichste. Leider konnte ich seine Gesellschaft nur sehr kurze Zeit genießen, denn wir mußten mit unserm Kranken so rasch als möglich vorwärts, daß er uns nicht etwa schlimmer würde und ganz liegen blieb, wo wir ihn in der That hätten tragen müssen. Da ich des Capitains gastfreie Einladung also nicht annehmen konnte, belud er uns förmlich mit Provisionen für den Weitermarsch und sagte mir, daß er bald selbst nach San-Francisco kommen werde, wo ich ihn wieder aufsuchen möge.

Unter der Zeit war auch ein zweiter von unsern Leuten in Sutter's Hofe selbst ohnmächtig geworden, erholte sich aber bald wieder und wir brachen endlich, etwa 2 Uhr Nachmittags, auf, als wir glücklicherweise, denn mit dem Kranken konnten wir kaum Schritt für Schritt weiter, von einem Karren überholt wurden, der einem Deutschen gehörte und leer bis zu dem kleinen Städtchen Vernon hinunterfuhr. Dort setzten wir den armen Teufel von Matrosen auf und rückten unserm Ziele so rascher als das sonst möglich gewesen wäre, entgegen.

In Vernon war ein dritter wegesmüde oder ebenfalls unwohl geworden, und diesen und den Kranken packten wir jetzt in ein gerade dort für Sacramento-City liegendes kleines Boot, wofür wir beinahe wieder unsere letzten zehn Dollars — es blieben uns noch etwa drei übrig — ausgaben, und während das Boot noch an demselben Nachmittag in der Stadt anlangte, erreichten wir dieselbe noch einmal, aber jetzt bei trockenem Wetter am Sacramento lagernd, am nächsten Tage (26. November).

Welch ein verschiedenes Bild bot aber Sacramento gegen die Zeit dar, wo wir zum letzten mal dort gewesen! Damals herrschte das regste lebendigste Treiben; aus einer Menge von dort liegenden Schoonern wurde ausgeladen, Wagen und Karren überholten und begegneten sich — die Leute selbst auf der Straße liefen und drängten aneinander vorbei, wechselten in übergroßer Geschäftigkeit rasch einige Worte miteinander und eilten dann so schnell sie konnten ihren verschiedenen Zielen zu. Wo sich ein müßiger Mensch sehen ließ, wurde er von zehn Personen gefragt, ob er Arbeit verlange und welches Geschäft er treibe. Jeder, mit dem man sprach, hatte eine eigene Speculation im Kopfe und suchte Hülfe an Geld- oder Menschenkräften, sie ins Werk zu setzen.

Und jetzt? Welch ein trauriger Unterschied! Am Landungsplatze lag allerdings noch dieselbe Anzahl von Fahrzeugen vielleicht wie damals, aber Niemand schien an Bord zu sein, oder wenn sich je ein lebendes Wesen darauf regte, so war es der Koch, der lässig in der Cambuse seine monotone Arbeit verrichtete, oder der Capitain des Schooners, der schläfrig den Kopf aus der Luke steckte, nach dem Wetter sah und dann in seine Kajüte wieder untertauchte. Kein Wagen, kein Karren ließ sich am Landungsplatze sehen, und die Menschen, die dort auf- und abschlenderten, schienen wirklich kaum zu wissen, wie sie den lieben langen Tag todtschlagen sollten. Nur wenn, was ungemein selten und die Woche kaum zweimal geschah, ein neuer Schooner mit Provisionen ankam, dann eilten wol immer, wie in alter Zeit, zehn oder zwanzig Menschen rasch an Bord — sie warteten kaum bis die Planken ausgeschoben waren, aber — sie kehrten bald darauf, weit langsamer als sie gegangen, zurück: es gab keine Arbeit an Bord für sie, denn der Capitain hatte schon unterwegs seinen wenigen Passagieren versprechen müssen, ihnen diese Arbeit in Sacramento-City zukommen zu lassen. Überall waren Auctionen, und Waaren wurden zu wirklichen Spottpreisen verkauft. Besonders sah ich einmal einem Verkaufe von Waffen mit zu, wo recht gute Terzerole das Paar zu 1½ Dollar losgeschlagen wurden. Büchsen, und zwar recht gut aussehende ame-

Digitized by Google

rikanische Rifles, waren nichts Seltenes zu drei und vier Dollars das Stück. Die Aussichten für uns schienen ungemein schlecht.

Unsern Kranken fanden wir indessen — nicht gerade in besserm Zustande, denn das Zahnfleisch war ihm jetzt auch geschwollen und Anzeichen von Skorbut waren kaum zu verkennen — in einem deutschen Kost- oder Boardinghaus. Der Wirth schien ihn aber dort nicht gern behalten zu wollen, und wir mußten ihn, auch noch zu dem guten Gelde, das er dafür bekam, ordentlich bitten, den armen Teufel nicht hinauszustoßen. Der Preis für Kost und Wohnung für jeden Tag — und da schlief man noch in seinen eigenen Decken auf der Erde — war 3½ Dollars, die Mahlzeit 1¼ Dollar im Einzelnen, und einfach genug dazu.

(Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Unter den neuesten Erfindungen ist es die des elektrischen Telegraphen, welche ebensowol wegen der überraschenden als nützlichen Seite ihrer Resultate der Gegenstand der allgemeinsten und größten Bewunderung geworden. Sollte man nun glauben, daß die Grundidee dieses Phänomens des 19. Jahrhunderts schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt war? Das „Athenäum" theilt folgende Stelle aus dem bereits im Jahr 1661 gedruckten Werke von Glanvill: „Vanity of dogmatizing", mit, wo nämlich der Verfasser, indem er sich bestrebt, darzuthun, daß auch das scheinbar Unmögliche dem menschlichen Geiste und seinem Erfindungsvermögen kein „Bis hierher und nicht weiter" zurufen könne, sagt: „Noch ein Beispiel einer als völlig unmöglich scheinenden Sache, die aber gleichwol in das Gebiet der Möglichkeit versetzt werden könnte, ist die gegenseitige Besprechung in der Entfernung. Wir finden in den Erscheinungen der Naturwerke, die uns die Wahrscheinlichkeit geben, daß das so sonderbar Scheinende, daß zwei Freunde sich in sehr großen Entfernungen durch gleichzeitig gegenseitigen Verkehr besprechen, leicht möglich und ohne alle Verbindung mit überirdischen Geistern ausführbar ist. Bedeutende Autoritäten behaupten nämlich, daß ein paar Nadeln, die gleichmäßig mit demselben Magnet bestrichen, in zwei vollkommen gleiche Zifferblätter gesetzt und mit den Buchstaben des Alphabets umschrieben werden, dieses Außerordentliche zu bewirken im Stande sind. Die Art und Weise ist folgende: Jeder der beiden Freunde, die sich in der Entfernung ihre gegenseitigen Mittheilungen machen wollen, nimmt ein solches Zifferblatt. Wenn nun der Eine seine imprägnirte Nadel nach irgend einem Buchstaben des Alphabets bewegt, so wird ihr ihre Gefährtin folgen. Nachdem nun Beide eine Zeit für ihre sympathetische Besprechung festgesetzt, bewegt der Eine seine Nadel in regelmäßiger Ordnung nach denjenigen Buchstaben, welche seine Gedanken ausdrücken, und der Andere, dem seine Nadel sodann dieselben Buchstaben auf seinem Zifferblatte zeigt, braucht sich diese nur in gehöriger Aufeinanderfolge abzuschreiben, um gewiß zu sein, daß die Worte, die sodann auf seinem Papiere stehen, von seinem Freunde dictirt sind. Ist es nun wahr, daß bei dieser Erfindung der Übelstand obzuwalten scheint, daß diese imprägnirten Nadeln sich nicht einander zu-, sondern voneinander abneigen müßten, so hat doch Dies auf den Zweck der Sache keinen hindernden Einfluß. Man hätte dann nur das Entgegengesetzte von Dem zu lesen, was der sympathisirte Zeiger angibt; man hätte nämlich dann nur immer jenen Buchstaben aufzuzeichnen, welcher von dem Punkte des alphabetischen Kreises, nach dem sich die Nadel wendet, am entferntesten ist und die Wirkung bliebe dieselbe. Wenn auch dieser günstige Erfolg noch nicht vollkommen befriedigend ist, so ist er doch ein Fingerzeig, daß später, wenn die Wissenschaft von dem Magnetismus reifer und ausgebildeter sein wird, durch die magnetische Wirksamkeit, wenn auch anderer Art, zu diesem Zwecke Versuche mit Glück gemacht werden können, und es ist wahrscheinlich, daß sodann die jetzige Erfindung in ihrer Ausführung vervollkommnet werden wird."

Bärenklau.



Die unter diesem Namen bekannte Pflanze hat ihre Benennung von der Ähnlichkeit, welche ihre großen, weichen, wolligen, tiefeingeschnittenen, gleich unten von der Wurzel beginnenden Blätter mit dem Fuße eines Bären haben, insofern sie, wie schon unsere Abbildung zeigt, eine ansehnliche Größe erreichen. Wenigstens fehlt es ihnen häufig nicht an Länge und Breite, in solcher Art ihren Namen zu rechtfertigen und einer Bärentatze ähnlich zu sehen. In der Apotheke dienen sie, um zu schleimigen Getränken bei heftigem, trocknem Husten mit Süßholz und Fenchel oder Anis vermischt verwendet zu werden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 389.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [15. Juni 1850.

Christoph Schmid.



Zahlreichen Lesern dieser Blätter wird, noch aus den frühern Jahren der Kindheit und Jugend her, der Mann nicht unbekannt sein, dessen Portrait hier eingereiht erscheint. Unter den Schriftstellern für die Kinderwelt hat sich Christoph Schmid einen weitverbreiteten Ruf erworben und einzelne seiner anziehenden Erzählungen, z. B. „Die Ostereier", „Genoveva" u. s. w. sind in mehre europäische Sprachen übersetzt worden. Seine sämmtlichen Schriften, auch in französischer Übersetzung herausgegeben, sind ein wahrer Hausschatz für alle Familien, welche ihren Kindern eine unterhaltende und nützliche Lecture bieten wollen.

Geboren zu Dinkelsbühl am 15. August 1768, vollendete Schmid seine Studien in der katholischen Theologie unter dem trefflichen Bischof Sailer. Sein erstes Amt verwaltete er als Schullehrer in dem Marktflecken Thannhausen, etwa acht Stunden von Augsburg; im Jahre 1816 ging er als Pfarrer nach Stadion und ward, nachdem er wiederholte Rufe zu Professuren entschieden abgelehnt hatte, 1824 zum Domcapitular in

Digitized by Google

Augsburg ernannt. Daselbst wohnt er noch immer, ein heiterer 81jähriger Greis, wegen seines edlen, einfachen, wohlwollenden Charakters von Jung und Alt geachtet und geliebt.

Der Alpenjäger.

(Beschluß.)

Jede einzelne dieser Mittheilungen machte es mir immer unbegreiflicher, wie es möglich ist, solch ein Geschöpf zu überraschen und zu erlegen. Indessen die Berichte, welche ich hinsichtlich der Gemsenjagd empfing, überzeugten mich aufs neue, daß der Mensch bei schwächern Organen dennoch durch die Kraft seines Geistes eine Übermacht besitzt, derzufolge sich kein Thier seiner Herrschaft entziehen oder seinen Waffen entfliehen kann.

Der Gemsenjäger ist mit der Morgendämmerung auf dem Berge. In Gesellschaft von einem oder zweien seiner Kameraden hat er sich den Abend zuvor bereits auf den Weg begeben. Eine Heuscheuer auf den Alpen ist ihr Nachtquartier gewesen. Sobald sie dort oben sind, sehen sie sich nach einem Lauerplatz (Luegi) um, von dem man hinter ein paar Steinen oder mittels einer Spalte im Felsen das Terrain übersehen kann, wo man einen Rudel Gemsen vermuthet. Nach dem Luegi kriecht ein Jäger auf Händen und Füßen hin und läßt nicht nur seine Büchse und seine weitere Ausrüstung, sondern auch seinen Hut bei seinen Kameraden zurück. Ist er dort angekommen, so hält er so leise als möglich sein Fernglas vor die Augen. Das Auge wird nach allen Seiten gewendet; es schwebt über den Umkreis einer Stunde umher; die kleinsten Gegenstände entgehen ihm nicht, sondern die geringsten Bewegungen werden von dem Jäger wahrgenommen, der im Bemerken und Unterscheiden ungemein geübt ist. Entdeckt der Jäger Gemsen, so benachrichtigt er seine Kameraden davon durch Zeichen, die er mit der Hand hinter seinem Rücken macht. Diese Zeichensprache ist so bestimmt, daß der Jäger durch dieselbe nicht nur ausdrückt, wie viele Gemsen er bemerkt, sondern auch wo er dieselben sieht. Nachdem er also die Gemsen erkannt hat, schlüpft er auf dieselbe Weise wieder zu seinen Kameraden zurück. Sie überlegen nun miteinander, wie der Angriff einzurichten ist. Bei dieser Berathschlagung kommt es besonders auf das Terrain an. Der Jäger muß die Größe der Gebirgsgegend kennen; es muß ihm nicht unbekannt sein, ob dieselbe nur einen Ausgang (Wechsel) oder Ausgänge habe, durch welche der Rudel entfliehen könnte. Hierzu kommt noch ein zweiter Untersuchungspunkt. Dieses ist der Wind. Befindet sich der Jäger in dem Luftstrome, der nach der Gegend, wo die Gemsen sich aufhalten, hinfließt, dann bemerken diese Thiere durch ihren scharfen Geruch sogleich die Nähe der Menschen und begeben sich, während jene sich noch in weiter Ferne befinden, bereits auf die Flucht.

Die Jagd ist mit den größten Beschwerden verbunden, wenn das Gebirge mehre Ausgänge hat. Es kommt dann darauf an, dem Rudel auf allerlei Umwegen bis in die Entfernung eines Schusses nahezukommen, ohne von den bedrohten Thieren bemerkt zu werden. Dieser Auftrag wird dem am sichersten schießenden Jäger ertheilt. Sowie früher nach dem Luegi, muß er jetzt, wo der Boden eben ist, über denselben hinkriechen. Dies ist übrigens viel mühsamer, weil er jetzt mit seiner Kugelbüchse beladen ist, die er bei der Ausforschung des Standes der Thiere zurückließ. Sein Auge ist beständig auf die Heerde gerichtet. Sieht er, daß die Fahrgeiß Unrath gemerkt hat oder daß die andern Gemsen, welche grasen, aufsehen, dann bleibt der Jäger eine Zeitlang still auf dem Boden liegen, bis die Thiere wieder ruhig geworden sind. Indessen liegt noch zwischen dem Jäger, der dort heranschleicht, und zwischen dem Rudel ein Schneefeld; seine Kleidung, welche die graue Farbe der Felsen hat, wird ihn, besonders bei der fortkriechenden Bewegung über den weißen Boden hin, verrathen. Um diesem zuvorzukommen, zieht er ein weißes Hemd über seine Kleider an und nimmt so die weiße Farbe des Gletschers an. Allein er stößt auch noch auf andere Hindernisse. Der Boden ist uneben, Steine ragen mit ihren spitzigen Enden daraus hervor. Hier und dort befinden sich freilich Felsenstücke, hinter denen er entlang schleichen kann; allein die Gemsen werden den Tritt seiner schweren Schuhe hören. Er zieht deshalb seine Schuhe aus und nähert sich ihnen mit bloßen Füßen. Nachdem er mehrmals wie ein Todter stillegelegen ist oder in der ungemächlichsten Stellung des Körpers kürzere oder längere Zeit unbeweglich stehen mußte, kann er endlich die Krümmung von den Hörnern der Gemse unterscheiden. Dies dient ihm zum Zeichen, daß die Entfernung zwischen ihm und dem Rudel nicht mehr als 200—250 Schritte betragen kann. Indessen kann jetzt noch die Gemse allein durch das Anlegen der Büchse erschreckt werden, und erschrickt sie, so ist ihre Flucht schnell wie der Wind. Darum muß der Jäger etwas aufsuchen, um sich dahinter zu verbergen und so anlegen zu können, daß keine Gemse es merkt und er dagegen seines Schusses sicher sein kann. Er hält sich für glücklich, wenn ein Felsen ihn deckt. Allein jetzt muß er, um die Büchse in die gerade Richtung mit der Gemse zu bringen, den Kopf an das Gewehr legen. Häufig merken die Gemsen an der letztern Bewegung die ihnen drohende Gefahr und der Jäger sieht sich nahe am Ende seiner erstaunlichen Mühseligkeiten getäuscht. Dann muß er die Gemsen, welche nach höhern Gegenden fliehen, verfolgen; dort muß er aufs neue den Thieren sich zu nähern suchen und dies so oft wiederholen, bis es ihm endlich gelingt, ohne bemerkt zu werden, anlegen zu können. Glückt ihm dieses, dann hat er blos zu wählen, welches Thier aus dem Rudel er zu dem seinigen machen will. Fehlt der Gemsenjäger doch beinahe niemals! Mit seinem Schusse fällt auch die Gemse, welche fallen sollte. Allein in demselben Augenblicke, wenn die Andern die Luft des Schießpulvers riechen oder den Jäger erblicken, sind sie auch verschwunden.

Nicht in allen Fällen ist die Gemsenjagd mit so vielen Beschwerden verbunden, denn wenn diese Thiere auf einem Terrain überrascht werden, von welchem nur ein Ausgang stattfindet, so ist es hinreichend, diesen Ausgang zu besetzen. Während einer von den Jägern den Rudel aufjagt, erwarten die beiden Andern denselben, wenn er durch den Bergpaß entfliehen will. Das tödtliche Blei saust, und während diejenigen aus dem Rudel, auf welche es gerichtet war, niederstürzen, fliehen die Andern dahin zurück, von wo sie gekommen sind. Hier werden sie inzwischen ein andermal wieder erschreckt, daß sie einen Menschen erblicken, und sie flüchten wieder zurück, um den Durchzug zu versuchen. Es fallen abermals Opfer, zuletzt aber gerathen die noch Übriggebliebenen des Rudels, welcher mit einer allgemeinen Vernichtung bedroht wird, in eine Art von

Digitized by Google

Verzweiflung. Auf die Büchse zufliegend, rennen sie auf den Jäger los. Die Gemse, welche sonst vor dem Rieseln eines Blattes erbebt, ist dann plötzlich einem reißenden Thiere gleichgeworden. Es scheint, als ob sie dann erst das Bewußtsein bekommt, daß sie Hörner hat. Wenn der Jäger sie so sieht, dann tritt derselbe zur Seite. Ist kein Raum da, um auszuweichen, dann legt er sich platt auf den Boden nieder, um die Fliehenden über sich hin frei abziehen zu lassen. Er thut dies nicht allein aus Furcht vor dem Aeußersten, wozu die Gemse im Stande ist; nein, es ist dies auch die Furcht vor den Berggeistern, die nach dem Volksglauben die Gemsen lieben und, wenn es auf die Vernichtung derselben angesehen ist, sie gegen den grausamen Menschen beschützen.

Der schwierigen Jagd entspricht auch die Ausrüstung des Gemsenjägers vollkommen. Seine Büchse ist eine scharf gezogene und mit einem Schneller versehen. Sein Alpenstock hat Haken von echtem Stahl an seinem obern Ende. Überdies trägt er einen Hammer mit einer scharfen Spitze, um in den Felsen oder in die Eiswand Löcher zu schlagen; auch hat er Fußeisen, welche er an die Schuhe befestigen kann. Um an einem steilen Felsen hinanzuklimmen, haut er Löcher in den Felsen; er hält sie für groß genug, wenn dieselben so geräumig sind, daß er seine Zehen in sie hineinsetzen kann. Den Haken seines Alpenstocks schlägt er hinter Gesträuch oder in Spalten, und so hilft er sich hinauf. Um herunterzukommen, weiß er mit einer wunderbaren Fertigkeit den Alpenstock zu gebrauchen, und unbegreiflich ist die Schnelligkeit, mit welcher derselbe herunterkommen kann. Auf seinen Alpenstock gelehnt, springt er über Gletscherspalten und Abgründe. Mit einem Worte, er scheint sich nach der Gemse zu bilden; seine Absicht scheint es zu sein, seinen menschlichen Gliedern alle jene Kraft und Behendigkeit zu verschaffen, welche diesem Thiere von der Natur verliehen worden ist. Aber während die Gemsen durch des Jägers Büchse fallen, wird er selbst häufig das Opfer seines Berufs. Es kommt nicht selten vor, daß der Gemsenjäger in den Nebeln, welche die Alpen umhüllen, sich verirrt; daß er in den Spalten der Gletscher versinkt, die mit einem trügerischen Schneekleide bedeckt sind. Hitzig in dem Aufsuchen oder Verfolgen der Gemse, fährt der Gemsenjäger fort, von Felsen zu Felsen zu klettern, ohne daran zu denken, wie er zurückkommen soll. Dort steht er dann häufig an dem höchsten Punkte eines Bergabhanges, welcher beinahe ganz steil ist und an welchem er nun heruntermuß. Die Lebensgefahr ist von großer Mühe begleitet, und weder das Eine noch das Andere wiegen die pecuniairen Vortheile keineswegs auf, ja sie vergüten dieselben beiweitem nicht.

Indessen Dasjenige, welches der Alpenjäger besonders gegen alle jene Täuschungen, Mühseligkeiten und Gefahren in die Wagschale legt, das ist der Genuß der Gemsenjagd selbst. Er empfindet eine wahre Wollust, während er dort auf den Alpen umherschwärmt, monatelang in der Mitte von majestätischen Schauspielen einer beinahe beständigen Natur verkehrt und hoch über den veränderlichen Erscheinungen einer niedrigern Welt die frische Lebensluft der Alpen einathmet. Er empfindet vollauf das Gefühl von eigener Kraft, wenn er dort den Schrecken einer wilden Natur trotzt und ohne Furcht und Zittern in Gegenden herumwandelt, bis zu welchen kein anderes menschliches Wesen sich erheben darf; ja ein schmeichelndes Selbstvertrauen hebt seine Brust höher. Besonders ist es ein schöner Augenblick, wenn der Adler überrascht, der Geier getroffen oder die Gemse gefallen ist. Mit der durchbohrten Gemse zu seinen Fußen setzt er sich nieder, und es ist ein Göttertrunk, den er sich aus dem warmen Blute der Gemse bereitet, in welches er ein paar Pfefferkörner streut. Die Selbstzufriedenheit liegt auf seinem Antlitze ausgedrückt, wenn er mit reicher Beute beladen von den Bergen heruntersteigt. Die Seinigen sind erfreut, Den wiederzusehen, auf dessen Zurückkunft sie häufig schon tagelang mit Besorgniß warteten. Dann schließt sich ein Kreis von Neugierigen und Parteinehmenden um ihn herum. In demselben erzählt er seine abenteuerlichen Erlebnisse, dann mißt er seine Heldenthaten aus. Die Bewunderung der Menge ist kein geringer Lohn; sie erhöht sein Glück nicht wenig. Die Gemsenjagd, welche vorall kräftige Gemüther anlockt, fesselt dieselben auch mit starken Banden an sich. Sie erweckt Gefühle, die in solchen Menschen schlummern, ja der Alpenjäger wird allmälig ein anderer Mensch als die Thalbewohner. Der Ernst verbreitet sich auf seinem Gesicht, es wird ihm eine Neigung zum Düstern und Schwermüthigen eigen, seine Phantasie wird aufgeklärt und durch die großartigen Schauspiele erhöht, welche die einzigen Gegenstände bilden, welche sie nähren. Ein eigenthümlich poetisches Colorit theilt sich dem echten Alpenjäger mit.

Diejenigen, welche ihn antreiben, seinen gefährlichen Beruf mit einem sichern Geschäft, das größern Gewinn darbietet, zu vertauschen, begreifen ihn durchaus nicht. Ein Alpenjäger sagte einst zu Saussure: „Mein Großvater ist auf der Jagd umgekommen und mein Vater von derselben nicht zurückgekehrt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß auch ich mein Leben auf der Jagd verliere und daß meine Waidtasche mein Sterbekleid sein wird. Aber wenn Sie mir Reichthümer böten unter der Bedingung, daß ich die Jagd aufgeben sollte, so würde ich, ohne mich zu fragen, Ihre Anerbietung von der Hand weisen."

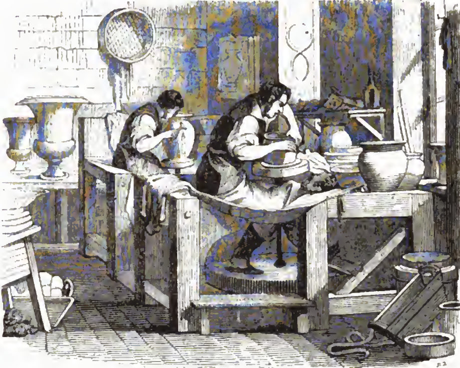
Die Porzellanfabrikation.

Bevor aus der weißen oder gelblichen Thonerde, die in mehren Gegenden Sachsens gefunden wird, die vom Steingut leicht zu unterscheidende, nach dem Brennen halbdurchsichtige, auf dem Bruche glasige Porzellanmasse entsteht, die am Stahl Funken gibt und beim An- und Zerschlagen glockenartig klingt, muß sie unter verschiedenen Manipulationen viele male durch die Hände der Arbeiter gehen. Nur Einiges davon finden wir hier dargestellt.

Unser erstes Bild zeigt zwei Arbeiter in ihrer vollen Thätigkeit. Beide sitzen auf der Drehscheibe, die sie mit dem Fuße in steter, rascher, kreisförmiger Bewegung erhalten. Aus einem auf die Drehscheibe aufgelegten Stück Thon erwachsen durch Hülfe der Hände, der Finger und Ballen die Gefäße, und der Arbeiter links, der die Zeichnung zu der zu verfertigenden Vase an der Wand vor sich hängen hat, polirt noch die letzten Unebenheiten mit einem Hölzchen ab, oder macht mit Hülfe eines solchen, das oft schablonenmäßig ausgeschnitten ist, ringförmige Einschnitte oder Ränder. An der Wand hängt ein runder Cirkel, um die Weite der runden Gefäße abzumessen. Auf dem Tische aber steht eine Schüssel mit flüssiger Porzellanerde — dem sogenannten Töpferbrei —, durch welche der Arbeiter

Digitized by Google

das gedrehte Gefäß stets schlüpfrig erhält. Zuletzt nimmt er ein feuchtes Schwämmchen und gibt damit den fertigen Gefäßen, indem er darüber hinfährt, die Politur. Sind sie dann windtrocken, so werden sie mit einem Drahte von der Scheibe heruntergeschnitten. Bei Tellern, Schüsseln wird auf die Drehscheibe eine Form, welche die innere Gestalt eines Tellers u. s. w. hat, gelegt, darauf eine Scheibe dünnen Thons gelegt, und



dieser nun durch eine darauf gehaltene eiserne Schablone die bestimmte Gestalt gegeben. Natürlich können auf dieser Drehscheibe nur die regelrecht runden Gegenstände gefertigt werden.

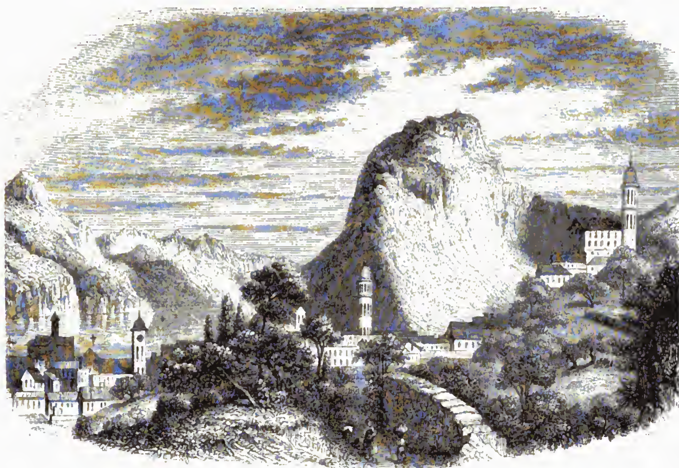
Das andere Bild zeigt uns die Verfertigung von verzierten Gefäßen, von Henkeln u. dgl. Wollte man diese Figuren, Arabesken und Verzierungen mit der Hand frei ausarbeiten, so würde das zu viel Zeit kosten; man verfertigt also in Gips Formen, eine Art von Torten- oder Kuchenformen. Beide Arbeiter links haben solche vor sich und formen eben die innere tiefe Seite einer Schüssel ab. Der Mann rechts walzt zu diesem Zwecke wie mit einer Kuchenrolle den Porzellanteig in dünne Kuchen oder Blätter, und wir sehen, wie der mittlere Arbeiter eben ein solches Blatt von Teig auf die aus Gips gefertigte Form auflegt. Die Aufgabe ist nun, die dünne Thonschicht mit den Händen von allen Seiten gehörig auf die erhabene Form aufzudrücken, auf welcher die Figuren, welche an die innere Seite der Schüssel kommen sollen, sich befinden. (Eine solche lehnt auch links in der Ecke.) Ist dies geschehen, so ist das Ganze glatt zu streichen und eine, wie die links am Tischbeine liegende tiefe Form (in welcher die Figuren, welche auf die äußere Seite der



Digitized by Google

Schüssel kommen, sich befinden) auf die halbrunde Form, mit welcher er sich eben jetzt beschäftigt, fest darauf zu setzen, damit die dazwischenliegende Teigschicht auf beiden Seiten die gewünschten Verzierungen erhalte. Ist der Teig dann trocken, so wird die äußere tiefe Form wieder abgenommen, die fertige Schüssel aber von der andern erhabenen Form abgehoben. Diese Formen stehen ebenfalls auf einer drehbaren Scheibe, und wir sehen den Arbeiter links eben beschäftigt, mit einem Schwamme in der rechten Hand die mit der linken gedrehte Form, auf welcher der Teig schon festgedrückt ist, abglätten, um dann entweder wie der Andere eine tiefe Form aufzusetzen, oder im Fall die Rückseite der Schüssel glatt bleiben soll, sie durch Glättung der Außenseite fertig zu machen. Mehre ähnliche solche Formen liegen zusammengefügt auf der Erde. Kleinere Verzierungen, wie Henkel an die Tassen, werden ebenfalls in solche Gipsformen, welche aus zwei Hälften bestehen, gedrückt und dann herausgehoben. Der dritte Arbeiter hat auf dem Teller vor sich mehre solcher Tassenhenkel liegen und ist eben beschäftigt, die zweite größere Handhabe an einer Fruchtvase zu befestigen. Die Stücke ebenso wie die Stellen, wo sie angesetzt werden sollen, werden dabei etwas rauh gekratzt, beides aber durch einen Pinsel mit flüssigem Töpferbrei angefeuchtet, aneinandergefügt und das Überflüssige später abgeputzt.

Die Stadt Lugano am Luganer See im Canton Tessin.



Reise um die Erde.

(Beschluß.)

Hier nun theilte sich unsere Gesellschaft, die beiden Brüder aus Berlin accordirten mit dem Capitain des nach San-Francisco abgehenden Dampfschiffs ihre Passage dort an Ort und Stelle, wo sie Bekannte und Freunde und auch wol noch Waaren hatten, zu bezahlen. Unser kleiner Apotheker lief in der ganzen Stadt umher und suchte irgend eine Beschäftigung, und Hühne und ich thaten das Gleiche, den Kranken sowol in Kost und Logis zu halten als auch die wenigen Dollars, die während seines kurzen Aufenthalts dort aufgelaufen waren, zu zahlen. Wir selbst hatten dabei ebenfalls ein paarmal am Wirthstische mitgegessen, um wenigstens einen Tag einmal wieder etwas Anderes als Speck und Mehl in den Magen zu bekommen, das kostete aber eine Masse Geld, die erst wieder verdient werden wollte.

Doch wie? Umsonst liefen wir von Scheuer zu Scheuer, erkundigten uns überall, wo nur die Möglichkeit schien, daß Leute Arbeit, welche es auch sei, brauchten, gingen selbst nach dem benachbarten kleinen Städtchen Suttersville hinunter — umsonst.

Arbeit mußten wir aber haben, und was ein Mensch recht ernstlich will, kann er auch. Von Suttersville zurückkehrend, kamen wir am Ufer des Sacramento herauf durch das Holz und fanden dort viele Holzschläger. Einzelne Leute engagirten diese, für sie Klafterholz zu schlagen, welches sie dann wieder in die Stadt führten und verkauften. Der Preis für die „Cord" (acht Fuß lang, vier Fuß tief und vier Fuß hoch) war sieben Dollars, die Fuhre nach der etwa eine englische Meile entfernten Stadt betrug wieder ungefähr acht Dollars, sodaß die Klafter in der Stadt ungefähr 16—17 Dollars kostet. Die Amerikaner wollten aber auch nicht gern Leute direct annehmen, Holz zu schlagen, da ihnen das Land, auf welchem das Holz stand, gar nicht gehörte, soviel erfuhren wir aber, daß wir das einmal geschlagene jedenfalls leicht verkaufen könnten, und am 29. November gingen wir endlich rüstig dran (ich mußte aber vorher mein Gewehr versetzen, um eine Axt zu kaufen, da wir eine zweite im Anfange borgen konnten), und wenn es auch nicht gleich so recht fördern wollte, denn die Glieder waren durch den Marsch und die schlechte Nahrung geschwächt, wie der harten Arbeit noch nicht gewohnt, so richteten wir uns doch nach und nach wenigstens so wieder ein, daß wir anfingen zu verdienen, anstatt täglich mehr in Schulden zu gerathen.

Wer aber waren die Eigenthümer des Landes, auf welchem das Holz geschlagen wurde? Niemand wußte das genau, und jeder suchte indeß den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen. Allerdings gab es einige Leute in Sacramento, die behaupteten, ein Recht auf das Land zu haben, und im Holz sogar gedruckte Zettel an die Bäume heften ließen, in denen die Holzschläger vor den Folgen gewarnt und ihnen schwere Ahndung angekündigt wurde; diese Zettel rissen aber die Holzschläger nicht ab, sondern fällten nur einfach die Bäume und ließen dann das Stück, an dem sie saßen, zum Hohn oben auf ihrer Klafter liegen. Überall ließen sich dabei sogenannte Squatters im Walde nieder und gedachten nun auch, dem amerikanischen Vorkaufsrechte nach, ein Anrecht auf den Boden selbst zu beanspruchen.

Eben diese Squatters waren aber auch zu gleicher Zeit thätig, ihre Ansprüche in anderer Art geltendzumachen; nicht allein auf das Holz, sondern selbst auf die Stadt wollten sie diese nämlich ausdehnen. Zu diesem Zwecke wurde eine Versammlung der Squatters gegen die unrechtmäßigen Ansprüche der Landeigenthümer ebenfalls durch Anschlagzettel ausgeschrieben, und an dem benannten Abend fanden sich am Ufer des Sacramento, dem City-Hotel gegenüber, um eine errichtete und mit der amerikanischen Flagge geschmückte Tribune und ein fabelhaftes wol zehn Fuß aufloderndes Lagerfeuer, eine Masse Menschen zusammen, die unter Jubel und Hurrahschreien den Beschluß faßten, die Ansprüche Sutter's und anderer Landholders seien ungerecht und nichtig, jeder Bürger der Vereinigten Staaten habe als Squatter das Recht sich niederzulassen wo er wolle, und Anspruch auf 160 Acker, und sie seien nicht gesonnen, sich hierin auch nur das mindeste verkümmern zu lassen. Allerdings traten dagegen Einige zu Gunsten der Landeigenthümer auf und ermahnten die Leute, die Gesetze abzuwarten, die jetzt in den Vereinigten Staaten berathen und ihre ganzen Verhältnisse ordnen würden, die Squatters waren aber in zu großer Mehrzahl da, wollten auf keine Vernunft hören und führten ihre Beschlüsse — natürlich nur in der Versammlung — endlich durch.

Dem zu begegnen, hielten die Landeigenthümer hiernach eine Gegenversammlung in einem der unten am Wasser gelegenen Hotels, die Squatters als freie und unabhängige Bürger drängten sich aber hier hinein und wußten sich durch Lärmen und Toben, wenn gegen ihre Ansichten gesprochen wurde, ihr Recht auch hier zu sichern. Hiernach kam wieder eine Squatter-Versammlung, und fast allnächtig schallte das nur durch donnernde Philippiken unterbrochene Hurrah von einigen Hundert Menschen durch die stillen Straßen der Stadt.

Mitten dazwischen erschien jedoch ein Anschlag des Capitain Sutter durch seine Agenten in Sacramento-City, Brannan und Comp., worin diese jeden Squatter in Sacramento-City vor unbefugter Niederlassung warnten, da Capitain Sutter selbst als erster Squatter dort Anspruch auf seine 160 Acker mache und hiermit erkläre, daß das Land zwischen gewissen bezeichneten Straßen sein Eigenthum sei, und alle Die, welche sich darauf unbefugt niederließen, schwere Taxen dafür würden zu bezahlen haben. Ich weiß nicht, wie die Verhandlungen später wurden, da ich mich nicht lange genug in Sacramento-City aufhielt; soviel aber ist gewiß, daß die Landeigenthümer, die ein gutes Recht auf das von ihnen beanspruchte Land haben, auch nichts für dasselbe fürchten dürfen, denn die Gesetze der Vereinigten Staaten sind, einmal in Kraft, stark genug, sich Geltung zu verschaffen.

Während wir aber im Walde Holz schlugen, war es auch nöthig, daß wir ein Unterkommen für die Nacht und Schutz gegen den Regen hatten; ebenfalls schien es wünschenswerth, uns das gleich an Ort und Stelle, wo wir arbeiteten, zu verschaffen, damit wir nicht so viele Zeit mit Hin- und Wiedergehen versäumten, als auch beim Selbstankauf von Provisionen billiger leben konnten. Ein Zelt waren wir aber nicht im Stande anzuschaffen, wir mußten also auf ein Surrogat dafür denken, und bauten uns deshalb nach dem Muster einer andern in der Nähe befindlichen eine Erdhütte auf folgende Art.

Wir gruben am etwas abhängigen Ufer des Sacramento nach der Landseite zu die Erde einige Fuß aus, daß wir hinten in der Hütte ein etwa dritthalb Fuß hohes Kamin behielten, dann stellten wir von rechts und links an eine durch Gabeln gestützte Stange andere Stangen dagegen, belegten diese mit Reisig und deckten das Ganze mit etwa sechs Zoll Erde. Über das Kamin setzten wir ein leeres Mehlfaß, vor den Eingang hingen wir ein geöltes Leintuch und hatten, so links und rechts im Innern unsere Decken auf wildem Thymian ausbreitend, ein herrliches, warmes und trockenes Quartier.

Unser Kranker hatte sich indeß durch Ruhe und bessere Kost merklich erholt, dennoch aber war mir sein Zustand bedenklich, und ich wünschte einen Doctor deshalb zu Rathe zu ziehen, die unmäßigen ärztlichen Honorare waren wir aber mit der mühseligen Holzarbeit gar nicht im Stande zu bezahlen, und natürlich suchten wir deshalb durch Hülfe unsers frühern Reisegefährten, des Apothekers, einen deutschen Arzt auf. Dieser fand einen gewissen Dr. Irmler — ich glaube gerade von Deutschland gekommen — und nahm den jungen Matrosen eines Morgens mit zu ihm hin; der

Digitized by Google

deutsche Doctor erklärte aber, ohne Bezahlung nichts für ihn thun zu können, wenn der Kranke aber, der eigentlich gar nicht so sehr krank sei, mit ihm arbeiten und ihm beim Bau eines aus Weiden geflochtenen Wohnhauses helfen wolle, so werde er ihm Medicin, die sonst vier Dollars koste, geben. „Übrigens", setzte der Herr Doctor hinzu, „muß er mir kommen, denn er geht sonst auf den Kirchhof!" Und das war ein Deutscher.

Ich versuchte jetzt einen amerikanischen Arzt, Dr. White, der auch das Hospital zu versehen hatte, aufzufinden, er war aber trotz mehrfachen Versuchen nirgend zu treffen, und ich schrieb ihm endlich einen Brief, mit dem ich den Apotheker bat, den Kranken hinzuführen. Ob sie damit hingegangen sind oder nicht, weiß ich nicht, soviel nur ist gewiß, der Kranke wollte zu keinem Doctor und sträubte sich gegen jeden derartigen Versuch, während sie mir sagten, sie wären dort gewesen und hätten den Doctor nicht finden können. Ich bat ihn vergebens, die Mühe des kurzen Weges nicht zu scheuen; er meinte zuletzt, es sei nutzlos, er befinde sich um Vieles besser und er werde den Arzt gar nicht mehr brauchen.

Bis zum 10. December hatten wir unsere Schulden gänzlich getilgt, den Kranken aber, der sich jetzt merklich besser fühlte, in das Zelt mehrer Bekannten gebracht, die mit auf der Reform übergekommen waren. Der Wirth erklärte nämlich, unter keiner Bedingung einen Kranken in seinem Kost- und Speisehause behalten zu wollen, da es ihm die übrigen Gäste verscheuche, und alle andern Wirthe — ebenfalls Deutsche — die ich frug, erwiderten Dasselbe. In dem Zelte dieser jungen Leute war Richard, der Matrose, allerdings gut aufgehoben, dennoch entbehrte er fast aller Bequemlichkeiten, die einem Kranken in seinem Zustande eigentlich gehörten; wir allein waren aber wahrlich nicht im Stande, mehr für ihn zu thun, und ich hoffte nur noch auf San-Francisco, ihn dort vielleicht in einem Hospital unterzubringen.

Unser kleiner Apotheker hatte indeß einen ganz eigenen Nahrungszweig begonnen; ich wußte, wie sehr die Amerikaner Süßigkeiten und besonders den candy lieben, und er, mit der Bereitung desselben wohlvertraut, ging rasch darauf ein. Schon nach wenigen Tagen hatte er, der bis dahin nicht gewußt, wo er die nächste Mahlzeit hernehmen solle, einige Dollars verdient, sich einen kleinen Zuckervorrath zu kaufen. In acht Tagen machte er, da ihm jede Concurrenz fehlte, schon wirklich ausgezeichnete Geschäfte, und verdiente mit seinem Handel wenigstens 200 Procent. Hühne, der selbst geschickt in der Bereitung mehrer derartigen Sachen war, etablirte sich endlich, als wir aufhörten, Holz zu hauen, mit ihm, und ich bin überzeugt, daß sie sich mit nur einigem Fleiß recht schönes Geld verdienen können.

Am 11. December fuhr ich mit dem zwischen Sacramento-City und San-Francisco laufenden Dampfschiffe nach dieser Stadt. Die Passage ist 25 Dollars, und ich verkaufte meine letzten Wasserstiefeln (die jetzt hier, beiläufig gesagt, neu bis zu drei Unzen kosten), sie bestreiten zu können. Nach Dunkelwerden langten wir vor den Schiffen an, mußten aber stürmischen Wetters wegen die Anker niederlassen. In dieser Nacht soll es furchtbar gestürmt haben, ja sogar Erdstöße verspürt sein; in der Stadt fielen wenigstens mehre Häuser ein, und vor der Einfahrt der Bai oder dem sogenannten goldenen Thor verunglückten mehre Schiffe, ich selbst aber habe nichts davon gemerkt; ich schlief, von den aufgeregten Wassern gewiegt, sanft in meine Decken gehüllt, und erwachte erst wieder, als es schon heller Tag und das Wetter wieder ruhiger geworden. Es regnete aber wieder.

Um 9 Uhr etwa legten wir bei der Stadt an und mußten uns durch Boote, die ebenfalls einen Dollar Fährlohn verlangten, ans Ufer setzen lassen. Aber wie hatte sich in der kurzen Zeit San-Francisco verändert! In den Wegen, durch die ich ging, hatte ich noch vor wenigen Wochen zerstreute Zelte und niedere Hütten verlassen, jetzt standen geregelte volle Straßen mit großen Holz- und Backsteingebäuden da, und ausgeputzte Läden nahmen die Plätze wildaufgespeicherter Waaren ein. Aber mit den Straßen selbst war auch eine desto traurigere Veränderung vorgegangen; wirklich bodenloser Schmuz füllte den ganzen Raum zwischen den Häuserreihen an, und ohne zu waten, konnte man wahrlich nicht von einer Wohnung zur andern gehen. Noth ist übrigens die Mutter der Erfindung, und das zeigte sich auch hier; Trottoirs von Steinen anzulegen würde zu enorme Summen gekostet haben, ja jetzt bei den grundlosen Straßen nicht einmal möglich gewesen sein. Die Amerikaner wußten ein Surrogat dafür, sie machten Trottoirs von Holz, und zwar nicht von Blöcken oder Planken, die auch wieder den Schmuz gehalten hätten, sondern von Latten, die man wie ein Gitter in der gehörigen Breite an den Häusern hinlegte. Fußgänger konnten jetzt dort, wo dies geschehen war, trocken und sicher passiren. Leider ist aber hiermit nur erst in sehr wenigen Straßen begonnen, die übrigen entbehren immer noch eine so nothwendige Verbesserung.

Der Weingenuß bei den Mohammedanern.

Die aufgeklärtern Mohammedaner versagen sich den Wein nicht. Im Grunde, sagen sie, ist der Genuß des Weins nur für das dumme Volk ein Stein des Anstoßes. Was haben wir als Philosophen uns um den Koran zu scheren? Alle Weisen und Sänger unsers Glaubens haben den Wein gepriesen; sollen wir ihre Worte zu Schanden machen? Hafiz sagt:

> Der Wein ist der Trank der Weisen,
> Und aller Frömmigkeit Meister;
> Denn um ihn wandeln und kreisen
> Gar viele selige Geister.

Auch haben sie den Spruch:

> Der beste Grund ist
> Der gold'ne Grund des Bechers!
> Der beste Mund ist
> Der kluge Mund des Zechers!

Edelmuth eines Galeerensträflings.

Ein französisches Journal erzählt als verbürgt folgende rührende Geschichte:

Ein schöner, großer und in gleichem Maße auch starker Mensch war des Lebens im Bagno herzlich überdrüssig, und ach! er sollte ja noch manches liebe, lange Jahr in Jammer und Qual darin verleben. Da gelingt es ihm, die Wachsamkeit der argusäugigen Wächter zu täuschen; er entwischt. Jetzt ist er auf freiem, offenem Felde. Ha, mit welcher Wonne trinkt er die reine Luft, schwelgt er im warmen Sonnenstrahle, bewegt er sich ungehindert im weiten, großen

Digitized by Google

Raume! Er fühlt, wie neues Leben ihn durchströmt, fühlt, wie seine Körper- und Geisteskraft wächst, fühlt, wie alle seine Sinne sich gleichsam verdoppeln; er ist ja frei, ist fern, fern vom Bagno; er ist gerettet. Da steht er plötzlich vor einem kleinen Pachterhause; er will eintreten, will um ein Stück Brot bitten, oder, falls man ihm dasselbe verweigert . . . es stehlen. Er bleibt aber stehen, als er einen armen Landmann gewahrt, der, umgeben von Weib und Kindern, seine heißen Thränen weint.

Was fehlt euch? fragte der Sträfling.

Ach, man will Alles, was ich besitze, mir verkaufen, weil ich meinen Pachtzins nicht bezahlen kann. Es fehlen mir noch 40 Francs.

Ihr müßt sie borgen oder sie . . . Der Sträfling spricht das Wort nicht aus, denn er fühlt, wie sein Gedanke in einem bessern Gefühle schmilzt; er ist innig bewegt.

Ich habe schon überall, aber immer vergeblich angeklopft; Niemand will mir auch nur einen Heller leihen. Ich bin zu Grunde gerichtet, bin verloren! O, mein armes Weib, meine armen Kinder! Und nun beginnt die ganze Familie zu schluchzen und zu weinen.

Nun, gebt euch nur zufrieden! sagte der Sträfling. Ihr wißt ja, daß, wer einen entsprungenen Galeerensträfling ins Bagno zurückbringt, 50 Francs Belohnung erhält. Seht mich einmal an, ich bin ein solcher Sträfling. Hier, rasch! legt mir einen Strick um die Hüften und führt mich ins Bagno!

Wer vermöchte das Erstaunen des Landmanns bei diesen ebenso unerhört wie erhaben klingenden Worten zu schildern! Mit offenem Munde steht er da; er will es nicht glauben. Dann äußert er mit seinem Bischen gesunden Menschenverstande, man werde ihm nicht glauben, wenn er sage, daß er, ein so kleiner, schwächlicher Mensch, ihn, der als ein wahrer Hercules vor ihm dastehe, als Gefangenen ins Bagno bringe.

Aber des Sträflings Herz ist nun einmal bessern Gefühlen geöffnet; es ist von allen Schlacken gereinigt und Gott verleiht ihm die Kraft, nicht zu wanken. Noch einmal sagt er der Hoffnung, sagt er der theuern Freiheit Lebewohl und geht . . . geht zurück zum Bagno.

Als er dort wieder eintritt, erhebt sich unter dem Schwarme der Sträflinge ein tausendfacher Ruf des Erstaunens des Triumphs. Man zahlt dem Landmanne die 50 Francs Belohnung und bestürmt ihn mit Fragen, wie es ihm, dem schwächlichen, kleinen Menschen gelungen sei, sich des kräftigen, großen Mannes zu bemächtigen, den er da, als wäre es ein gelehriger Hund, am Leitseile herbeiführt. Als aber der Landmann versichert, er habe Augenblicke, wo er gewaltig stark sei, und so wäre es denn gekommen, daß er diesen großartigen Fang bewerkstelligt, entläßt man ihn und erzählt dem Oberaufseher des Bagno die merkwürdige Geschichte. Dieser läßt den Sträfling zusichkommen und bringt ihn nach langem Hin- und Herfragen dahin, daß er die Wahrheit gesteht.

Noch mehr überrascht, da er diesen einfachen Bericht hört, als er es schon über die Habhaftwerdung seines Gefangenen gewesen war, schreibt der Oberaufseher mit bewegtem Herzen an den Justizminister und bittet ihn, die Strafe des edlen Galeerensträflings zu mildern.

Der Brief ist vor einigen Tagen in Paris angelangt, und der Minister selbst hat die wahrhaft bewundernswerthe Geschichte erzählt. Alles läßt vermuthen, jener Sträfling, der sich durch eine solche Handlung der Menschenliebe wieder einen Platz in der menschlichen Gesellschaft erobert hat, werde von den Menschen so vollständig begnadigt werden, wie ihm gewiß von Gott schon Verzeihung geworden sein wird.

Der Eisvogel.



Es hält sich dieser Vogel, durch sein ausgezeichnet schönes himmelblaues Gefieder bekannt, am liebsten an den Ufern von Flüssen und Seen im Winter auf, um Fischchen zu erhaschen. Manche Arten, denn es gibt wol 40 dergleichen, die von der Größe einer Lerche bis zu der einer Taube abweichen, mögen auch nur von Insekten leben. So sieht man sie in großen Schwärmen über den Bosporus bis zum Schwarzen Meere hinfliegen, worauf sie dann ebenso zurückschwärmen. Schon bei den Alten hatte dieser Vogel viel Aufmerksamkeit erregt und Ovid nahm ihn in seine „Verwandlungen“ auf. Ebenso gab er zu mehren Fabeln Veranlassung, z. B. daß er sein Nest auf dem Wasser baue, obschon er sich ganz gewöhnlich im März auf dem Ufer ansiedelt, und was es solcher Sachen mehr gibt.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 390.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [22. Juni 1850.

Der Rigigipfel.



Digitized by Google

Ein Besuch bei dem Könige der Aschanti.

Um die seit längerer Zeit zwischen der britischen Colonie vom Cap Coast Castle und dem benachbarten Könige der Aschanti bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse zu unterhalten, übersandte die britische Regierung im Sommer des Jahres 1848 verschiedene Geschenke für letztern an den stellvertretenden Gouverneur jener Colonie, den Capitain Winniett, und genehmigte, daß dieser die Geschenke persönlich übergebe. Zu diesem Zweck verließ Capitain Winniett am 28. September 1848 Cap Coast Castle, begleitet von dem Missionar Freeman, der als sein Secretair fungirte, dem Capitain Powell vom ersten westindischen Regimente und 48 Unteroffizieren und Soldaten als Ehrenwache, nebst etwa 150 Musikern, Dienern und Trägern, deren Zahl indeß wegen Erkrankung mehrer derselben und schlechter Beschaffenheit der Wege auf der Reise vermehrt werden mußte. Da das Klima jener Gegenden Lastthieren aller Art so schädlich ist, daß man sie mit Nutzen nicht gebrauchen kann, so besteht das einzige bequeme und zweckmäßige Transportmittel in einer leichten, mit einem Schirm bedeckten Hängematte, die an einer Stange befestigt von zwei Eingeborenen getragen wird, welche eine Person von gewöhnlicher Schwere etwa vier englische Meilen tragen und dann von zwei andern abgelöst werden; auf diese Weise werden täglich im Durchschnitt 25 englische Meilen zurückgelegt. Die Entfernung von Cap Coast Castle bis Kumasi, der Hauptstadt des Aschantikönigs, beträgt etwa 200 englische Meilen und die Reise dahin dauerte fast 12 Tage.

Der Weg führte zuerst durch das Land der Fanti, in deren Dörfern Missionare von der Wesleyan Missionary Society mit Hülfe der zu Christen bekehrten Eingeborenen Schulen, kleine Kapellen und Häuser angelegt haben und wo die Reisenden sowol von den Häuptlingen als von dem Volke auf das freundlichste empfangen und bewirthet wurden. Am siebenten Tage erreichten die Reisenden das Land der Aschanti und näherten sich fünf Tage später der Hauptstadt Kumasi; etwa eine englische Meile vor dieser Stadt kam eine Schar königlicher Beamte oder Herolde ihnen entgegen, welche Staatsdegen mit goldenen Griffen trugen, um sie im Namen des Königs zu bewillkommnen, und gleich darauf erschienen vier königliche Dolmetscher unter großen Sonnenschirmen, einem Zeichen, daß sie Häuptlinge waren. Diese ersuchten den englischen Gouverneur, noch ein paar Minuten im Schatten eines an der Straße stehenden großen Banianenbaums zu verweilen, damit der König Zeit habe, ihn angemessen zu empfangen. Nachdem man etwa 20 Minuten verweilt und ein Haufen Soldaten des Aschantikönigs seine Gewehre in die Luft gefeuert hatte, setzte sich der Zug des Gouverneurs in Begleitung der Beamten und Dolmetscher des Königs wieder in Bewegung und gelangte bis zum Marktplatze, wo der König und dessen vornehmste Häuptlinge unter großen Sonnenschirmen saßen, wie es beim Empfange angesehener Fremder hier Sitte ist. Der König und die Häuptlinge mit einer Menge von Begleitern und Dienern nahmen drei Seiten eines großen Vierecks ein und bildeten eine Linie von mehr als 1000 Fuß Länge, welche, Kopf an Kopf gedrängt, aus wol zehn Reihen Menschen bestand. Die Häuptlinge saßen auf Stühlen, die mit rundköpfigen Nägeln von Kupfer, Silber oder Gold, nach eines Jeden Range, beschlagen waren, etwa 60 Fuß einer von dem andern entfernt in der Linie, aber sichtbar, da vor ihnen die vordern Glieder der Linie geöffnet waren, und winkten mit ihrer rechten Hand den Engländern zu, ihr Zeichen freundlicher Begrüßung. Am Ende der Linie saß der König selbst, umgeben von etwa 20 seiner Hofbeamten und vielen seiner Boten mit ihren Amtsstäben und goldenen Schwertern, vor den Sonnenstrahlen geschützt durch mehre ungeheure Sonnenschirme von Sammet in verschiedenen Farben, deren Spitzen roh gearbeitete, aber mit Goldblech belegte Figuren von Vögeln und andern Thieren darstellten; der Stuhl des Königs war reich mit goldenen Zierathen versehen und dieser Fürst selbst sowie dessen Begleiter trugen sehr prachtvollen Goldschmuck; viele Häuptlinge und Beamte des Königs trugen so große Goldklumpen an den Händen, daß sie ihnen lästig sein mußten. Der König der Aschanti ist etwa sechs Fuß groß, stark und kräftig gebaut, anscheinend etwa 52—56 Jahre alt und von sanften, angenehmen Zügen, in welchen die dem Gefühl und Geschmack des Europäers so sehr widerstrebenden Züge eines Wilden durchaus nicht zu bemerken sind. Capitain Winniett mit seiner Begleitung setzte sich an der offenen Seite des Vierecks hin, wie es die Etikette bei den Aschanti vorschreibt, um die feierliche Begrüßung des Königs und der Häuptlinge, über welche Sonnenschirme gehalten werden, zu empfangen. Der Zug der Häuptlinge mit ihren bewaffneten Leuten, 5—10 Mann hoch, dauerte 2¼ Stunden und die vornehmsten Häuptlinge tanzten nach einer wilden Musik von Trommeln und Hörnern vor dem englischen Gouverneur, um dadurch ihre Freude, ihn zu sehen, auszudrücken. Zuletzt erschien der König, und vor ihm gingen viele seiner goldgeschmückten Hofleute und Diener, auch einige seiner Frauen; als er vor dem Gouverneur sich befand, tanzte er etwas, trat dann näher und ergriff dessen Hand mit herzlichem Druck; damit endete die Bewillkommnungsfeierlichkeit.

An diesem Tage war viel Leben in der Stadt, denn der König hatte die Bevölkerung der Nachbarschaft aufgefodert, die Begrüßung des britischen Abgeordneten mitanzusehen und, wie der Bericht sagt, so seien mehr als 800,000 (?) Menschen dort versammelt gewesen, während die Zahl der Einwohner der Stadt nur etwa 25,000 betrage.

Kumasi ist im äußern Ansehen von andern Städten des westlichen Afrika sehr verschieden und anscheinend etwa zwei englische Meilen lang und eine Meile breit; die Straßen sind durchgängig sehr breit und reinlich, auch von vielen herrlichen Banianenbäumen beschattet. Die Bauart der Häuser ist dadurch eigenthümlich, daß das Erdgeschoß nach der Straße zu aus offenen Gemächern besteht, welche 15—24 Fuß lang und 9—12 Fuß breit, aber 1—6 Fuß über der Schwelle erhaben sind. Die Erhöhung, auf welcher diese Gemächer ruhen, ist mit Stufen nach der Straße versehen und besteht aus Lehm, der mit rothem Ocker polirt ist; die Wände der Häuser, aus Flechtwerk bestehend, sind mit Lehm bestrichen und mit weißem Thon bemalt. Die Hausdächer bestehen aus Palmblättern und senken sich so tief herab über die Wände, daß sie die offenen Gemächer und die Politur der Erhöhung gegen Sonne und Regen schützen; der offene Raum des Hauses führt in die zur Wohnung dienenden Zimmer, in welche man von der Straße ab nicht blicken kann, und das Holzwerk an der Vorderseite des Hauses ist gewöhnlich mit rohem Schnitzwerk verziert; diese Bauart der Häuser, welche durchgängig für 50—250 Menschen Wohnung enthalten, gibt den Straßen von Kumasi etwas sehr Lebendiges und Heiteres. Dort haben eng-

Digitized by Google

lische Missionare von der obenerwähnten Missionsgesellschaft eine Niederlassung, und der Missionar Hillard bewohnt ein aus Holz erbautes nettes Haus, in dessen oberm Stockwerk ein großer Saal und zwei luftige Schlafzimmer, umgeben von einer breiten, offenen Galerie, sich befinden, worin Capitain Winniett und seine vornehmsten Begleiter ihr Unterkommen fanden. Das Erdgeschoß enthält das Waarenlager und eine kleine Kapelle, und vor dem an einer der schönsten und breitesten Straßen der Stadt gelegenen Hause ist ein kleiner Garten, bepflanzt mit Citronen, Orangen, Brotfrucht und Feigenbäumen; hinter dem Hause befindet sich ein großer Hof, umschlossen von Gebäuden für die Diener und Arbeiter, worin auch die Diener und Wachen des englischen Gouverneurs beherbergt wurden.

Nachdem Capitain Winniett die mitgebrachten Geschenke dem Könige zugesandt hatte, begab er sich Tags darauf in Begleitung der Missionare Freeman und Hillard zum Könige, welcher, umgeben von seinen vornehmsten Beamten im Hofe seines Palastes oder Hauses unter großen Sonnenschirmen saß, und seine Freude über den Besuch des englischen Gouverneurs in seiner Hauptstadt sowie über die Geschenke ausdrückte, worauf er mit seinen Gästen ein Glas Wein trank und diese sich wieder entfernten. Der Palast oder die Wohnung des Königs besteht aus vielen miteinander verbundenen Gebäuden, alle von derselben Bauart und Einrichtung wie die übrigen Häuser der Stadt, und bedeckt eine Fläche von mindestens fünf englischen Morgen (Acres); der Palast enthält mehre kleine Höfe, die in den Ecken durch Thüren miteinander in Verbindung stehen und an einer oder mehren oder allen vier Seiten offene, in den Hof sehende Gemächer haben, welche 1—4 Fuß über dem Erdboden über Stufen von polirtem Lehm erhaben, den offenen Galerien der andern Häuser durchaus ähnlich sind. Indeß sind die Gemächer in der Wohnung des Königs viel geräumiger als die seiner Unterthanen, und sie werden außerordentlich reinlich gehalten.

Am folgenden Tage erschien eine Procession von etwa 300 Boten und Dolmetschern des Königs und überbrachte dem Capitain Winniett nachbezeichnete reiche Geschenke desselben, welche von 550 Dienern getragen wurden: 2 Ochsen, 4 Schafe, 4 Truthühner, 6 Enten, 6 Schweine, 20 Haushühner, 20 Guineahühner, 20 Tauben, 400 Yams, 303 Bündel Pisang, 4 Schüsseln mit Reis und 5 Schüsseln voll Erdnüsse, 6 Calebassen voll Honig, Orangen, Eier, Palmnüsse und Gemüse, 40 große Stücke Holz und 10 Körbe voll Korn.

Der König besuchte später den Gouverneur in dessen Logis mehre male und brachte einmal außer einer wie immer zahlreichen Begleitung viele seiner Kinder mit. Bei dieser Gelegenheit kam der Aschantikönig in einem hübschen kleinen Phaeton, einem Geschenke der Missionsgesellschaft, setzte sich dem Missionshause gegenüber in die Straße und trank Palmwein; das war ein landesübliches Compliment für den Gouverneur, wobei 5—6000 Menschen in der wol 400 Fuß breiten Straße versammelt waren.

Da der König den Capitain Winniett zu einem Mittagsessen auf seinem etwa zwei Stunden von Kumasi entfernten Landsitze Eburasi eingeladen hatte, so begab letzterer mit Capitain Powell sich dorthin. Eburasi ist hoch und frei gelegen und der Weg dahin gut angelegt und vortrefflich unterhalten; die Häuser, woraus dieser Landsitz besteht, sind eingerichtet wie die Häuser in Kumasi, aber geräumiger und reinlicher, und das Ganze bedeckt eine Fläche von etwa vier englischen Morgen. Hier waren viele Zimmer mit europäischen Bettstellen versehen, welche seidene Umhänge hatten, und mit Spiegeln, Gemälden, Uhren, Kästchen und manchen andern europäischen Fabrikaten verziert. In einem Zimmer war unter Sonnenschirmen, die 10 Fuß im Durchmesser hatten, die Tafel auf englische Weise und sehr sauber servirt, und das Mittagsessen bestand aus Suppe, einem ganzen gebratenen Schafe, Schaffleisch, Truthühnern, Hühnern, verschiedenen Gemüsen, englischem Plumpudding, Orangen, Erdnüssen u. s. w., nebst englischem Ale, Wein und Liqueuren. Der König aß nicht mit, indem er sich entschuldigte, daß er Messer und Gabel nicht so gut gebrauchen könne wie ein Europäer, er saß aber mit an der Tafel und trank mit seinen Gästen Wein, während er sich mit ihnen über verschiedene Gegenstände sehr verständig unterhielt. Bei diesem Feste trug der König Offiziersuniform, sonst trägt er hübsche Civilkleidung von Tuch, und bei ihm waren nur zwei seiner Vornehmen, welche hinter ihm standen. Nach Tische führte der König seine Gäste in die Gemächer seiner Frauen und stellte sie diesen vor, indem er bemerkte, daß kein Aschanti, selbst nicht sein vornehmster Günstling, jemals dort eingeführt sei. Die Reste der Speisen von der königlichen Tafel wurden nebst etlichen großen Töpfen voll Suppe für die Soldaten und Diener der Engländer in das Missionshaus geschickt.

Bei einem andern Besuche, welchen Capitain Winniett dem Könige machte, wobei Ossai Kujo, der Thronerbe, zugegen war, trug ersterer den dringenden Wunsch der Königin von England vor, daß der König in seinem Lande die Menschenopfer abschaffen möge, welche noch immer vorkämen, wie er, Capitain Winniett, in Kumasi selbst gesehen habe. Der König erwiderte ihm darauf: Obgleich Menschenopfer ein von ihren Vorfahren herstammender Gebrauch seien, so vermindere er die Zahl derselben in seinem ganzen Reiche fortwährend, und er werde den Wunsch der Königin von England nicht vergessen. Übrigens kämen in Kumasi Menschenopfer beiweitem nicht so häufig vor als man erzähle, und er hoffe, daß man darüber bloßen Gerüchten keinen Glauben schenken werde; dabei sagte er wörtlich: „Ich erinnere mich, daß ich als kleiner Knabe hörte, die Engländer kämen in Schiffen an die Küste von Afrika, um Sklaven zu holen, welche sie in ihr Land brächten, um sie zu verzehren. Später erfuhr ich, daß dieses Gerücht falsch sei, und so wird es auch wol mit vielen Gerüchten sein, die über mich umhergehen.“ Damit war die Unterhaltung über diesen Gegenstand, welcher wol der Hauptzweck des Besuchs des englischen Gouverneurs war, beendigt, und nach einem 18tägigen Aufenthalte in Kumasi und einem stets freundlichen Verkehr mit dem Könige der Ashanti reiste derselbe mit seinem Gefolge längs der Küste zurück nach Cap Coast Castle, wo er, ohne irgend einen Unfall auf der ganzen Reise zu haben, nach acht Tagen wieder eintraf.

Du bist der beste Bruder auch nicht!

Eine Episode aus Napoleon's Durchzügen in Deutschland.

Im Jahre 1806 und früher noch war es fast in ganz Deutschland allgemein geworden, daß, wenn Napoleon eine Stadt oder ein Städtchen durchreiste, man ihn durch eine Menge Ehrenbezeigungen empfing. Daß die Art und Weise, wie dieses hier und da zumal in klei-

Digitized by Google

nern Städten, die ihren größern Schwestern nichts nachgeben wollten, geschah, bisweilen höchst drollig war und den ernsthaftesten Menschen zum herzlichsten Lachen reizte, bedarf wol keiner Versicherung. Ein Pröbchen hiervon ist folgende Scene.

Napoleon rückte gegen 1 Uhr Mittags in ein kleines Städtchen ein, wo die Bürger auf einer Brücke eine Ehrenpforte von Fichtenbüschen erbaut hatten, die mit Papierblumen und bunten Streifen geschmückt war.

Unter der Ehrenpforte stand der Bürgermeister mit mehren Magistratspersonen in braunen Mänteln von höchst verschiedener Nuance und ebenso verschiedenem Alter. Ihr Kopfputz bestand aus großen dreieckigen Hüten von gleichem Kaliber wie die Mäntel. Der Bürgermeister, ein langer hagerer Mann mit einem sehr langen Zopfe, der Napoleon fast seine Contenance genommen hatte, wie er später selbst versicherte, hielt eine Anrede, während welcher ein Trupp Musikanten auf einem auf der Ehrenpforte angebrachten Gerüste den Choral „Nun danket Alle Gott" mit Pauken und Trompeten so gräßlich stark aufspielte, daß auch des Bürgermeisters nächster Nachbar kein Wort von der Rede hätte verstehen können, vielweniger aber Napoleon, der etwas entfernter hielt.

Nachdem, wie es schien, des Bürgermeisters Rede zu Ende war und die Musik eine kleine Pause machte, dankte Napoleon für diese Aufmerksamkeit, sagte dem Magistrat einige Artigkeiten, während welcher er sich des Lachens jedoch kaum enthalten konnte, und ritt nun so nach der Stadt zu, die noch hundert Schritte davon entfernt war. Bei seiner Entfernung stimmte die Musik auf der Ehrenpforte die Melodie des jedem Deutschen recht wol bekannten Liedes: „Du bist der beste Bruder auch nicht" an, und gab einige ganz vorzüglich schlecht gespielte Variationen zum Besten.

General Rapp, der an des Kaisers Seite ritt und diese Melodie sehr gut kannte, mußte aus vollem Halse lachen. Napoleon fragte ihn nach der Ursache dieses Ausbruchs. Der General machte ihn damit bekannt und suchte die Bedeutung des Themas, nach welchem die Variationen gesetzt waren, so gut darzulegen, als es die französische Sprache zuläßt. Napoleon lachte herzlich und äußerte gegen Rapp: „Nun, ich muß sagen, deine Landsleute, die Deutschen, sind doch die offenherzigsten Menschen auf der ganzen Welt!" Später hat ihm Rapp mehrmals die Melodie vorpfeifen müssen, und wenn er bei Laune war, so sang oder pfiff er sie mit besonders heiterer Miene nach.

Moschee in Cordova.



Digitized by Google

Aulus Vitellius dankt ab.



Unter den römischen Kaisern des 1. Jahrhunderts nach der christlichen Zeitrechnung gibt es keinen widerwärtigern Charakter als den Aulus Vitellius, den Nachfolger des nicht minder berüchtigten Nero, der im Jahre 69 n. Chr. von seinen Soldaten zum Imperator gewählt, 90 Tage herrschte oder vielmehr in der tollsten Art Tag und Nacht schwelgte, bis der in Palästina ebenfalls von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufene Vespasian eilig nach Italien übersetzte und ihn nun so in Angst brachte, daß er im Concordiatempel zu Rom seine Würde mit der Versicherung feierlich niederlegte, wie ihm nichts ehrwürdiger als die öffentliche Ruhe sei. Diesen Augenblick stellt unsere Abbildung dar. Allein auch dem schlechtesten Fürsten stehen noch Schmeichler zur Seite, und diese brachten ihn bald darauf zu einem entgegengesetzten Entschlusse, bis unmittelbar die auf Seite des Vespasianus stehenden Truppen in Rom eindrangen, seine Anhänger besiegten, ihn selbst aus einem Versteck hervorholten und unbarmherzig tödteten, den Leichnam auf kannibalische Art durch die Straßen schleiften, dann aber in die Tiber warfen. Mit ihm kam zugleich sein Bruder und Sohn ums Leben.

Der Prudelberg und die Friesensteine im Riesengebirge.

Das Riesengebirge hat manche der sonder- und wunderbarsten Felsenpartien. Wenn man den Harz besucht, namentlich das Bodethal, den Rammberg und den Brocken, so staunt man vornehmlich über die vielen Granitblöcke, welche bald in Menge zerstreut umherliegen, theils in der Bode aufeinanderliegen, theils, wie z. B. in der sogenannten Teufelsmühle und Teufelskanzel, auf die sonderbarste Art zusammengewürfelt scheinen. Jedoch alle diese Erscheinungen sind nichts gegen das Bild, was in solcher Art der Prudelberg im Riesengebirge bietet. Die großartigen Felswände des Bodethals sind wie aus Granitwerkstücken aufgemauert. Am Prudelberge hat sich die Natur aber das Vergnügen gemacht, keinen Stein glatt auf dem andern zu lassen. Einer liegt gegen den andern gelehnt; dort liegt einer querüber auf zwei andern, die seine Pfeiler sind. Bald zeigt sich ein Thor oder eine Brücke in schiefer Richtung, daß sie jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen und Alles im Sturze mit sich fortzureißen droht. Nicht ohne Grauen tritt man in solche Grotten hier ein oder besteigt ihre Oberfläche, weil man sie aus dem Gleichgewicht zu bringen fürchtet. Kurz, eine wunderbare Felsgruppe grenzt hier an die andere und bildet den merkwürdigsten Gegensatz zu den herrlichen Aussichten, die man hier oben endlich auf der Spitze hat. Der ganze Vordergrund unten gleicht dem großartigsten Parke mit Städten und Dörfern, als wenn ein Gartenkünstler Alles angelegt und die Studien dazu in der Natur gemacht hätte. Was Ratzeburg in seinen „Forstwissenschaftlichen Reisen" von diesem Punkte mitgetheilt hat, macht eine Vorstellung von diesem bewaldeten Felsberge, die, weil die Phantasie dabei ihre Rolle spielte, leicht zu groß sein kann. Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich in Stohnsdorf, etwa zwei Stunden von Hirschberg entfernt, ankam und hier nun den einsam dastehenden Riesen erblickte,

Digitized by Google

der einst, vielleicht vor Jahrtausenden, Zeuge der furchtbarsten Umgestaltungen der Erdfläche gewesen ist und sie bis heute überdauert hat. Die Feuerströme im Innern unsers Erdballs mögen ihn herausgetrieben, die Meeresfluten alles das lose, sandige Gestein und die Erde entführt haben, welche die jetzt einzeln und über- und nebeneinander aufgethürmten Massen zu einem Ganzen rundeten. Da Stohnsdorf sehr nett gebaut und durch seine Brauerei weit und breit berühmt, der Gasthof aber auch darauf eingerichtet ist, den Städtern und Badegästen von Warmbrunn einen angenehmen Aufenthalt zu bieten, so hat man nichts unterlassen, für solche Gäste den Weg hinauf so bequem zu machen als es nur möglich ist, und durch Klippen, die jeden Augenblick herabzustürzen drohen, durch Grotten, durch Felsenspalten und Felsengänge gelangt man endlich fast ohne alle Anstrengung erst zu der kleinen, dann zu der großen Aussicht, wie man sie nennt, ohne daß es wol nöthig ist, den Unterschied der beiden näher anzugeben. Die große heißt so, weil sie auf dem Granitplateau oben, in welches der Gipfel ausgeht, ringsherum dem Auge freien Spielraum nach allen Seiten hin, nach dem Riesengebirge und allen einzelnen Bergkuppen und in die Thäler gestattet. Daß jede der so sonderbar gestalteten Klippen, Grotten und Schluchten ihren besondern Namen habe und daß von ihnen so manche Fabeln oder Sagen erzählt werden, die auch wol wieder denen gleichen, welche man viele Meilen davon in andern Gebirgspartien hört, darf nicht wundern.

So wird hier ein Schneiderloch gezeigt wie oben auf dem Kuhstall in der Sächsischen Schweiz, und in einer Felsengrotte prophezeite dem gläubigen Landvolke ein Schwärmer, der vor länger als 200 Jahren in dem Rufe stand, im Buche des Schicksals lesen zu können. Sein Andenken lebt noch immer im Munde des gemeinen Mannes hier, und sein Name soll Hans Rischmann oder Georg Rischer gewesen sein; die wunderlichsten Dinge schreibt man sich von ihm. Als er 27 Jahre alt war, gerade 1617, würde er stumm und konnte nur sprechen, wenn er zu prophezeien hatte, was auf dem Prudelberge 1630 zum ersten male geschehen sein soll. Die schrecklichen Geberden, die furchtbaren Töne, mit welchen er seine Weissagungen begleitete, werden noch jetzt immer sehr umständlich geschildert. Namentlich schaffte ihm der Umstand Ansehen, daß Manches, was er voraussagte, eintraf, z. B. der Hunger, das Elend, welches der Dreißigjährige Krieg über Schlesien, besonders auch über Hirschberg brachte, in dessen Nähe er zu Hause war.

Mit dem so wunderbar gebildeten, zum großen Theil von herrlichen Waldbäumen bekleideten Prudelberge wetteifern die ebenfalls etwa zwei Stunden von Schmiedeberg entfernten Friesensteine. Wenn man die landshuter Straße hinaufsteigt und bald die Spitze des hohen Berges erreicht hat, über den sie geführt ist, so hat man zur linken Seite noch eine waldige Bergwand, auf welche ein leidlicher Fußpfad und Holzweg führt. Indem man ihn verfolgt, gelangt man durch zerstreute Felsenblöcke nach einer Viertelstunde etwa auf den höchsten Punkt des Landshuter Berges, welcher fast 3000 Fuß über der Meeresfläche liegt und hat nun vier der sonderbarsten, großartigsten Granitgruppen vor sich, die halb nach Norden, halb nach Süden, ein paar hundert Schritte voneinander entfernt und ohne große Gefahr zu ersteigen sind, dann aber die weiteste Aussicht bieten, welche man sich nur wünschen kann. Das ganze Boberthal dehnt sich in der Tiefe aus. Es ist, als ob Schmiedeberg, Hirschberg und Warmbrunn in wenig Augenblicken zu erreichen sei. Die Thürme und Häuser glänzen im hellen Sonnenschein, als ob sie eben erst aus der Hand des Tünchers kämen, und die Glocken tönen fast so hell und laut, wie wenn sie unten am Berge geläutet würden. „Besuchen Sie die Friesensteine! Wenn Ihnen die Aussicht da oben nicht genügt, so bezahle ich den Thaler, welchen Sie für Fuhrlohn dahin zu entrichten haben!" Also sprach der Wirth der drei Berge, wo wir in Schmiedeberg eingekehrt waren. Und er bezahlte den Thaler nicht; denn wir hatten Ursache genug, ihm für den Genuß zu danken, den er uns durch seinen Rath am schönsten Sonntagsmorgen verschafft hatte.

Sonderbar, daß frühere Reisende nichts von den Friesensteinen und dem Prudelberge melden. Zöllner z. B. in seinen „Briefen über Schlesien, Glatz u. s. w.", der sich vielleicht wochenlang in Schmiedeberg aufhielt (1791), erwähnt beide nicht, und Büsching, „Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien" (1813), besuchte zwar den Prudelberg, erwähnt aber ebenso wenig die andere Felsgruppe. War damals vielleicht noch der Weg zu schwierig? Fast sollte man es vermuthen, denn noch jetzt wird man vom Conducteur des Eilwagens ersucht, den hohen Landshuter Berg hinaufzugehen; wie mag er zu ersteigen gewesen sein, als noch keine Kunststraße angelegt war! Oder war der Wald, der oben jetzt ganz fehlt, damals noch so dicht, daß er alle freie Aussicht unmöglich machte? Eins ist so leicht möglich gewesen wie das Andere, und vielleicht hinderten beide Ursachen.

Wenn man sich erinnert, wie unendlich langsam der Granit verwittert, so begreift man auch sogleich, wie viele Jahrhunderte vonnöthen waren, ehe auf diesen Steinen Flechten ihre Nahrung fanden, Moose in dem feinen Staube wurzeln konnten, den sie hinterließen, Gräser auf ihnen wieder zu fußen vermochten, und endlich auch in der so allmälig gebildeten Dammerde oder dem entstandenen Humus Gesträucher, Bäume emporzutreiben vermochten. Ununterbrochen aber geht die Thätigkeit, die immerfort schaffende Kraft der Natur; ihre Kinder zählen in solchen Fällen nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten und — Jahrtausenden!

Czeslaus.

In der Martinskirche auf dem Dome zu Breslau findet sich ein sehr altes Gemälde vor, zu dessen Erklärung mir der Sacristan folgende, übrigens ziemlich allgemein verbreitete Sage von dem frommen Dominicaner Czeslaus — einem ehemaligen böhmischen Grafen von Konski, der an mehren Orten Klöster seines Ordens gestiftet — mittheilte.

Als im Jahre 1241 die Tataren unter ihrem Anführer, dem Khan Peta, in unermeßlichen Horden in Schlesien einbrachen, weil der Khan den in Neumarkt verübten Mord seiner Gemahlin rächen wollte, wovon uns eine andere Sage schon erzählt hat, stellte sich ihm bei Krakau der tapfere Polenherzog entgegen. Aber er ward von den Feinden erschlagen und Minzislaus, der Herzog von Ratibor, suchte sein Heil in schimpflicher Flucht, sodaß die eindringenden Tataren sich bald unaufhaltsam über die schönen, gesegneten Auen unsers lieben schlesischen Vaterlandes verbreiten konnten, wo

Digitized by Google

sie ihren Weg mit Verwüstung und Mord auf das schrecklichste bezeichneten.

Am 4. April jenes verhängnißvollen Jahres näherten sich die wilden Horden unter ihrem nach Rache dürstenden Heerführer den Thoren Breslaus. Das Gerücht ihrer zügellosen Grausamkeit war ihnen vorausgeeilt, und die erschreckten Bürger der Stadt sahen sich schon im voraus nicht nur ihrer ganzen Habe, sondern ihres Lebens beraubt. In dieser allgemeinen Angst und Bestürzung erschien der Prior Czeslaus mitten unter ihnen, ein Mann voll Frömmigkeit und wohlgefällig vor Gott und den Menschen. Der schlug den Rathlosen vor, daß sie die Stadt immerhin der Wuth der Tataren überlassen, sich selbst aber mit ihrer besten Habe auf den Dom flüchten sollten. Alle Mönche begaben sich gleichfalls dahin, und als die letzten Bürger ihre Wohnungen verlassen hatten, zündeten sie selbst die Stadt an.

Der Zorn der Heiden entbrannte gewaltig, als sie auf diese Weise am Plündern und Zerstören gehindert wurden. Ihr Khan Peta aber zog mit den wilden Mannen gegen die Dominsel, und als er dort die Brücke abgebrochen und die Christen am jenseitigen Ufer stehen sah, bereit ihr Leben theuer zu verkaufen, da trieb er sein stolzes, prächtiges Roß zuerst in den Oderstrom und schwur einen fürchterlichen Eid, kein Leben zu schonen, das in seine Hand falle. Die Seinen folgten ihm mit fürchterlichem Kriegsgeschrei. Da wurde dem Häuflein der Christen wol gar bange, denn sie erkannten, daß sie sich gegen diese Übermacht nicht würden vertheidigen könnnen. Aber der fromme Dominicaner Czeslaus befahl ihnen ein Lied zur Ehre Gottes anzustimmen und fiel selbst auf seine Knie nieder, um zu beten, daß Christus die Seinen beschützen und ihnen Rettung senden möge.

Und eine Feuersäule sank in diesem Augenblick von dem völlig klaren Himmel herab, die eine flammende Scheidewand aufbaute zwischen den betenden Christen und ihren heidnischen Verfolgern. Entsetzt von diesem Wunderzeichen, erkannte Khan Peta, daß der Gott der Christen ein mächtiger Gott und mit dem kleinen Häuflein derselben im Bunde sei. Er riß sein Pferd herum und eilte das Ufer wieder zu erreichen, und die bestürzten Horden flohen in wilder Verwirrung weit hinweg aus dem Weichbilde der Stadt. Die geretteten Bürger aber priesen und dankten Gott, der so Großes an ihnen gethan. Aber selbst unter den rohen Heiden bekehrte diese sichtbare Hülfe des Herrn einige von den Hauptleuten, sodaß sie die Macht des wahrhaftigen Gottes erkannten, heimlich umkehrten und die Taufe der Christen empfingen.

Aber noch eine andere Sage ist uns von dem heiligen Czeslaus geblieben, die hier noch eine Stelle finden mag. Der fromme Dominicaner wurde eines Tages nach Scheitnig gerufen, wo ein Sterbender sehnlich danach verlange, die heiligen Sacramente zu empfangen. Der ausgesandte Bote mahnte zur größten Eile, denn das Stündlein des Kranken sei schon gekommen. Czeslaus begab sich ohne Säumen auf den Weg, zum Ziegelthor hinaus, gen Scheitnig. Da gedachte er der großen Sehnsucht des Sterbenden nach der letzten Sühnung; der Fußpfad über die Sand- und Dombrücke schien ihm so weit — wie leicht konnte der Kranke sterben, ohne den Trost der Religion empfangen zu haben. Aber auf der Oder war in diesem Augenblicke kein einziges Schiff zu erblicken; da flehte der fromme Priester demüthig den Herrn an, daß er es ihm gelingen lassen möge, die Seele des Sterbenden zu retten, breitete dann getrost seinen Mantel auf die Wellen und schiffte darauf, als ob derselbe ein Kahn wäre, getrosten Muthes nach Scheitnig hinüber. Sein Fuß wurde nicht von den hochgehenden Wellen benetzt und selbst der Mantel, als er ihn am Ufer aufhob, war trocken geblieben.

Da dankte Czeslaus seinem Gott und Herrn, aber viel mehr noch, als er den Kranken noch am Leben fand, ja als derselbe nach dem Genusse des geistlichen Trostes genas und noch lange lebte, zur Ehre Gottes.

Aus der Gesellschaft.

Wie wunderbar und mächtig der Mechanismus der Gesellschaft ist, welcher dem Geringsten gestattet, so vielfach mehr zu genießen als er hervorbringt, wird für Viele erst recht klar werden, wenn wir nur ein einziges Beispiel einfach dargelegt haben werden.

Betrachten wir einen Mann, der einer bescheidenen Classe der Gesellschaft angehört, einen Dorfschreiner, und beobachten wir die Dienste, welche er der Gesellschaft leistet, und alle diejenigen, welche er von ihr empfängt, wir werden überrascht sein durch das anscheinende Misverhältniß.

Dieser Mann bringt seine Tage dahin Breter zu hobeln, Tische und Schränke zu machen, er beklagt seine Lage, und doch — was bietet ihm die Gesellschaft Alles im Tausche gegen seine Thätigkeit!

Erstens, so oft er sich von seinem Lager erhebt, kleidet er sich an und hat doch keins seiner verschiedenen Bekleidungsstücke selbst gemacht. Damit er diese Kleider haben könne, muß eine ungeheure Quantität Arbeit, Kunst, Transportmittel, geistvolle Erfindungen aufgewendet worden sein. Es müssen die Amerikaner Baumwolle, die Indier den Indigo, die Franzosen Wolle und Leinen, die Brasilier das Leder hervorgebracht haben, es müssen alle diese Rohmaterialien nach den Orten gebracht worden sein, wo sie verarbeitet, gesponnen, gewoben, gefärbt u. dgl. wurden.

Nachdem sich unser Schreiner bekleidet, frühstückt er. Damit das Brot, welches er ißt, ihm täglich zukomme, muß das Feld bearbeitet, besäet, geerntet, die Ernte gegen Plünderung geschützt, in Mehl und Brot verwandelt, die Kräfte der Erde und des Wassers, der Maschinen und Werkzeuge, der Thiere und zahlloser Menschen angewendet worden sein.

Unser Schreiner wird etwas Zucker, etwas Öl und mehre Werkzeuge gebrauchen.

Er wird seinen Sohn in die Schule schicken, die, so unvollkommen sie sein mag, Vorbereitungen, Studien und Kenntnisse bedingt.

Er geht aus und findet eine gepflasterte und erhellte Straße. Vielleicht daß man ihm seine Rechnung nicht bezahlen will. Er findet Anwälte sein Recht zu vertheidigen, Richter es zu schützen, Gerichtsdiener das Urtheil auszuführen. Alles Dinge, welche Kenntnisse, Geister und die Mittel ihrer Existenz voraussetzen. Er geht zur Kirche, sie und vielleicht noch mehr sein Gebetbuch ist ein erstaunliches Monument menschlichen Geistes. Man lehrt ihn die Moral, man klärt ihn auf, man erhebt seine Seele, und damit dies Alles geschehen könne, muß ein anderer Mensch die Bibliotheken, die Seminare besucht, aus allen Quellen der menschlichen Tradition geschöpft, muß gelebt haben, ohne seine Zeit bei der Herbeischaffung der leiblichen Bedürfnisse zu verlieren.

Digitized by Google

Wenn unser Handwerker eine Reise unternimmt, findet er Anstalten, die ihm Zeit und Mühe ersparen. Andere Menschen haben den Boden geebnet, Gräben ausgefüllt, Berge weggeräumt, Brücken gebaut, Wagen gemacht, Pferde oder Dampfmaschinen in ihre Gewalt gebracht.

Man kann nicht umhin, von dem wirklich unermeßlichen Misverhältniß betroffen zu sein, das zwischen den Genüssen, welche dieser Mann aus der Gesellschaft schöpft, und denjenigen sich ergibt, welche er sich durch seine eigenen Kräfte verschaffen könnte. Man darf behaupten, daß er in einem Tage mehr Dinge verbraucht als er in sechs Jahrhunderten hervorbringen könnte.

Was die Erscheinung noch merkwürdiger macht, ist, daß alle andern Menschen sich in derselben Lage befinden wie er. Jeder Mensch hat millionen mal mehr genossen, als er zu produciren im Stande gewesen wäre.

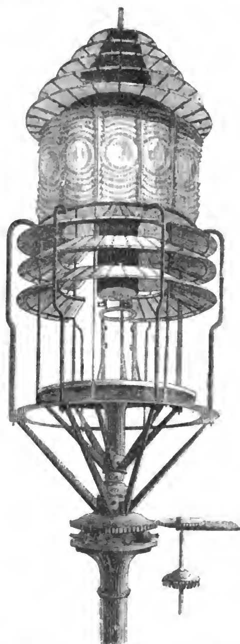
Wenn man nun genaue Rechnung stellt, findet man, daß der Schreiner alle Dienste, die ihm geleistet wurden, mit seinen Diensten bezahlt, man überzeugt sich, daß er nichts ohne Gegenleistung empfangen hat.

Anekdote.

Peter der Große, der zuweilen seine Rache an leblosen wie an lebendigen Gegenständen ausließ, soll einige Geschütze nach Sibirien verbannt haben, weil sie bei einer gewissen Gelegenheit seine Befehle nicht erfüllt hatten. Gewiß ist, daß', als er dem Schiffbruche auf dem Ladogasee entgangen war, wo er selbst das Steuerruder führte und die erschrockenen Seeleute fragte, ob sie je gehört hätten, daß ein Zar ertrunken wäre, er das Wasser knuten ließ, und daß bis auf diesen Tag die Bauern auf einer gewissen Stelle und zu bestimmten Zeiten die Wellen von den Wirkungen der vor hundert Jahren ausgetheilten Knutenhiebe roth gefärbt sehen wollen. Es ist daher ganz glaublich, daß er die Kanonen verbannt habe und vielleicht gute Gründe dazu haben mochte, die er unter dem Vorwande, die Geschütze zu bestrafen, verschleierte.

Der Leuchtthurm von Matthieu.

Leuchtthürme sind so alten Ursprungs als die Schifffahrt selbst, denn die alten Griechen schon und die Phönizier bedurften ihrer fast noch mehr als die jetzigen Seefahrer, da sie sich nur mehr längs den Küsten bewegten und also umsomehr zu wissen nöthig hatten, wo sie sich in finsterer Nacht befanden. Häufig mögen allerdings ihre Leuchtthürme nur durch die Feuer bedingt worden sein, welche in den vielen Tempeln auf allen Höhen brannten, allein manche, z. B. der Pharus von Alexandrien, war doch zu allgemeinem Rufe gekommen. Jemehr sich jedoch die Schiffahrt vergrößerte und ausbreitete, destomehr nahm auch die Nothwendigkeit zu, das Licht eines solchen Thurmes weit ins Meer hinaus sichtbar zu machen, und indem dies der Hauptsache nach seit dem 17. Jahrhundert durch Hohlspiegel geschah, die es reflectirten und so vervielfachten, kam man auch auf den sinnreichen Gedanken, das concentrirte Licht aller Lampen in der Haube eines solchen Thurms um seine Achse sich frei bewegen zu lassen. Vom Leuchtthurm selbst sieht man nur in einzelnen Momenten etwas, dagegen aber ist die Richtung, welche der Schiffer zu nehmen hat, die Küste zu gewinnen oder auch zu vermeiden, um so genauer bezeichnet, je glänzender das in weite Ferne hinausstrahlende fast sonnenartige Licht erscheint, und es sind daher Leuchtthürme mit Drehfeuer, erfunden vom Ritter de la Borda und verbessert von einem andern Franzosen, Lemoine, in Frankreich wenigstens sehr gewöhnlich. Natürlich aber ist die große Menge schwerer Lampen und Spiegel nicht durch Menschenkraft allein in Bewegung zu setzen und bedarf also einer Maschinerie, welche aus der Abbildung hier sich leicht wird abnehmen lassen. Der ganze Lampenkoloß wird von einem eisernen Cylinder um eine Welle gedreht, die mittels mehrer Räder in Bewegung gesetzt wird. Matthieu selbst ist der äußerste Felsenvorsprung der nordwestlichen Küste Frankreichs bei Finisterre.



Vorrichtung zur Beleuchtung des Leuchtthurms von Matthieu.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 391.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [29. Juni 1850.

Albrecht Thaer's (projectirtes) Denkmal.



Albrecht Thaer, geboren 1752 zu Celle und gestorben 1828 zu Möglin, hat sich um die deutsche Landwirthschaft als Lehrer derselben auf der Universität zu Berlin, sowie praktisch auf einem großen Gute zu Möglin, und endlich als Schriftsteller die mannichfachsten Verdienste, besonders was Ackergeräthe und feinwollige Schafzucht betrifft, von 1790 an immerfort erworben. Namentlich steht er merkwürdig da, weil er ursprünglich mit Glück und Ehren lange als Arzt ausgezeichnet war. Als daher 1843 eine allgemeine Ver-

Digitized by Google

sammlung von Landwirthen und Forstfreunden in Altenburg stattfand, beschloß sie, ihm ein Denkmal, und zwar in Leipzig, zu setzen, zu welchem auch gleich nachher der Grundstein unter angemessenen Feierlichkeiten gelegt wurde. Die bereits eingezahlten Beiträge sind jedoch in Folge der politischen Ereignisse nicht hinreichend ausgefallen, es ins Leben treten zu lassen, und bisjetzt müssen wir uns mit der Idee begnügen, welche dem Ganzen zum Grunde liegt. Sein dreifacher Wirkungskreis, als Schriftsteller, Schafzüchtler und Verbreiter von Ackerwerkzeugen tritt darin besonders hervor. Vergl. über Thaer auch Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 182.

Der verirrte Holzfäller in einem amerikanischen Urwalde.

Ein Holzfäller verließ eines Tages seine am Ufer erbaute Hütte und begab sich mit der Axt auf der Schulter nach dem Moorgrunde, wo er schon öfters die riesigen Stämme gespalten und behauen hatte, welche das edelste Holz zum Schiffbau liefern.

In der Jahreszeit, die zu dieser Arbeit am günstigsten ist, bedecken oft dichte Nebel das Land, sodaß man kaum 30—40 Schritte weit sehen kann, nach welcher Seite man sich auch wenden möge. Die Wälder haben außerdem so wenig Abwechselung aufzuweisen, daß jeder Baum wie ein genaues Facsimile seines Nachbars aussieht. Das Gras wächst, wenn es nicht abgebrannt worden, zu einer solchen Höhe, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe nicht darüber hinwegsehen kann; wer also mit dem schlecht angedeuteten Pfade, den er verfolgt, nicht sehr vertraut ist, der muß große Vorsicht anwenden, um nicht in die Irre zu gerathen. Das Mißliche seiner Lage wird noch erhöht, wenn, was nicht selten der Fall ist, mehre Pfade sich kreuzen, und besitzt er keine sehr genaue Localkenntniß, so thut er am besten, wenn er Halt macht, sich an die Erde legt und wartet, bis der Nebel nachgelassen hat. Die besten Holzhauer können ihren Weg unter solchen Umständen eine Zeitlang verlieren.

Der Holzhauer, von dem hier die Rede ist, war schon mehre Stunden gegangen, als plötzlich die Vermuthung in ihm aufstieg, daß er weit über den Ort hinaus sein müsse, wo er gewöhnlich Halt machte. Zu seinem großen Schrecken sah er in demselben Augenblick, als der Nebel verschwand, die Sonne in der Mittagshöhe und die ganze Gegend umher war ihm fremd.

Jung, kraftvoll und wohlgemuth, wie er war, bildete er sich ein, er sei nur etwas zu rasch und über den Ort hinausgegangen, wohin er sich begeben wollte. Er kehrte also der Sonne den Rücken und schlug, von falscher Spur geleitet, eine andere Richtung ein. Unterdessen verstrich die Zeit und die Sonne ging am Horizont immer tiefer; aber alle Gegenstände blieben dem Verirrten wie in einen mystischen Schleier gehüllt. Hundertjährige Bäume kreuzten ihre mächtigen Äste über seinem Haupte, das hohe Gras wurde an allen Seiten düster, kein lebendes Wesen zeigte sich auf seinem Wege — Alles war in Todtenstille versunken. Der Holzfäller irrte durch diese erstorbene Natur wie eine abgeschiedene einsame Seele, welche die Grenzen des Schattenreichs überschritten hat und keinem Wesen ihrer Art begegnet, mit dem sie ihre Gedanken austauschen könnte.

Die Lage eines Menschen, der sich in einem amerikanischen Urwalde verirrt hat, kann in der That kaum schrecklicher gedacht werden als sie wirklich ist. Man muß nothwendig eine solche Irrwanderung selbst erlebt haben, um einen Begriff davon zu erhalten. Anfangs glaubt man alle Gegenstände zu erkennen, die sich dem Auge darbieten, und während man voll Unruhe nach andern Gegenständen umherschaut, um sich weiter zu orientiren, geräth man immer tiefer in das Labyrinth. Dieses Schicksal hatte auch unser Holzfäller. Die Sonne ging mit jenem röthlichen Glanze unter, der am folgenden Tage große Hitze verheißt: ihre Strahlen erloschen allmälig und es war nur noch eine große feurige Scheibe am Horizont zu sehen. Jetzt wiegten sich Myriaden Insekten mit Gesumme in der Luft, die Frösche krochen quakend aus dem schlammigen Wasser, wo sie den Tag über sich versteckt gehalten, das Eichhörnchen kam aus seinem Loche hervor und die heisere Stimme des Reihers verkündete seine Rückkunft im Röhricht. Bald ertönte auch der melancholische Ruf des Schuhus und der Abendwind säuselte durch die Bäume, von denen kalter Thau herabtröpfelte. Ach, es war kein Mond am Himmel, der sein mildes Licht über die schauerliche Scene ausgegossen hätte! Der Verirrte entschloß sich endlich, seine ermatteten Glieder nicht weiter zu schleppen und nahm auf dem feuchten Boden sein Nachtquartier. Er betete inbrünstig zu Gott, flehte für seine Familie um eine ruhigere Nacht als diejenige war, die er jetzt zubringen sollte, und erwartete mit fieberhafter innerer Bewegung das Licht des Morgens. Wie schrecklich lang mag sie ihm vorgekommen sein diese eisige Nacht ohne Mondschein und in einer so schauerlichen Öde.

Als der Morgen anbrach, fiel der gewöhnliche Nebel. Der arme Mensch erhob sich von dem harten, feuchten Lager und machte sich mit kummervollem Herzen wieder auf den Weg, in der schwachen Hoffnung, irgend einen bekannten Gegenstand zu treffen, obschon er eigentlich kaum wußte, was er that. Keine Spur von Fußweg leitete ihn; dennoch berechnete er, als die Sonne über dem Horizont emporstieg, wie viele Stunden des Tages er vor sich hatte und eilte, so rasch er konnte, durch die chaotischen Baumgruppen vorwärts, aber alle seine Hoffnungen waren vergebens. Der ganze neue Tag verging in fruchtlosen Anstrengungen, den Weg nach seiner Wohnung zu finden, und als die Nacht wieder hereinbrach, hatten Müdigkeit, Hunger, Durst und Unruhe den Unglücklichen fast der Verzweiflung nahegebracht. Nur die frommen Lehren, die seine Ältern ihm frühzeitig eingeflößt, konnten ihn noch aufrechthalten. Von Hungerqual gefoltert, warf er sich an die Erde und nährte sich von den Wurzeln, die ringsumher standen. Diese zweite Nacht war noch schrecklicher und angstvoller. „Ich kannte meinen Zustand", sagte er später, „ich war überzeugt, daß ich in dieser Einöde umkommen müßte, wenn der allmächtige Gott mir nicht zu Hülfe käme; mehr als 50 englische Meilen hatte ich zurückgelegt, ohne einem Bache zu begegnen, der meinen Durst löschen oder auch nur meine verdorrten Lippen erfrischen konnte. Ich wußte, daß ich ohne ein paar Tropfen Wasser unfehlbar sterben müßte, und meine Axt war meine einzige Waffe. Vergebens sprangen Rehböcke und anderes Wild wenige Schritte an mir vorüber, ich konnte keins dieser Thiere erlegen, um meinen Hunger zu stillen."

Vor lauter Entbehrungen und Leiden hatte der Unglückliche endlich fast die Besinnung verloren. „Einmal", sagte er, „erbarmte sich Gott meiner und schickte

Digitized by Google

mir eine Schildkröte in den Weg. Ich betrachtete sie mit Staunen und Entzücken; obwol ich recht gut wußte, daß sie mich, wenn ich ihr langsam folgte, zu einem lebendigen Wasser führen würde, so erlaubte doch mein Hunger keinen Augenblick des Verzugs: ich hieb das Thier mit einem Schlage meiner Axt entzwei und verzehrte es dann mit thierischer Gier. Nach wenigen Augenblicken war nichts als die nackte Schale übrig. O wie dankte ich Gott für dieses Labsal! Ich fühlte mich wie neugeboren. Am Fuße eines Baumes sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich gedachte meines armen Weibes und meiner Kinder; ich wiederholte meine inbrünstigen Dankgebete und mein Vertrauen wurde wieder so lebendig in mir, daß mir eine innere Stimme sagte, ich würde den verlorenen Weg und mein Haus wiederfinden."

Der Verirrte blieb die ganze Nacht am Fuße des Baumes, unter welchem er seine Mahlzeit gehalten hatte. Von einem tüchtigen Schlafe erquickt, trat er am Morgen die beschwerliche Wanderung wieder an. Die Sonne zeigte sich in ihrer ganzen Pracht; der Holzfäller folgte der Richtung des Schattens, aber auch dieses mal traf sein spähendes Auge nur auf unbekannte Gegenstände. Schon war er der Verzweiflung wieder nahe, als er plötzlich eine im Grase kauernde Ratte erblickte. Mit stürmischer Eile warf er seine Axt danach und das Thier lag todt zu seinen Füßen; er verzehrte es und nun ging es wieder vorwärts in dem endlosen Labyrinthe.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen. Der unglückliche Holzfäller nährte sich bald von rohem Palmkohl, bald von Fröschen und Schlangen; Alles, was ihm auf der grauenvollen Wanderung in den Wurf kam, fand er vom köstlichsten Geschmack; mit der Zeit wurde er jedoch so abgezehrt und elend, daß es ihm große Anstrengung kostete, sich vorwärts zu schleppen. Vierzig Tage waren nach seiner Rechnung verflossen, als er endlich an das Ufer eines Flusses kam. Seine Kleider fielen ihm zerfetzt vom Leibe, seine Axt war verrostet, das Haar hing ihm besudelt und verworren ins Gesicht, der ganze Körper glich einem mit Pergament überzogenen Skelett. Er hatte sich auf den Sand am Ufer ausgestreckt, um zu sterben, als er plötzlich in seinen Fieberträumen die Ruderschläge eines Fahrzeugs zu hören glaubte. Er lauschte; aber dieser trostreiche Laut erstarb in der Ferne — war es wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung seiner Hoffnung? Der Unglückliche versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit, als ein neues Plätschern von Rudern, diesmal kein Gaukelspiel seiner kranken Phantasie, ihn weckte. Er horchte mit solcher Spannung, daß der Flug des kleinsten Insekts ihm kaum entgangen wäre — bald mischten sich menschliche Stimmen in den Takt der Ruder — das Herz des armen Verirrten hüpfte vor Freude; es gelang ihm sich aufzuraffen. Gottes Auge sah den Unglücklichen, als er an dem breiten, im Sonnenstrahl flimmernden Strome kniete, und bald sollten ihn auch Menschenaugen sehen; denn das Fahrzeug kam, nachdem es ein mit Buschholz bewachsenes Vorgebirge umsteuert hatte, wirklich zum Vorschein und ruderte rüstig vorwärts. Der Verirrte stieß einen Schrei aus, einen Schrei freudigen Schreckens. Die Ruderer hielten an und schauten sich um. Ein wiederholter Schrei dringt ihnen zu Ohren und jetzt erblicken sie den Rufenden. Das Fahrzeug steuert nach dem Ufer; das Herz des Verirrten klopft hörbar, sein Auge trübt sich, der Kopf schwindelt ihm, die keuchende Brust will ihm zerspringen. Das Fahrzeug landet, wird ans Ufer gehakt; der Verirrte ist wiedergefunden.

Dies ist keine Erdichtung — bemerkt uns Audubon in seinem Werke „American ornithological biography" —: ich habe eine reine Thatsache erzählt, die ein Romanschreiber vielleicht ausgeschmückt hätte, obschon sie im schlichten Gewande der Wahrheit sicherlich größern Werth hat. Ich habe sie vier Jahre nach dem traurigen Ereigniß und zwar in der Hütte des nämlichen Holzfällers niedergeschrieben. Sein Weib und seine Kinder waren zugegen, und ich werde immer der Thränen gedenken, die ihren Augen entquollen, als sie diese rührende Geschichte, vielleicht schon zum zwanzigsten male, mit anhörten. Ich bemerke nur noch, daß der Wald, in welchen der schwer geprüfte Mann sich begab, höchstens acht englische Meilen, der Fluß aber, an dessen Ufer man ihn fand, volle 38 Meilen von seiner Wohnung entfernt ist. Berechnen wir seine Wanderung nur auf zehn englische Meilen täglich, so können wir daraus schließen, daß er in Allem wenigstens 400 englische Meilen durchirrt haben müsse. Er muß also, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, beständig im Kreise umhergelaufen sein. Nur die ungewöhnliche Stärke seiner Constitution und der erbarmende Beistand Gottes hatten es ihm möglich gemacht, eine solche Probe zu bestehen.

Das Sinnbild des Fichtelgebirges.

In alten Schriften sowie auf alten buntgemalten Trinkgläsern der bischofsgrüner Glashütten findet man eine allegorische Darstellung des Fichtelgebirges. Das Sinnbild stellt den Ochsenkopf als den Repräsentanten des ganzen Fichtelgebirges dar und daher sieht man auch sein Zeichen auf der Felsenspitze des mit Fichten bewachsenen Berges. Feindselige Erdgeister haben den Zugang zu den Schätzen im Innern des Berges mit einer Zauberkette verschlossen, aber nur das starre Irdische ist in ihrer Gewalt; denn ringsum bahnen sich die lebendigen Wasser einen freien Ausgang und das Wild schaut lustig aus dem Grün des Waldes hervor. Gläser, worauf sich dieses Sinnbild befindet, sind selten und werden zu ziemlich hohen Preisen verkauft. Eine Glashütte in Bischofsgrün, einem Pfarrdorfe am Fuße des Ochsenkopfs, steht schon über 809 Jahre. Die Glasmalerei wurde hier zu eben derselben Zeit getrieben als in Nürnberg, wo im 15. Jahrhundert Hirschvogel mit dieser Kunst Aufsehen erregte. Fensterscheiben, Trinkgläser und andere Gefäße wurden mit allerlei unterhaltenden Gemälden, Wappen und Reimen geschmückt in entfernte Gegenden versendet. Ein fichtelbergisches Willkommglas war eine Zierde selbst auf fürstlichen Tafeln. Auf einigen mit diesem Sinnbilde geschmückten Gläsern befinden sich folgende Reime:

Mich hat schon mancher kluge Kopf bestiegen und besehen
Doch weil das Glück ihm nicht gewollt, ist es umsonst geschehen
Von Gold und Silber ganz durchflochten
Ist mein edles Eingeweid
Adam's graues Alter reichet
Nicht an meine Frühlingszeit.

Die Sage, daß das Fichtelgebirge reich an Gold- und Silberadern sei, ist schon uralt. Da man aber seit Jahrhunderten die bezeichneten Goldgrenzen nicht finden konnte, so verbreitete sich der Glaube, daß das Gebirge verwünscht sei und seine Schätze von Berggeistern verschlossen gehalten würden; daher ist auch ein mit einer goldenen Kette und starkem Schlosse verwahr-

Digitized by Google

ter Berg das Sinnbild des Fichtelgebirges. Doch können nach einer Volkssage diese Schätze einstens frommen und einfältigen Menschen zutheilwerden. Denn, so lautet die Tradition, am St.-Johannistage, wenn in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wird, eröffnet sich auch am Ochsenkopf an einem schwer zu findenden Orte eine Christenkirche. Die Felsen spalten sich voneinander und man sieht einen goldenen Altar und von den Wänden das Gold wie Eiszapfen und Perlen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. Die Kirche bleibt solange offen, als der Pfarrer zu Bischofsgrün das Evangelium liest. Während dieser Zeit kann man hineingehen und soviel einstecken als man will, muß sich aber beeilen, noch vor dem Schlusse des Evangeliums herauszukommen, weil die Höhle mit großem Krachen wieder zufällt. Nach einer andern Überlieferung kann man die Geisterkirche auch mit einem besondern Schlüssel aufschließen. Dieser ist aber nichts Anderes als eine Blume, die am St.-Johannistage aus dem Felsen hervorwächst, welcher den Eingang verschließt. Wer die rechte Blume erkennt, muß sie abpflücken und das Felsenthor damit öffnen. Pachelbel erzählt in seiner „Ausführlichen Beschreibung des Fichtelgebirges", daß mehre Einwohner Bischofsgrüns so glücklich waren, diese Kirche zu sehen. Einmal habe es, erzählt er, an einem goldenen Sonntage geregnet. Ein Mann, der Asche brannte, sei nun, um seine Asche zu retten, in den Wald hinaufgeeilt, und als man unterdessen im Dorfe zusammengeläutet, habe er in einer Felsenwand eine Öffnung erblickt; er sei hineingegangen und habe mit Erstaunen einen Altar von gediegenem Golde gesehen; darüber entsetzt, sei er herausgelaufen, um es seinen Kameraden im Dorfe zu sagen, habe aber ein entsetzliches Krachen vernommen und die Oeffnung nicht wiederfinden können. Es klettern noch jetzt zuweilen Hirten und Holzmacher am Geklüfte des Berges herum, und Mancher rühmt sich, in die offenen Pforten des Goldberges hineingeblickt zu haben. Sowie er aber hinzutritt und etwas davon wegnehmen will, verschwindet der Schatz und er hält etwas feuchtes Moos in den Händen. Dieses Moos ist aber die Ursache der ganzen Erscheinung, indem es mit seinen zartgefiederten Blättchen die Lichtstrahlen gebrochen zurückwirft. Eine vorübergehende Wolke, welche die Sonnenstrahlen abhält oder ein Schritt vor- oder rückwärts macht die Zaubererscheinung verschwinden.

Das Amselloch in der Sächsischen Schweiz.



Digitized by Google

Gemsschützen.



Die Leinwandindustrie zu Belfast in Irland.

Es wird den Deutschen sehr schwer werden, sich in den Besitz der ihnen ehemals fast ausschließlich gebliebenen Leinwandfabrikation zu setzen. Im Laufe der Zeit hat ihnen Belgien und Großbritannien den Vorsprung abgewonnen, welchen die Maschinenspinnerei der Handarbeit schnell zu entreißen pflegt. Ganz fehlt es allerdings auch nicht mehr in Deutschland daran, und wenn sich Capitale zur Vergrößerung, zur Vervielfältigung der Flachsspinnereien auftreiben lassen, so ist noch manches überseeische Geschäft nachzuholen und wiederzugewinnen, aber allerdings dürfen die Hände nicht in den Schoos gelegt und am wenigsten Speculationen auf große Schutzzölle gebaut werden, die im glücklichsten Falle nur, und dies kaum, den Binnenhandel sichern. Wie sehr die englische Fabrikation in der Art gestiegen ist, zeigt sich vornehmlich durch das Wachsthum von Belfast in Irland und Dundee in Schottland. In beiden Städten ist der Hauptsitz dieses Industriezweigs, indem jedoch noch seit Jahr und Tag bedeutende Etablissements an andern Orten aufgetaucht sind. Beide genannte Städte haben ihre Bevölkerung seit 30 Jahren mehr als verdoppelt. Belfast zählte im Jahre 1821 nur 37,000 Einwohner und wird jetzt 75—80,000 haben. Dundee stand und steht in gleicher Linie. Was Belfast betrifft, so hat es vor Dundee noch den Vorzug billigern Arbeitslohns, und es concentrirt sich hier die ganze fertige Waare aus Nordirland. In einer Leinwandhalle hier bekommt sie die letzte Zurichtung; sie wird gepackt, sortirt und etiquettirt, wie es in London, in Nord- oder Südamerika, in Spanien, in Brasilien, ja jetzt selbst in China verlangt wird; jenachdem das Land ist, jenachdem begehrt man auch anderes Gewebe, anderes Äußere, andere Verpackung. Hier will man die beste Qualität in der einfachsten Hülle, und dort gute Qualität, aber auch in schöner Form der Paquets haben. Das Erstere heischt der Geschmack in London, das Letztere z. B. Nordamerika, wo man gern bunte Bänder, Vögel, Blumen, besonders aber gern einen Condor sieht, welcher ein Lamm zerreißt. In ganz Südamerika, bis nach Brasilien hinab, war ehemals der Absatz der deutschen Leinwand vorzugsweise gesichert, und ganz hat er noch nicht aufgehört; allein selbst höchst zweideutige Mittel hat der belfaster Leinwandhändler nicht verschmäht, sich die Concurrenz zu sichern. Er gibt seiner Leinwand ein deutsches Ansehen. Ein preußischer Adler, das Zeichen der schlesischen und bielefelder Leinwand, prangt ohne Gewissensbisse auf den dahin gehenden Packeten, weil sie sonst keinen Absatz finden würden, ja häufig werden nun ganze Ballen erst nach Hamburg geschickt, um in Südamerika desto sicherer für deutsches Fabrikat angenommen zu werden. Mit welchen Capitalen hier gearbeitet wird, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß es hier Händler gibt, welche ihre 300,000 Pf. St. werth sind, daß manche Flachsspinnerei 2000 Arbeiter beschäftigt und wol acht

Stockwerke hoch ist, und außer diesen Maschinenspinnereien doch auch noch viel Handweberei auf dem Lande vorkommt, obschon freilich immer mehr und mehr verschwindet. Irland baut in großer Menge Flachs, allein beiweitem reicht er nicht mehr hin, diese Spinnereien und Webereien zu versorgen, welche ihn aus allen Ländern beziehen. Selbst Ägypten liefert jetzt seinen Beitrag dazu; denn obschon er der gröbste ist, so ist er doch auch der wohlfeilste, während die Niederlande den feinsten geben. Bei solcher umfangreichen Fabrikation konnte natürlich auch nicht mehr das gewöhnliche Bleichen mittels Begießen fortbestehen. Die Chemie fördert jetzt in einem Tage, wozu Wasser und Sonne sonst eine Woche und wol noch mehr Zeit nöthig hatte. Eine große Quantität roher Leinwand, 14—1500 Stück, wird auf den unendlich ausgedehnten Bleichgründen von Belfast binnen 24 Stunden weiß, in allen möglichen Nuancen, wie es die verschiedenen Sorten bedingen, wovon manche hoch und hell, andere matt, die dritten gewässert erscheinen sollen. Wie unerschwinglich aber müßte der Preis für die Rasenfläche und das Arbeitslohn sein, wenn noch nach alter Art gebleicht würde! Kurz, Belfast und Dundee, und auch wol Leeds in neuester Zeit haben das arme Deutschland in der Leinwandindustrie dermaßen überflügelt, daß es schwer halten wird, wieder nachzukommen, und unmöglich bleiben dürfte, wenn nicht das Spinnrad durch die Spinnmaschine ersetzt wird.

Eine Delphinmutter mit ihren Jungen, oder Mutterliebe eines Seeungethüms.

Ich beschäftigte mich in Ostende, berichtet uns Kohl in seinen „Reisen in den Niederlanden", in meinen müßigen Stunden viel mit Beobachtungen der dem Strande nahenden oder ans Festland gebrachten Seethiere und erlebte dabei einen Vorfall, dessen Erwähnung gewiß nicht uninteressant ist. Meine Geschichte betrifft nämlich die merkwürdige Thiergattung der Delphine oder Tümmler. Diese Thiere, die häufig in den Hafen von Ostende hineinkommen, zu beobachten, gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. In den letzten Tagen meines dortigen Aufenthalts habe ich einen sehr großen Delphin und zwar eine Delphinmutter und dabei ein kleines Junges regelmäßig zu gewissen Stunden des Tages erscheinen sehen.

Da das Wasser des Meeres lange Zeit nicht vom Sturme aufgeregt worden war, so war es sehr klar und durchsichtig und ich konnte daher alle Bewegungen und Gestalten der Seethiere bis auf eine ziemliche Tiefe hinab sehr genau beobachten. Ich sah den Delphin schon von weitem herankommen und bemerkte, wie er ruhig und vorsichtig herzuschwamm und mitten zwischen den beiden Bollwerken des Hafens wie ein geschickter Steuermann mit seinem Jungen hereinfuhr. Das Hafenwasser mochte mehr animalische und vegetabilische Stoffe, wie sie seinem Jungen zusagten, haben als das hohe Meer. Vielleicht sind auch die Delphine kühner und selbstvergessener, wenn sie Junge haben. Zudem sind sie bekanntlich von Haus aus weniger wild und menschenscheu als andere Seeungethüme. Das Thier kam oft so nahe heran und so weit an die Oberfläche, daß man alle seine Bewegungen deutlich beobachten konnte.

Die alte Mutter schwamm ruhig und langsam voran, das Kleine, ebenso groß wie ein einjähriges Schwein, sehr munter und beweglich hinterdrein. Gewöhnlich hielt es sich dicht hinter dem Schwanze der Mutter, als wenn es wie ein Boot im Schlepptau daran gebunden wäre. Bemerkte es aber ein Fischchen oder irgend einen Nahrungsstoff in der Nähe, so schoß es rasch wie ein Blitz auf die Seite zur Rechten oder Linken einige 20 Ellen weit hinaus, schnappte weg, was es brauchen konnte und eilte dann ebenso rasch wie ein Reh, das der Wolf jagt, wieder zum Schwanze der Mutter zurück, wo es dann wieder ganz gemächlich fortschwamm und sich so sicher vorzukommen schien wie ein Küchlein im Neste. Zuweilen, wenn es sehr müde war, legte es seine Schnauze auf den Schwanz der Mutter und schien dort, wie ein Kind im Schoose, von seinen Spielen und Excursionen ausruhen zu wollen.

Es war nicht weniger interessant, auch die Alte selbst bei diesen Unternehmungen ihres Kleinen zu beobachten. Sie schien zwar gewöhnlich ihren Strich ganz gelassen fortzuschwimmen, indeß zeigten doch Bewegung und Hinüberwiegen ihres Körpers nach derjenigen Seite, wohin das Kleine eben entschlüpft war, daß sie dieses, beständig wachend und sorgend, im Auge habe.

Ich hatte dies in müßigen Stunden mehre Tage mit angesehen, die beiden Thiere waren mir lieb geworden, und ich freute mich jedesmal auf ihr gehofftes Erscheinen. Eines Tages aber kamen sie nicht zu der gewohnten Stunde und ich ging an den Strand der Stadt zurück. Hier fand ich mehre Badegäste um einen Schiffer herumstehen, der ihnen eine Curiosität zu zeigen schien. Ich trat hinzu und sah zu meinem Schrecken, daß es ein kleiner Delphin war ganz von der Größe dessen, den ich im Wasser gesehen. Er war todt und hatte auf der Seite eine klaffende handtiefe Wunde in seinem Fleische. Der Schiffer hatte ihn mit der Harpune erlegt und zeigte ihn für Geld. Ich vermuthete, daß es mein kleiner Delphin sein möchte und ging ganz betrübt auf die Spitze des Hafendamms zurück, weil ich hoffte, ich möchte mich doch getäuscht haben und das zahme Fischpaar könnte doch noch einmal wieder zum Vorschein kommen. Allein hier fand ich einen alten Bewohner von Ostende, der die Hände auf dem Rücken dastand und die Blicke unverwandt auf eine bestimmte Gegend der Küste geheftet hatte.

Nach was schauen Sie denn? fragte ich ihn.

Wunderbar! antwortete er, an dieser Stelle des Wassers habe ich sonst nie große Tümmler gesehen. Und ich bin sicher, daß sie dort unter gewöhnlichen Umständen auch nie erscheinen. Das Wasser ist ihnen dort nicht tief genug und sie meiden es, weil sie fürchten, auf dem Sande aufzulaufen und zu stranden. Jetzt aber sehe ich nun schon seit einer Viertelstunde dennoch einen großen Tümmler an der ungewohnten Stelle herumschwimmen, dem nach seinem unruhigen und tobenden Benehmen etwas Außerordentliches begegnet sein muß. Denn er schnaubt und plätschert im Wasser umher wie ein Bär, dem man sein Junges genommen hat. Bald schießt er hierhin, bald dorthin, bald kommt er nach oben, bald verschwindet er unten. Jetzt sehe ich ihn dicht am Ufer aufschnauben, jetzt wieder weit in der See draußen. Ich glaube, das Thier hat den Verstand verloren, da es sich in diese ihm so gefährlichen Gewässer wagt, wo sonst seinesgleichen niemals erscheint.

Mutterliebe, nichts als reine Mutterliebe und Angst um ihr verlorenes Kind ist es, was dieser Bestie in den Rippen steckt und wodurch sie zu so außerordentlichen Sprüngen und Wagnissen angetrieben wird, er-

Digitized by Google

widerte ich dem alten Ostender und erzählte ihm dann, was mich zu diesem Schlusse veranlaßte.

Er hörte mich an und sah darauf mit mir theilnehmend noch eine Zeitlang den Aeußerungen des Schmerzes und der Verzweiflung des gefühlvollen Ungethüms zu. Am andern Tage wurde auch der Leichnam der alten Delphinmutter auf dem Markte von Ostende gezeigt. Sie hatte nicht nachgelassen in ihren Nachforschungen nach dem Jungen, war dabei auf den Sand gerathen und wie dieses von den Schiffern in der Nacht getödtet worden.

Die Wasserlilie.

Auf unsern Teichen breitet eine Pflanze im Sommer ihre großen Blätter aus, glatt über das Wasser, und sonnt sich gleichsam in stiller Freude mit ihrer ansehnlichen gelben Blüte, vielleicht auch in wirklich empfundener Freude; denn wer kann behaupten und wer es wissen, daß eine Pflanze nicht ebenso gut eine Art Gefühl des Wohlseins hat wie ein thierisches Wesen? Wir sind viel zu wenig mit unserer Natur bekannt, als daß wir sagen könnten, wie die Natur in solcher Art für ihre übrigen Kinder gesorgt hat. Mag dem aber sein wie ihm will, so bietet uns doch diese Pflanze eine Merkwürdigkeit dar, daß, wenn wir der alten Einfachheit der Hindus und ehemaligen Ägypter noch naheständen, wir nicht minder auf dieselbe achten würden, wie sie auf ihre mit unserer Wasserlilie ebenso nahe verwandte als berühmte Lotosblume, die am Ende auch nichts war als unsere Wasserlilie; denn die letztere wächst noch jetzt so häufig im Nil, daß ihre Wurzeln als Speise dienen, während der Lotos selbst nicht mehr zu finden sein soll, ohne daß man begreifen kann, wie denn wol eine ehemals einheimische, fast als göttlich verehrte Pflanze im Laufe der Zeit so ganz verschwunden sein könne. Von ihr erzählt bereits Theophrast, wie sie im Euphratflusse das Haupt und die Blumen während der Nacht tief, so tief unter das Wasser hinabziehe, daß man sie kaum mit der Hand erreichen könne, um dann am nächsten Morgen wieder heraufzukommen und ihre Kelche zu öffnen und hoch über dem Wasser zu halten; im vorigen Jahrhundert aber erinnerte der berühmte Linné daran. Täglich steigt die Wasserlilie, sagt er, früh aus dem Wasser empor und öffnet ihre Blume, sodaß sie zur Mittagszeit mit dem Stile wol drei volle Zoll über dem Wasser steht. Gegen Abend hat sie sich völlig geschlossen und steigt wieder in die Tiefe hinab; denn schon gegen 4 Uhr des Nachmittags ungefähr zieht sie den Blumenkelch zusammen und bringt sodann die ganze Nacht unter dem Wasser zu; ich weiß nicht, ob dies irgend Jemand seit 2000 Jahren bemerkt hat, d. h. seit der Zeit des Theophrast, welcher diese Erscheinung bei der Lotospflanze beobachtete. Also 2000 Jahre scheinen vergangen zu sein, ehe einmal ein aufmerksamer Naturforscher wiedersah und niederschrieb, was der Grieche Theophrast bemerkt hatte! Wie wenig achten doch die Menschen auf die Offenbarung der Gottheit in der Natur! Wie Wenige mögen wol wieder nun seit Linné daran gedacht haben, auf die still über dem Wasser schwebende Lilie zu achten und sie zu begrüßen, wenn sie aus der Flut am Morgen heraufkommt, sich im neuen Sonnenlichte zu freuen, nachdem sie die Wonne des nächtlichen Bades in vollem Maße genossen hatte! Bei den Alten stand fast jedes Wesen der Natur dem Menschen näher; es war ihm selbst mehr oder weniger verwandt, insofern es selbst auf Erden als Mensch herumgewandelt, ja wol gar einen Schein der Gottheit verbreitet hatte. Auch die Wasserlilie der Griechen war einst eine — Nymphe gewesen, die voll Liebe und Eifersucht gegen Hercules ums Leben kam und daher noch heute als Nymphaea an ihr Schicksal erinnert. So aber sah der Grieche nicht, wie wir, nur eine Wasserpflanze; ihm stellte sich sogleich eine Jungfrau dar, die aus den Fluten emportaucht, nach dem Geliebten umherzuschauen. Was aber würde der Grieche vielleicht gedacht haben, wenn er die an Pracht Alles übertreffende südamerikanische Wasserlilie gekannt hätte, die unser Pöppig 1832 am Amazonenstrome fand, nachdem sie schon früher von Henke, Bonpland und d'Orbigny entdeckt worden war. Am genauesten bekannt wurde sie uns durch Robert Schomburgk, der sie in Guiana kennen lernte und von ihren Riesenblättern, die fünf bis sechs Fuß Durchmesser hatten, von ihren üppigen Blüten, in wunderbarer Mischung aus Weiß und Roth, in zahlreichen Nuancen, ganz entzückt war. Erst vor etwa vier Jahren, 1846, kam der Same nach England, in den königlichen Garten nach Kew, und 1849 hatte man die Freude, in einem warmen Wasserbecken eine solche Lilie in ihrer vollen Pracht wie in so staunenswerther Größe zu sehen, daß ein solches tellerförmiges Blatt ein Mädchen von fünf oder sechs Jahren trug. Am 19. September 1849 waren 19 Blätter so entwickelt, und die erste Blütenknospe der Victoria regia, wie diese Alles überbietende Pflanzenkönigin der Königin von England zu Ehren genannt worden ist, öffnete sich sechs Zoll über dem Wasser am 1. November mit Blättern, deren jedes zehn Zoll Durchmesser hatte. Unsere Wasserlilie ist nur ein schwaches Abbild von dieser südamerikanischen, doch wer sie jetzt auf unsern Teichen und stillfließenden Gewässern wahrnimmt, wird sie um so lieber sich auf der glatten Flut sonnen und ausbreiten sehen, je leichter er sich dadurch eine Vorstellung von der Victoria regia machen und an die Nymphe des Hercules, die Lotosblume der alten Ägypter erinnern kann.

Das Fest des Nils. *)

Wie bekannt überschwemmt der Nil, der gewaltige Fluß in Ägypten, alljährlich das Land, und die Fruchtbarkeit des Bodens, die dadurch erzeugt wird, ist wahrhaft fabelhaft. Das Steigen des Flusses beginnt etwa mit dem Anfange der Sommer-, Tag- und Nachtgleiche und vom 3. Juli an wird seine Höhe täglich in den Straßen ausgerufen. Jedes Viertel hat seinen Ausrufer, der Morgens mit einem Knaben durch die Straßen geht und in einer Art von Dialog mit dem Knaben die Höhe jeden Tag verkündigt. In vielen Häusern gibt man ihm täglich ein Stück Brot, aber die meisten reichen ihm nur etwas am Tage vor dem Öffnen des Kanals. Man kann sich sehr wenig auf die von dem Ausrufer angegebene Nilhöhe verlassen, aber das Volk hört ihm immer mit vielem Vergnügen zu. Eigentlich sollte der Nilkanal erst durchschnitten werden, wenn der Fluß die Höhe von 16 Ellen am Nilmesser erreicht hat, und in der Regel darf die Regierung Steuern nur in den Jahren fodern, in welchen der Fluß so hoch steigt; sie findet es daher in

*) Vergl. „Das Kalischfest zu Kairo", Pfennig-Magazin, Jahrgang 1850, Nr. 367.

Digitized by Google

ihrem Interesse, die Höhe falsch angeben zu lassen und den Kanal zu öffnen, wenn der Nil um 20—21 Fuß gestiegen ist, was gewöhnlich zwischen dem 6. und 16. August der Fall ist, nach welcher Epoche er in mäßig guten Jahren noch um 4—5 Fuß steigt. Den Tag vor der Eröffnung geht der Ausrufer, begleitet von einer Menge Knaben, mit kleinen rothen Flaggen umher und kündigt das Ereigniß in einem ähnlichen Dialog mit dem Knaben an, den er fortsetzt, bis ihm die Bewohner des Hauses, vor dem er steht, einige Geldstücke gegeben haben.

Der Damm des Kanals wird vor oder bald nach dem Anfange des Steigens gebaut. Etwa 400 Fuß von seiner Mündung ist eine steinerne Brücke über ihn gebaut und etwa 60 Fuß von dieser der Damm angelegt. Dieser besteht aus Erde, ist sehr breit und verengt sich nach und nach, bis er oben nur noch gegen 9 Fuß breit bleibt. Seine Höhe ist einige 20 Fuß über dem niedrigsten Nilstande, aber nicht so hoch über dem Bette des Kanals, indem dieses mehre Fuß höher ist und daher einige Monate des Jahres trocken liegt.

Auf der Nordseite des Kanals, ganz nahe bei der Brücke, stand ehemals ein steinernes Gebäude, von dem aus die Großen von Ägypten die Durchbrechung des Dammes beobachteten. Es liegt jetzt in Ruinen, auf denen ein großes Zelt für die Beamten aufgeschlagen ist, welche an dem Feste, welches bei dieser Gelegenheit gefeiert wird, die Aufsicht führen. Eine Menge kleinerer Zelte werden für die Zuschauer errichtet und die Regierung liefert viele Feuerwerke, besonders Raketen, um das Volk zu unterhalten. Der Nilinsel Al Kordah gegenüber, welche vor dem Eingange des Kanals liegt, ist der ganze Raum mit Zelten für den Verkauf von Zuckerwaaren, Früchten und Kaffee bedeckt, und vom Mittag des Tages, der dem Durchschneiden vorhergeht, legen zahllose Boote an ihr an. Darunter ist ein sehr großes, genannt Ackabak, mit glänzenden Farben neu bemalt, mit zahllosen Lämpchen geschmückt, welche Sterne bilden, und mit einigen Kanonen versehen. Dieses Boot stellt das Schiff vor, auf welchem die Ägypter vor der mohammedanischen Eroberung eine Jungfrau herführten, die bei der Eröffnung des Kanals dem Wasser geopfert wurde. Das Boot segelt Nachmittags von Bulak ab, nimmt Passagiere ein und wird an der Insel befestigt. Andere Boote segeln die ganze Nacht hindurch den Nil auf und ab und die Schiffer unterhalten sich und ihre Passagiere mit Gesang und Musik. Mit dem Einbrechen der Nacht fangen die Feuerwerke und Kanonensalven an und dauern bis zum Morgen. Der Fluß, die vielen Boote, die Feuerwerke, die Massen Volks und dessen unbegrenztes Vergnügen stellen eine unbeschreibliche Scene dar.

Vor Tagesanbruch fängt das Durchschneiden des Dammes an; diese Pflicht liegt wechselsweise den Todtengräbern von Kairo sowie den Juden ob, wofür sie von der Regierung bezahlt werden, und die Juden müssen sich, wenn etwa die Eröffnung auf einen Sabbath fällt, wo sie bekanntlich nicht arbeiten, durch eine sehr beträchtliche Geldsumme davon loskaufen. Der Damm wird von hinten immer dünner gegraben nnd die Erde auf das Ufer geworfen, bis er oben nur noch einen Fuß tief ist. Um diese Zeit ist das ganze Ufer mit einer dichten Menschenmasse bedeckt, der Gouverneur von Kairo kommt an und betritt das große Zelt; der Kadi verfaßt eine Acte, um zu bezeugen, daß der Fluß die gesetzliche Höhe erreicht habe und in Folge dessen der Kanal eröffnet worden sei, welches Document sogleich nach Konstantinopel geschickt wird. Hierauf wirft der Gouverneur einen Beutel mit kleinen Geldstücken unter die Arbeiter, ein Boot wird gegen den Damm getrieben, bricht ihn durch und stürzt sich mit der Wasserflut in den Kanal. In dem Boote befindet sich ein alter Mann, dem im Vorbeifahren der Gouverneur ebenfalls einen Beutel Geld zuwirft. Der Rest des Dammes wird von dem einströmenden Nil schnell weggewaschen und eine Menge Boote rudern in den Kanal, welche durch die ganze Stadt und zurück fahren.

Der Streithahn.



Ein niedlicher Vogel, an Größe einer Taube gleich, ist der Streithahn, der mit den Kiebitzen und einigen ihm verwandten andern Arten zu den Strandvögeln, d. h. den Vögeln gerechnet wird, welche durch ihre hohen Beine befähigt sind, auf dem lockern Sand- oder auch Sumpfboden an Seen, Teichen, Flußmündungen und nassen Wiesen zu laufen, wo sie sich hauptsächlich von Insekten und Gewürmen nähren. Mit dem Kiebitz ist er am nächsten verwandt und seinen Namen erhielt er von der possirlichen Kampflust, mit welcher zwei Männchen einander entgegenzugehen pflegen. Da richten sich die Halsfedern in die Höhe, daß sie einen Kragen bilden und nun hüpfen, springen, hacken, beißen, kratzen, rupfen sie sich, bis das Blut fließt und der Jäger kommt, ihrem Kampfe mit Pulver und Blei ein gnädiges Ende zu machen.

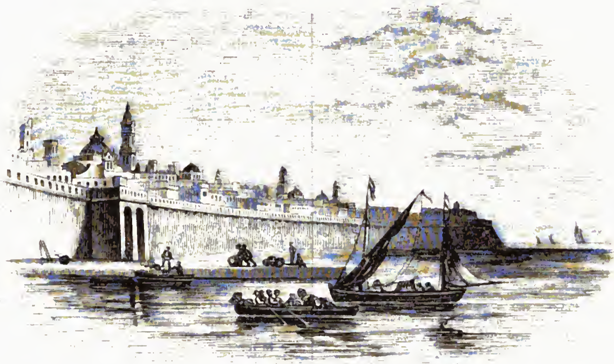
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 392.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [6. Juli 1850.

Vera Cruz.



Die große und wenn nicht sehr volkreiche, doch äußerst reiche Hauptstadt Vera Cruz des schmalen Küstenstrichs gleiches Namens am mexicanischen Meerbusen, belebt von etwa 9000 Einwohnern, ist der Stapelplatz, aus welchem alle kostbaren Waaren des alten Mexico nach Europa gehen, sowie es umgekehrt die europäischen Zufuhren dann ins Innere befördert. Bei so günstiger Lage müßte es längst zu einer der größten Städte in der Neuen Welt geworden sein, allein theils hat ihm der directe Verkehr ums Cap Horn Abbruch gethan, theils ist der Transport noch meist sehr langsam und schwierig, folglich kostspielig, theils gehört das Klima zu den heißesten und ungesündesten, die auf der ganzen Erde gefunden werden. Regelmäßig wüthet alle Jahre einige Monate lang das verrufene gelbe Fieber. Hierzu kommen nun noch häufig Erdbeben, gutes Trinkwasser fehlt ebenfalls, und so ist es seit 1519, wo Cortes am 21. April hier landete, zwar stets von großer Bedeutung, aber immer nur auf einen bestimmten Umfang beschränkt geblieben.

Merkwürdige Lebensrettung.

In der Nähe von Lusancy, einem französischen Dorfe an der Marne (Departement Seine und Marne), auf der Eisenbahnlinie zwischen Strasburg und Paris, war man bereits im April des Jahres 1846 mit dem Bau des dortigen Tunnels beschäftigt; die Arbeiten an dem Hauptstollen rückten rasch vorwärts; man war schon 300 Mètres weit gekommen und stand im Begriff, an mehren Stellen die Erbreiterung und Aufmauerung vorzunehmen, als am 3. April Vormittags 11 Uhr an einer der schon erbreiterten Stellen ein Krachen erfolgt, die Gerüste und Stützbalken sich plötzlich senken und ein Erdsturz den unterirdischen Gang auf eine große Strecke gänzlich verschüttet. Sogleich wurden die Arbeiter zum Verlesen gerufen; es fehlten 19 Mann, die augenscheinlich das Opfer des Ereignisses geworden waren. Die Ingenieure vom Tunnelbau und

aus der Umgegend verfügten sich alsbald an Ort und Stelle und die Rettungsarbeiten begannen. Man sah aber, daß diese lange Zeit erfodern würden, und der erste Gedanke war, daß man den Eingesperrten vor allen Dingen Luft und Nahrung zu verschaffen suchen müsse, falls sie noch am Leben wären. Zum Glück war die Rinne, welche zum Abzug des durchsickernden Wassers diente, nicht verschüttet worden; dieses hatte seinen Ablauf nach wie vor ungehemmt, weil die darüber gelegten Planken die Rinne vor der Verschüttung geschützt hatten. Der einzige Weg, auf welchem man hoffen konnte, mit den Gefangenen zu verkehren!

Man wollte anfangs mit langen Meßstangen diese Abzugsrinne untersuchen, aber die Krümmungen derselben machten dies unmöglich. Deshalb nahm man Lattenstücke von weichem Holze, die man an den Enden aneinander befestigte und bildete so eine Art Floß, das man sachte in die Rinne bringt, in der es richtig fortschwimmt, sich glücklich um die Hindernisse wendet und unter der verschütteten Strecke immer tiefer eindringt. Schon ist dasselbe zu einer Länge von 50 Metres gediehen, indem man immer ein Stück an das andere setzte — und noch kein Zeichen, daß die Eingekerkerten es bemerkt hätten. Man rief in die Rinne hinein — keine Antwort. Man rüttelte an dem Gestänge — keine Bewegung ist zu verspüren. Dieselben Breter, womit die Rinne bedeckt ist, daß sie nicht konnte verschüttet werden, verbergen auch den Gefangenen das Floß unter ihren Füßen, welches die Kameraden ihnen zukommen lassen. Was ist da zu thun? Wie soll man sich ihnen verständlich machen, daß sie die Planken aufheben sollen, die über der Abzugsrinne liegen?

Einer der Ingenieure hatte den glücklichen Einfall, die auf die beschriebene Weise verlängerte Fähre zurückziehen zu lassen, eine mächtige Schelle daran zu binden und sie nochmals in die Rinne zu bringen. Sodann wird daran gerüttelt, daß die Glocke Laute geben muß — und siehe, alsbald wird das Floß festgehalten und hineinwärts gezogen. Man hatte es bemerkt. Nun wurden die Rettungsversuche mit neuem Muthe fortgesetzt. Statt der Glocke band man das Ende eines Seils an dasselbe und auf diese Weise gelang es, einen beständigen Verkehr mit den Gefangenen einzuleiten. Um zu erfahren, wie viele Arbeiter noch am Leben sich befänden, ließ man den Gefangenen in einer blechernen Büchse ein Briefchen zukommen und bekam darauf gar bald Antwort. Allein diese war mit Bleistift geschrieben, unterwegs naß geworden und kaum leserlich. Die Zahl der Lebendigen konnte ebensowol 10 als 19 sein. Man besieht das unglückliche Blatt hin und her, läßt es aus einer Hand in die andere gehen, doch glaubt man endlich die Neun deutlich zu erkennen und hat somit Gewißheit, daß Alle, die fehlen, noch am Leben sind. Achtzehn Stunden banger Erwartung waren verflossen, bevor man zu diesem Ergebniß gelangte. Die Arbeiter außen waren todtmüde, aber ihre Gesichter strahlten vor Freude, denn jetzt ist man gewiß, die Unglücklichen befreien zu können, weil man im Stande ist, ihnen Luft und Lebensmittel zukommen zu lassen, bis die dicke Scheidewand durchbrochen wird, die sie noch vom Lichte des Tages trennt.

Allein die große Frage ist jetzt, wie Luft und Nahrung ihnen verschaffen? Die Gosse, an einigen Stellen durch den Erdsturz verengert, ist nicht breiter als $^{15}/_{100}$ Metres, d. h. einen halben Fuß. Dreißig Metres sind es bis zu den Gefangenen und man kann ihnen nur unter Wasser etwas zubringen.

Man läßt in Eile blecherne Büchsen machen, die man mit heißer Fleischbrühe füllt; Brot und Fleisch thut man in Wachstuch, der Wein kann in den Flaschen ihnen zuschwimmen. Diese Dinge bindet man in gehöriger Entfernung voneinander an das Seil, das bald hin bald her gezogen wird, und nicht lange steht es an, so können die Verunglückten ihre erste Mahlzeit damit halten.

Um ihnen auch frische Luft zuzuführen, band man das Ende vom Schlauche einer Feuerspritze an das Zugseil und brachte so denselben in den Abzugsgraben. Er macht denselben Weg wie die Nahrungsmittel und kommt glücklich an den Ort seiner Bestimmung. Auf diese Art wird die Versorgung der Gefangenen mit frischer Luft bewerkstelligt. Die Communication mit ihnen geht nun ununterbrochen fort. Sie erhalten nacheinander Lebensmittel, Wäsche, Fußbekleidung, sogar Arzeneien, zugleich ihre Briefe von Haus, welche die Post gebracht. Auch läßt man es ihnen keinen Augenblick an Berathung und Ermuthigung fehlen; sie fassen sich wieder und fangen an, ihre Lage von der heitern Seite zu betrachten. In ihren Erwiderungen dringen sie stets darauf, man solle doch mit ihrer Befreiung nicht zu sehr eilen, daß dadurch das Leben ihrer Kameraden gefährdet würde.

Nachdem somit für das Leben der Verschütteten wenig mehr zu fürchten war, mußte man ernstlich darauf denken, die Pforten ihres Kerkers zu sprengen. Über dem unterirdischen Gange war das Erdreich 80 Metres dick. Es ging nicht an, von oben her durch einen Schacht zu ihnen zu kommen. Gerade vorwärts mitten durch den Schutt der Länge nach sich durchzuarbeiten, war eine mühsame und gefährliche Aufgabe, indeß entschloß man sich hierzu auf die Versicherung der Begrabenen, daß auf ihrer Seite nicht die ganze zur Aufmauerung fertige Strecke verschüttet sei, mithin nur etwa 15 Metres zu durchgraben wären. Der Rettungsgang wurde somit in einer Breite von $2^1/_2$ Fuß ungefähr in Angriff genommen. Allein das Vordringen ging äußerst langsam vonstatten und war mit der größten Mühe und Gefahr verbunden. Hier lauter Sand, dem man nur dadurch einigen Halt geben konnte, daß man die Fugen der Blendung mit Stroh verstopfte, dort Hölzer, die man mit aller Vorsicht absägen mußte; weiterhin Sandblöcke, die den Weg versperren, welche man leider nicht mit Pulver sprengen kann wegen der Gefahr weiterer Erdstürze. Dennoch geht es vorwärts, aber immer weniger fest wurde das Erdreich. In dem schon ausgegrabenen Gange selbst fing es an verschiedenen Stellen zu weichen an. Man mußte sich darin fast auf den Bauch legen, und obschon man am 6. April nahe an 15 Metres vorgedrungen war — noch nicht die geringste Anzeige, daß man den Gefangenen nahe sei; denn noch vernahmen diese weder die Spitzhacken noch Hammerschläge der Rettungsmannschaft. Um das Maß voll zu machen, sahen sich noch der Ober- und der Unteringenieur, welche, obgleich krank, den Schauplatz bis dahin nicht verlassen, alle beide genöthigt, das Bett zu hüten und ihre Collegen bei den Bauarbeiten der Umgegend zu requiriren. Es kamen also am 6. April zwei neue Ingenieurs an, denen Tags darauf ein dritter folgen sollte. Nachdem diese den Stand der Dinge, zumal den Rettungsgang in Augenschein genommen, sprachen sie ihre Zweifel an dessen Haltbarkeit und Festigkeit sowie an der Möglichkeit, mittels desselben

Digitized by Google

zum Ziel zu gelangen, unumwunden aus und schlugen vor, durch das eingebrochene Erdreich nicht länger mittendurch zu graben, sondern es zu umgehen. Das war zwar ein Umweg, allein man hatte keine aufgelockerte Erde noch die Balken des zusammengebrochenen Einbaues vor sich und konnte sonach hoffen, mit größerer Sicherheit und Raschheit vorzudringen. Überdies gewahrte man drei Metres über der Sohle des Hauptganges eine Schicht weichen Mergels zwischen zwei kleinen Felslagern und beschloß den Rettungsgang durch diese Schicht zu treiben. Er sollte etwas über vier Fuß Höhe erhalten, und dessen Verzimmerung ward ungemein erleichtert, indem der Fels sowol Decke als Fußboden bilden konnte. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Für alle Fälle ward jedoch für gut befunden, die Arbeiten an dem kleinern Gange fortzusetzen und nur im äußersten Nothfall einzustellen, während man den neuen anfing.

Da man die Kräfte der Mannschaft schonen und alle Störungen zu vermeiden suchen mußte, bildete man Abtheilungen derselben, die sich regelmäßig alle 12 Stunden ablösten. Bei jeder dieser Abtheilungen befanden sich viele Bergleute, sodaß einer nie länger als eine halbe Stunde auf dem Posten zu sein brauchte. Aber während dieser halben Stunde folgten sich die Schläge des Pickels ununterbrochen; Felsklitter und Schollen flogen um den Arbeiter, der auch nicht einen Augenblick absetzt, bis er athemlos, erschöpft, schweißbedeckt seine Haue dem Nachfolger übergibt, welcher schon da ist und wartet. Ebenso rasch wird die Erde fortgeschafft in Körben, die nach Art der Löscheimer bei einer Feuersbrunst in dem kleinern Gange von Hand zu Hand gehen bis zu dem Ausgange, wo sie geleert werden.

Es wird eine Art von Protokoll geführt, darinnen man die wichtigsten Vorfallenheiten während der Rettungsarbeiten, die Fortschritte in den letztern und das Quantum von Lebensmitteln, welches die Mannschaft erhält, verzeichnet. Jede Abtheilung hat ihren Ingenieur und Aufseher, welche speciell für die Arbeiten über die Dauer ihrer Function verantwortlich sind und beständig ihren Posten im Tunnel da haben, wo der Rettungsgang anfängt. Auf diese Art geregelt geht der Dienst rasch und ohne Störung vor sich. Aber noch steht ein ganzer Berg von Sorgen, ein Heer von Gefahren da, bevor das Ziel glücklich erreicht ist. Der Gedanke an diese 19 Männer, die zwischen Leben und Tod schweben und bei der geringsten Nachlässigkeit oder sonst einem Fehler unrettbar verloren sind, lastet wie ein Alp auf Allen, die in diesem langen Drama irgend eine Rolle spielen. Jedes ungewöhnliche Geräusch, jedes neue Ereigniß führt ihnen das Schreckbild der 19 Schlachtopfer vor die Seele, welche sie ob der Unvorsichtigkeit verklagen, die sie jeden Augenblick tödten kann.

Auf einmal macht der Mann, welcher die Absendung der Lebensmittel für die Gefangenen zu besorgen hatte, die Meldung, daß die Communication gehemmt sei, indem eine Flasche an einer verengerten Stelle der Abzugsrinne zerbrochen sein müsse. Bald überzeugt man sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung; man untersucht, wo und wie die Flasche liege. Die Sache ist nur zu gewiß und kann schreckliche Folgen haben. Bevor man sich entschloß, mittels einer Sondirstange das Hinderniß durchzustoßen, was für einige Zeit die Zuführung frischer Luft unmöglich gemacht hätte, wollte man es mit einfachern Mitteln versuchen. Man calculirte also: wenn die Flasche das Durchgehen der Nahrungsmittel hindert, so hemmt sie auch den Abfluß des Wassers, das sich somit aufstauen muß und auf dieselbe drückt, wodurch eben die Versuche zur Öffnung des Durchgangs unterstützt werden konnten. Man suchte daher dem Zuge des Wassers mittels des Seils nachzuhelfen, das durch die Rinne ging. Dies gelang vollkommen und nach einer Stunde voll Mühen und Sorgen war das Hinderniß gehoben, ohne daß die Lebendigbegrabenen einen Augenblick die frische Luft hätten entbehren müssen.

Nicht lange stand es an, so erhielt man statt der Antwort auf ein Briefchen eine *ausgelöschte Lampe*. Die Eingekerkerten hatten also kein Licht. Mangel an Öl oder Docht war es nicht; das geführte Verzeichniß beweist dies. Also hatten sie entweder keine Zündhölzchen oder es fehlte an der Luft. Nach etlichen Versuchen vergewissert man sich, daß sie erstere haben und daß dieselben sich auch entzünden, aber nicht fortbrennen, wenn schon die Luft allenfalls zum Athmen noch gut genug war. Dennoch waren sie in Gefahr zu ersticken und konnten nicht einmal Nachricht geben von dieser Gefahr, weil sie kein Licht hatten. Man mußte also eiligst an dem Luftfange der Pumpe eine Änderung treffen, die Mannschaft verstärken, die daran arbeitete und statt der minder guten Luft, die im Tunnel war, die Pumpe mit der reinern von außen speisen. Allein dessenungeachtet konnte es zu spät sein und durch die Nähe der Gefahr war ein entscheidender Schritt geboten. Der erste Rettungsgang war wegen der Unsicherheit des Erdreichs, worin er eröffnet worden, wieder verlassen. Allein von dessen Ende bis zu den Gefangenen konnte die Entfernung höchstens noch 24 Fuß betragen. Diesen Raum konnte man mittels des Erdbohrers bald durchstechen und damit einen zweiten Weg für die Luft öffnen.

So bedenklich dieser Versuch auch schien, der vermuthlich mehr als Einem Menschen das Leben kosten kann, so konnte doch die Rettung der 19 Gefangenen durch ihn bedingt sein und man durfte sich keinen Augenblick länger besinnen.

Von der Größe dieses Wagnisses kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt — einen Gang voll Krümmungen, in dem man sich fast auf den Bauch legen muß; unter sich, über sich, allenthalben einen Boden, der weicht; dagegen nichts als schwache Stützbalken, die sich gleichfalls senken — und alle Augenblicke das dumpfe Geräusch, welches das Einbrechen und Rutschen der Erdmassen verursacht. Sicher wartet ihrer der Tod, allein der Befehl ist einmal gegeben, und hinter dem Ingenieur, an dem die Reihe ist, bringt der Mann, welcher die Bohrgeräthe trägt, mit einem zweiten Bergmann im Stollen vorwärts, begleitet von der schrecklichen Gewißheit, daß keine Menschenmacht sie retten kann, wenn sie von einem Erdfall begraben würden. Gleichviel, sie machen sich ans Werk.

Zehn ganzer Tage haben bereits die Rettungsarbeiten fortgedauert und noch hat sich keinen Augenblick die Todesverachtung der Mannschaft verleugnet. Die gefährlichsten Posten waren stets besetzt und die Arbeiten trotz einer Luft, in der oft die Lampen nicht mehr brennen wollten, wacker gefördert worden. Endlich sind alle Hindernisse überwältigt, alle Schwierigkeiten, die sich so unerwartet in den Weg stellten, bemeistert und die Stunde der Befreiung schlägt. Am Osterfeste, Mittags 12 Uhr, ist nur noch etwa Ein Meter übrig, der sie von den Gefangenen trennt. Schnell wird das Mittagsmahl eingenommen, dann begibt sich Jeder auf

Digitized by Google

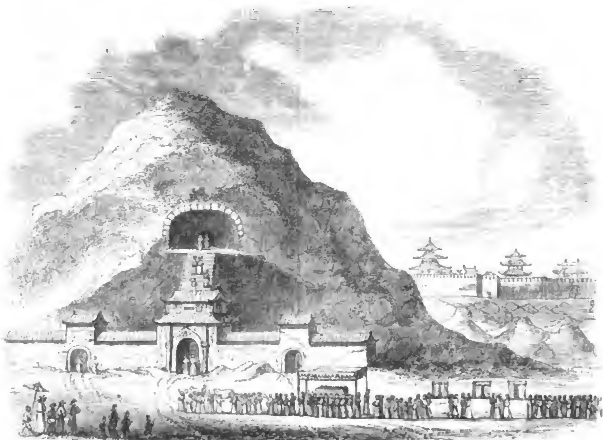
seinen Posten; die Ingenieure verfügen sich in den Stollen, lassen aber nur die unumgänglich nöthige Zahl Arbeiter darin und behalten am Ende blos noch einen einzigen bei sich. Die Rollen sind folgendermaßen vertheilt: Der Ingenieur, der die Wache hat, muß, sobald der Durchstich erfolgt und die Öffnung groß genug ist, zu den Gefangenen hineinschlüpfen, dafür sorgen, daß keine Unordnung entstehe, indem sie sich hinausdrängen, und nöthigenfalls das Wegbringen der Kranken oder Verwundeten überwachen. Seine Collegen im Rettungsgange haben sie in Empfang zu nehmen; ein Arzt sollte noch innerhalb des Tunnels in Bereitschaft sein. Aber man hatte die Rechnung ohne die Gefangenen gemacht. Kaum war die Öffnung groß genug, als Einer derselben erschien; diesen zog man heraus, dann einen zweiten, dritten und vierten. In der Hast, womit sie herauswollen, lassen sie die Lampen verlöschen und man mußte ihrem Drängen Einhalt thun, wodurch das Rettungswerk eine Weile verzögert wird.

Wer beschreibt aber die stürmischen Ausbrüche der Freude, des Jubels, als nun sämmtliche 19 Arbeiter gerettet ihren Kameraden und Vorgesetzten in den Armen lagen! Reichlich flossen ihre Thränen; durch die rohe äußere Hülle trat die edle Menschlichkeit in verklärter Gestalt hervor. Durch die erhabensten Gefühle aufopfernder Liebe und sich selbst vergessender Begeisterung waren die Lumpen geadelt, welche diese Söhne der Arbeit und des Schweißes bedeckten. Man kennt die Menschen nicht, solange man sie nicht in ähnlichen Lagen gesehen, Strapazen, Gefahren und alle jene Gefühle mit ihnen getheilt hat, die in tausendfacher Abstufung zwischen dem Wahnsinn der Verzweiflung und dem der Freude die Herzen bewegen — wie bei dem hier erzählten Vorgange —: das war der einmüthige Ausspruch der Vorgesetzten, welche die Rettungsarbeiten geleitet und jetzt im Drange ihres Herzens den Helden im groben Kittel die Hände drückten, welche zehn voller Tage allen Schrecken des Todes getrotzt hatten, um ihre Kameraden dem Loose des Lebendigbegrabenseins zu entreißen.

Um die Geretteten nach und nach an die frische Luft und die Helle zu gewöhnen, mußte man erst in dem Hauptgange von Zeit zu Zeit Halt machen. Dann stellte man sich in Reih und Glied und rückte, den Oberingenieur an der Spitze, aus dem Tunnel hervor unter dem Zujauchzen des versammelten Volks, das sich auf mehr als 2000 Zuschauer belief und den Hügel bei Courzelles besetzt hatte.

So endigte sich am 12. April Nachmittags 2 Uhr die Gefangenschaft der 19 Begrabenen, nachdem sie neun volle Tage gedauert hatte, während welcher sie durch eine Wasserrinne, die 30 Metres lang und kaum so breit war, daß eine Flasche durchkonnte, mit Luft, Nahrung, Kleidern, sogar Arzeneien versorgt worden waren.

Ein chinesisches Begräbniß.



In keinem Lande wird den Todten mehr Ehre angethan als in China. Auch der ärmste Chinese bietet Alles auf, die Ältern ehrenvoll zu begraben und ihr Grab, solange er lebt, nach Kräften zu erhalten sowie von Zeit zu Zeit mit Blumen wenigstens zu schmücken. Bei großen Städten gibt es auch fast im-

Digitized by Google

mer eine Gräberstadt, denn der Begräbnißplatz enthält Begräbnißstätten für reiche Familien, daß sie fast Häusern oder Palästen gleichen, so groß sind sie und so mühsam wol selbst in einen Berg, einen Felsen gehauen. Stirbt Jemand in einer Familie, die eine solche oft tempelartige Gruft hat, so begibt sich ein unabsehbarer Trauerzug dahin, den Leichnam beizusetzen, welcher in der Mitte des Zuges unter einem kostbaren Thronhimmel getragen wird. Ist die Stadt groß, der Begräbnißplatz entfernt, so schließen sich auch wol mehre solcher Leichenconducte hintereinander an, wovon dann auch manche natürlich nur dürftig ausgestattet sind, wenn Arme zu ihrer Ruhe gebracht werden.

Die Evangelisten mit ihren Emblemen.



Matthäus.



Marcus

Helena.

Ein bulgarisches Abenteuer.

Helena (Jelenka) war die einzige Tochter eines Bulgaren in dem Dörfchen Podjarazay in einem der herrlichen Thäler des Balkan; sie hatte, seit ihrem zehnten Jahre der Mutter beraubt, die Wirthschaft des Vaters mit Eifer und Treue geführt und war zu einem vollendet schönen Mädchen herangereift, obschon ihr Teint von der Sonne gebräunt war und ihre Hände von der Arbeit hart geworden waren. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihre großen schwarzen Augen, die dichten regelmäßigen Brauen, eine römische Nase zeichneten sie vor Hunderten ihres Geschlechts aus, und ein Adel, der aus ihren Zügen sprach, setzte Jeden, der sie erblickte, auch in Bulgarien, diesem Lande der Knechtschaft und Erniedrigung, in Erstaunen. Selbst aus

Digitized by Google

der unschönen Tracht, welche die Bulgarinnen tragen, glänzte ihre Schönheit hervor und verwundert blickte ihr nach, wem sie auch begegnete.

Eines Tages sah sie der Pascha Jakub von Triaditza. Er hielt sein Roß an und blickte der leicht dahinschreitenden Dirne nach. Er gab sofort einem Diener seines Marstalls Befehl, sich zu erkundigen, woher das Mädchen sei und wem sie angehöre. Das hatte nichts Gutes für Helena zu bedeuten. Sie mochte selbst etwas davon ahnen, denn sie schritt schneller zu, in dem Dickicht des Waldes, der nicht weit entfernt war, sich zu verbergen. Aber der Spürhund des Paschas hatte es bald heraus, daß Helena in Podjarazay zu Hause sei und ihrem alten Vater die Wirthschaft führe. Noch ehe das Mädchen wieder nach Hause zurückgekehrt war, erfuhr ihr Vater, daß Jakub-Pascha ein Auge auf seine Tochter geworfen und sich nach ihr erkundigt habe. Dies fiel ihm wie ein Stein aufs Herz; denn man verbirgt die Christenmädchen vor den Blicken der Türken wie die Taube vor dem Habicht und Helenens Vater jammerte und zagte. Helena erschrak, als sie was vorgefallen war hörte, und dachte nur darauf, ihren Vater zu beruhigen und zu trösten; es könne ja nur eine leere Furcht sein, die sie ängstige. Aber noch vor Abend kam ein Bulgare, der im Marstall Jakub's diente, athemlos nach Podjarazay gelaufen und meldete, der Pascha habe einem Ajan befohlen, ein Commando Soldaten zu nehmen und nach Podjarazay zu ziehen; man hatte einander zugeflüstert, es möge wol auf den Raub eines Christenmädchens abgesehen sein. Als diese Nachricht sich verbreitete, eilte Jeder, der eine hübsche Tochter oder doch eine, die er für hübsch hielt, hatte, sie aus dem Hause zu schaffen und sie in dem Gebirge an irgend einem sichern Orte zu verbergen, und es hätte wenig gefehlt, so wären die Einwohner sammt und sonders mit allen ihren Kindern und Habseligkeiten in die Wälder und Berge entwichen und hätten ihr Dörfchen der Wuth und Zerstörung der Türken preisgegeben. Doch hielten sie es für besser zu bleiben und zu sehen, was geschehen würde; vielleicht sei Alles am Ende nur ein blinder Lärm.

Aber es war nicht so. Die Podjarazayer hatten nicht lange zu warten. Nur zu bald erschien der Ajan und mit ihm einige zwanzig Kawassen; der Marsch ging geradeswegs auf die Wohnung des Vaters der Helena zu.

Du hast eine Tochter? fragte ihn der Ajan.

Ja.

Wo ist sie?

Bei ihrer Muhme, die hundert Werst von hier verheirathet ist.

Du lügst! Gestern hat man sie noch im Dorfe gesehen.

Das kann sein; gestern war sie noch hier, aber diesen Morgen vor Tagesanbruch ist sie abgereist.

Es wäre dem Ajan nicht darauf angekommen, hundert Werst zu reisen; aber wer stand ihm dafür, daß er die Gesuchte dort fände? Dazu wollte der Pascha Triaditza bald verlassen und er liebte den Aufschub in solchen Sachen nicht, vielweniger, eine einmal ins Auge gefaßte Beute fahren zu lassen. Der Ajan faßte sich kurz und hielt sich an den Vater der Helena.

Unterdessen versammelten sich die Dorfältesten beim Vorsteher, um Rath zu pflegen, wie man den Vater der Helena retten könne. Sie kamen überein, daß sich der Vorsteher in der Nacht zum Ajan begeben und ihm eine so ansehnliche Summe wie man nur aufbringen könnte, anbieten solle, wenn er den armen Alten freigeben wolle.

Mein Kopf ist mir lieber als dein Geld, antwortete der Ajan. Wenn ich ohne das Mädchen zum Pascha komme, bin ich verloren. Morgen soll der Alte auf die Folter; da wird er Alles gestehen. Aber das Geld behielt der Ajan auf Abschlag seiner fernern Dienste.

Der Vorsteher berichtete der Versammlung den schlechten Erfolg seiner Sendung. Die Ältesten lassen den Kopf hängen; es war für sie eine lange, schwere Nacht, länger und schwerer noch für den Vater der armen Helena. Er bereitete sich vor, am morgenden Tage alle Qualen der Folter auszuhalten, fest entschlossen, eher zu sterben als den Zufluchtsort seiner Tochter zu offenbaren. Niemand im Dorfe schloß in dieser Nacht ein Auge, außer den Kawassen, die nach einem lärmenden Feste, das sie sich selbst auf Kosten des Dorfes gegeben hatten, sich schlafen gelegt hatten. Da erschallt um Mitternacht das Geschrei: „Albaneser! Albaneser!"

An allen vier Ecken des Dorfes lodert Feuer auf, wie dies gewöhnlich bei der Erscheinung dieser räuberischen Banden der Fall zu sein pflegt; im Widerscheine des Brandes sieht man Flinten und Yatagane flimmern. Die Kawassen, die aus ihrem Schlafe aufgestört sind, haben kaum noch Zeit, auf ihre Pferde zu springen, ihren Ajan an der Spitze machen sie sich spornstreichs davon, nachdem sie zwei bis drei Todte auf dem Platze zurückgelassen. Die Albaneser aber sprengen schnurstracks auf das Haus zu, welches der Vater der Helena bewohnt, ohne auf dem Wege dahin etwas anzurühren, ohne Jemandem ein Leid zu thun. Ihnen voraus jagt auf flüchtigem Rosse ein flinker Reiter, der kaum 15 Jahre zu zählen schien, da auch nicht der leichteste Flaum sein Antlitz beschattete. Rasch sprang der Albanesenjüngling vom Pferde und stürmte in das Haus. Ein Schreck ergreift ihn, als er Niemand dort findet; er stürzt die Treppe hinauf — in der Bodenkammer lag, an Händen und Füßen gebunden, ein Greis, dem er sich um den Hals wirft; der Albanesenjüngling war — Helena selbst.

Jetzt klärte sich Alles auf. Helena hatte sich im Walde versteckt; aber indem sie vor einer Gefahr floh, gerieth sie in eine andere. Eine Schar Haiducken *) bemerkte und umringte sie; schon wollten sie das Mädchen fortschleppen, das dem Anführer der Haiducken vornehmlich in die Augen stach, als mehre Einwohner von Podjarazay, die sich ebenfalls in dem Walde ein Versteck suchten, auf Helenen zustürzten, sie umringten und bei den Haiducken Fürbitte für sie einlegten. Helena erzählte den Haiducken ihre Geschichte und beschwor sie, ihren Vater, dessen Gefahr sie soeben von ihren Landsleuten erfahren hatte, zu retten. Der Anführer der Haiducken brannte vor Begierde, der schönen Helena diesen Ritterdienst zu erzeigen; aber wie sollte man es anfangen? Den Greis mit Gewalt befreien, wäre nicht schwer gewesen; aber würde der Pascha eine solche That ungerächt gelassen haben, würde er nicht das ganze Dorf dafür haben büßen lassen? Sie selbst fürchteten seinen Zorn nicht, aber hatten sie nicht auch Verwandte im Dorfe? Endlich fielen die Haiducken auf eine Kriegslist. Kurz vorher hatten sie einen Handstreich gegen eine Schar von Albanesen aus-

*) Die Haiducken sind Straßenräuber oder vielmehr Bauern, die, um dem türkischen Drucke zu entgehen, in die Berge flüchten und dort ein unabhängiges Leben führen.

Digitized by Google

geführt und einen Theil derselben theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Es fehlte ihnen nicht an albanesischen Kleidern und Waffen. Sie beschlossen sofort sich zu verkleiden und in der Tracht der Albanesen einen Scheinangriff gegen das Dorf zu unternehmen. Ihr Vorhaben gelang, und um das Geschehene noch mehr zu verheimlichen, verließen einige Familien ihre Wohnungen und begaben sich mit den Haiducken in die Berge und Wälder, die Zurückgebliebenen aber verbreiteten das Gerücht, daß die Albanesen sie mit sich fortgeschleppt hätten.

Der Pascha verließ bald darauf Triaditza und Helena kehrte mit ihrem Vater nach Podjarazay zurück; ein Vierteljahr darauf verheirathete sie sich mit dem Anführer der Haiducken, die ihren Vater gerettet hatten.

Scene aus den französischen Steppen.



In den Haidestrecken, welche sich an der Küste des Biscayischen Meerbusens zwischen den Pyrenäen und der Gironde in einer Länge von nahe an 10 Stunden und einer Breite von 15—20 Stunden hinziehen und den ödesten und traurigsten Theil Frankreichs ausmachen, bedienen sich Hirten und Wanderer fortwährend 5—6 Fuß hoher Stelzen, die sie sich anschnallen, um den tiefen Sand und die Sümpfe zu durchwaten; auch die Frauen gehen auf Stelzen und wissen sich auf ihnen mit der größten Gewandtheit zu bewegen. Ein langer Stab dient ihnen gelegentlich mit zur Stütze und ist auch wie ein Schemel zum Sitzen eingerichtet. Es soll sich sehr komisch ausnehmen, wenn man einen Hirten mitten auf der Haide unter seinen Schafen hoch oben auf seinem Schemel sitzen und ganz ernsthaft vor sich hinblickend an seinem Strumpfe stricken sieht.

Napoleon und das Rothe Meer.

In der Gefangenschaft auf St.-Helena schrieb Napoleon über eine im Rothen Meere bestandene Lebensgefahr in seinen Memoiren:

„Die Zeit der Ebene benutzend zog ich trockenen Fußes durch das Rothe Meer; auf dem Rückwege überraschte mich die Nacht und ich verirrte mich in der anschwellenden Flut; ich lief die größte Gefahr, auf eben solche Weise umzukommen wie Pharao, und das würde dann den Predigern der Christenheit einen herrlichen Text gegen mich geliefert haben."

Vollständig war das von Napoleon hier angedeutete Abenteuer folgendes:

Während der Expedition in Ägypten kam Bonaparte — wie er damals hieß — am 26. December 1798 nach Suez. Den 27. brachte er damit zu, die Stadt und den Hafen zu besichtigen; am 28. beschloß er über das Rothe Meer zu gehen, um den Mosesbrunnen zu besuchen. Um 8 Uhr Morgens, als die Flut sich verlaufen hatte, durchritt er das Bett des Meeres und befand sich in Asien. Während er bei der Quelle saß, empfing er die Besuche einiger arabischen Häuptlinge aus der Umgegend, welche ihm für den Schutz dankten, den er ihrem Handel und Ägypten gewährte. Bald bestieg er wieder das Pferd, um die Ruinen einer großen Wasserleitung zu besehen. Die Wasserleitung ward gefunden und hierauf gedachte Bonaparte nach Suez zurückzukehren; es war bereits finster, als er die Meeresküste wieder erreichte. Die Zeit der Flut kam heran und man machte den Vorschlag, den Tag am Strande abzuwarten; allein Bonaparte wollte nichts davon hören, rief den Führer zu sich und befahl ihm vorwärtszugehen. Dieser Befehl aus dem Munde eines Mannes, den die Araber wie einen Propheten verehrten, machte den Araber irre; er verfehlte die rechte Stelle und der Durchgang verzögerte sich um eine halbe Stunde. Man hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, als die ersten Wellen die Hufe der Pferde benetzten; das Wasser stieg mit Schnelligkeit; die Dunkelheit machte es unmöglich zu sehen, wie weit man noch zu gehen hatte. Der General Caffarelli, der wegen seines hölzernen Beins sich nicht gehörig im Sattel halten konnte, rief nach Hülfe. Die Karavane gerieth durch den Nothschrei in Unordnung. Jeder floh nach der Richtung, in welcher er das Land am ersten zu erreichen hoffte. Bonaparte allein folgte ruhig dem Araber, der vor ihm ging. Inzwischen stieg das Wasser immer höher, sein Pferd konnte nicht mehr fort. Ein Araber von hohem Wuchse und herculischer Kraft sprang von seinem Pferde ins Meer, nahm den General auf die Schultern und trug ihn wie ein Kind, indem er sich an den Schweif des Pferdes des vor ihm reitenden Arabers anhing. Schon erreichte das Meer seine Schultern, kaum vermochte er sich noch auf den Beinen zu erhalten. Das Wasser stieg mit schauderhafter Schnelligkeit; noch fünf Minuten und der Tod eines einzigen Menschen würde das Schicksal der Welt anders gestaltet haben. Da stieß der Araber einen Schrei aus, betrat das Ufer und stürzte erschöpft zu Boden; der General war gerettet.

Die Karavane kehrte nach Suez zurück, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben; nur Bonaparte's Pferd war in den Wellen umgekommen.

Einspruch.

Als ein alter pommerscher Edelmann singen hörte:

Herr Gott Vater im Himmelreich
Der du uns machst Alle gleich —

sagte er zu seinem Nachbar: „Das kann nicht sein, das gibt die Ritterschaft nicht zu."

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Die wahre Heimat der Rosen ist Güllistan, ein Landstrich an der südlichen Abdachung des Balkan; der Name kommt von „Güll" her, was im Türkischen eine Rose heißt. Nicht wie bei uns werden dort die Rosen in Töpfen und Gärten gezogen, sondern auf den Feldern und in Furchen wie die Kartoffeln gebaut. Etwas Anmuthigeres als solch ein Rosenacker läßt sich nicht denken; Millionen von Centifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder verstreut und die Luft ist im buchstäblichen Sinne mit den köstlichsten Wohlgerüchen erfüllt. Auch sieht und riecht man hier die Rosen nicht allein, man ißt sie auch; eingemachte Rosenblätter sind in der Türkei eine sehr beliebte Confitüre; sie werden in der Regel mit einem Glas frischen Wasser Morgens vor dem Kaffee genossen. In jener Balkangegend, namentlich um Kasanlik, wird auch das Rosenöl gewonnen, auf welches man einen so hohen Werth legt und das man selbst in Konstantinopel unverfetzt fast nicht zu kaufen erhält. Die Drachme Rosenöl wird hier mit 15—16 Piastern bezahlt und man darf es nur in einem Fläschchen beisichtragen, um zu duften wie ein Rosenstock.

Ein Qui pro quo. Lord Georg Cathcart erzählt in seinem vor kurzem in London erschienenen „Berichte über den deutsch-russischen Krieg von 1812 und 1813" Folgendes: „Es war — er redet vom 21. Mai, dem Tage der Schlacht bei Bautzen — ein schöner Sommermorgen; Alles war noch ruhig, selbst der Knall eines Flintenschusses, gelegentlich längs der ausgedehnten Linie von vorgeschobenen Posten abgefeuert, ließ sich nur selten hören. Bei Tagesanbruch waren wir auf dem Platze; der Kaiser von Rußland und der König von Preußen befanden sich schon auf einer Anhöhe vor der Fronte im Centrum der Schlachtordnung. Der Feind hatte sich in Bewegung gesetzt und seine Hauptmacht auf den Höhen unmittelbar vor Bautzen concentrirt. Napoleon selbst war deutlich zu sehen, von seinem Generalstabe umgeben, mit der Aufstellung seiner Truppen beschäftigt. Er war vom Pferde abgestiegen und ging auf und ab, die Hände über den Rücken gekreuzt, im Gespräch mit Offizieren seiner Suite. Alle unsere Fernröhre waren auf ihn gerichtet. Beide Generalstäbe waren nicht außer dem Bereiche ihrer Geschütze; aber die Alliirten wollten ihren kaiserlichen Feind nicht stören. Berthier war deutlich zu erkennen; Einer aus der Gruppe, mit dem sich Napoleon angelegentlich zu unterhalten schien, indem er oft auf die Karte blickte, blieb uns ein Räthsel; er trug eine hellgelbe Uniform; wir meinten, es möge wol Murat sein, der ein Freund des Putzes war und sich oft in phantastischen Costums producirte. Wäre dies der Fall, so hätte es bewiesen, daß die italienischen Rüstungen schon weit vorgeschritten sein mußten; seine persönliche Mitwirksamkeit als ausgezeichneter Cavalerieoffizier wäre auch von Wichtigkeit gewesen. In einer viel spätern Stunde des Tages erfuhren wir von einem Gefangenen, daß der Mann im gelben Rocke Niemand anders gewesen sei als — ein sächsischer Postillon, den die Franzosen als Wegweiser gebraucht hatten und bei dem sich Napoleon nach den Namen verschiedener Dörfer erkundigt hatte."

Typhon heißt bekanntlich der Sand führende Wirbelwind in den afrikanischen Sandwüsten, welcher sich trichterförmig in die Höhe, oft über einige hundert Fuß erhebt, ohne doch am Ende beträchtlichen Schaden anzurichten; das Versanden ganzer Karavanen durch solche Wirbelwinde scheint Übertreibung zu sein. Unsere Landsleute, Ehrenberg und Hemprich, hatten bei ihren Zügen durch die afrikanische Wüste mannichfache Gelegenheit, mit der feindseligen, gefürchteten Erscheinung Bekanntschaft zu machen. Einigemal erschütterten dergleichen Wirbelwinde ihr Zelt an Ruhetagen heftig, ohne es umzuwerfen; ein andermal riß der Typhon plötzlich alle Befestigungspflöcke des Zeltes aus der Erde und warf es einige Schritte vom vorigen Platze nieder. „Die auffallendste Bosheit von einem ähnlichen Typhon" — so erzählt Ehrenberg — „welche uns vorgekommen, bestand darin, daß er, während wir das zum Trocknen der Pflanzen bestimmte Papier, fascikelweis mit Steinen beschwert, um uns her in der Sonne ausgebreitet hatten, dieses erfaßte und eine Quantität von drei bis vier Ries Papier in einzelnen Bogen (also gegen 4000 Blätter) mit sich in die Luft nahm. So entstand, uns zu Leid und Freud, ein riesenhafter papierner Trichter, dessen einzelne Bestandtheile die beständig durcheinanderfahrenden Papierbogen waren. Einige von diesen stiegen zu besonderer Höhe empor und allmälig fielen alle, manche erst in der Entfernung von mehr als einer Viertelstunde, wieder zu Boden."

Der Aetna muß sich auch einen Spitznamen gefallen lassen; die englischen Matrosen nennen ihn wegen seiner schneeweißen Spitze und der stets daraus emporsteigenden Rauchsäule „den alten Klaus (Teufel) mit seiner Pfeife" (Old Nik with his pipe).

Der Grog, diese bekannte Mischung aus Zucker, Rum und warmem Wasser, hat seinen Namen von dem englischen Admiral Vernon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bevor er die englische Flotte befehligte, bekamen die Matrosen den Rum rein und unvermischt; er aber befahl, ihn mit einer bestimmten Menge Wasser verdünnt auszutheilen, was den Seeleuten außerordentlich misfiel. Nun trug Vernon gewöhnlich einen Rock von einem Zeuche, das den Namen Grogram führte, und wenn die Matrosen ihn sahen, nannten sie ihn nur schlechtweg den alten Grog; aus Ärger bekam nun die neue Mischung auch diesen Namen, bis endlich das Getränk den Namen fortbehielt, als der alte Vernon und sein Flauschrock längst vergessen waren.

Ursprung des Namens Hugenotten. Am wahrscheinlichsten schreibt man die Entstehung dieses Namens einem alten verfallenen Thore in einem Winkel von Paris zu, unter welchem die verfolgten Calvinisten in der Stille der Nacht ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte hielten und welches Hugo Capet, der Stifter der carolingischen Dynastie auf dem französischen Throne, erbaut haben sollte. Nach Andern soll dieser Name schweizerischen Ursprungs sein, von „Huß" und „Genotten" = Genossen, da es eine Zeit gab, wo man in Frankreich den Reformirten den Namen Huß als Spottwort zurief, etwa wie den Juden das Hepp, Hepp!

Grobe Antwort. Als der Cardinal Richelieu den Herzog von Epernon bat, er möchte sich doch den gascognischen Dialekt abgewöhnen, antwortete dieser: „Ja wohl! Der Hofnarr hat mir's auch schon oft gesagt."

Die zoologische Gesellschaft in London verwendet jährlich auf die Unterhaltung und Vermehrung ihrer Menagerie nicht weniger als 8500 Pf. St. Es betrug aber auch ihre Einnahme von den Besuchern im vorigen Jahre nicht weniger als 8770 Pf. St.

Auch eine Etymologie. „Torniren (kürzer: turnen)" — so heißt es wörtlich in Schöttgen's „Nachlese der Historie von Obersachsen" — „ist soviel als sich unartig aufführen, sehr lärmen. Dies leitet man her von den Thurnieren der alten Deutschen; allein man hat ein wendisches Wort torny, thöricht, wild."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

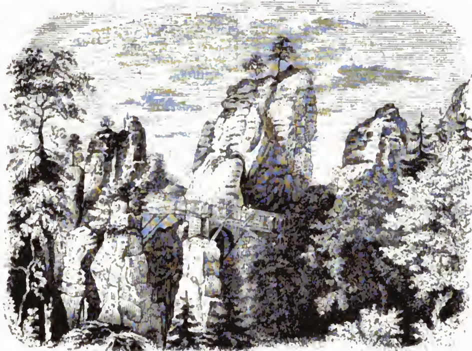
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 393.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [13. Juli 1850.

Neurathen in der Sächsischen Schweiz.



Die russischen Robbenjäger im Eismeere.

In Rußland ist es noch mehr wie anderwärts der Fall, daß sich eine Anzahl Leute zusammenthun, um gemeinschaftlich irgend einem Gewerbszweige nachzugehen. Sie bilden dann zusammen ein Artel, d. h. eine Gesellschaft, die auf gemeinschaftlichen Vortheil hin arbeitet. Hier durchstreift eine solche die Einöde des Waldes, um zu jagen; dort, um Holz zu hauen; in den Hauptstädten bauen Andere Gemüse, oder sie durchziehen das Land als Fuhrleute, und namentlich gehen auch solche Artels im Sommer von Archangel aus nördlich hinauf ins Eismeer nach dem menschenleeren Nowaja Semlja, um dort den Robbenschlag zu betreiben. In der Regel ist der Russe pfiffig, verschlagen, faul und besonders eigennützig, folglich nicht gerade sehr gewissenhaft, wenn er auf fremde Kosten einen Gewinn machen kann; allein sobald er sich so einem Artel angeschlossen hat, würde er um keinen Preis auch nur einen Kopeken auf Kosten des Ganzen zu gewinnen suchen. Dies gilt von allen solchen Gesellschaften, noch viel mehr aber, wenn es möglich ist, von diesen in Archangel. Alle Einzelne sind einander gleich, aber Alle haben sich vereinigt zu einem und demselben Zwecke und sich, um ihn zu erreichen, vereinigt, gehorsam, thätig zu sein, soviel wie möglich für Rechnung der Genossenschaft zu gewinnen, indem sie auf solche Art auch soviel wie möglich für sich selbst gewinnen. Wir begleiten einen solchen Artel. Er bedarf ein Schiff, das entweder Einem oder Mehren gehört, und das Erste ist, einen Führer, einen Obmann, einen Chosäin zu wählen, welcher das Schiff commandirt. Vielleicht gehört das Schiff Zweien gemeinschaftlich, aber nur dem Einen fällt durch freie Wahl der Oberbefehl zu und der Andere hat ihm dann so unbedingt Gehorsam zu leisten wie jeder der Übrigen, die am Schiffe selbst keinen Anspruch haben. Der Chosäin ist einmal gewählt; er hat die Fahrt mehr als einmal noch Nowaja Semlja gemacht und versteht es also besser als der zweite Schiffsbesitzer, der in bedenklichen Fällen lieber in den untersten Raum kriechen als Widerspruch erregen würde. Endlich kommt man

durch alle Eisschollen und nach Stürmen und vielem Schneegestöber auf dem öden Eislande an und geht in einer Bucht vor Anker. Es liegen schon mehre Schiffe daselbst, alle zu gleicher Absicht. Die Mannschaft eines jeden bildet ebenfalls ein Artel. Wie wird sich die Sache nun gestalten? Der Fall kommt alle Jahre vor und ist daher durchs — Gewohnheitsrecht längst ins Reine gebracht. Der Hauptmann des zuletzt einlaufenden Schiffs wird sogleich von den übrigen Herren Capitainen freundlich begrüßt und befragt, ob er mit ihnen einen gemeinschaftlichen Artel schließen und mit wie viel Mann er ihnen beitreten, oder ob er für sich und seinen Artel kein Compagniegeschäft machen will? Im erstern Falle wird gleich ein gemeinschaftlicher Operationsplan für den Feldzug gegen die armen Seehunde verabredet und jeder Punkt bestimmt, den die einzelnen Schiffe einzunehmen haben; im letztern Falle, wo der neue Ankömmling nur für Rechnung seines Artels jagen will, verabredet man nun die Punkte, die ihm nun gewissermaßen als Basis für seine Operationen dienen sollen, und da kann er sicher sein, daß man ihn nicht von Seiten der übrigen Artel-Commandanten hintergehen wird, denn ein Jeder derselben ist ein Ehrenmann, ein Jeder hält auf Ehre und Wahrhaftigkeit, da er, einmal in den leisesten Ruf der Zweizüngigkeit gekommen, nie wieder in einen Artel aufgenommen, am wenigsten aber zum Befehlshaber eines solchen Schiffs erwählt werden könnte. Struve, welcher vor einigen Jahren in Nowaja Semlja war, als gerade die Robbenjagd schlecht ausgefallen und der Preis der Robben in Folge davon gestiegen war, machte in solcher Art eine erfreuliche Erfahrung. Ein Chosäin verlangte für eine Robbe 40 Rubel. „Ich will sie geben", sagte Strube, „der Preis ist hoch, sehr hoch, aber du sollst sie haben, jedoch mit einer kleinen Bedingung: 20 Rubel bekommst du für dein Artel, und die zwei andern Artels, mit denen du abgeschlossen hast, dann jeder zehn; denn deine Leute haben noch einmal soviel Arbeit und selbst den Sonntag mit dem Abbalgen der Seehunde zu thun gehabt." Der Russe besann sich keinen Augenblick. „Nein", rief er, „das geht nicht! Wir sind zu gemeinschaftlicher Theilung verpflichtet, und was verabredet ist, gilt ohne Ausnahme!" Und bei diesem Worte blieb es; jedoch Struve sollte noch einen andern Beweis solchen strengen Sinnes in die Hände bekommen. Derselbe Schiffspatron hatte einen Sohn von 15 Jahren. „Höre, Schatz", sprach Struve zu ihm, „bringe mir doch von den Erdmäusen, die hier und da herumlaufen, einige Stück; für die erste bekommst du einen Silberrubel, für die zweite einen halben und für jede, die darüber ist, einen Papierrubel." Daß in einem Lande, wo der Boden nie aufthaut und ellenhoch mit Schnee oder Eis bedeckt ist, die Erdmäuse weder häufig noch leicht zu fangen sind, läßt sich denken; kaum sieht man ein, wovon diese Thierchen hier leben. Allein es gibt eine Art derselben hier, und ein ganzer, ein halber und so viel Viertelrubel, als er Mäuse von Nr. 3 brachte, wirkten mächtig auf den Burschen. Er brachte die erste Maus und erhielt seinen Silberrubel, indem er aber den vornehmen Herrn bei Seite in einen fernen Winkel zog, sagte er: „Ich bitte Sie ums Himmelswillen, meinem Vater nichts davon zu sagen."

Warum denn?

Ei, ich gehöre zum Artel!

Nun, mein Gott! Mäuse haben doch mit der Seehundsjagd nichts zu thun? Ich weiß wol, daß ihr auch alle Vögel und ihre Federn abliefern müßt, wenn euch solche in die Hände fallen, aber die Mäuse! Habt ihr denn je für eine Maus hier einen Kopeken bekommen?

Ach, mein Vater würde doch außer sich sein. Sagen Sie ihm ja nichts! antwortete der Arme mit betrübter Miene, indem er aber, ehe es Abend wurde, es nicht mehr verschweigen konnte, sondern dem Vater entdeckte. Und unbarmherzig wanderte der Silberrubel mit seinem Halbbruder und den spätern Papierrubeln in die große allgemeine Jagdkasse, denn der Robbenschlag ging, wie schon bemerkt, überhaupt in diesem Jahre schlecht, und so mußten die paar Mäuse auch mithelfen, sie auszufüllen.

In solcher Art findet nun aber auch eine musterhafte Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit unter allen den Abenteurern statt, welche auf dem großen öden Eilande hier im Sommer weilen oder auch wol den Winter hier zubringen, wenn sie von diesem übereilt wurden und ihr Schiff einfror, und am Ende hier selbst ihr Grab finden. Im letztern Falle dient die Hütte dazu, wo sie der kalte Tod würgte; allein Alles, was sie hinterließen, wird getreulich ihren Weibern und Kindern heimgebracht. Struve kam in eine solche, wo Alle gestorben waren. Die Felle lagen da, die ihnen das Leben gekostet hatten. Auch ein Kästchen, recht sauber, sah man und darauf geschrieben: „Dieses Kästchen gehört dem Arbeitsmanne Nestor!" Wahrscheinlich hatte noch der Unglückliche es darauf geschrieben, welchen zuletzt die Hand des Todes ergriff; denn wen auf dieser Einöde die Kälte verschont, den rafft gewöhnlich der Skorbut hin. Was in der Hütte sich fand, wurde jetzt mitgenommen, um den Erben überliefert zu werden. Bei der Jagd der Robben kommt es hier öfter vor, daß ein getödteter Seehund nicht in die einem Artel gehörige Hütte gebracht werden kann. Ein Einzelner hatte ihn erschlagen, aber die Hütte war zu fern und er nicht im Stande, allein das Thier dahin zu transportiren. Wie wird er es nun anfangen, die Beute zu sichern? Er steckt neben derselben irgend Etwas, ein Stäbchen, einen Halm oder etwas Ähnliches in den Boden aufrecht; dies bedeutet Eigenthum und gilt, solange es dasteht und darf nicht einmal von fremder Hand berührt werden, damit es nicht umfällt. Struve wollte einmal nach einer Ruderstange greifen, welche neben einem Boote feststak; doch im Augenblicke sprangen ein paar Promyschlennki, d. h. Jäger, auf ihn zu und baten ihn, dies nicht zu thun; „denn es sei Sünde!" — — „Sie können", versicherte man ihm, „Ihre Uhr aufs Eis legen; wenn ein Stäbchen dabei steckt, finden Sie solche nach Jahr und Tag wieder!" So thut die Sitte und die Gewohnheit und das gemeinsame, von der Nothwendigkeit aufgelegte Gesetz mehr als alle geschriebene Verbote und Gebote. Selbst den Todten kommt dies zugute. Wer dergleichen findet, muß sie begraben, mag die Zeit noch so drängen und sein Gewinn dadurch verkürzt werden; denn meist hat man kaum sechs Wochen zur Jagd hier und die Hälfte davon geht auch oft durch Sturm, Nebel und Schneegestöber verloren.

Am meisten wundern sich diese rohen, einfachen, aber ehrlichen Leute, wenn sie nun mit ihrem Sinne eine Foderung bei der Regierung geltendmachen sollen, die nicht in allen Formen regelrecht ist. So hatte vor mehren Jahren der Steuermann Pachtussow auf einer auf kaiserlichen Befehl nach Nowaja Semlja unternommenen Entdeckungsfahrt das Unglück gehabt, in Treibeis zu gerathen. Der Robbenjäger, welcher selbst die Mäuse mit in Rechnung brachte, hielt mit ihm glei-

Digitized by Google

chen Strich, und als das Treibeis überwunden war, sah er die kaiserliche Schaluppe nicht mehr; ein gewaltiger Nebel hatte beide auseinandergebracht. „Ach, was geht's mich an!" hätte am Ende mancher Andere gedacht; doch nicht so der streng redliche Robben- und Mäusejäger. Er kreuzte der Kreuz und der Quere nach Pachtussow herum und fand ihn endlich mit der Mannschaft auf einer kleinen Eisinsel, wo sie Alle hätten umkommen müssen, denn die Schaluppe war vom Treibeise zertrümmert worden; man hatte sich nur mit wenigen Lebensmitteln auf einem kleinen Boote gerettet. Mit welchem Jubel wurde der rettende Engel begrüßt, der alle seine Vorräthe hergab, die Darbenden zu erquicken. Die Schaluppe war jedoch verloren, und so machte Pachtussow dem Robbenjäger den Vorschlag, seine Jagd diesmal aufzugeben, sein Schiff aber für 500 Silberrubel, mit Einschluß der ganzen Mannschaft, bis zum Winter zu überlassen, damit noch ein Theil der Küste von Nowaja Semlja aufgenommen werden konnte. Abgemacht! 500 Silberrubel gibt selten eine Robbenjagd im Sommer. Glücklich kamen Alle nach Archangel zurück. Da starb ganz unvermuthet der Steuermann Pachtussow, ehe noch der Promyschlennik für sich und seine Artel die 500 Rubel erhalten hatte. Er wendete sich freilich schnell an die Behörde. „Schriftliche Belege!" hieß es, und zwar ganz natürlich. Doch der bärtige Russe fühlte sich hier in seiner einfachen Würde. „Als ich", rief er entrüstet, „Pachtussow und seine Leute auf einer wüsten Insel ohne Schiff, ohne Nahrungsmittel, ja ohne Pelz und warme Kleidung fand, habe ich da auch daran gedacht, einen Contract mit ihm schriftlich aufzusetzen? Nein, aber auf mein Schiff nahm ich sie und beköstigte sie zwei Monate lang und diente ihnen und gab Alles auf dafür! Nun starb er zu schnell, doch seine Leute sind theils hier, theils in Petersburg; man frage sie!" Nach langer Rede, nach vielem Schreiben, nach Jahr und Tag bewilligte man in Petersburg die Auszahlung aus Gnaden und aus Furcht, daß außerdem in ähnlichen Fällen jedes Fahrzeug der Krone ohne Rettung verloren sei; doch zog man dem wackern Manne ein Fünftel der Summe für die Invalidenkasse ab, und er kann heute noch nicht begreifen, wie man auf seine und seines Artels Kosten die russischen Invaliden zu unterstützen berechtigt sei. Vielleicht aus vielen ähnlichen Erfahrungen sind auch alle diese wackern gegen sich untereinander so ehrlichen russischen Robbenjäger nichts weniger als redlich und gewissenhaft, wenn es darauf ankommt, in Archangel selbst zu schmuggeln oder sonst die öffentlichen Kassen zu betrügen und dem Kaiser ein Schnippchen zu schlagen; denn es denkt ein Jeder:

Ach! Der gehört nicht zum Artel!
Drum „Prellt ihn nur!" steht im Kartel!

In Marokko gibt's recht harte Dickköpfe.

In den niedern Ständen pflegt man dort den Knaben vom frühesten Alter an den Kopf ganz glatt zu scheren, und indem sie ihn nun stets unbedeckt der Sonne und dem Regen preisgeben, erlangt die Hirnschale eine ungewöhnliche Dicke und Festigkeit. Wenn die Jungen dort sich untereinander zanken und streiten, gehen sie am Ende mit dem Kopfe gegeneinander los wie ein Schafbock, bis der Eine niederstürzt, daß der Kopf kracht, ohne daß er aber Schaden nimmt. Erwachsene geben sich manchmal Schläge darauf, die für jeden Europäer lebensgefährlich sein würden, ohne daß es sie aber sehr berührt. Für einen Dreier schlägt sich jeder Gassenjunge in Tanger einen ausgebrannten Ziegelstein auf seinem Schädel entzwei, als wenn es ein Stück Prophetenkuchen wäre. Manchmal aber fodern sich auch wol zwei Gegner zu solchem Kampfe auf Leben und Tod heraus. So war es z. B. vor einigen Jahren am Hofe zu Marokko der Fall. Ein wilder Berber aus dem Gebirge ging da einem Neger von der Garde zu Leibe. Der Neger schlug mit seiner Faust auf den Schädel des Berbers, wie der Schmied mit dem Hammer auf den Ambos. Der Berber taumelte, dicke Schweißtropfen liefen ihm herab, die Augen traten aus ihren Höhlen, aber jetzt führte er einen Schlag so schnell und so schrecklich, daß der Neger gleich hinstürzte und seinen Geist aufgab. Der Sultan hatte selbst zugesehen. „Bei Gott allein ist die Macht und Stärke!" sagte er und ließ dem Berber 50 Dukaten auszahlen, der sich den Schweiß und das Blut abwischte und in der Menge verschwand. So erzählt Drummond Hay, welcher viele Jahre dort zubrachte.

Gibraltar.

Gibraltar liegt am Fuße eines 1437 Fuß hohen Felsens, welcher nach allen Seiten bald mehr bald weniger steil und grotesk abfällt, gleich einer Wand nach Osten sich ins Meer senkt und beinahe 500 Schritte in einer zackigen Zunge ausläuft. Nach der spanischen Seite ist völlige Niederung, welche sich in einem Halbkreise um den Hafen zieht und an andere Felsmassen anschließt, die Gibraltar gegenüber die Einfahrt in den Hafen bilden. Nach ihm zu liegen Stadt und Festung am Abhange; dieser besteht aus einem Wall, welcher mit vorspringenden Winkeln und Bollwerken die Stadt umgibt; auf den Flanken sind sie am ausgedehntesten und werden von einigen höher gelegenen Werken und mehren in den Felsen gehauenen Batterien beherrscht, deren Geschütze in Ketten hängen. Soviel der felsige Boden erlaubt, sind Orangenbäume gepflanzt und Gärten angelegt; kleines Buschwerk, Cactus und Aloe ziehen sich wuchernd bis zur höchsten Spitze; hier hausen viele Affen, die hier, wie einst die capitolinischen Gänse, sich durch ihre Wachsamkeit bei einer Belagerung auszeichneten und seitdem als heilige Thiere betrachtet werden, denen nicht nachgestellt werden darf.

Der Cretinismus und seine Heilart.

Mitten unter dem Waffenlärm und dem Geschrei der politischen Parteien tauchte doch seit zehn Jahren ein bisher wenig bekanntes Streben auf, das Schicksal von Tausenden zu verbessern, welche ein Opfer mangelhafter körperlicher Ausbildung in Folge klimatischer Verhältnisse sind. In tiefen, engen, langen Gebirgsthälern, wohin selten die Sonne eindringt, das ganze Jahr fast dagegen kalter Dunst, Regen, Schnee vorherrscht, gedeiht der Mensch nicht; sein ganzes Knochen- und Gefäßsystem bildet sich nicht aus; das Gehirn- und Nervensystem leiden in eben dem Maße und Blödsinn, Verkrümmung aller Glieder, dicker Kopf, Kropfgeschwulst ist die fast unvermeidliche Folge. In Piemont gibt es nach officiellen Erörterungen wol

Digitized by Google

7000 solcher Armen; in Würtemberg leiden gegen 5000 Familien daran mehr oder weniger; Steiermark hat angeblich 6000. Selbst England soll 8000 ähnliche Opfer zählen, und wer hat nun alle die aufgefunden, welche in Oberbaiern, Salzburg sowie andern hohen Gebirgsstöcken verborgen sein mögen? Viele solcher Unglücklichen stehen fast unter dem Thiere; sie haben, wie diese, keine Sprache; nur unarticulirte Töne, bald brüllend, bald blökend, lassen sie hören, wenn Hunger oder Durst sie drängt, ja sie verlangen wol kaum danach und würden verhungern, wenn man sie nicht regelmäßig fütterte. Andere sind fast nur mechanisch, dem Thiere gleich, abzurichten, alle aber mehr oder weniger misgebildet und nur geringer geistiger Ausbildung fähig. Der geringste Grad, in welchem sich das Übel zeigt, ist der Kropf, welcher aber in vielen Berggegenden so verbreitet ist, daß man sich ohne Kropf dort fast keinen Menschen denken kann, und daß in einer Kirche des Thals Aosta, am St.-Bernhard gelegen, einmal in lautes Lachen ausgebrochen sein soll, als ein Fremder während des Gottesdienstes ohne Kropf eingetreten war! Der einen wie der andern Folge entgegenzuwirken, war nun seit zehn Jahren das Bestreben eines Schülers des berühmten Arztes Schönlein in Berlin. Guggenbügl, wie er heißt, bereiste die Gegenden, wo das Übel einheimisch ist, um es in allen seinen Formen kennen zu lernen, und gründete hierauf eine Anstalt zu seiner Heilung auf dem Abendberge zu Interlaken in der Schweiz, 3000 Fuß über dem Meere, in welche er nach und nach über 300 Pfleglinge von 1—9 Jahren aufgenommen hat und in welcher durch die reine, stärkende Bergluft ein Drittel vollkommen zur gewöhnlichen Menschenbildung gelangt ist; alle Übrigen aber wurden mindestens besser, und nur Sechs starben.

Die Evangelisten mit ihren Emblemen.



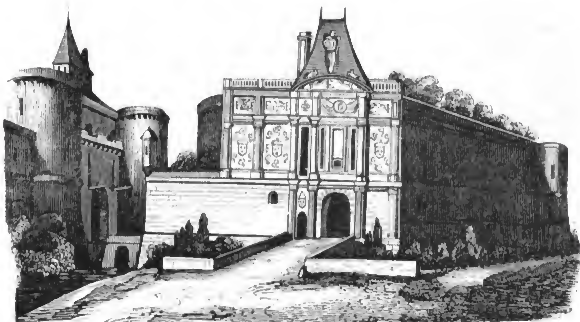
Lukas.



Johannes.

Digitized by Google

Ein Thor von Amiens.



Amiens gehört zu den ansehnlichsten Provinzialstädten Frankreichs und hat eine Bevölkerung von etwa 50,000 Einwohnern, welche von jeher als fleißig, kunstliebend und wohlhabend bekannt waren. Auch alt ist ihre Stadt und fest; schon Julius Cäsar erwähnt sie. Unter den vielen ansehnlichen Gebäuden zeichnet sich namentlich aber das eine Thor aus, welches die Festigkeit, wie sie jene alte Zeit verlangte, wo es gebaut wurde, mit einem seltenen schönen Styl vereint. Es waltet eine geschmackvolle römische Architektur darin vor, ungefähr in der Art, wie sie Trier an der Mosel in den Ueberresten der alten Römerzeit dort sehen läßt. So schön, so einfach erhebt sich auch hier die breite, ansehnliche, von Säulen getragene Fronte mit den Lilien in den weiten Feldern geschmückt. Berühmt in der Geschichte ist die Stadt durch den Frieden geworden, der hier am 27. März 1802 mit Frankreich abgeschlossen wurde; der erste Versuch, den langen Hader zu schlichten, welchen die Revolution zwischen England und Frankreich hervorgerufen hatte.

Ein Goldmacherspuk.

Während des Dreißigjährigen Krieges hatte man den Kurfürst von Trier, Philipp Christoph, geb. von Sötern, der damals seine Residenz in der Festung Ehrenbreitstein hatte, in dem Verdachte des Zusammenhaltens mit den Franzosen und man wollte ihm Schuld geben, daß er immer Agenten Bethlen Gabor's in seiner Nähe habe, welche ihn für die Franzosen günstig zu stimmen bemüht wären. Man raunte sich damals Vieles von Spuken vor, die am Hofe zu Trier vorkämen, und am verrufensten war im nördlichen Flügel des kurfürstlichen Schlosses die Gegend der sogenannten Silberkammer. Da wollte man zahlreiche Versammlungen und unheimliche Gestalten, bald einzeln, bald in Zügen herauskommen gesehen haben; man glaubte seltsame Töne und fremde Sprachen zu hören, sah die Fenster beleuchtet, fand sonst verschlossene Thüren offen — kurz, Spuk über Spuk.

In diesen Räumen wohnte ein Ungar, Felix Wendrownik, der als Adept ein Laboratorium hatte, aber von den meisten Hofleuten für einen Agenten der Franzosen oder Bethlen Gabor's gehalten und gehaßt wurde, weil ihnen, als gutgesinnten Deutschen, die Praktiken ihres Herrn mit den Franzosen und ihren Verbündeten sehr zuwider waren.

Es war am 2. Juni 1632, als der Kurfürst von Trier gegen seine Gewohnheit sehr lange und augenscheinlich zerstreut und nachdenklich an der Abendtafel saß; sein geheimer Kämmerer, Michael Wiedmann, hätte es gern gesehen, wenn der Kurfürst zeitig zur Ruhe gegangen wäre, denn er hatte Besuch von seinem Schwiegervater, dem Zöllner von Boppard. Als er Anstalt machte, dem Kurfürsten zur Ruhe zu leuchten, erfuhr er, daß ersterer noch den Ungar in seinem Laboratorium besuchen wolle, wohin der Kämmerer ihn begleiten solle. Der Kurfürst machte sich auf den Weg, und der Ungar erwartete ihn bereits. Er hatte in die Mitte des Gemachs einen großen Tisch gezogen, auf welchem ein Teller und auf diesem ein Becher stand. Im Ofen brannte ein starkes Feuer. Man bewunderte die schöne Arbeit des Bechers und Tellers, an welchem letztern Heidenköpfe — wahrscheinlich antike Münzen — angebracht waren. Der Kurfürst verlangte, daß das Weitere vorgenommen werde. Der Ungar bat fußfällig, seine Schwachheit zu schonen, erhob sich aber, als der Kurfürst zornig auf seinem Sinne beharrte und versicherte, daß nicht Furcht ihn abhalten solle, den Willen Sr. kurfürstlichen Gnaden zu thun. Das Werk sei aber für ihn mit der höchsten Gefahr des

Digitized by Google

Leibes und der Seele verknüpft und deshalb müsse er einige Vorschriften zur Befolgung empfehlen. Er schob einen altfränkischen Armsessel herbei und lud den Kurfürsten ein, sich darauf niederzulassen, unter keinerlei Umständen aber aufzustehen oder auch nur ein einziges Wort zu sprechen, sonst sehe er, der Ungar, seinen gewissen Tod vor Augen. Der Kämmerer ward hinter den Stuhl postirt und gewarnt, weder von dannen zu weichen noch einen Laut vernehmen zu lassen.

Der Ungar legte nun um den Becher mit den Heidenköpfen einen mit dem andern Ende an den Schmelzofen befestigten Draht, zog demnächst, unter beständigem leisem Gebet, drei Kreise um seine Gäste und führte endlich von dem äußersten Kreise einen geraden Strich nach dem Schmelzofen. Nachdem er auch noch die brennenden Lichter in Gestalt eines Triangulums um den Teller gesetzt, kauerte er vor dem Ofen nieder, wo er fortfuhr, leise zu beten, auch von Zeit zu Zeit aus der neben ihm stehenden Büchse eine Species in die Flamme warf, worauf jedesmal ein gewaltiges Prasseln im Ofen entstand und worüber die Glut aufs Äußerste zunahm. Das mochte eine Stunde gewährt haben, und der Kämmerer sah, wie der vom Ofen zum Becher gehende Draht erglühte, auf dem Becher dicke Tropfen standen, inwendig aber es in den schönsten Farben blitzte und spielte, wie er es oftmals auf der Silberhütte gesehen. Allmälig gewahrte er ein Dehnen und Recken an dem Becher, der auseinanderging und an Höhe zunahm, wie auch die Heidenköpfe sichtlich zu wachsen schienen. Immer eifriger murmelte der Ungar und immer höher schwoll der Becher, bis er beinahe in gigantischer Größe mit den Rändern an die Decke stieß. Da erscholl ein donnernder Knall und heraus sprangen die Heidenköpfe als Männer mit Bärten und langen Mänteln, gar schauerlich anzusehen. Sie schlossen einen Kreis um den Kurfürsten und einer der Männer fiel auf die Knie vor den andern, zeigte auf den Kurfürsten und sagte: „Das ist Derjenige, welcher das römische Reich den Galliern zu überliefern begehrt." Darauf steckten sie die Köpfe zusammen, als gingen sie miteinander zu Rathe, und als das Flüstern zu Ende war, brachte der am entferntesten Stehende ein breites Schwert unter dem Mantel hervor und rief: „Das schickt das Gesetz dem Verräther!" Er that einige Schritte vorwärts, als wollte er auf den Kurfürsten einhauen. „Halt, halt, Michel!" rief dieser mit erstickter Stimme und es geschah ein ungeheurer Knall und Alles war verschwunden.

Der Kurfürst lag in Ohnmacht; auch der Ungar war wie leblos ausgestreckt auf dem Boden, und mit Mühe gelang es dem Kämmerer, den Kurfürst wieder zur Besinnung zu bringen, worauf auch der Ungar sich todtenbleich erhob und den Kurfürsten in dessen Schlafkammer bringen half.

Als der Ungar fortging, sagte er dem Kämmerer noch: Ich weiß, daß Ihr mir von Herzen gram seid und sollt Ihr auch bald des Überdrusses an mir entledigt sein. Doch will ich nicht von Euch scheiden, ohne eine Warnung zu hinterlassen. Sorget, daß der goldene Becher mit den Heidenköpfen alsbald zerbrochen werde, daß wenigstens Se. kurfürstliche Gnaden niemals einen Trunk daraus thun. Er müßte sonsten des jählingen Todes sein, gleichwie Jeder, der aus dem gefeiten Pokal trinken würde.

Der Kämmerer mußte am Bette des Kurfürsten bleiben, der gewohnt war, nur von ihm seine Arzenei bei plötzlichen Alterationen zu nehmen. Eben war er ein wenig auf seinem Stuhle eingeschlafen, als ein fürchterlicher Donnerschlag, dem nacheinander mehre, immer einer heftiger als der andere, folgten, ihn weckte. „Das muß eingeschlagen haben, und ganz in der Nähe", sagte der Kurfürst, und wirklich ließ sich Feuerlärm vernehmen.

„Es brennt im Laboratorium!" riefen mehre Stimmen und der Kämmerer eilte der Stelle zu, von der ein dichter Rauch emporstieg. Man hatte bereits die Thür des Laboratoriums eingeschlagen und der Kämmerer drang mit den Ersten in die Stube ein. Da steckte der Ungar mit dem Kopfe zwischen den Stäben des Gitterfensters, das Gesicht blitzblau auf den Nacken gedreht, die Zunge weit herausgetreten. Der Kurfürst hörte den Bericht des Kämmerers mit großer Bewegung an, daß derselbe sich ermuthigt fand, seinen Herrn fußfällig zu bitten, er wolle doch an dieser erschrecklichen Geschichte ein Exempel nehmen und von dem gefährlichen Verkehr mit unbekannten Personen und den gefährlichen Staatspraktiken ablassen. „Der Würfel ist gefallen!" antwortete der Kurfürst, und der Kämmerer wagte nichts weiter zu sagen. Am 9. Juni zogen die Franzosen in die Festung ein.

Sie kamen als Verbündete des Kurfürsten; aber es ward ihm bald zuwider, mit dem französischen Gouverneur, de Bassy-Lameth, unter einem Dache zu leben, und er zog nach Trier in die Petersburg. Hier geschah es am 12. März 1635, als Alles im Palaste sich schon zur Ruhe begeben und der Kämmerer dem Kurfürsten das fünfte Capitel des Evangeliums Matthäi vorlas, daß sich auf einmal ein fürchterliches Poltern die Treppe herauf vernehmen ließ. Man hörte Pferdegetrappel im Vorzimmer, die wohlverriegelte Flügelthür sprang auf und ein Reiter, in welchem der Kurfürst den Ungar erkannte, trieb sein Pferd bis zu dem Sessel des Kurfürsten hin und sprach mit rauher Stimme: Gib wohl Acht auf Das, was ich dir zu berichten gesandt bin. Deine Feinde haben sich gegen dich zusammen verschworen und ihre Stunde ist gekommen. Sie werden dich zur Gefangenschaft abführen in fremde Lande und wird das der dir bevorstehenden Trübsale geringstes sein, wo du dich nicht entschließest, auf der Stelle mir zu folgen." Der Kurfürst aber erhob sich schnell von seinem Sitze, schlug ein Kreuz und rief den Namen Jesu an, worauf der Ungar mit seinem höllischen Klepper im Kamin verschwand.

Am 25. März 1635 ward der Kurfürst von kaiserlichen Truppen überfallen und zunächst nach Linz in die Gefangenschaft abgeführt.

Der treue Kämmerer misbilligte offenbar die Politik seines Fürsten, bewahrte aber seiner Person liebende Anhänglichkeit. Er suchte, nach dem Glauben seiner Zeit, die Wurzel der deutschfeindlichen Politik seines Herrn in einer Verführung durch böse Geister, wobei der Kurfürst jedoch zum Glück für seine Seele dem Äußersten widerstanden habe. Vielleicht war aber die ganze Sache ein Complot, bei dem der Kämmerer selbst im Spiele war, das den Kurfürsten mit List in die Hände der Östreicher liefern sollte, in die er bald darauf durch Sturm und Überfall kam.

Die afrikanische Straußenjagd.

Straußhetzen gehören zu den Lieblingsvergnügungen edler Araber und gewähren, aus der Ferne beobachtet, das interessanteste Schauspiel. Selbst in weitester Ausdehnung verschwindet der jagende Zug selten völlig aus

Digitized by Google

dem Gesichtskreise oder kehrt doch bald in diesen wieder zurück. Aber nicht immer ist es das Vergnügen allein; soll es vielmehr auch einer großen Beute gelten, dann versieht sich der ausziehende Arabertrupp wol auf acht Tage lang mit Lebensmitteln, womit nachziehende Kameele beladen werden. Nach allen Richtungen hin wird die starre Wüste durchstreift und Halt gemacht, sobald ein Straußtrupp sich zeigt. Dieser wird nun in tiefer Stille umkreist, bis die Steige ausgespürt worden, auf welchen die Strauße gegen Abend zu den Tränk- und Weideplätzen ziehen. Da lagern sich die Jäger im Hinterhalt und feuern im gleichen Moment ihre Gewehre auf die sorglos hinschreitenden Vögel ab. Gewöhnlich stürzen einige auf der Stelle und die Verwundeten werden verfolgt. In den Monaten der größten Hitze — Januar bis März — läßt der Strauß sich bald ermüden. Durst und Sonnenbrand entkräften in dieser Zeit schon von selbst jedes Geschöpf. Aber die Straußenjäger tränken, bevor sie zur Hetze ausreiten, erst ihre Pferde und der schmachtende Vogel erliegt bald.

Niemals zwar wird auch das schnellste Pferd den langbeinigen Vogel im Laufe überholen, aber früher als jener ermüdet dieser und sucht dann das Gebüsch zu erreichen, worin er sich für gesichert hält. Der Araber reitet nicht hinein, er sitzt vielmehr ab, koppelt sein Pferd und spürt nun behutsam den verdeckten Vogel auf, der fast immer in diesem Falle dem Blei seines langen Feuerrohrs erliegt. Findet er ihn nicht besonders schön gefiedert, aber vielleicht um so fetter, so hängt er ihn zum Heimschleppen mit den Füßen am Sattel auf, denn es herrscht der Glaube, daß, so fortgeführt, im Fette ganz besondere Heilkräfte sich entwickeln. In völlig kahler Wüste richtet ein einzelner Araber, wie gut er auch beritten ist, mit dem Strauße nichts aus. Selbst dem flüchtigsten Nachstellen ganzer Beduinenhorden würde der gehetzte Vogel entgehen, liefe er immer geradehin auf der ebenen Fläche fort. Wie aber das Wild überhaupt nicht gern allzuweit vom heimatlichen Boden auf der Flucht sich entfernt, so sucht auch der Strauß auf gewohnter Gegend zu bleiben; die Verfolgenden hingegen beeilen sich, will der Strauß eine Bogenschwenkung machen, ihm zuvorzukommen. Gelingt es nicht bis zum Abend den Vogel abzumatten, so rasten sie über Nacht und stärken die Pferde mit Tränken und Fütterung, womit sie sich durch Nachzügler vorgesehen haben. So mit erfrischten Kräften suchen sie am frühesten Morgen den Flüchtling wieder auf, bis er, mehr noch von Hunger und Durst als durchs Hetzen abgequält, endlich den Kopf unter den Flügel steckt und stumpfsinnig sich stellt. Nun läßt er geduldig sich niederschlagen. Zum schnellern Fortkommen bedient sich der Strauß der Flügel nicht, wol aber spannt er sie flüchtend, daß der Wind darin sich fange, als Segel auf, besonders zu Schwenkungen. Will er nach rechts sich wenden, so drückt er den linken, und nach links den rechten Flügel an. Eine Fabel übrigens ist es, wie die Naturkunde deren noch gar viele hat, daß er auf der Flucht mit den Zehen Steine aufraffe und hinter sich seinen Verfolgern entgegenschleudere. Wol mag im scharfen Laufe vom Gerölle der Wüste mancher Stein rückwärtsfliegen, aber an ein absichtliches Werfen ist nicht zu denken.

Die Kaffern und Hottentotten lieben es, in großen Scharen Straußjagden nach Art der Kesseltreiben anzustellen. Haben sie einen Straußtrupp gehörig eingekreist, so rücken sie, den Ring immer mehr und mehr verengend, darauf an. Setzen die Vögel sich endlich zum Durchbrechen in Flucht, so suchen die Wilden mit Keulen, Pfeilen und Kugeln die Flüchtenden zu erlegen. Wehe aber Dem, der vom flüchtenden Strauß einen Fuß- oder Flügelschlag erhält! Noch von Glück hat der Geschlagene zu sagen, geht es mit bloßem Arm-, Bein- oder Rippenbruch ab. Die Buschmänner verstehen es selbst in ganz freier Ebene den Strauß überlistend zu beschleichen. Mit einer Straußhaut bedeckt, ahmen sie geschickt die Manieren und besonders die Kopf- und Halsbewegungen des Vogels nach, bis sie nahe genug gekommen sind, mit Erfolg den vergifteten Pfeil vom Bogen abzuschnellen, den sie unter einem Flügel versteckt mit sich führen. Jeder erlegte Strauß wird entweder abgerupft oder zum Verkauf der vollständigen Haut abgebalgt. Das Gebinde abgerupfter Federn hat einen Preis von 6—12 Thlrn., eine vollständige Haut aber wird, namentlich in Kairo, bis 50 Thlr. hoch, in der Gegend des alten Cyrene hingegen nur bis 40 Thlr. hoch bezahlt.

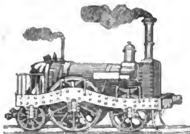
Der Zimmtlorberbaum.



Die Abbildung eines Zweiges von diesem so schätzbaren Baume der Molukken und namentlich auch der großen Insel Ceylon zeigt uns in sehr hübscher Art die Blüte, die ganz eigenthümliche fast an unsere Eicheln erinnernde Frucht, und die Blätter, welche bei allen diesen Pflanzenarten in der Länge 3—5 Rippen haben, welche man auch Nerven zu nennen pflegt. Da in allen unsern Gewächshäusern, wo man tropische Pflanzen aufzieht, auch eine oder die andere Art vom Zimmtlorberbaum vorzukommen pflegt, so hat man auch leicht Gelegenheit, wenigstens in größern Städten, diese fremde Pflanze durch Anschauung kennen zu lernen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Es leidet keinen Zweifel, daß unsere Zeit viel Größeres und Massenhafteres zustandebringt als das Alterthum. Wir haben Maschinen und Dampfkraft und damit vor den alten Völkern einen ganz ungeheuern Vorsprung. An der größten Pyramide Ägyptens sollen nach Diodor 300,000, nach Herodot 100,000 Menschen 20 Jahre lang ununterbrochen gearbeitet haben. Man hat berechnet, daß diese Arbeit sich etwa so verhält, als ob fünfthalb Milliarden Cubikjards Steine, jeder einen Fuß hoch, bewegt würden. Aber allein die südliche Abtheilung der London-Birminghamer Bahn hat sieben Milliarden Cubikjards von ähnlichem Material, oder dritthalb Milliarden mehr als die Pyramide. Blos die Masse der auf dieser 112 englische Meilen langen südlichen Strecke bewegten Erde würde hinreichen, einen Pfad um die ganze Erdkugel herum zu legen, der drei Fuß breit und einen Fuß hoch wäre, und die Kosten der Arbeit würden, in Scheidemünze genommen, es möglich machen, diesen Weg zu beiden Seiten mit Kupfermünzen einzufassen.

Runnymede in Wales ist der Ort, wo im Juni 1215 von den lange und schwer bedrückten Ständen dem Könige Johann von England die Magna charta (the great Charter), die Grundlage der englischen Freiheit und Staatsverfassung, abgezwungen ward. In einem englischen Blatte ward unlängst Erstaunen darüber ausgedrückt, daß dieser Ort nie durch ein Monument oder auch nur durch den einfachsten Denkstein bezeichnet worden sei, während man doch so viele andere, verhältnißmäßig gleichgültige Begebenheiten durch prächtige Denkmäler verherrlicht habe. Die Stelle, wo jener Act stattfand, wird jetzt als Rennbahn benutzt und ist durch ein unförmliches Gerüst verunziert.

Die peruanische Armee — bemerkt ein neuerer Reisender durch Peru — besteht aus dem niedrigsten Volke und wird durch Pressung recrutirt. Will man irgend ein Regiment oder Depot vervollständigen, so schickt man Patrouillen durch die Stadt und läßt ohne Weiteres alle Indianer und Sambos aufgreifen, welche die Waffen tragen können. Sie werden in die Kasernen geschickt, ein paar Tage in der Handhabung des Gewehrs exercirt und dann an die verschiedenen Corps abgegeben. Hier warten sie die erste beste Gelegenheit zum Desertiren ab, die ihnen meist durch eine Schlacht geboten wird; denn der Tumult und die Unordnung, welche ihr vorangehen oder folgen, leisten den Absichten der Misvergnügten die beste Hülfe. Nichts ist aber auch seltsamer als der Abmarsch einer peruanischen Armee ins Feld. Weiber und Kinder schreiten zwischen den langen Zügen der Soldaten; Esel und Maulthiere folgen der Colonne und werfen sich jeden Augenblick zwischen die Reihen. Der Gebrauch, die Frauen mit ins Feld zu nehmen, ist indianischen Ursprungs, und durch diese unerschrockenen Gefährtinnen ihrer Männer und Liebhaber ähnelt der Marsch eines peruanischen Heers den Wanderungen der alten indianischen Stämme, welche durch das Eindringen der Weißen aus ihren Sitzen vertrieben wurden.

Die Händler mit alten Kleidern in London sind größtentheils Juden und machen an ihren Handelsartikeln jährlich einen Gewinn von etwa 50,000 Pf. St. Am liebsten kaufen sie Paletots, weil diese immer, Sommer wie Winter, losgeschlagen werden können; Fracks lassen sich schwer an Arbeiter und Arme verkaufen; alte Hüte nimmt der Jude nur dann, wenn der Rand nicht allzu abgegriffen ist, nur dann lassen sie sich nämlich wie neu herstellen. Mit einem Blicke sieht es der Jude dem Paletot an, ob er aus ihm noch ein Kleidungsstück für einen Arbeiter machen kann oder nicht; hat nur der untere Theil des Ärmels gelitten, so weiß er den Schaden gutzumachen, daß es Niemand gewahr wird, und die ärgsten Flecke kann er gleich einem Hexenmeister wegbringen. Sind dagegen Paletots und Fracks in einem incurabeln Zustande, so bezahlt der Jude doch immer noch etwas Ansehnliches dafür. Denn immer lassen sich noch solche Stücke herausschneiden, aus denen man mehre Mützen machen kann, und alle Mützenfabrikanten Londons, im Osten und Westen der Stadt, erhalten ganze Stöße solcher aus Oberröcken und Fracks geschnittener Tuchstücke und machen aus diesen alten Zeuchen — neue Mützen für die fashionable Welt.

Die Basken (Biscayer) sind ein Volksstamm von etwa einer halben Million Menschen, der zu beiden Seiten der Pyrenäen wohnt; sie selbst nennen sich Euskaldunac, d. h. ein Volk, das eine geschickte Hand hat. Man hält sie für die Nachkommen der alten Cantabrer. Sie haben eine eigene Sprache (Eskuara oder Euskara), welche mit den übrigen europäischen Idiomen durchaus keine Verwandtschaft hat und von ihnen selbst für die Sprache Adam's und Eva's ausgegeben wird. Sie klingt hart und barbarisch; über sie schrieb Joseph Scaliger, der einmal durch Biscaya reiste, an einen Freund: „Die Leute behaupten, sie verstehen einander; ich glaube es aber nicht." Außerdem machen sie Ansprüche auf uralten Ursprung. Es machten sich hierbei unter ihnen namentlich zwei Ansichten geltend. Die Einen behaupten, Tubal, der Sohn Japhet's, habe sich 131 Jahre nach der Sündflut auf dem Westende Europas niedergelassen und von hier aus sein später ganz Europa, die nördlichen Küsten Afrikas und selbst ein Theil von Asien bevölkert worden. Die Andern lassen die Söhne Japhet's auf ihrer Reise von Ost nach West zunächst in Mitteleuropa Ansiedelungen gründen und einen Verwandten Tubal's, Tarsis, erst 535 Jahre nach der Sündflut in Spanien einwandern. Beide Meinungen erregten zu ihrer Zeit einen heftigen Streit; von jeder Seite stützte man sich auf Zeugnisse der heiligen Schrift und endlich rief man die Entscheidung einer Kirchenversammlung an. Diese entschied sehr politisch, beide Annahmen hätten Wahrscheinlichkeit für sich, aber nur eine könne wahr sein.

Die Haifischzauberer in Ceylon spielen bei den Perlfischereien daselbst eine Hauptrolle. Um keinen Preis würden sich die Taucher dazu hergeben, sich ins Meer hinabzulassen, wenn nicht zwei Haifischzauberer anwesend sind, welche, wie man glaubt, durch ihre gewaltigen Zaubersprüche die Ungeheuer der Tiefe abhalten, Unheil anzurichten. Einer der Zauberer geht mit in See und murmelt, so oft ein Taucher sich hinabläßt, seine Zauberformel. Der andere bleibt am Ufer zurück und schließt sich in einem Verschlage ein, in welchem ein großer mit Wasser gefüllter Napf aufgestellt wird. Darin befinden sich zwei gefeiete Fische; wenn ein Hai in der Nähe der Taucher erscheine, sagt man, beunruhigten diese das Wasser, und sobald der Zauberer solche Anzeichen bemerke, binde er den Hai durch seinen mächtigen Spruch und zwinge das Thier, von den Tauchern abzulassen. Merkwürdig bleibt es immer, daß die Taucher zwar häufig Haifische sehen, Unfälle aber doch nur höchst selten vorkommen; zahlreiche Fischereien laufen ohne einen einzigen Unfall ab.

Die Spielkarten stammen aus dem Morgenlande, wo sie in sehr früher Zeit schon in Gebrauch waren. Dies wird auch durch den Namen bestätigt, den sie in Italien, wo sie zuerst in Europa auftauchen, trugen. Man nannte sie Naibe, d. h. Vorhersagung, Prophezeiung. Man brachte diese Bezeichnung mit dem Gewerbe der Zigeuner in Zusammenhang, sodaß der Gebrauch der Karten von ihnen auf die Saracenen und von diesen dann auf die Völker des Westens übergegangen wäre.

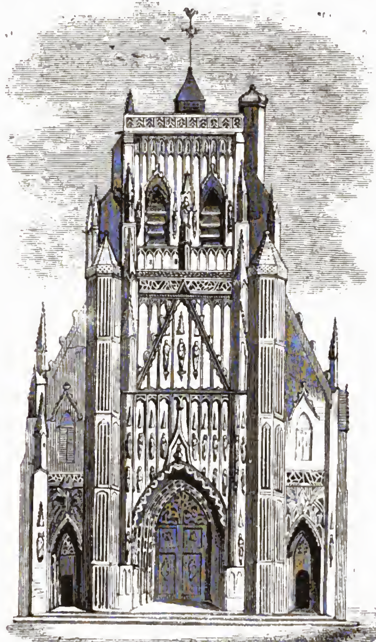
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 394.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [20. Juli 1850.

Abtei St.-Riquier an der Somme in Frankreich.



Das Chamounithal. *)

Das Thal von Chamouni ist das merkwürdigste in den Alpen, weil in demselben die Fußbank des Throns ist, worauf der Montblanc, der König der Bergriesen, seinen Sitz hat. Er, von dem auch alles Gebirge, das auf dem schweizerischen Grund und Boden in himmelhohen Erhöhungen emporsteigt, ausgeht, hätte nebst

*) Nach v. Senden's „Alpenroozen".

Digitized by Google

seinem Thale sich nicht von dem Bündnisse der Schweizer ausschließen sollen. Allein die Linien, welche das Schwert der Sieger über die Oberfläche des Erdbodens zieht, sind den Furchen des Pfluges gleich; schon in dem folgenden Zeitraume werden sie durch andere, die sie unkenntlich machen, ersetzt. Dahingegen liegen die Grenzlinien, welche die Natur zog, so tief eingegraben da, daß nur eine allgemeine Umbildung unsers Planeten dieselben unkenntlich machen kann. Unbekümmert darum, ob es Schweiz oder Savoyen hieße, folgte ich der Leitung der Natur, der ich dankbar zu sein Ursache hatte, daß sie mir den erhabensten Punkt von Europa zeigen wollte.

Doch ward ich unerwartet einer großen Versuchung ausgesetzt, von dieser Richtung abzuweichen. Denn als ich kaum außerhalb Martigny bei dem runden Wartthurm vorbei war, von dem die Ruinen der uralten Burg Bastide aus der Höhe in das Thal herniederschauen, bot sich an der Seite des steilen Gebirgspfades ein sehr gebahnter Weg dem Auge dar. Es war die Straße nach dem St.-Bernhard. Der Führer, welcher den Verfasser auf letztern aufmerksammachte, erklärte, daß er ihn noch heute dorthin geleiten und morgen von dort zurückführen könnte. Dieser Vorschlag reizte mich sehr. Ich hätte wol einmal auf jenem alten Gebirgspasse nach Italien sein mögen, das Kloster wol einmal sehen mögen, in welchem das Christenthum auf dem Fundamente eines Tempels des Jupiters seine Barmherzigkeit erbaut und bereits eine Anzahl von tausend Jahren genährt und bewacht hatte; denn ursprünglich war der Name des Berges Mons Jovis, woraus in der Folge Mont Joux wurde. Noch sind die Überbleibsel von dem Tempel vorhanden, der dort zu Ehren des römischen Abgottes stand und Jupiter Pennius genannt wurde, von dem celtischen pen, welches Höhe bedeutet. Man findet noch mehre Täfelchen, die von Solchen, welche glücklich über den Berg gekommen sind, dort aufgehängt waren, um dem Abgotte das Dankgelübde zu entrichten. Man glaubt, daß Konstantin die Bildsäule des Jupiter hat umwerfen lassen und daß an deren Stelle jene militairische Säule dort errichtet sei, welche an der dem Kaiser gewidmeten Inschrift zu erkennen ist und dort noch angetroffen wird. Indessen blieben geheime Anhänger des Heidenthums noch dort und trieben fortdauernd Abgötterei, bis der heilige Bernhard daselbst eine Abtei erbaute, die dazu diente, Reisende zu beherbergen. Sie soll im Jahre 962 gestiftet sein. Gleichwol findet man bereits im Jahre 832 eines Abts von Mont Joux erwähnt; jedoch scheint es, daß dies frühere Kloster hat eingehen müssen, vielleicht weil dasselbe keinen guten Standpunkt hatte, oder auch, weil es keine Mittel besaß, um sich zu erhalten. Auf jeden Fall ist Bernhard der Stifter der gegenwärtigen Abtei und ist selbst 40 Jahre Abt darin gewesen. Die Abtei wurde mit Gunstbeweisen überhäuft und reichlich mit Gütern begabt. Vermittels der schlechten Verwaltung von Pröpsten, welche der Papst ernannte und ihnen vergönnte, anderswo zu wohnen (von 1440—1587) verlor die Abtei den größten Theil ihrer Schätze, und späterhin verursachte der Umstand, daß Mönche von verschiedenen Nationen dort beieinander wohnten, mehre male Streitigkeiten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden jene Streitigkeiten, die besonders über die Wahl eines Propstes entstanden waren, durch den Papst Benedict XIV. beigelegt, und dieser bestimmte, daß die schweizerischen Mönche das Oberhaupt erwählen sollten. Die Anzahl der Mönche ist nicht bestimmt; sie beträgt gewöhnlich 20—30. Etwa die Hälfte von ihnen wohnt in dem Kloster selbst, acht beschäftigen sich mit der finanziellen Sorge für die Stiftung, die Alten und Schwachen leben in Martigny, wo die Mönche ein Haus besitzen. Die Mönche wollte ich wol einmal begrüßen, die nach dem Kirchenvater Augustinus sich nennen; ihnen die Bruderhand reichen, welche eine glutvolle Liebe in ihrem Busen brennen fühlen, die ein Winter von neun Monaten nicht abkühlt und welche, eine bessere Sonne erwartend, die Strahlen der schönen Königin des Tages entbehren, die blos einige Tage während der wenigen und mühsamen Jahreskreise ihres Lebens ihnen zuwinken. Wenn ich dann eine Nacht in ihrem Kloster zubrächte, so würde ich in einem Gebäude schlafen, welches unter denen, die das ganze Jahr hindurch bewohnt werden, eins der am höchsten gelegenen unsers ganzen Welttheils ist. Ich würde jene Hunde streicheln können, deren Instinkt, unter der Anleitung der Augustiner ausgebildet, den verirrten Reisenden aufsucht und den unter dem Schnee Begrabenen anzeigt; die echten Brüder von Barry, die sich ebenso günstig von ihren Nebenhunden, die meist die größten Müßiggänger unter den vierfüßigen Thieren sind, unterscheiden, wie ihre Herren von ihren Nebenmönchen.

Übrigens mußten jenem Ausfluge zwei volle Tage geopfert werden, und gerade diejenigen, welche für Chamouni bestimmt waren. Hätte ich jene beiden Tage im Verfolg der Reise wieder einholen können, so würde ich gewiß die Gastfreiheit des Klosters benutzt haben, welches ohne pecuniaire Vergütung jedem Reisenden Obdach, Tisch und Bette darbietet; Genüsse, die ich bisjetzt nur gegen hohe Preise hatte erwerben können.

Während für Dasjenige, was man im Kloster erhält, durchaus keine Bezahlung verlangt, sondern es Jedem überlassen wird, in eine Büchse soviel hineinzustecken wie man will, so sind dagegen die Rechnungen in den schweizerischen Hotels meist höher als in den sonst so theuer verschrienen holländischen Wirthshäusern. Man muß übrigens bemerken, daß die meisten dieser Hotels während der größten Hälfte des Jahres leer stehen und daß die Wirthe in diesen großen und kostbaren Gebäuden Alles von der schönen Jahreszeit haben müssen. Als mir eine Rechnung etwas zu hoch vorkam, fügte ich in Gedanken einen Posten darin mehr auf unter dem Namen: „Für Naturgenuß“, und setzte dahinter jene Summe, die ich durch die Aufzählung des zu Vielen der übrigen Posten bekam. Mittels dieser einfachen Operation war fast immer das Ende vom Liede, daß ich die Rechnung sehr billig fand und meine gute Laune behielt. Die Gastgeber priesen diese Weise der Betrachtung ihrer Rechnungen sehr und konnten den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch alle Reisende, welche die Schweiz besuchten, jenen Posten immer berücksichtigen möchten. Ein einziges mal, als die Börsenschneiderei allzu arg war, ließ ich mir Alles specificiren, zeichnete dieses sehr genau auf und bat mir den Namen des Wirths, des Oberkellners und des Hotels aus. Man sah mit einigem Befremden, daß ich Letzteres auch aufzeichnete. Ich erklärte dagegen, daß ich dem Publicum nicht gern unnöthige Ausgaben machen wollte, mich aber doch für verpflichtet halte, in dem Werke, das ich über meine Reise herauszugeben gedächte, dieses Hotels zu gedenken. Nun stand ich auf und ging fort. Dem Herrn Wirth nebst Oberkellner war gar nicht gut zu Muthe. Ich sah, daß sie die Sache ernstlich untersuchten. Als ich mich einige hundert Schritte entfernt hatte, kam mir ein Knecht

Digitized by Google

aus dem Wirthshause athemlos nachgelaufen und sagte, daß er von seinem Herrn den Auftrag habe, mir zu sagen, daß in der Rechnung ein Fehler stattgefunden habe; daß der Herr dies sehr bedaure, daß er das zu viel bezahlte Geld dem Gaste wieder zustellen, ihm eine glückliche Reise wünschen und sich ehrfurchtsvoll seinem Andenken empfehlen ließe, wenn ich je mündlich oder schriftlich seinem Hotel die Ehre anthun wolle, es zu erwähnen.

Wenn man in einem Orte eine Zeitlang bleiben will, so gebe man dies gleich bei der Ankunft im Wirthshause zu verstehen. Man mache dann täglich einen Accord oder verlange, wenn man einen Tag dort gewesen ist, seine Rechnung. Der Wirth, welchem es wichtig ist, seinen Gast zu behalten, wird sich durch eine billige Rechnung empfehlen. So kommt man durch eine Übereinkunft beim Kommen dem Streite beim Scheiden zuvor.

Den Montblanc für den Mont Bernard aufzuopfern, den Berg der Herrlichkeit für den der Wohlthätigkeit, dazu konnte ich mich bei ruhiger Überlegung unmöglich entschließen. Mit dem großen, weißen Berge vor dem Geiste war ich am vorigen Abend eingeschlafen; er hatte vor mir gestanden in dem nächtlichen Zauberspiele der Träume, er war mein erster Morgengedanke gewesen. Nein, ich mußte bei meinem Plane bleiben und den angetretenen Weg weiter verfolgen. Der Segen der Natur lachte mich wieder an. Kastanien- und Maulbeerbäume, Trauben und Feigen boten mir ihre Ansicht oder ihren Schatten dar. Mit Wohlgefallen bemerkte ich den kräftigen Wuchs der Blätter und Stämme und die ausnehmend gute Eigenschaft der Früchte. Indem die Saumthiere mit der Reisegesellschaft den Gebirgspfad hinauflavitten, stellten sich ihr die Gegenstände vielseitig dar und ließen ihnen viele Ruhe zur Beschauung.

Allein von den nächsten Scenen zog der Führer meine Aufmerksamkeit auf weiter entfernte, welche sich hinter mir eröffneten. Ich sah mich um und erstaunte. Lag doch das ganze Walliserthal vor mir, die blinkende Rhone mit ihren niedrigen und sich erhebenden Ufern, die hohen und höhern Berge, alles Dies bildete eine Fernsicht, die sich bis ins Unendliche ausdehnte. Als ich auf der Gebirgskante von Varen war, war ich nur in der Mitte dieser langen Straße; ich sah die eine Hälfte derselben sich nach Osten, die andere nach Westen ausdehnen; allein hier leitete ein Blick das Ganze mit allen seinen Herrlichkeiten in den Spiegel des Auges. Es war, als ob Wallis nun beim letzten Abschiede alle Spuren des unangenehmen Eindrucks auslöschen wollte, den es, besonders am vorigen Tage, auf mich gemacht hatte. So wenigstens sah ich diese unerwartete Erscheinung an. Das freundliche Thal zum letzten male noch grüßend, rief ich: „Wallis, deine Natur ist doch schön; möge dir durch kräftige Bewohner viel Heil zu Theil werden.“

Inzwischen war die Reisegesellschaft dem Col de Trient gegenüber angelangt, dem südlichsten und höchsten Punkte des Arpilla, jenes Berges, der fortwährend ihren Pfad in einiger Entfernung zur Rechten begrenzt hatte. Vor uns erhob sich der Col de Balme, den wir als den Übergangspunkt nach dem Chamounithale ersteigen mußten. Ich hatte diesem Col in meinem Reiseplane den Vorzug weit vor der Tete noire gegeben, über die auch eine Straße nach dem Montblanc führt. Die größere Mühe, welche die Ersteigung des Col de Balme verursacht hatte, hatte mich für diesen Gebirgspaß eingenommen; denn ich hatte geglaubt, daß man allein durch Beweise von festem Muthe und Überlegung einigermaßen für würdig gehalten werden könnte, sich dem höchsten Punkte von Europa zu nähern. Überdies wußte ich, daß wie im gewöhnlichen Leben so auch hier die Mühe reichlich vergolten werden würde; daß letztere nicht nur eine eigenthümliche Selbstzufriedenheit schaffen müßte, sondern auch Ansichten darböte, die ebenso großartig als entzückend sind.

Aber der Col de Balme stand dort und hatte sein Haupt in einen dichten Nebel gehüllt. Ich hatte dies bereits eine Zeitlang wahrgenommen, als der Führer Schwierigkeiten machte, den Col zu überschreiten. Ich wollte jene besiegen, indem ich versicherte, daß der Nebel bei unserer Ankunft wol weichen würde und daß die Sonne noch nie ihre Strahlen meinen Bergersteigungen entzogen hätte. Der Mann sah mich voller Erstaunen an; er warf seinen Blick noch einmal auf den Col und erklärte, daß die Nebelkappe jetzt so fest säße, daß sie Niemand abnehmen könnte. Und doch sahen wir in der Folge den Schädel dieses Riesen entblößt, aber zu spät. Wir stiegen deshalb auf dem Zickzack, welcher dort als die gezackte Seite einer Säge über das Grün sich hinzieht, hinunter und kamen in die Tiefe des Trienterthals.

Die Reise wurde durch das Überschreiten des Flüßchens Trient fortgesetzt, nachdem man einige Augenblicke in einer elenden Herberge verweilt hatte. Man zog über einen Pfad weiter, der sich um die nördliche halbe Seite des Bergs, wie ein halber Cirkel, bis nach Valorsine herumbiegt. Reizend schlängelt sich der Pfad durch stämmiges Gebüsch, dessen Todesstille nur durch das Schäumen des Trient unterbrochen wird. Letzterer eilt über Blöcke hinweg, die, vom Felsen losgerissen, bis ganz in der Tiefe hinunterliegen. Der Pfad steigt jetzt in die Höhe; er wird wilder. Am reizendsten ist derselbe aber an der nördlichen Seite zwischen der Roche percée und der Balme rousse. Über Stege, die an der hohen Gebirgsmauer sich hinaufziehen und mit tannenen Pfählen belegt sind, gelangt man zu einem Gewölbe von 20 Schritten Länge, welches durch die Klippe hindurchgehauen ist, an welcher der Steg hängt. Allein während dies Gewölbe von beiden Seiten an der dicken Felsenmauer einen Stützpunkt hat, ist die Balme rousse ein Einschnitt in den Felsen, der von der Natur bewirkt ist; durch diesen Einschnitt geht man in sie hinein und es können sich darin 20—30 Menschen aufhalten. Sie hat durchaus die Form des geöffneten Rachens eines Ungeheuers, welches seine scharfgezackten Zähne zeigt, um seine Beute zu verschlingen; von diesem Rachen scheint der eine Theil des Felsens die Oberkinnlade, der andere die Unterkinnlade auf eine eigenthümliche Weise zu bilden. Und zwischen diesen beiden schauerlichen Durchgängen bietet der Abhang der Tete noire dort oben die wildeste Scenerie dar. Keine Spur ist dort mehr von der festen Seite zu entdecken, mit welcher ursprünglich hier der Berg herniederstieg. Nicht nur losgebröckelt, nein abgeschlagen, umgerissen liegt die Gebirgsmauer da. Ein Tannengehölz, das hier früher stand, bietet eine schreckenerregende Scene dar. Einige Stämme sind gänzlich das Unterste zu oberst gekehrt, andere liegen mit der Wurzel oder dem Wipfel mehr oder minder erhaben, andere platt da. Aber jene Lage ist in allen möglichen Richtungen, nahe, auf- und übereinander. Es ist, als ob das ganze Tannengehölz aufgenommen und, nachdem dasselbe eine Zeitlang der Spielball von Wirbelwinden gewesen ist, hier niedergeworfen wurde, damit man sehe, wie Tannen durcheinanderhin gewirrt werden können. Eine einzelne

Digitized by Google

Tanne steht noch aufrecht und vergeht wie ein schwindsüchtiger Mensch. Und diese Verwüstung ist die Wirkung von Lavinen. Die Tannen, welche ursprünglich dazu bestimmt waren, die Schneestürze aufzufangen und von den niedrigern Gegenden abzuwehren, sind vor der ungeheuern Wucht derselben gewichen, und die Felsen, in denen die Tannen festgeklemmt waren, zerbrochen. In einem schrecklichen Herniedersturze sah man damals Lavinen, Felsenstücke und Tannenwald. Auf diese Weise wurde auch das Bette des Trient mit großen Steinblöcken angefüllt. Es kam mir vor, als ob der Laut, den man dort aus der Tiefe hört, ein jämmerliches Heulen des Stroms sei, der sich nun in einem Bette voller Mühseligkeiten hinringen mußte, welches früher demselben zu einer gemächlichen Bahn für seine klaren Gebirgsfluten gedient hatte. Und ganz bis in jenes tiefes Bette stieg früher über zerbrochene Tannen und Felsenblöcke der Gebirgspfad hinunter und schlängelte sich über dieselben wieder in die Höhe, sodaß der Reisende mit vieler Mühe sich großen Gefahren aussetzen mußte. Kürzer und sicherer ist jetzt der Weg, der durch den Felsen führt. Und wenn man über jenen Abgrund hinüber den Blick auf den an der andern Seite stehenden Berg wirft, so sieht man den reizenden Bel Oiseau, so entdeckt man in weiter Ferne den Dent de Morcles, welches einer der Pfeiler jenes natürlichen Thors ist, welches das walliser Thal schließt und öffnet. Vor sich sieht man die Barberine dort anstäuben kommen, und während sie einen prächtigen Fall bildet, sich in den siedenden Kessel stürzen, wo sie sich mit jenem Arme des Trient vereinigt, der den Namen Eau noire hat. Auf diese Weise gelangt man nach dem Dörfchen Valorsine, während man die Grenze von Savoyen überschritten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fuchsjagd.



Die List des Fuchses ist bekannt und seine Schnelligkeit steht der des Hundes nicht nach. Indessen viel Hunde sind eines Hasen Tod, und so werden die auf unserer Abbildung zu schauenden drei Hunde auch dem armen Reinecke den Garaus machen. Sie haben ihn, scheint es, alle glücklich in seinem Versteck gewittert. Ganz erschöpft war es ihm gelungen, eine tiefe von Gebüsch freie Schlucht zu erreichen und einen Augenblick zu verschnaufen, allein zwei seiner Feinde haben ihn schon erkannt und die volle Witterung; der dritte schnopert noch herum, wird aber auch bald sehen, wo der Fuchs zu suchen ist. Dann ist er geliefert, wenn er sich auch noch so sehr herumbeißt, denn in solcher Art nimmt er es mit jedem Hunde auf. In dem Gebüsche selbst mag vermuthlich sein Bau sein und der Dunstkreis desselben die Jagdhunde anfangs irregeführt haben.

Digitized by Google

Das Jesuitencollegium zu Freiburg in der Schweiz.



Freiburg in der Schweiz gehörte seit 1815 zu den Punkten, wo sich die wiedererwachten Jesuiten besonders festsetzten, indem ihnen das reich dotirte Michaeliskloster (1818) zur Errichtung einer Lehranstalt oder eines Collegiums übergeben wurde. Wie großartig das Gebäude ist, wie herrlich seine Lage war, besonders im Vergleich mit der alterthümlichen, kleinen Stadt in der Tiefe, zeigt unsere Abbildung. 1200 Schüler sollte die

neue Anstalt fassen; eine große Anzahl, allein schon 1829 waren aus allen Ländern Europas so viele herbeigekommen, daß noch ein Filial im Canton Wallis, zu Sitten, angelegt werden mußte. Die politischen Wirren in der Schweiz 1847, welche dem Fanatismus der Jesuiten hier vorzugsweise schuldgegeben wurden, hatten, als Freiburg am 14. November erobert worden war, ihre Vertreibung und Aufhebung dieses Instituts zur Folge, dessen Wiederaufleben jetzt sehr zu bezweifeln steht.

Feenglaube und Volksglaube im mittägigen und nördlichen Frankreich.

Gleich den celtischen Priesterinnen beschwören die „Blanquettes" in der Provence den Sturm, wechseln nach Willkür die Gestalt, tanzen wie die Jungfrauen der „Edda" im Mondschein, wobei unter jedem ihrer Tritte ein Büschel Fenchel wächst, und stehen dem Loose jedes Menschen in der Weise der alten Schicksalsgöttinnen vor. In der Neujahrsnacht betreten sie jedes Haus. Die Hausfrau deckt, bevor sie schlafen geht, in einem abgelegenen Gemache einen Tisch, legt das feinste weißeste Tuch darauf, ein dreipfündiges Brot, ein Messer mit weißem Heft, fügt etwas Wein hinzu, ein Glas und eine geweihte Kerze, die sie mit einem vom Johannisfeuer bewahrten Lavendelzweige anzündet, schließt dann die Thür und schleicht davon. Beim letzten Schlag der Mitternacht erscheinen die Blanquettes, glänzend und flüchtig wie Sonnenstrahlen; jede trägt zwei Kinder, das eine auf dem rechten Arm ist mit Rosen bekränzt und singt gleich einer Orgel: das ist das Glück; das andere auf dem linken Arme ist mit Hauslaub*) bekränzt, das vor der Blüte von den Dächern gerissen ist, und weint Thränen, so dick wie Perlen: das ist das Unglück. Je nachdem die Blanquettes vergnügt oder unzufrieden sind über die zu ihrem Empfange getroffenen Anstalten, setzen sie für einen Augenblick das eine oder das andere Kind auf den Tisch und entscheiden so über das Geschick des Hauses auf das ganze Jahr. Am folgenden Morgen eilt die Familie, das Gedeck der Blanquettes zu untersuchen; wenn Alles in Ordnung ist, schließt man daraus, daß sie im Frieden abzogen; der Älteste nimmt das Brot, bricht es und vertheilt es, nachdem er es in den Wein getaucht, unter die Anwesenden, „um das Glück unter sich zu theilen." Dann erst wünscht man sich glückseliges Neujahr und freudenreiches Paradies.

Der „Saurimonde" ist ein Spukgeist, der sich in die Gestalt eines kleinen Mädchens hüllt und von einer Familie an Kindesstatt annehmen läßt, welche der heilige Stapinus mit mehr Olivenbäumen und Weinstöcken als mit Verstand gesegnet hat. Die angebliche Waise wächst schön heran. Zuerst macht man eine Mayos aus ihr zum Frühlingsfest, dann wird sie Sträußlerin bei allen Tänzen der großen Roumeirages, den Kirchweihfesten des Südens, bei welchen die Sträußlerin den Reigen eröffnet. Zuletzt begehrt der Sohn des Hauses ihre Hand, und glaubt, wenn er auf ihre Schürze niedergekniet ist, alle sieben Cardinaltugenden geheirathet zu haben; aber da schneidet schon am nächsten Morgen, wie man zu sagen pflegt, die Neuvermählte „alle Blumen im Garten ab".*) Sie wird allein Herrin im Hause und richtet Alles so wohl ein, daß nichts gelingt. Das Brot, welches sie in der Betwoche vor Himmelfahrt backen läßt, ist das ganze Jahr schimmelig; sie bringt die Schlingen für das Wild ans Feuer, daß sie nichts mehr als Kröten fangen können; sie brennt Hollunderholz, damit die Hühner nicht mehr legen, und zieht den Fluch auf das Haus, weil sie die Schwalbennester zerstört. Der Mann ruft zwar den Pary, den ländlichen Hexenmeister, herbei, um an den vier Ecken des Hauses die Beschwörung vorzunehmen, welche den Fuchs vertreiben; der Hühnerstall bleibt doch jede Nacht leer; vergebens hängt er in seinen Ställen die „peyros de picoto" (Stockensteine, celtischen Ärte) auf, seine Schafe sterben eins nach dem andern; endlich kommt der Ruin und mit ihm die Gerichtsleute. Sodann fußt die schöne Frau, die sich einen Contract hat schreiben lassen, der ihr eine große Morgengabe sichert, auf ihre Rechte, ordnet den Verkauf an und macht sich aus dem Staube. Dieser Saurimonde scheint Geschwisterkind mit dem „Prownie" der Schotten zu sein, der im Nothfall kein minder verführerischer und genau ein ebenso gefährlicher Kobold ist, vor dem man nur am Vorabend von Allerheiligen Schutz findet, dem Feste Hollowen, währenddessen die Zwischengeister dem Menschen nicht zu schaden vermögen. Im Süden Frankreichs hat man diesen Gottesfrieden nicht, aber am Vorabend vom Dreikönigstage geht man mit eisernen Töpfchen und Glöckchen zum Hause hinaus, um mit dem Geräusch die Nachtgespenster zu vertreiben; die Poltergeister in der Provence heißen „Fassilières", ihr König, Tambourinet, hat gleich mittelalterlichen Fürsten einen Narren im Gefolge, Drak genannt, vor dem man sich besonders hüten muß. Wehe dem Wanderer, der vergißt, einige Krümchen seines Mahls für den Elfen im Gras zurückzulassen oder ihm einige Tropfen auf die Erde zu gießen, ehe er von der Quelle trinkt. Drak schnallt den Sattelgurt des Pferdes los, läßt den Reisenden in den ersten Sumpf fallen und verfolgt ihn mit tausend Plagen.

Wir wenden uns jetzt zu den nördlichen Feen, zunächst in die Umgegend von Dieppe. Bei dem Dorfe Puys wird die Messe der „Stadt Limes" gehalten, wo die „weißen Frauen" Zauberkräuter feilbieten, in Ringe gefaßte Sonnenstrahlen und aufgerollten Mondschein. Sie laden dich artig zum Handel ein, wenn du aber nahst, werfen sie dich ins Meer. Schon mancher hübsche Bursche ward zerschmettert am Fuße der Klippen gefunden. Der Ritter von Argouges bei Bayeux begegnete auf der Jagd 20 holden Jungfrauen, die auf mondfarbenen Rossen ritten, an ihrer Spitze ein noch schöneres Weib, das ihre Königin zu sein schien. Er verliebte sich so heftig in diese, daß er sie mit auf sein Schloß nahm und heirathete. Sie genossen lange das größte Erdenglück zusammen; aber die Unbekannte war die Fee, welche über das Leben herrscht, und als einst ihr Gemahl vor ihr das Wort Tod aussprach, stieß sie einen Schrei aus und verschwand, nachdem sie die Spur ihrer Hand dem Thore des Schlosses eingedrückt hatte, das schmerzliche Symbol aller irdischen Freuden, die vor einem Worte zerfallen.

Die „Fades" (Feen), erzählt die alte Spinnerin

*) Man hält nämlich das Hauslaub im mittägigen Frankreich für eine schützende Pflanze, und es bringt Unheil, sie von den Dächern, auf denen sie wächst, zu reißen.

*) Wenn in den Bauernhäusern des mittägigen Frankreichs das Familienhaupt stirbt, schneidet man alle Blumen im Garten ab. Daher dieser Ausdruck, um anzudeuten, daß man sich eines Hauses bemächtigt, als ob dessen Herr todt wäre oder man es von ihm geerbt hätte.

Digitized by Google

dem Wandersmann, haben eine stolze Seele und zeigen sich nur Dem, der mit Herzensvertrauen nach ihnen ruft; und weil man nicht mehr an sie glaubte, haben die meisten mit ihren Männern, den Farfadets, das Land verlassen. Wenn mein Kobold, fährt die Alte lächelnd fort, übler Laune war, wenn er Asche auf den Boden streute oder Strohhalme in die Milch warf, sagte ich kein Wort und er wurde wieder gut.

Die alte Spinnerin warnt auch vor der Gefahr, den Hauselfen zu erzürnen. Die Magd, die ihn beleidigt hat, läßt Alles aus den Händen gleiten und zerbrechen; nie weckt sie mehr der Hahh bei Tagesanbruch; das trockenste Holz brennt ihr nicht an; stets erhält sie Schelte von ihrer Frau, bis sie zuletzt aus dem Hause gejagt wird. Goubelino heißt ein Fé, der zum Vorzeichen dient. Man sieht ihn die Form ändern je nach den Verkündigungen, die er zu machen hat. Er durchstreift die Felder auf einer Fischotter reitend, wenn er Überschwemmungen; auf einem Schimmel, wenn er Schnee und Kälte anzumelden hat; auf einem Leichenwagen, wenn Krankheiten die Gegend bedrohen; zu Fuß, den Bettelsack auf der Schulter, wenn Hungersnoth naht. Dem Arzte von Achy erschien er an einem Seitenwege, schwarz gekleidet, eine Schaufel in der Hand, und noch am nämlichen Tage ertrank der Doctor. Einmal verlangte der Goubelino, als Bettler vermummt, eine Handvoll Salz von einem Salzhändler, und als der ihm drei gab im Namen der Dreieinigkeit, berührte jener die Glöcklein des Hauptmaulthiers, die sich augenblicklich in goldene verwandelten.

Im Sanct-Benno's Traum, in der Nacht vor dem Christfeste, sieht das Mädchen ihren künftigen Eheherrn, wenn sie, nachdem sie das Licht ausgelöscht, einen Reim gesprochen und sich zu Bett gelegt hat, ohne an etwas Anderes zu denken. Allein sie darf weder Fee noch Geist gegen sich haben, sonst bricht es den Bann. Wer „das Huhn Gottes" (die Schwalbe) aus dem Neste vertreibt, oder den „Cri-Cri" im Kamin (die Grille) zertritt, nimmt ein böses Ende. Der Reisende, wenn er Glück haben soll, muß einem Kreuz am Wege und einer Kirche begegnen, die ihm zur Rechten liegt.

Die größte Porphyrvase.

Vor dem kleinen, aber lieblichen Sommerschlosse des Königs von Schweden, Rosendal, ist auf einer großen Rasenfläche eine Porphyrvase aufgestellt, die an Größe, Schönheit und Glanz des Materials und an Zierlichkeit ihrer Formen in Europa ihres Gleichen nicht hat. Diese Riesenschale ruht auf einem drei Fuß hohen Fußgestell von ungeschliffenem Granit, hat eine Höhe von neun Fuß und oben einen Durchmesser von zwölf Fuß; sie faßt 1077 Kannen. Das Felsenstück, woraus sie gehauen worden, besteht aus hellrothem Porphyr mit kleinen weißen, schwarzen und grünen Punkten; es wog, als es bearbeitet werden sollte, 800 Schiffspfund; die Vase wiegt 55 Pfund. In Elfdalen ward sie von dalekarlischen Arbeitsleuten binnen zwei Jahren vollendet. Ihr Transport nach der Hauptstadt glich einem Triumphzuge. Vom Vorsteher des Porphyrwerks angeführt ward der Zug durch die Kirchspiele Dalekarliens durch Trommelschläger und Spielmänner eröffnet; Kronvogt und Länsmänner schlossen sich dem Zuge an. Überall strömte das Volk herzu, und die Bauern wetteiferten, die schwierige Fortschaffung zu fördern. Die eigentliche Schale — denn die Vase besteht aus dieser und dem Fuße — konnte man nicht wohl mit Pferden transportiren, sondern sie mußte von Menschen gezogen werden. Je nach dem Terrain waren 120—200 Mann dazu erfoderlich, und nach einer Fahrt von 64 Meilen, bald zu Lande bald zu Wasser, unter unzähligen Beschwerden und Gefahren, die nur der Eifer und die Gewandtheit des Anführers überwanden, langte die Vase in der Mitte November 1825 in Stockholm an, nachdem sie gegen sechs Wochen unterwegs gewesen war.

Der Theebaum oder Theestrauch.



Von einem Theebaume zu sprechen, ist nicht ganz richtig, denn die Blätter treiben von den Zweigen dieser ansehnlichen Pflanze gleich mit diesen selbst unten vom Boden aus, und da die Blätter um so weniger Werth haben, je mehr sich der Strauch nach oben hin entwickelt und so einem Baume gleich wird, so läßt man ihn selten sehr lange stehen, sondern pflanzt nach einigen Jahren lieber einen jungen an. Die Blumen sind sehr niedlich und aus diesem Grunde wird der Thee jetzt auch gern in unsern Treibhäusern gezogen, indem er häufig bei vornehmen Theevisiten auf den Tisch gesetzt wird, die frischen Blätter abzupflücken und so den Theeaufguß zu bereiten. Daß der Theestrauch in China einheimisch ist und einen Haupthandelsartikel abgibt, ist allgemein bekannt. Versuche, ihn in Brasilien, Ostindien und den Azoren anzupflanzen, sind häufig gemacht worden, aber ohne genügenden Erfolg zu geben.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



König Friedrich I. von Preußen, der die Pracht so sehr liebte, ließ am 31. October 1704 eine Riesenkanone gießen, welche Asia getauft ward und auch noch drei Schwestern mit den Namen der andern drei Erdtheile — deren man damals nur vier zählte — bekommen sollte. Ihr Guß erfoderte 664 Centner Metall und sie kostete mit Ciselirarbeit und Lafette 14,640 Thlr. Sie schoß Kugeln von 100 Pfund und trieb sie mit 50 Pfund Ladung 5400 Schritte weit. Die Verzierung dieses Geschützes war vergoldet, die Henkel bildeten zwei knieende Kameele und auf dem Bodenstück befand sich das vollständige königliche Wappen.

Ein Schusterjunge, der sich nicht werfen läßt. Der nachmals so berühmte praktische Arzt Markus Herz in Berlin hatte bei seiner Übersiedelung dahin von Königsberg aus unterwegs einen seiner Pantoffeln verloren und bestellte sich einen andern, genau nach dem Muster des übriggebliebenen. Diese Bedingung fand sich jedoch keineswegs erfüllt, als der neue Pantoffel ankam, und Herz fragte den Schusterburschen, der den Pantoffel überbrachte, etwas erzürnt, ob er glaube, daß der nachgearbeitete Pantoffel dem andern völlig gleiche? So augenfällig auch die Ungleichheit war, so gerieth der Junge doch nicht einen Augenblick in Verlegenheit; er maß vielmehr Herz mit keckem Blick von oben bis unten und sagte: „Mein liebes Herrchen! Sie wissen wol noch nicht, daß es in der ganzen Welt nicht zwei völlig gleiche Dinge gibt?" Herz sprang ganz verblüfft vom Stuhle auf und bezahlte, ohne ein Wort weiter zu sagen, den Pantoffel.

Die lybischen Sandwüsten nehmen in ihrer Ausdehnung Hunderttausende von Quadratmeilen ein. Denn obschon unter verschiedenen Namen, reichen sie westlich bis zum Atlantischen Ocean und berühren östlich den Indus, während sie sich nördlich ans Mittelmeer und südlich an das Unterland des schneetragenden abyssinischen Semehngebirges anschließen. Für diese Fläche gibt unser Planet nur einen schon in alter Zeit angewendeten Parallelismus — die Einförmigkeit des Oceans.

Demonstratio ad oculos. In Brüssel ließ ein Hutmacher zum Beweise, daß seine Fabrikate vollkommen wasserdicht seien, vor seinem Laden eine kleine Fontaine anlegen, deren Wasserstrahlen fortwährend auf mehre Seidenhüte fielen. Er bekam ungeheuern Zulauf.

Der russische Feldzug von 1812 hat soeben durch die Veröffentlichung des Feldtagebuchs (Journal de la Campagne) des jetzigen Generallieutenants von Fezensac, damals Oberst des vierten Linienregiments, eine werthvolle Erweiterung seiner Literatur erhalten. Fezensac, dessen Regiment in jenem Kriege zu dem unter dem Oberbefehle des Marschall Ney stehenden dritten Armeecorps gehörte, das bei dem Rückzuge der Franzosen die Arrièregarde bildete, hat an der Leitung des Rückzugs einen nicht unerheblichen Antheil gehabt und vielfache Gelegenheit gefunden, die Schrecken desselben zu beobachten und das Ganze zu übersehen. Sein Regiment war nach beendigtem Feldzuge auf 20 kranke Offiziere und eine ungefähr ebenso große (oder geringe) Anzahl von Unteroffizieren und Gemeinen reducirt, die obendrein größtentheils ohne Waffen waren. Von den 500,000 Mann, welche die große Armee bildeten, als sie in Rußland einrückte, kamen kaum 70,000 Mann über die Weichsel zurück; mehr als 300,000 waren todt und etwas über 100,000 den Russen als Gefangene in die Hände gefallen.

Eine Bekanntschaft durch Heringssalat. Der berühmte schwedische Dichter Bellman hatte einst eine Nacht durchschwärmt, trat daher in den „Källare" (Kellerrestauration) des Opernhauses in Stockholm ein, um sich Heringssalat, das wohlbekannte Mittel gegen Katzenjammer, geben zu lassen. Es war keiner zu haben und Bellman wollte eben verdrießlich fortgehen, als ein Mann, der in der Ecke saß, aufstand, ein Papier aus der Tasche hervorholte und den Dichter mit den Worten anredete: „Sie wünschen Heringssalat? Den trag' ich immer bei mir." Entzückt von dem genialen Gedanken, das mächtige Mittel stets bei sich zu haben, umarmte Bellman den Fremden — es war der Dichter Karell — und beide waren fortan die besten Freunde.

Ob es noch immer so ist? In Spanien wendete man vordem auf Landstraßen, Kanäle, Schulen u. s. w. nicht das Mindeste. Kanäle sind gar nicht gebräuchlich. „Wenn Gott" — sagen sie — „da oder dort Kanäle hätte haben wollen, so würde er sie wol selbst gemacht haben." An Kirchen und Klöster wendete man dagegen kolossale Summen. So hat z. B. die Kathedrale in Sevilla 80 Fenster, von denen jedes 4000 Dukaten gekostet haben soll.

Wäre auch in Deutschland zu brauchen. Unter der Uhr in der Tellskapelle in der Schweiz steht der Reim:

Die Freiheit wird sein von langer Duer,
Wenn allzeit Eins zeigt diese Uhr.

Wie es bei einem römischen Triumphe zuging. Üchtritz legt in seinem Trauerspiele „Spartakus" dem gleichnamigen Helden desselben, dem thracischen Sklaven, der sich an die Spitze eines Heers von revoltirenden Sklaven gestellt hatte, welches erst nach harten Kämpfen von den Römern wieder besiegt werden konnte, folgende Worte in den Mund:

„Auch ich war in den Mauern Roms. Ich ging
Mit im Triumph hinein, in Ketten vor
Des Triumphators Wagen. Nie vergeß ich's,
Wie rings ein Meer von Tempeln, Säulenhallen,
Steinbildern, Marmorbrunnen, weiten Märkten
Sich blendend aufthat; die Legionen hinten
Mit ernstem, sicherm Schritt, bekränzt mit Lorbern,
Laut jauchzend: Jo triumphe! Vorn die Beute,
Dit goldne, silberne, die Opferthiere,
Schwer schreitend unter reicher Decken Last
Und vorn und hinten gellendes Gejubel
Der Cymbeln und Posaunen — doch in all
Der Wunder Mitte, langsam hingezogen,
Auf goldnem Wagen, er, der Glücklichste,
Fast regungslos in würdig-ernster Haltung
Von seines Mantels reichgestickten Falten
Purpurn umflossen, über seinem Haupte
Die goldne Kron', umblitzt von bunten Steinen.
Schwebend in des geschmückten Sklaven Hand,
Den hinter ihm der Wagen trug — und neben
Des Wagens Rädern gingen sie und schwangen
An goldnen Ketten silberne Gefäße
Aus denen Wolken heil'gen Weihrauchs auf
Zum Sitz des Imperators kräuselten
Als wie zu einem Götterbild. — Da fühlte ich
In mir vernichtet mich und doch vergöttlicht —
Vernichtet, weil ich nur ein Sklav in Ketten,
Vergöttlicht, weil's im Innersten mir zurief,
Daß ich nicht schlechter als der Imperator."

Zurechtweisung. In Schönbrunn standen zwei Franzosen in der Menagerie bei dem Gitter, welches den Eisbär umschließt und der Eine rief: „Il s'élève!" Ein Böhme, der dabei stand, sagte, sie belehrend: „Es ist kein Löwe, es ist ein Bär."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 395.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [27. Juli 1850.

Karl Wilhelm Naundorf, französischer Kronprätendent.



Wenn durch große Staatsumwälzungen ein Königshaus vom Throne gestürzt, aber nach Verlauf vieler Jahre wieder auf denselben erhoben wurde, so pflegen sich nicht selten alsdann Pseudoerben zu melden, welche durch ihre Geburt das nächste Anrecht darauf zu haben behaupten. Namentlich war dies auch der Fall, als die Bourbons 1814 wieder auf den Thron Frankreichs kamen, nachdem Ludwig XVI. 1793 desselben mit dem Leben selbst beraubt worden war. Der Dauphin, Karl Ludwig, Herzog der Normandie, sein einziger Sohn, kam damals (10. August 1792) mit seinen königlichen Ältern zugleich in das Gefängniß des Temvels und nach der Hinrichtung des Königs und der Königin Antoinette in die Pflege eines der rohesten Republikaner, Namens Simon, bis er endlich am 8. Juni 1795, zehn Jahre alt, starb. So fest dies aber auch erwiesen ist, so verbreitete man doch gleich von 1814 an das Märchen, wie dieser Erbe des französischen Throns nicht gestorben, sondern glücklich aus dem Gefängnisse gerettet und ein untergeschobener todter Knabe statt seiner begraben worden sei. Nach vielen Gefahren und Abenteuern sollte er endlich auf seinen Fahrten durch Deutschland nach Preußen gekommen und in Berlin unter dem Namen Naundorf Uhrmacher geworden sein (1809 oder 1810). Kaum war jedoch die Herrschaft Napoleon's 1814 zu Ende, so bewog ihn, wie es scheint, eine große Ähnlichkeit mit der bourbonischen Familie sich für den angeblich geretteten Dauphin Frankreichs auszugeben und an Ludwig XVIII., der dann sein Onkel gewesen wäre, an die Herzogin von Angoulême, seine vermeinte Schwester, und alle übrigen Glieder der zurückgekehrten Familie mit seinen Ansprüchen auf den Thron sich zu wenden, ohne daß man darauf von irgend einer Seite einiges Gewicht gelegt hätte, und die Sache gerieth umsomehr in Vergessenheit, da der angebliche Kronpräten-

Digitized by Google

dent 1824 gar als Falschmünzer oder aus einer andern Ursache ins Zuchthaus kam und sich dann später als Uhrmacher nach Krossen gewendet hatte. Der Sturz der ältern Bourbonenlinie 1830 und die Thronbesteigung Ludwig Philipp's bestimmte ihn endlich 1832, selbst nach Paris zu gehen und hier gegen diesen zu intriguiren, jedoch auch sich bereit zu erklären, alle seine Ansprüche gegen eine bestimmte Summe abzutreten. Er scheint in der That damals wenigstens das Werkzeug einer legitimistischen Fraction gewesen zu sein, welche ihn fortwährend mit Geld unterstützte, selbst als er 1836 aus Frankreich fortgebracht worden war. Den letzten Versuch, zu seinem angeblichen Rechte zu gelangen, machte Naundorf 1841 von London aus, indem er von da für sich und seine erlauchte Schwester, die Herzogin von Angoulême, bei den französischen Kammern um Erlaubniß zur Rückkehr sich bewarb und zum Dank dafür ein großes Geheimniß im Artilleriewesen zu entdecken versprach. Er lebte dann abenteuerlich bald in der Schweiz, bald in den Niederlanden, bald in England und starb zuletzt am 10. August 1845 zu Scheveningen, ohne daß man recht weiß, wie weit er selbst Betrüger oder Betrogener und Werkzeug war. Sein eigentlicher Name soll nach Einigen Bourton gewesen sein, Potsdam aber war sein Geburtsort (1781). Außer ihm hat es auch nicht an einigen andern falschen Prätendenten gefehlt, die zum Theil mit harter Gefängnißstrafe belegt wurden, z. B. ein gewisser Herbert 1834, welcher zu zwölfjährigem Gefängniß verurtheilt ward. Einen andern, scheint es, lernte Silvio Pellico im Gefängnisse zu Mailand kennen und berichtet sehr viel von ihm in den Denkwürdigkeiten aus seinem Leben.

Reise um die Erde. *)

Vier Tage in der Bai von San-Francisco.

Mission Dolores, 20. März 1850.

Die Regenzeit war jedenfalls vorüber, der Himmel lachte wieder so klar und blau, die Sonne schien so warm, die Luft wehte so lind und labend wie je — einen schönern Tag konnte man sich zu einer Wasserfahrt kaum denken, und da zugleich ein Geschäft damit verbunden werden sollte, säumten wir nicht, die günstige Zeit zu benutzen. Die deutsche Brauerei auf der Mission Dolores, unter der Firma: „Witzleben Brothers und Walter", wollte nämlich eine Quantität Fässer aufkaufen, die in einer Bucht, Namens Corte Madeira, in der Bai von San-Francisco lagern sollten, und um diese vorher in Augenschein zu nehmen, ging Herr Arwid von Witzleben und ich am Sonnabend Morgen den 9. März unter Segel.

Der Wind wehte zu schwach, um ein Segel mit Vortheil führen zu können, wir griffen deshalb zu den Rudern, und da wir die Strömung der Ebbe für uns hatten, schossen wir rasch vorwärts, durchschnitten den äußern Theil des Hafens von San-Francisco, zwischen den letzten dort vor Anker liegenden Schiffen und der Insel Yerba Buena hindurch, und hielten auf die Insel Los Angelos zu, noch unschlüssig, ob wir sie zur Linken oder zur Rechten lassen sollten, da wir wol ungefähr wußten, nach welcher Richtung hin Corte Madeira lag, den Platz selbst aber weiter auch nicht im entferntesten kannten.

Wir hatten eine sogenannte Captains Yawl und machten ziemlich guten Fortgang, riefen dicht vor Los Angelos ein anderes Boot des gesuchten Ortes wegen an und hielten nun, den Eingang der San-Francisco-Bai, das sogenannte „Goldene Thor" zu Larbord lassend, auf die erste Spitze von Los Angelos zu, da von hier aus die Ebbe, die uns bisjetzt günstig gewesen, gerade uns entgegenkam, indem wir nun in den nördlichen, nach dem Sacramento und Joaquin hinaufführenden Theil der Bai einliefen.

An Los Angelos beschlossen wir zu landen und zu frühstücken; am sandigen Strome schlug jedoch die Dünung zu schwer gegen unser Boot an, und wir liefen deshalb in eine kleine mehr geschützte Felsenbucht ein. Eigenthümlich war hier eine Höhle, die sich das Widerschlagen der Wellen bei steigender Flut förmlich ausgehauen hatte; sie bildete gerade mit dem über sie hinüberhängenden Felsen die eine Spitze der Insel und lag nur jetzt, bei fallender Ebbe, trocken. Mit einiger Schwierigkeit kletterten wir über die bröcklichen schlüpfrigen Steine hindurch und fingen dort eine Partie Seekrabben oder Seespinnen, die sich hier auf den warmen Steinen sonnten und bei dem Geräusch von Fußtritten immer rasch und seitwärts in ihre Felsspalten zurückglitten.

Auf der Insel wuchs üppiges Gras, eine frische Quelle sprudelte den Rasen hinunter und rieselte über den Sand des Ufers hin in die Bai. Die Insel Los Angelos ist die größte der Bai von San-Francisco und etwa fünf englische Meilen im Umfang, auch in letzter Zeit an einen gewissen Tomson für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe verkauft, sonst aber fast noch gar nicht weiter benutzt, als daß an entgegengesetzten Enden zwei Hütten darauf gebaut sind. Vieh habe ich nicht auf der Insel gesehen, ebenso wenig andere Zeichen der Cultur, sie wird aber in späterer Zeit schon ihrer vortrefflichen Lage wegen gewiß ein bedeutender Platz in der schönen Bai werden.

Nach einigen Stunden, die wir zwischen den Felsen und auf den blumigen Wiesen zugebracht, ruderten wir am Ufer hinauf bis zu dem nächsten Vorsprung hin und hielten von dort aus quer durch die Strömung und Nord zu West nach dem gegenüberliegenden Festlande hin.

Wir wollten im Anfange nicht dort landen, ein halb Dutzend Seehunde aber, die am Ufer spielten und deren glänzende Felle in der Sonne weiß herüberblitzten, änderten unsern Entschluß; wir liefen in eine kleine weiter oben liegende Bucht ein und ich schlich mich von da zurück, einen der faulen Bursche zum Schuß zu bekommen. Die Thiere waren aber entweder schlauer als ich gedacht oder ihre Spielzeit mußte gerade vorüber sein; denn wie ich den Felsen erreicht hatte, den ich mir gemerkt, war dieser leer, und ich sah die glattköpfigen Amphibien eine kurze Strecke vom Ufer herumschwimmen, manchmal mit den schwarzen erstaunten Gesichtern urplötzlich auftauchen und dann blitzesschnell wieder in der Tiefe verschwinden. Allerdings schoß ich von hier aus einen von ihnen, in der Hoffnung, daß er vielleicht, wenn schwer verwundet, zum nahen Ufer kommen sollte, er sank aber unter und die übrigen entfernten sich rasch aus dem Bereiche der Kugel.

Am Strande fanden wir hier ein zerschelltes Kanoe aus Cedernholz leicht und scharf geschnitzt, das jedenfalls aus einer der Südseeinseln hierhergeschafft sein mußte, und mehre Stücke Planken, von welchen letz-

*) Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1850, Nr. 382—389.

Digitized by Google

tern wir einige in unser Boot nahmen. Von Witzleben fing ein paar ganz eigenthümliche Seespinnen, die in den die Felsen überwuchernden Seegewächsen saßen.

Der Abend rückte jedoch allmälig heran, es war Zeit, daß wir aufbrachen, wenn wir heute Abend noch einen ordentlichen Schlafplatz erreichen wollten. Eine lange Strecke ruderten wir jetzt aufwärts und hielten nur manchmal, um theils eigenthümliche Pflanzen näher zu betrachten und Blumen zu pflücken oder an den niederrieselnden Quellen zu trinken, da wir in der That ganz vergessen hatten, einen Wasservorrath für unsere Seefahrt mitzunehmen.

Gerade mit einbrechender Nacht erreichten wir die Mündung einer kleinen Bai und beschlossen in diese einzulaufen. In weiter Entfernung erkannten wir jetzt ein Licht und hielten darauf zu, es war aber schon zu dunkel, weiter etwas zu erkennen, und da das Licht ebenfalls bald darauf wieder verschwand, beobachteten wir nur die ungefähre Richtung nach dem Umriß der Berge und glitten, jetzt von keiner Gegenströmung mehr zurückgehalten, ziemlich rasch vorwärts; manchmal kam es uns wol noch so vor, als ob wir das Licht wieder blitzen sähen, es verschwand aber stets ebenso rasch wieder, und unsere einzige Hoffnung blieb jetzt nur noch auf zwei dunkle Punkte geheftet, die wir deutlich auf dem hellern Wasserspiegel erkennen konnten, und für Boote hielten, die dort angehangen oder vor Anker lagen, jedenfalls aber dann die Nähe menschlicher Wohnungen bekunden mußten. Das einzige, was uns etwas beunruhigte, war das immer seichter werdende Wasser; schon fühlten wir, daß unser Kiel auf dem weichen dünnen Schlamm hinglitt, und die Boote waren noch eine ziemliche Strecke entfernt. Das Rudern schien uns zuletzt gar nicht mehr von der Stelle zu bringen, wir nahmen deshalb die Ruder aus den Dollen und stießen das Boot langsam dem Orte zu, wo wir die Fahrzeuge vermutheten und wo dann auch wahrscheinlich tieferes Wasser war. Nach wol halbstündiger Anstrengung in der wirklich stockfinstern Nacht erreichten wir endlich, das eigene Boot aber dabei fortwährend im jetzt immer zäher werdenden Schlamme weiter stoßend, die vermeintlichen Kähne und fanden — zwei Muschelbänke, die aus dem hier kaum acht Zoll tiefen Wasser vorragten. Mit einem Landungsplatze war es nichts, soviel sahen wir bald, und wollten wir nicht hier in dem Schlamme übernachten, so mußten wir machen, daß wir wieder zurückkamen. Nach ziemlicher Anstrengung gelang uns das auch endlich, und wir erreichten, jeden Gedanken an ein Nachtlager unter Dach und Fach aufgebend, das rechte Ufer der Bai, wo wir unser Boot, soweit wir konnten, auf den Sand zogen, nach frischem Wasser umschauten, aber leider keins in der Nähe fanden, und uns dann, müde und durstig, im Boote selbst in unsere Decken wickelten.

Die Nacht war sehr schön und wir schliefen vortrefflich, nur peinigte uns, wenn wir aufwachten, der Durst; den konnten wir aber gleich mit anbrechendem Tage löschen, denn wie es heller wurde, fanden wir nicht weit davon eine kleine Quelle, nahmen ein sehr frugales Frühstück, aus etwas Brot und Schinken und einem Cognac bestehend, ein und machten uns jetzt fertig, die Gegend, in der wir uns eigentlich befanden, zu recognosciren. Wilde Enten kamen indessen so nahe an unser Boot heran, daß wir zwei davon schießen konnten; wir holten sie aus dem Wasser, befestigten dann das Tau gut am Ufer und stiegen nun die ziemlich steile Landspitze hinan, die hier, den obern Theil der kleinern Bai bildend, in die größere — oder wie man recht gut sagen könnte — in See hinauslief. Die Aussicht, die wir hier hatten, war reizend; über dem Hügel hinüber fanden wir wieder eine andere Bai, die noch tiefer in das Land einschnitt als die, in welcher wir die Nacht campirt, und ziemlich weit oben, am Fuße der Hügel, die noch von der See durch eine breite Strecke morastigen Landes getrennt wurde, lag eine dicht gedrängte Häusergruppe mit rothen Dächern, neben der in geringer Entfernung ein einzelnes, ziemlich stattlich aussehendes Gebäude stand, das jedoch ganz in der Art der spanischen Ranchos errichtet war. Einzelne der den Hintergrund bildenden Hügel waren mit Bäumen bewachsen. Viel pittoresker lag dagegen die andere, eben verlassene Bai da; ein hoher spitziger Berg bildete den Hauptpunkt des Hintergrundes, düstere Rothholz- und Kieferwaldungen zogen sich an ihm hinauf und bedeckten mit ihren spitzen, schlanken Wipfeln die benachbarten niedrigern Hügel; wie ein Spiegel lag davor die ruhige Bai, auf der Hunderte von Wildenten hin und wieder strichen, und wellenförmiges Hügelland umschmückte, mit lebendigem Grün bekleidet, die stille Bai.

Ein kurzer Kriegsrath ward jetzt auf dem Gipfel des Berges gehalten; die vor uns liegende Häusergruppe wurde einstimmig für die von der Mission Dolores etwa 20 Meilen entfernte Mission San-Rafael erklärt, und die Frage blieb nur noch: ob Corte Madeira wirklich in der eben verlassenen oder der noch über San-Rafael hinaus befindlichen Bucht liege. Am wahrscheinlichsten schien uns das erste, doch konnten wir auf dieser Seite nicht ein einziges Haus erkennen, und da wir die Mission San-Rafael doch zu besuchen wünschten, beschlossen wir zu unserm Kahne zurückzukehren und zuerst nach der Mission hinüberzurudern.

(Fortsetzung folgt.)

Der getäuschte Bräutigam.

Im Morgenlande bekommt der Bräutigam seine Braut nicht eher zu sehen, bis die Ehe rechtskräftig geschlossen und die Braut mit größerm oder kleinerm Pompe in sein Haus gebracht worden ist. Erst jetzt hat er das Recht, ihren Schleier zu heben und zu sehen, ob sie so schön und reizend sei, wie ihm von Denen, welche die Verheirathung in seinem Namen betrieben hatten, geschildert worden war. Daß hierbei manche unangenehme Täuschung mitunterläuft, läßt sich denken, und so sucht denn doch auch der eine oder der andere junge Muselmann sich selbst erst von der Gestalt einer ihm empfohlenen Zukünftigen zu überzeugen, soviel Mühe es auch kostet, da der Zutritt in alle weibliche Gesellschaften wie in alle Gemächer der Frauen an sich ebenso verboten wie fast unmöglich gemacht ist. Auch in Kairo hatte ein junger Türke diesen Plan gefaßt. Erst sehen und dann heirathen war sein Grundsatz, den er im Umgange mit Europäern angenommen haben mochte. Er wendete sich an eine ältliche Dame, welche gern Heirathen vermittelte, um sie für solche Gedanken zu gewinnen, und sie keifte zwar nicht wenig über solche Neuerung und Sitte der Ungläubigen, allein endlich gab sie seinen Bitten, Versprechungen und Geschenken doch nach. Er hatte mehr als einmal Gelegenheit, in ihrem Hause, obschon ganz verborgen, dieses und jenes Mädchen zu sehen, das sie zum Besuche eingeladen

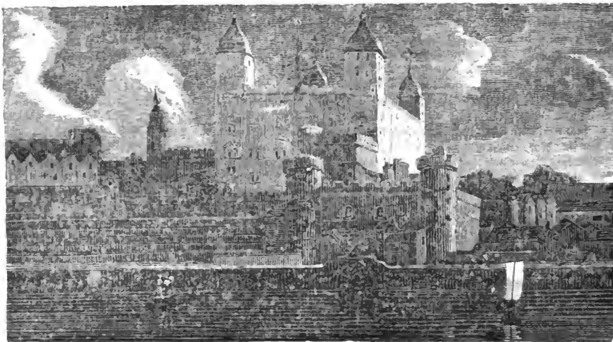
Digitized by Google

hatte, ohne daß jedoch eine derselben sein Herz oder Auge gefesselt hätte. Endlich kam doch die entscheidende Stunde, wo der Vogel ins Netz ging. Nachdem ihm die Eine reizend genug, aber zu arm, die Andere reich, aber nicht schön genug gewesen war, eröffnete die Dame, daß sie ihm Gelegenheit schaffen werde, ihn unbemerkt in das Haus eines reichen Arabers zu bringen, der einige äußerst schöne Töchter habe. Alles ward aufs genaueste verabredet; ein bestochener Negersklave empfing den jungen Mann und führte ihn geheimnißvoll Trepp auf, Trepp ab in ein kleines Cabinet, dessen kleines Fenster in einen Salon zu ebener Erde schauen ließ, wo mehre junge, doch auch schon ältere Mädchen sich mit Scherz und Spiel unterhielten. Ein Blick, und seine Wahl war entschieden; er zeigte den Gegenstand seiner Wünsche der Dame, welche ihn in dem Cabinet bereits erwartet hatte. „Sie ist die älteste Tochter des Arabers!" flüsterte sie ihm zu; „unsere Sache ist abgemacht! Halte um sie an und entferne dich jetzt so behutsam, wie du gekommen bist."

Kaum war der nächste Morgen da, als der Türke förmlich um die Tochter des Arabers durch seine Vermittlerin anhalten ließ und natürlich keine abschlägliche Antwort bekam. Alles ging in der Ordnung, wie gewöhnlich, nur etwas zu langsam für den ungeduldigen Bräutigam, der den Augenblick nicht erwarten konnte, wo die junge Braut von ihren Freundinnen und der Mutter, den Schwestern in sein Zimmer geführt wurde. Endlich steht sie vor ihm, und er hebt ihren Schleier auf. Hilf Himmel, welche Täuschung! Jung ist die Braut allerdings, aber häßlich wie die Nacht! Außer sich vor Wuth, entreißt er ihr den Schleier, zerreißt denselben und tritt ihn mit Füßen, und überhäuft die Mutter, die Schwester, den Vater der jammernden Braut mit Vorwürfen, daß endlich der Vater ganz gelassen dem Tobenden ins Wort fällt: „Bist du wahnsinnig geworden, mein Sohn? Handelt ein gläubiger Muselmann also? Ich habe dich nicht gesucht; du bist zu mir gekommen und hast um meine älteste Tochter angehalten. Willst du den Frieden in meinem Hause stören?"

Der junge Mann hört nicht auf ihn; er stürzt aus dem Hause zum Kadi, daß er ihn scheiden soll; doch dieser findet keinen Grund dazu, sondern sieht in ihm nur einen Strafbaren, da er durch unerlaubte Mittel in das Haus seiner Braut gekommen und folglich höchst straffällig sei. Das Schicksal habe ihn deshalb heimgesucht, und so möge er sich in dasselbe fügen. Mit solchen Lehren entlassen, blieb ihm Nichts übrig als zum bösen Spiele gute Miene zu machen. Ganz Kairo aber lachte über den betrogenen Bräutigam, der vor lauter Vorsicht den größten Misgriff gethan hatte.

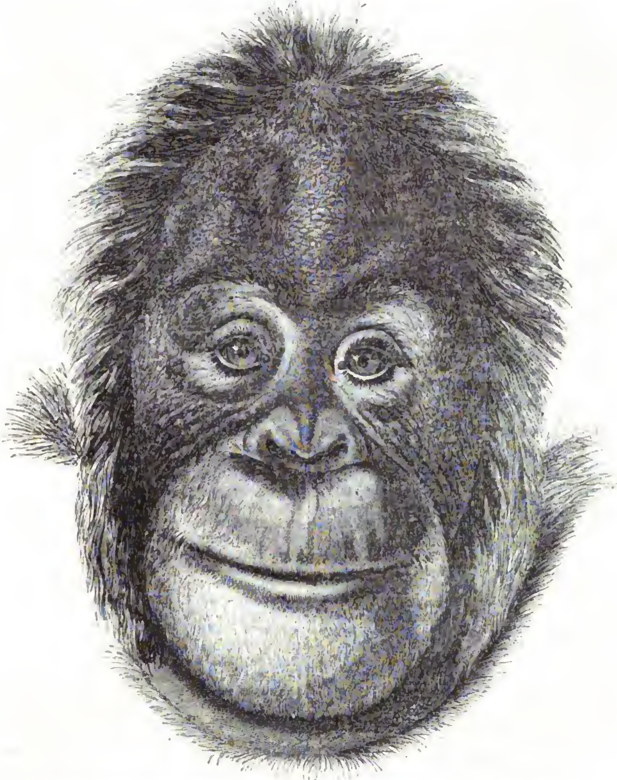
Der Tower in London; Feuer in dem Weißen Thurme.



Vergl. über den Tower Pfennig-Magazin, Jahrgang 1831, Nr. 82; Jahrgang 1836, Nr. 192.

Digitized by Google

Kopf eines Orang-Utang.



Vergl. über den Orang-Utang Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 34; Jahrgang 1836, Nr. 149.

Das Chamounithal.

(Fortsetzung.)

Das Thal, in welches man bei Valorsine gelangt, wird zur Rechten von den Gros Perrons begrenzt. Ein für die Geologie sehr merkwürdiger Berg bildet die südliche Erhöhung an jener Seite. Dieses ist der Buet, dessen ovale Kuppe leicht mit einer Schneekappe bedeckt ist, welche an dem schwarzen Haupte wie ab-

Digitized by Google

geschnitten erscheint, während der Körper mit Grün behangen ist. Von Valorsine bis hier liegen magere Alpenweiden. Dann folgt wieder eine Gegend, die wild und unbebaut ist. Dies ist der Bergkessel, der nahe bei dem Dorfe Trelechent seinen Ausgang hat und der an der einen Seite von der östlichen Seite der Aiguilles rouges, an der westlichen Seite von den Montets gebildet wird. Durch den Ausgang hindurch sieht man in weiter Ferne eine schneeweiße Kuppel blinken. Dies ist die hohe Kuppe des Montblanc, die man dort nun zwischen zwei Bergen hindurch anschaut, an deren Abhängen Tannengehölz und Grasparke hängen. Es kommt einem vor, als ob man dort vor dem Thore des Palastes des Königs der Berge stehe; als ob die Hand der Natur diese Seiten mit Grün habe behängen wollen, damit sie mit Gardinen bekleidet wären, um die himmelhohe und unbefleckte Majestät, welche dort in der Ferne steht, um so größer in ihrem eigenthümlichen Glanze erscheine. Als der Führer sah, daß ich mit Entzücken auf jene Fernsicht hinstarrte, versicherte er, daß es keinen Standpunkt gäbe, von dem der hohe Gipfel des Montblanc sich besser ausnähme, als wenn man denselben von hier aus durch das Grün erblicke. Zugleich bemerkte er, daß man nur den höchsten Gipfel des großen Gebirges erblicke, welcher eigentlich der Montblanc genannt werde. Ein Bach, den man dort nach dem Süden eilen sieht, erinnert daran, daß man über die Höhe hinüber ist und daß die Abdachung nach dem Thale beginnt.

Das Thal von Chamouni, welches sich dort beinahe in seiner ganzen Länge vor dem Reisenden ausdehnt, läuft einigermaßen in einem Bogen von Nordosten nach Südwesten. Der Col de Balme schließt dasselbe an der nördlichen Seite, während dieses der Mont Lacha und Vaudagne an der südlichen Seite thun. Zwischen diesen strömt aber die Arve hindurch, ein Fluß, der, am Col de Balme entspringend, sich in den Genfersee ergießt. Die Arve schlängelt sich durch das Thal von Chamouni hindurch, welches ihr besonders durch Gletscher Zufuhr bringt. Der Boden des Thals ist ganz eben und mit Grün bekleidet. Während ich dasselbe mit einem Blick des Auges abmessen wollte, sah ich die erstaunlichen Höhen an jeder Seite des Thals, die dermaßen täuschen, daß man keine Räume und Entfernungen bestimmen konnte. Ich wandte mich deshalb an den Führer, der mir Folgendes mittheilte: Das Thal ist ungefähr fünf Stunden lang und beinahe eine halbe Stunde breit. Vom October bis zum Mai ist es hier Winter und sogar in den übrigen Monaten sind die Nächte sehr kalt. Obstbäume kann man in Chamouni nicht am Leben erhalten; wilde Kirschen und Äpfel sind die einzigen Obstbäume, welche hier fortkommen. Ich sah, daß der Grund und Boden des Thals in Bau- und Weideland eingetheilt war. Hafer und Gerste waren ziemlich gut, jedoch die Kartoffeln und besonders der Flachs ausgezeichnet zu nennen. Der Führer erzählte, daß man, um das Säen des Getreides zu beschleunigen, gewohnt sei, wenn im Mai der Schnee noch hoch läge, feine Erde darüber zu streuen und hierdurch das Schmelzen des Schnees zu befördern. Auf diese Weise suche man die Zeit, welche zum vollen Wuchse des Getreides nöthig ist, zu gewinnen. Ich fragte, ob die Leute hier reich wären? Der Führer erwiderte, daß man Diejenigen reich nennen könnte, welche Wiesenland besäßen, auf welchem für viele Kühe Winterfutter wachse; daß jedoch Die, welche keine Kuh durch den Winter bringen könnten, auch keinen Nutzen von der Gemeinschaft der Alpenweiden hätten; diese gingen meist während der Sommermonate über die Gebirge nach Italien, um dort Käse machen zu helfen, welchen die Hirten aus diesem Thale vorzüglich zu bereiten verständen. Auch suchten Viele in fremden Ländern ihr Glück. Die Weiber rühmte er sehr, weil sie hier Männerarbeit verrichteten; sie könnten mähen, Holz hacken, dreschen und pflügen. Inzwischen fänden Viele ihren Unterhalt durch die Fremden, die sie als Führer und Mauleseltreiber begleiteten. Während dieser Erklärungen, die ich durch viele Fragen herauslockte, war man bei dem Hauptorte des Thals, die Prieure, angelangt. Man hatte die hochgelegenen Gehöfte du Tour und Lavanche zur Linken gesehen; man war bei den Meiereien Argentieres und Les Tines vorbeigegangen und über die Gehöfte de Bois und des Pres in dem Hauptorte des Thals angekommen, nachdem man einige male über die sich dahinschlängelnde Arve übergesetzt war. Bescheiden stand im Hintergrunde des Fleckens Prieure die Kirche. Es war, als ob sich dieselbe aus dem Gewühle der Fremden, die aus allen Welttheilen hierher kommen, um die eigenthümliche Ruhe dieses Thals zu stören, zurückgezogen hätte, als ob sie auch vor der Pracht der Hotels, die hier einander verdrängen, weichen wollte.

Kaum hatte eins jener wirthlichen Dächer die Reisegesellschaft aufgenommen, so begab ich mich nach der Terrasse des Gebäudes und nahm eine sehr specielle Karte des Chamounithals mit. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich von dort aus das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor mir liegen sah. Zuerst irrte das Auge unstät umher gleichwie der Blick Jemandes, der auf einmal eine neue Welt vor sich sieht; denn zur Rechten und Linken breitete sich das Gebirge weit aus und fast unzählbar waren die Erhöhungen in weißen Kuppen und schwarzen Zinnen, in gefleckten Rücken und begrünten Höhen. Vor Allem suchte ich zuerst die Sommité du Montblanc. Ich glaubte dieselbe dort in einem hohen Schneegipfel, der sich deutlich als die höchste Höhe darstellt, zu erblicken, allein beim Ausbreiten der Karte entdeckte ich bald, daß ich mich geirrt hatte. Die Sommité ist nämlich die andere Höhe, welche etwas links von dieser, wie der Buckel eines Dromedars, emporragt. Sie steht, von der Terrasse aus gesehen, etwas zurück; allein in weiterer Entfernung fällt ihre Alles übertreffende Höhe sogleich auf. Von der Seite von Piemont nach der Seite der Allee blanche zu sieht man aber nicht nur die beschneite Kuppe, sondern auch den Berg im Ganzen, sowie derselbe dort beinahe senkrecht 10,000 Fuß über der Ebene emporragt und sich mit unersteiglichen und furchtbaren Granitmauern erhebt. Fast Alle, die Chamouni besuchen, werden durch diese optische Täuschung irregeführt; sie sehen die Dôme de Gouté für die Sommité du Montblanc an. Allein er kann in der That Dôme heißen, denn eine schönere Kuppel ist nimmer erbaut worden; eine höhere erhob sich niemals als diese, welche dort aus dem reinen Äther im glänzendsten Weiß hervorschimmert! Und so wie diese zur Rechten der Sommité prangend dasteht, so erhebt sich zur Linken der Talcul, der auch wol Montblanc de Talcul genannt wird, damit kein Fleck die Weiße seines Kleides beschmuzt. Auf diese Weise ist der König der Berge Europas würdig zwischen zwei Fürsten hingestellt, die sein Gewand tragen und denen etwas von dessen Gestalt und Majestät mitgetheilt ist. Wenigstens ist es merkwürdig, daß die andern Höhen, welche die höchsten Punkte bilden, sich sehr von jenem Trio

Digitized by Google

unterscheiden, sowol hinsichtlich der Farbe als der Form. Es sind Aiguilles oder dunkle Granitnadeln. Jener, der dort unmittelbar zur Rechten des Dôme steht, ist die hohe und schöne Aiguille du Gouté; die zur Linken des Talculs ist die Aiguille du Midi. Je mehr man auf die letztere hinstarrt, desto größeres Wohlgefallen findet man an jenem herrlichen Riesen von Granit, der, ein kräftiges und schönes Gebäude, dort immer höher emporsteigt, bis seine Spitzen sich zuletzt in eine feine Nadel endigen. Eine sich herniederbeugende Schneelinie verbindet dieselbe mit der Aiguille de Blaitière. Indessen steigt und fällt dieselbe nicht in schlanken Obelisken hinauf und hernieder, sondern sägeförmig, gleichsam wie mit Einschnitten. Die dritte der höchsten prächtigen Aiguilles ist die Aiguille du Greppond. Sie steht dort wie ein gothischer Thurm, der seitwärts mit drei Spitzen sich in die Lüfte erhebt. Nahe bei dieser erhebt sich die breite Aiguille de Charmoz, indem dieselbe in eine Pyramide endigt. Von ihr eilt das Auge über die Zinnen hin, welche nun folgen, bis die Aiguille verte den Blick fest an sich fesselt. Sie ist eine Nadel, die der Höhe des Dôme sich nähert und höher ist als die Aiguille du Midi. Mit ihrer schönen und Ehrfurcht erregenden Form schließt die Anzahl der sieben hohen Gipfel, welche die hervorragenden Häupter der riesigen Ehrengarde des Montblancs sind. Jene Profillinie, die höchste der Erdformen Europas, wie reich ist sie an Verschiedenheit, wie majestätisch in großartigen, wie sprechend in feinen Zügen! Auf diese Weise liegt jene stets nach der Sonne oder den Sternen zugekehrt; sie bleiben unbeweglich stehen, während Blitze auf ihnen herumspielen. Allein jene Profillinie ist keineswegs die Seite eines Bergrückens, die sich wie eine Maner abdacht. Nein, die am höchsten sich erhebenden Kuppeln und Zinnen, Obeliske und Kämme ruhen auf andern, und letztere haben wieder Fundamente. Sie stehen vor, neben und aufeinander mit erstaunlicher Fülle, jedoch ohne Überfüllung. Und wie groß ist die Verschiedenheit der Farben in dieser Gruppe! Dort oben das glänzende Weiß des Schnees, welcher wie auf das Azurblau des Lufthimmels hingeworfen zu sein scheint. Dazwischen schwarze Felsenspitzen, die hier und da Flecken, Streifen oder Ecken bilden; vor ihnen die Aiguilles mit ihren dunkeln, grünen, grauen oder röthlichen Streifen und Nadeln; und jene Mischung endlich in das Grüne verschmelzend, welches dort beginnt, wo die Grenzlinie von dem Gebiete des ewigen Winters liegt; in der That, es ist eine königliche Berggruppe, die des Montblanc! Und die Abdachung von jener Winterlinie bis in die Tiefe des Thals selbst, wie ganz einzig ist Chamouni auch hier durch den Reichthum an Gletschern! Während sechs sich nicht in die Tiefe abdachen, hängen die Gletscher des du Tour, Argentière, Bas und Bossons ganz bis in das Thal herunter. Sie theilen die Gebirgswand von Chamouni auf eine eigenthümliche Art in ebenso viele Partien, die sich voller Majestät durch das Gebüsch hinwinden und mit ihrem Fuße in grünen Weiden liegen. Auf diese Weise liefern dieselben einen würdigen Beitrag zu der Majestät dieses Alpenthals.

Weil nun der Tag mit der Betrachtung der großartigen, östlichen Seite des Thals verstrichen war, so würde ich am folgenden Tage Gelegenheit haben finden können, die am wenigsten interessante, westliche Seite desselben zu beschauen. Liegt doch die Prieure zu dicht unter jener Gebirgswand, als daß man von dort aus mehr thun kann, als an letzterer hinaufsehen. Wenn man übrigens einen der östlichen Berge ersteigt, hat man eine freie Aussicht auf die gegenüberliegende Seite. Diese wird einem durch einen Zug nach dem Mer de Glace dargeboten. Es gewährt das treffende Bild eines bewegten Meers, dessen Wellen regelmäßig steigen und fallen, während die Säume ihrer Berge Silberspitzen sind. Allein das Schauspiel einer Bewegung, die, so lange die unsichtbare Macht wirkt, ununterbrochen fortdauert, ohne Ruhe oder Pause zu kennen, wird man dort gleichsam plötzlich erstarrt — das Leben des Meers wird man dort todt — den Ocean, in Wellen emporgestiegen, wird man dort als eine Leiche sehen. Das Mer de Glace mag einigermaßen dem prächtigen Naturschauspiel ähneln, welches der versteinerte Wasserfall zu Hierapolis in Kleinasien darbietet.

(Beschluß folgt.)

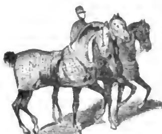
Ein Iswoschtschik.



Iswoschtschiks heißen die russischen Fiakerfuhrleute, die durch ganz Rußland verbreitet sind und namentlich in den größern Städten, ganz besonders wieder in Petersburg und Moskau, in ungemein großer Anzahl Beschäftigung finden. In Petersburg gibt es über 3000 Fiakers, deren, je nach der Jahreszeit, Schlitten oder Droschken neuerlichst zierlich und elegant sich gestalten. Die Iswoschtschiks bilden einen eigenthümlichen Schlag von Menschen; aber sie fahren alle vortrefflich, sind ehrlich und dienstfertig und lassen mit sich handeln. Im Winter kommen viele Bauern der weiten Umgebung als Fuhrleute nach Petersburg, sodaß sich ihre Zahl oft bis auf 10,000 vermehrt. Sie führen fast durchgängig ein wahres Nomadenleben und überall, auf Plätzen und Straßen sieht man grüne Futterkasten für die Pferde der Iswoschtschiks.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Unstreitig die größte Reitschule, die es geben mag, befindet sich im Michailow'schen Palais in Petersburg, der Residenz des Großfürsten Michael. Sie hat als Schüler stets 50 junge Leute, die in allen Wissenschaften, welche in entfernter oder naher Beziehung zu Pferd und Reiter stehen, unterrichtet werden. Schüler wie Pferde sind aufs prächtigste logirt und werden aufs beste beköstigt. In ununterbrochener Reihe schließen sich die elegantesten Wohnstuben, Schlafkammern, Schulzimmer, Pferdeställe, Sattelkammern u. s. w. aneinander an. Alle diese Räume haben in der Mitte doppelte Flügelthüren, die den ganzen Tag offen stehen; überall sind kostbare Teppiche ausgebreitet; ein langer Teppich führt auch durch die Pferdeställe hin. Die Cadetten der Reitkunst beendigen ihren Cursus in sechs Jahren; jährlich werden zehn entlassen, die als Bereiter in die Armee vertheilt werden. Der große Reitsaal, in welchem auf wunderherrlichen Rossen bei der brillantesten Beleuchtung im Winter, im Beisein des Hofes, Carrousels und Quadrillen geritten werden, ist prächtig ausgeschmückt, unter Anderm mit sechs so großen Spiegeln, daß die Reiter sich darin von oben bis unten beschauen können. Diese Spiegel immer zu erneuern und in gutem Stande zu erhalten und daran auszubessern, was die Pferdehufe verderben, mag der kaiserlichen Spiegelfabrik nicht wenig einbringen.

Der Wettersee in Schweden, dort ursprünglich Wättur, Wättr, d. h. Geist, Dämon, genannt, hat seinen Namen den vielen eigenthümlichen Phänomenen zu verdanken, die der Landmann täglich vor seinen Augen vorgehen sieht und die er einer übernatürlichen Macht zuschreibt; auch seine große Gefährlichkeit im Sommer wie im Winter rechtfertigt den Namen. Oft liegt er da wie ein Spiegel und es rührt sich kein Lüftchen; plötzlich kocht es in seinem Innern und im Nu ist er zum stürmischen Meer umgewandelt; dann brechen auch wol die Winde mit furchtbarer Gewalt von allen Seiten los, und wehe dem armen Fischer, den sie in seinem Boote erfassen; der Wogengang ist bei der ungeheuern Tiefe des Sees furchtbar. Diese galt früher für unermeßbar und man scheute sich, sie zu ergründen. Denn die Meerfrau, hieß es, könne solche Nachforschungen nicht leiden; sie soll die Messenden auf alle Weise geneckt haben. Man fand z. B. beim Heraufziehen des Seils statt des daran befestigt gewesenen Gewichts das Gerippe eines Pferdekopfs oder andere noch viel bedenklichere Gegenstände. Es wollte sich zuletzt Niemand mehr zu solchen Versuchen hergeben. Neuerlichst gelang es einem Geistlichen, Tiselius, die Tiefe des Sees zu ergründen; aber er fand für seine Experimente nicht eher Theilnehmer, bis er ihnen einen förmlichen Schutzbrief ausgestellt hatte, etwa des Inhalts, daß sie, so weit sie etwas Gutes zur Ehre des Schöpfers und zum Nutzen der Menschen vorhätten, in keiner Weise sich zu fürchten brauchten. Zwei Westgothen wagten sich unter Leitung des schon gedachten Geistlichen ans Werk; man fand eine Tiefe von 380—420 Fuß.

Lupinaro heißt in Sicilien ein mit der Wolfskrankheit (malo di lupo) behafteter Mensch, bei welcher hauptsächlich das Rückgrat angegriffen wird, daß der Leidende sich nicht aufrichten kann, sondern die Stellung eines vierfüßigen Thiers annehmen muß, lautes Geschrei, dem Heulen eines Wolfes ähnlich, ausstößt und aller Besinnung beraubt, die ihm zu nahe kommenden Leute kratzt und beißt; dabei hat er die Neigung, das Freie zu suchen und sich in Pfützen zu wälzen. Das Übel ist oft erblich, äußert sich aber nur in den heißen Sommermonaten, und zwar zur Zeit des Vollmondes, in der Nacht. Das Übel soll zu heilen sein, wenn man den Kranken während eines Anfalls mit einem Degen, Messer oder anderm scharfen Werkzeuge in der Gegend des Rückgrats verwundet, daß etwas Blut fließt. Doch entschließen sich die Angehörigen eines solchen Kranken selten, ihm diesen Dienst zu erweisen, weil sie sich vor ihm scheuen, wol auch befürchten, daß die Verwundung mislingen und eine gefährliche Stelle treffen könnte. Gewöhnlich thut man nichts, als des Abends Wasser vor dem Hause auszugießen und die Thüre desselben in der Nacht offen zu lassen, damit der Kranke seiner Neigung, sich auf der Straße im Wasser zu wälzen, ungehindert folgen kann.

Inschriften und Mottos aus der Bibel. Inschrift auf ein Universitätsgebäude: „Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren muß, der muß viel leiden." Pred. Salom. 1, 18. — Auf einen Concertsaal: „Irre die Spielleute nicht, und wenn man Lieder singt, so wasche nicht darein und schone deine Weisheit bis zur andern Zeit." Jes. Sir. 32, 5—6. — Motto auf eine Geschichte der Philosophie: „Summa, es ist Niemand, der den Weg wisse, da man die Weisheit findet." Baruch 3, 31 — Auf Revolutionen: „Ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte." Pred. Salom. 10, 7.

Trinidad, eine etwa 80 □Meilen große Insel der Mündung des Orinoco gegenüber, ist das wahre Pechland. Erdpech, eine schwarze, brennbare, mehr oder weniger harte oder weiche Masse, die aus der Erde hervorquillt, aber bald so steif wird wie unser in Kübel eingegossenes Pech, findet sich an der Küste und an einem Berge, der ganz aus getrocknetem Peche besteht, und in einem großen See. Auf den Seiten ringsherum ist das Erdpech dieses Sees hart und kalt, weiterhinein aber weich und warm. Ganze Schiffsladungen von Pech kann man hier einnehmen; aber um es zu verwenden, muß es flüssiger gemacht werden und das dann dazu nöthige Öl vertheuert es zu sehr.

Was ein Proceß ist?

Der Proceß ist ein Wagen,
Der fährt nach dem Recht;
Der Gerichtstag ist Lehmgrund,
Da fährt es sich schlecht;
Die Beweise sind Räder,
Die dreh'n sich herum;
Der Jurist ist die Achse —
Der Vergleich ist nicht dumm,
Und willst du, mein Freund, den Proceß nicht verlieren,
So mußt du vor Allem die Achse — gut schmieren.

Abfertigung. Ein brutaler Lord nannte einst den berühmten Schauspieler Foote mit wegwerfender Miene: Komödiant! „Das bin ich", antwortete Forte, indem er ihn anstarrte, „und jetzt eben studire ich den Kaliban."

Die Aussteuer. Ein armer Schacherjude verheirathete seine Tochter. „Was kannst du ihr mitgeben?" sagte ein Glaubensgenosse, „du hast ja nichts." „Zwei Provinzen", sagte der Brautvater, „Preußen und Pommern; dort habe ich noch nicht geschachert."

Der Tod des chinesischen Kaisers Tau-kwang ward in der pekinger Staatszeitung also angezeigt: „Am 14 des 1 Monats (24. Februar) trat Seine Majestät die große Reise an, indem er auf dem gelben Drachen emporflog, um ein Gast in der Höhe zu sein."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

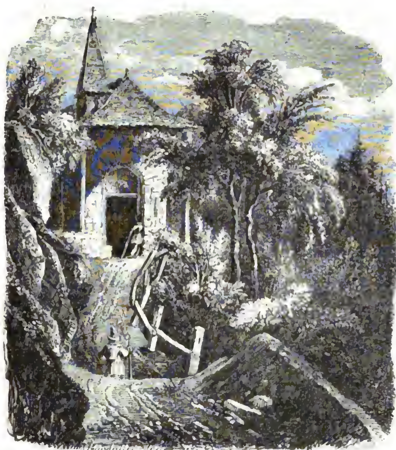
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 396.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [3. August 1850.

Kapelle auf dem Rigi.



Das Chamounithal.

(Beschluß.)

Die Ersteigung des Montanvert, der an der einen Seite von dem Mer de Glace begrenzt wird, konnte hier nicht auf Pferden angehen. Man mußte dieselbe auf Maulthieren unternehmen, welche hier die Pferde fast gänzlich verdrängt haben. Im ganzen berner Oberlande hatte ich auf meinen Zügen keinen Esel angetroffen und war nur auf Pferden, selbst auf ungebahnten Wegen, geritten. Es ging häufig nicht nur über lange, sehr schräg liegende Steine, es ging auch zuweilen auf Treppen hinauf. Letztere waren meist nichts Anderes als Steine, di. mit einer rauhen Hand beieinander auf einen abhängigen Boden gelegt waren; sie waren auch wol zuweilen nichts Anderes als einzelne Löcher, die so vielen Raum darboten, als für den Huf eines Pferdes erfoderlich ist. Das Pferd sucht jene Plätze aus. Mehrmals bemerkte ich, daß das Pferd einen Augenblick vor einer Anhöhe stehen blieb und an dem Wege hinaufsah, als wollte es während einer genauen Beobachtung überlegen, wie es die Schwierigkeiten am besten besiegen könne. Nicht nur die Plätzchen, wo das hinaufsteigende Thier die Füße hinsetzen mußte, wählte es aus, sondern es schien auch die Sprünge, welche es im Hinansteigen thun mußte, zu beherzigen. War die steile Bahn mehr ein Weg

Digitized by Google

als ein Pfad, war sie etwas breit, dann ging das Thier nie in einer rechten Linie, sondern immer im Zickzack. Es wußte, daß auf diese Weise die steile Anhöhe weniger steil, die Abdachung größer werden mußte, und deshalb der Gang nach oben nicht so ermüdend werden würde. Gleichwie der Schiffer, der in einem schmalen Fahrwasser lavirt, sein Fahrzeug bei jedem Gange so dicht an die Seite des erstern laufen läßt, als ihm nur möglich ist, und dann erst wendet, ebenso verfährt auch das Gebirgspferd. Auf den Saum des Abgrundes setzt dasselbe seine Vorderfüße, während sein Kopf über der Tiefe hängt. Es scheint Das, was die Menschen Schwindel nennen, nicht zu kennen. Noch auffallender ist die Fertigkeit dieses Thiers beim Herniedersteigen. Oft ließ es sich mit dem Hintertheile heruntersinken und glitt, sich mit den Vorderfüßen stützend, auf diese Weise die schwierigsten Stellen herab. Sehr bedächtig war es, wenn das Heruntersteigen über lose liegende Steine ging, welche, wenn das Thier die Füße darauf setzte, fortrollen konnten. Obgleich dasselbe dann zuweilen über die Steine strauchelte, als ob es mit großen steinernen Kugeln spielte, so fiel es doch nicht. Wenn ich ein Pferd eine halbe Stunde geritten und mich überzeugt hatte, daß es ein gutes Gebirgspferd war, so übergab ich mich mit vollkommenem Vertrauen seiner Aufmerksamkeit und Vorsicht. Nie bin ich aus Furcht vom Pferde abgestiegen, nur einmal, als ich in Oberhasli eine Brücke passiren mußte, welche das Überbleibsel einer auf das Bette eines Bergstroms gefallenen Lavine war, unter die sich das Wasser eine Bahn hindurchgebrochen hatte. Meist ließ ich den Zügel auf dem Halse des Pferdes liegen und saß, sogar an den gefährlichsten Stellen, ebenso ruhig und schrieb, als ob ich über eine Grasfläche hinritte. Und doch rechnete ich mir dieses nicht als Vermessenheit an. Das Gebirgspferd thut wirklich Wunder; die Erfahrung kommt dem Instincte erstaunlicherweise zu Hülfe Wenn ein Unglück vorfällt, so liegt dies fast meist an dem Reiter, der mit einer furchtsamen oder unkundigen Hand das Thier von den Orten abzieht, welche dasselbe mit Vorsicht ausgewählt hatte. Allein auch an dem Pferde kann die Schuld liegen. Ist es als Reitpferd wohl geübt, aber nicht in den Gebirgen; ist es besonders nicht mit jenem Gebirgspfade, auf welchem man es gebrauchen will, bekannt, so würde ich nicht gern auf einem solchen Thiere gefährliche Gebirgspfade hinauf- und hinabreiten, so stark und muthig es auch sonst sein möchte. Diese Fürsorge ist jedoch sowol bei dem Maulesel als auch bei dem Maulthiere überflüssig. Es ist ihnen angeboren, ohne zu fallen oder zu straucheln, zu gehen. Sie haben einen Kopf, der so fest wie Eisen ist; auf einer Spur von einigen Zollen Breite gehen sie zwischen Abgründen umher und klettern an Höhen hinauf, wenn sie nur Punkte für ihre Hufe finden können. Beide sind Bastarde vom Pferde und Esel. Sie sind bei einiger Aufmerksamkeit recht wohl zu unterscheiden. Das Maulthier ist größer als der Maulesel; es hat einen längern und rundern Hals und seine Rippen sind mehr gefüllt, jedoch steht der Maulesel, obgleich man ihn unter das Maulthier setzt, weit über dem gewöhnlichen Esel und es ist Vieles von der edlen Natur des Pferdes auf denselben übergegangen. Gleich dem Pferde sind diese Thiere lebhaft und munter; sie gehen, wie ersteres, schnell und leicht, und wenn Schweif und Ohren es nicht verriethen, so sollte man das gut gesattelte Maulthier für ein Pferd halten, wenigstens solange dasselbe nicht den Kopf zwischen die Beine genommen und den Reiter abgeworfen hätte. Aber vom Esel haben sie die Geschicklichkeit, Lasten zu tragen, worunter das Pferd zusammensinken würde; desgleichen sind sie von der Natur begabt worden, mit jener Last immer das Gleichgewicht zu bewahren. Da sie bei geringerm oder schlechterm Futter, als das Pferd bedarf, größere Strapazen überstehen und gesund bleiben können; da sie gleichfalls nicht so vielen Krankheiten als jenes unterworfen sind, so ziehen die Gebirgsbewohner, welche wol Pfade, aber keine Wege haben, das Bastardpferd dem echten Pferde vor, und zahlen für ersteres einen höhern Preis. Ein solches Thier kostet dort 6—700 Francs.

In der Ebene von Chamouni sah ich diese Thiere in Menge auf der Weide spielend herumlaufen. Man hält sie dort besonders für die Fremden, welche, auf denselben sitzend, von der Prieure Bergreisen machen und Ausflüchte unternehmen. Hat man mit dem Maulthier oder dem Maulesel in Chamouni eine Reise gemacht, so läßt man das Thier los; hierauf begibt dasselbe sich sogleich im Trab nach dem Hause seines Herrn und sucht seinen Stall auf.

Später als ich es gewünscht hatte, war mein Maulthier gesattelt, und es war bereits ein guter Theil des Morgens verstrichen, bevor die Besteigung des Montanvert unternommen werden konnte. Erst trabt man über die Ebene, dann reitet man über hügeligen Boden; endlich steigt man den Sentier du Montanvert hinauf. Während die Gebirgspfade gewöhnlich einsam sind, sah ich, daß bereits andere Reisegesellschaften auf demselben Wege voraus waren und daß noch Andere folgten, die alle den schönen Vormittag benutzen wollten, um das Mer de Glace zu besuchen. Mir fiel das Sonderbare der Erscheinung auf, welche die Bergwand jetzt darbot. Man denke sich einen Pfad, der sich in Krümmungen wie der Blitzstrahl an der beinahe senkrechten Seite eines Berges hinaufzieht. Man stelle sich auf diesem Pfade zehn Menschentrupps vor, die im Hinaufsteigen in einiger Entfernung aufeinander folgen. Es ist dies nicht der Anblick einer Flotte von Schiffen, welche eins nach dem andern laviren — denn diese bewegen sich alle auf derselben Fläche; es ist hier die ganz einzige Erscheinung von solchen, die übereinander hin und her schweben. Weil jede Gesellschaft sich unterscheidet, so ist es ein buntes Gewimmel durcheinander. Ich hatte diesen Anblick über und unter mir. Ein Glück war es, daß die über ihm Herumkreuzenden fast alle im Hinaufsteigen begriffen waren; denn wenn man einem heruntersteigenden Zuge begegnet, so wird der schmale Pfad eine Quelle voller Sorge. Auch die Maulthiertreiber kommen bei solchen Rencontren in die Klemme. Sie, die für die Maulthiere und auch für die Erhaltung des Reisenden verantwortlich gemacht worden sind, kennen nicht nur die Grillen ihrer Thiere, sondern auch die nationalen Eigenthümlichkeiten der Fremden, und wissen beide wundervoll zu leiten.

Schon beim ersten Blicke entdeckte ich, daß ich getäuscht worden war. Nur Menschen, die nie die großen Gewässer sich in Wellen erheben sahen, können in den Erhebungen und Senkungen jener Fläche ein Bild der See finden. Ich habe keine einzige Form einer Welle gesehen, wol aber Stücken Eis, die sich als kolossale Würfel oder längliche Vierecke darstellten, Dächer, krystallene Kegel und Pyramiden, scharfe Spitzen und gezackte Linien; durch- und übereinander hingeworfene Eisblöcke, die, wie Eier, auf ihrem spitzen Ende standen; Spalten von größerer oder geringerer Breite, aus deren Innerm das hellste Vitriolblau erglänzte

Digitized by Google

und die gänzlich oder theilweise mit Wasser angefüllt waren; klaffende Abgründe von einer furchtbaren Tiefe, durch die hindurch mit einem Donnergetöse das Wasser bis auf den Boden des Gebirgsthals herniederstürzte, wo es in Eisgrotten, die nie ein sterbliches Auge erblickte, sich ansammelt; lang ausgedehnte Gossen, in denen das Gebirgswasser wie in Bächen auf dem Eise dahinfließt. Mit einem Worte, das sogenannte Mer de Glace ist ein Gletscher. Lange erfreute ich mich an der Beschauung der herrlichen Granitnadel von Charmoz, welche bereits in der Tiefe meine Augen auf sich gezogen hatte. Hierauf erkletterte ich wieder den Montanvert und streckte mich auf die grüne Ebene nieder, welche diese Alp, 6000 Fuß über dem Spiegel des Meers, jetzt so reizend bekleidete und auf der jetzt auch ein Wirthshaus erbaut ist, das Erfrischungen und Nachtquartier darbietet.

Letzteres ist besonders ein Bedürfniß für jene Reisende, welche den Jardin oder Courtel (Garten) besuchen wollen. Diejenigen, welche sich eine Zeitlang in Chamouni aufhalten, thun dies. Sie folgen dem Glacier Lechaud und finden dann in dem Glacier du Talafré den Jardin. Die Form desselben ist beinahe rund und sein Umfang beträgt ziemlich genau eine Viertelstunde. Im Juli ist er mit Gras und im August mit Blumen bekleidet. Auf diese Weise liegt das Plätzchen wie ein Garten in der Mitte von Eisfeldern und ist sogar von einer Art Mauer umschlossen, die aus einer Aufeinanderhäufung von Felsenstücken besteht. Und doch säete, pflanzte und baute hier nie die Hand eines Sterblichen! Einige glaubten, daß hier eine warme Quelle aus dem Boden entspränge; allein man findet eine solche hier keineswegs. Übrigens hat man auch nicht nöthig, den Schlüssel dieses Räthsels so weit zu suchen. Der Jardin ist ein Fels. Mit seinem Fundamente in dem tiefen Thale wurzelnd, ragt derselbe mit seiner platten Kuppe, die mit Erde bedeckt ist, etwas über dem Eise hervor, welches jenes Thal angefüllt hat. Er erhebt sich auf dieselbe Weise wie Felsen, die in Thälern stehen, welche mit Wasser angefüllt sind, über dem Wasser hervorragen. Der Jardin ist auch eine Insel, allein diese liegt mitten im Eise! Auf dem Wasser, sei es flüssig oder zu Eis erstarrt, kann kein Pflanzenwuchs vorsichgehen, aber wol auf einem Grunde, der über denselben hervorragt. Wenn mit dem Juli der Lenz für die hohen Gebirge beginnt, senken sich daselbst erwärmende Sonnenstrahlen hernieder. Vergebens verschwenden dieselbe ihre Kraft an den Eisfeldern von Talafré; allein auf der Erdrinde der Felsenplatte beginnt das Erwachen der Vegetation. Die Entwickelung derselben schreitet mit doppelter Kraft vorwärts; denn wenn auch das Eis in der Tiefe den Felsen umschlossen hält, das Eis in dessen Umgebung dient zu einem Spiegel, von dessen Oberfläche die Sonnenstrahlen, mit größerer Kraft zurückgeworfen, auf das begünstigte Plätzchen niederfallen. Auf diese Weise lacht dem Wanderer der Jardin ebenso freundlich mit dem würzigen Geruche seines Alpengrases und der Pracht seiner Rhododendren entgegen, als dem Reisenden auf dem Meere das grüne Plätzchen, welches dort über der salzigen Flut emporragt. Der Gletscher, welcher im Fortgehen Steine mitsichführt, legt diese auf den Raum jener Felsenplatte nieder und baut auf diese Weise die Mauer um den Garten. So verschwindet der Jardin aus der Reihe der Wunder und tritt in die der nothwendigen Erscheinungen zurück, die der Alpennatur eigenthümlich sind. Es ist nicht unbegreiflich, dort in der Mitte von Gletschern Vegetation zu finden; es ist dies ebenso wenig, als wenn man Gesträuche in der Mitte des Niedersturzes eines Wasserfalls sieht.

Gegenüber lagen die Bergklumpen, welche das Thal von Chamouni gegen Westen schützen. Zuerst, gerade an dem Col de Balme, die Aiguilles rouges, Spitzen, welche der Blitz ausgemeißelt zu haben scheint und die noch roth zu sein scheinen von jener Bearbeitung. Weiterhin liegt der Brevent, welcher beinahe steil aus dem Thale emporsteigt, dessen Gipfel jedoch nach der andern Seite hin sich sanft herniedersenkt. Bescheiden steht diese Reihe von niedrigern Bergen der majestätischen Höhe des Montblancgebirges gegenüber. Aber während jene Höhen mit Alpenwänden bedeckt sind, die Futterkräuter liefern, ruhen auf diesen Eis und Schnee, welche blinken. Und doch schimmerten die Eisschleier mit großer Pracht durch das Grün der Tannen hindurch, welches mit ihnen in das Thal hinabstieg, über welche eine Decke ausgebreitet zu sein schien, die, aus viereckigen und länglichen Stücken zusammengesetzt, hier grün, dort schwarz und an einem andern Orte gelb waren. Die gekrümmte Arve schlängelte sich an Gruppen von Häusern entlang und der schlanke Thurm der Prieure funkelte mit dem blanken Zinn, womit sein Dach bekleidet ist. Meine Freunde eilten den Gletscher hinunter, um die Eisgrotte zu besuchen, die an seinem Fuße durch das Wasser ausgehöhlt worden ist. Ich aber suchte auf dem kürzesten Wege das Hotel auf, um von den Mühen des Bergsteigens auszuruhen.

Gewissenhaftigkeit.

Ein Irländer ward von Verschworenen gedungen, einen gewissen ihm bezeichneten Herrn zu morden. Als er auf dem Wege war, um sein Opfer aufzusuchen, überfiel ihn auf offener Heerstraße ein gräßliches Ungewitter. Ein Herr, der den Schutzlosen auf der Straße fand, nahm ihn in seinen Wagen auf und führte ihn mit sich auf sein benachbartes Schloß, wo er ihn in der Bedientenstube erquicken, trocknen und speisen ließ. Als der Mann sich nach dem Namen seines Wohlthäters erkundigte, fand es sich, daß es gerade derjenige Herr war, dessen Mörder er werden sollte. Er kehrte darauf zurück, ohne seine That vollführt zu haben.

Unterwegs kam er mit einem seiner Genossen zusammen, welchem er den Vorfall erzählte und dem er versicherte, daß es ihm nun ganz unmöglich sei, diesen Mann, der so freundlich gegen ihn gewesen, ums Leben zu bringen. Sein Genosse, der auch einen Auftrag in Bezug auf das Sein und Nichtsein eines andern Herrn empfangen hatte, machte ihm darauf den Vorschlag, daß sie ihre Opfer austauschen möchten; er wolle seinen Herrn nehmen, der ihm ohnedem schon lange widerwärtig sei, und dafür solle der andere den ihm Bezeichneten aufsichnehmen. Das ging der Irländer, der auf diese Weise sein Gewissen vom Undanke frei fühlte, ein und sie führten beide ihre Unthat aus.

Digitized by Google

Das jährliche Volksfest in Padua.



Padua ist eine der größten wie der ältesten, der schönsten wie der reichsten Städte Europas und namentlich Italiens. Sie zählt jetzt gegen 50,000 Einwohner, und ihr Schutzheiliger, der heilige Antonius, gab schon vor Jahrhunderten Gelegenheit zu einem großen Volksfeste, verbunden mit der gleichzeitig dann stattfindenden Messe, welche von allen Orten Kaufleute herbeizieht. Das Volksfest selbst feiert man auf einem großen freien Platze vor der Stadt und es trägt noch den Stempel der uralten Römerzeit. Alles erscheint nämlich auf dem Prato del Valle — so heißt der Raum —, um die vielen Reiter und zweirädrigen Wagen zu sehen, welche in der Schnelligkeit sich den Rang abzugewinnen suchen, und wie lebhaft es dabei zugeht, deutet schon unsere Abbildung an.

Digitized by Google

Ein Kloster in Ummerapura.



Im Thale des Irawaddystroms, welcher das mächtige Reich der Birmanen in Hinterindien durchströmt, liegt die ansehnliche Stadt Ummerapura, welche sonst wenigstens zwischen 90—100,000 Einwohner hatte und zu denen gehörte, wo sich Gold, Silber und Edelsteine gleichsam haufenweise vorfanden. Die Paläste des Herrschers funkelten in solcher Art wie die seiner Großen, nicht minder aber auch die zahlreichen Klöster der Bonzen oder buddhaistischen Priester, die ihren Religionsgesetzen nach im Cölibate leben müssen. Das vornehmste Kloster der Art ist hier abgebildet, und ganz und gar mit Goldblechen bedeckt, gewährt es, vom Glanze der Sonne bestrahlt, einen Anblick, den kein menschliches Auge einen Augenblick ertragen könnte. Zugleich aber fesselt es die Phantasie, sowie überhaupt der nicht allein hier, sondern durch ganz China verbreitete, in tausend Schnörkeleien und getäfelten Werken sich aussprechende Baustil, dem dann noch so wunderliche Fratzen und Gestalten zur Seite stehen, daß man kaum einen Haltpunkt zu finden weiß, von welchem aus sich eine Erklärung und Bedeutung der einzelnen Theile verfolgen ließe. Unsere Phantasie und jene orientalische weichen im Ideengange zu sehr von einander ab.

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Schon seit einiger Zeit hatten wir einen der kleinen Prairiewölfe, die es hier überall in bedeutender Menge gibt, bellen und heulen hören; als ich aber jetzt den Hügel wieder herunterkam, nach unserm Boot zu gehen, sah ich einen der kleinen Bursche, wie er etwa 150 Schritte von dem angebundenen Boote, diesem zugewendet stand und aus Leibeskräften über den für ihn jedenfalls fremdartigen Gegenstand zu raisonniren schien.

Digitized by Google

Er lief dabei, sich aber immer in gleicher Entfernung vom Ufer haltend, bald auf den nächsten kleinen Hügel hinauf, bald wieder hinunter, und bezeugte jedenfalls eine höchst ungewöhnliche Neugierde. Von Witzleben war indeß an der andern Seite des Hügels herumgekommen, und wir hatten ihn so gewissermaßen eingeklemmt auf der engen Landzunge. Wenn er nicht das Wasser annahm, mußte er einem von uns zum Schuß kommen; ich schnitt ihm, rasch nach rechts hinunter, den Weg ab, und hierher wandte er sich auch, um zunächst wieder in die Büsche zu kommen. Das Terrain war ihm jedoch zu ungünstig, die Bai schnitt hier gerade nach mir zu ein und als er, das Sumpfland zu umgehen, den Hügel schräg hinaufsprang, kam er mir auf etwa 70 Schritte zum Schuß. Beim Knall schon brach er zusammen, raffte sich dann rasch wieder auf und rannte, den rechten Vorderlauf schleifend, davon, stürzte auch noch mehre male und war augenscheinlich schwer getroffen, kleine Dickichte standen aber nicht weit davon entfernt, eins von diesen erreichte er und blieb dort, da wir uns nicht die Mühe nahmen weiter nachzusehen, liegen.

Wir schifften uns jetzt wieder ein, umgingen das kleine Vorgebirge und ruderten nun die ziemlich lange Strecke bis zur Mündung des San-Rafael River. Es war Sonntag, von fern schon tönten uns die Glocken der Mission entgegen, die wir aber erst gegen 12 Uhr erreichten. Eine Masse von großen Schnepfen und Enten waren im Flusse, wir konnten aber keine bekommen.

Die Mission San-Rafael ist noch unbedeutender als die von Dolores, wenigstens sind da lange nicht so viel Gebäude, und Kirche und Missionshaus sahen wo möglich noch verfallener aus als die Doloreskirche; das einzelnstehende Gebäude, das wir schon vom Berge aus bemerkt, stach destomehr dagegen ab, denn es war jedenfalls das beste und solideste Haus, was ich bis dahin noch in Californien gesehen hatte. Es wird von einem Mr. Murphy, einem alten Ansiedler an der Bai, bewohnt, der hier ebenfalls bedeutende Strecken Landes besitzt; er hält auch, durch einen californischen Steward, eine Art Gasthaus, in dem Fremde wenigstens Nahrungsmittel und Obdach bekommen können, und wir benutzten dies, unsere etwas ausgehungerten Magen wieder zu restauriren.

Der alte Murphy ist ein geborener Irländer, 20 Jahre schon in Californien und eine wahre Riesengestalt, hoch, derb und kräftig gebaut. Er will übrigens Farm und Land ausverkaufen und sich nach der weiter oben liegenden San-Pedro Point, wo er eine Stadt anzulegen gedenkt, zurückziehen.

Wir hörten hier, daß die Bai, in der wir die Nacht campirt, allerdings die von Corte Madeira und bei Land nur etwa drei Meilen von da entfernt sei, verzehrten also zuerst unser Mittagsessen, hingen dann die Büchsen über die Schulter und stiegen langsam den Bergrücken hinauf, der die Thäler Corte Madeira und San-Rafael voneinander trennt. Der Hügel war ziemlich steil, doch entschädigte uns dafür die Aussicht vom Gipfel desselben und wir konnten von hier aus deutlich die kleine Häusergruppe von Corte Madeira sehen, die uns am vorigen Abend durch Hügel und Büsche verdeckt gewesen. Allerdings hatten wir die Büchsen mit, ich erwartete aber hier kaum Wild zu finden und war nicht wenig erstaunt, als v. Witzleben plötzlich den Hügel hinabzeigte und „ein Hirsch!“ rief. Und in der That war es ein junger Bock, der in langen Sätzen den Hügel hinunterfloh; ich suchte ihm zuvorzukommen, doch das Wild ist hier durch das viele Jagen der neu eingetroffenen Amerikaner zu scheu gemacht und aus den besiedelten Stellen in die stillern Thäler zurückgescheucht; die wenigen aber, die noch ihren alten Weidegründen treugeblieben, sind sich der Gefahr, in der sie fortwährend schweben, nur zu gut bewußt, und fortwährend bei dem geringsten Geräusch, bei der geringsten fremden Witterung auf der Flucht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cluricaune.

Zwei irische Sagen.*)

Zu den zahllosen geister- und spuk-, feen- und elfenartigen Wesen, mit welchen die rege Phantasie des Irländers sein liebes Erin allenthalben — auf Bergen und in Thälern, in Wäldern und Feldern, in Hütten und Palästen — bevölkert und welche er, auch wenn er sich vor ihnen fürchtet und von ihnen geneckt und geschädigt wird, mit dem gemeinschaftlichen Namen „der guten Leute“ oder „des guten Völkchens“ bezeichnet, gehört auch der sogenannte Cluricaune, ein neckischer Kobold, ein je nach den Umständen gutgesinnter oder schadenfroher Hausgeist, der entschiedene Vorliebe nicht blos für einzelne Personen, sondern auch für gewisse alte Familien und Häuser hat. Der Cluricaune läßt sich immer nur einsam sehen, in der Regel am Tage, als ein kleines, altes Männchen in alterthümlicher Kleidung, grün mit großen Knöpfen, Schuhe mit mächtigen silbernen Schnallen, einen mächtigen Dreimaster mit silbernen Borden auf dem Köpfchen. Seines Handwerks scheint er ein Schuhflicker zu sein, wenigstens sieht man ihn oft gar eifrig mit einem echtirischen Schuh über dem Leisten handtieren; noch öfter hört man das Pochen seines Hämmerchens und sein lustiges Pfeifen bei der Arbeit. Ob er aber mehr dem Hause oder dem Felde oder dem Walde angehört, ist schwer zu entscheiden. Bald entdeckt man ihn unter einem großen Blatte hinter einer Hecke, bald unter Waldbäumen, bald auf einem Balken über dem Herde, bald auf einer Tonne im Keller, denn auf guten alten Wein hält er große Stücke. Immer steckt er voll neckischer, boshafter Streiche gegen Jedermann, wenige Personen ausgenommen, denen er gewogen ist. Er ist ein Kenner und Hüter verborgener Schätze, und wer ihn fangen oder festhalten kann, ist ein gewaltiger Mann, aber nur der Blick, nicht die Faust kann ihn bannen; sowie das Auge von ihm abschweift, verschwindet er. Man erzählt sich von ihm gar lustige Streiche, darunter auch folgende:

I.

In einer alten irischen Familie hauste ein Cluricaune seit länger als ein paar hundert Jahren und zeigte sich immer dem Stammhaupte freundlichst zugethan, dem er Gutes schaffte hier und da und den er gegen Übelwollende vertrat so oder so. Dafür wurde er aber auch immer von allen Familiengliedern gar anständig behandelt und man gedachte seiner losen Streiche gar oft mit großer Anerkennung, bei welchen Gelegenheiten er mitten unter den davon Schwatzenden seine feine kichernde Stimme hören ließ. Dem Oliver Cromwell spielte er einmal einen argen Streich. Als

*) Nach Huber's sehr empfehlenswerthen „Skizzen aus Irland“.

Digitized by Google

dieser seine schwere Hand auch das arme Irland fühlen ließ und blutig in ihm wirthschaftete, mußten viele irische Adelige, die gut königlich gesinnt waren, flüchten, in verborgene Schlüpfwinkel sich zurückziehen und Haus und Hof preisgeben. So ging es auch dem alten O'Briane; vor dem Andrängen des Königsmörders mit seinen Banden brachte er die Seinen in ein gutes Versteck und als Alles — Menschen und Vieh — in Sicherheit gebracht war, ging der alte Herr auch, ganz zuletzt, als der Feind schon ganz nahe war, aus seinem Schlosse, empfahl es aber der Obhut des Cluricaune, den er mit ängstlich-besorgten Worten anrief, und als er ein leises Geräusch in seiner Nähe hörte, ohne etwas zu sehen, verließ er ziemlich beruhigt seiner Väter alte Burg; er wußte, daß er einen treuen Wächter in ihr zurückließ.

Bald darauf zog Cromwell ein und machte sich's bequem, freute sich auch nicht wenig, als er im Keller 13 Tonnen voll des schönsten alten Claret fand. Es dauerte gar nicht lange, so lud er eine ganze Menge seiner ketzerischen, blutdürstigen Rundköpfe zu sich auf das Schloß zu einem tüchtigen Gelage. Wie es aber so recht losgehen und angezapft werden sollte drunten im Keller, schickte er aus guten Gründen ein paar Vertraute hinab, daß sie das Faß aussuchen sollten, darin der beste Claret wäre. Man öffnet das Spundloch an dem einen Faß und kostet — der Kukuk, das ist ja Salzwasser! Man geht weiter, ein Faß nach dem andern wird geöffnet; Salzwasser — und immer wieder Salzwasser. Die Stutzohren drängten sich durch die Fässer, kosteten und kosteten, schnitten Gesichter und spuckten um sich herum und fluchten, einer immer toller als der andere. Hinauf stürmten sie wieder zum blutigen Oliver in die große Halle; das wäre ein schlechter Spaß, er sollte selbst einmal versuchen. Er stürzt mit hinunter in den Keller und kostet auch. „Blut und Wunden!" schreit er und spuckt aus. „Was ist Das? Wer hat mir Das gethan?"

„Alter Noll! Bist du das, du feiner Heiliger?" hört Cromwell eine feine Stimme dicht hinter sich sagen. „Ich muß mich in deine Seele hinein schämen; ja das muß ich; ein Heiliger — und so fluchen?"

Der alte Noll schaute sich um, als wollte er die Welt fressen — richtig! dicht vor seiner Nase, so munter wie eine Ratte, sitzt der Cluricaune auf der Tonne, die Beine gekreuzt, den einen Ellbogen auf ein Knie gestützt, die andere Hand drohend erhoben und grinzt ihn an.

„Feuer! Feuer!" schreit Oliver. „Schießt ihn nieder und trotzet dem Satan als die rechten Heiligen!"

„Schießt her", grinzt der kleine Knirps.

Die Rundköpfe schlagen ihre Büchsen an, aber es geht keine Zündpfanne los.

„Stecke doch deine hübsche rothe Nase hinein, Noll!" spottet der Cluricaune. „Vielleicht geht dann die Donnerbüchse los. Ich bin schon über tausend Jahre auf der Welt, aber eine solche infame rothe Nase wie die deinige ist mir noch nicht vorgekommen. Schämst du dich nicht, Noll, dich mit so einer Nase im alten Irland sehen zu lassen unter guten Christen?"

Oliver wußte sich vor Zorn nicht mehr zu lassen, er wußte nicht mehr, wie er fluchen und was er angeben sollte. Aber Knock — so nannte man den kleinen Schutzgeist des Hauses — ließ sich Alles nicht anfechten, sondern fuhr nun umsomehr fort, ihn zu verhöhnen; er hüpfte ihm vor der Nase herum von Faß zu Faß, von Balken zu Balken.

„Ich habe den Wein in Salzwasser verwandelt", schnatterte er wie eine Elster, „um deiner und deiner Rundköpfe kostbarer Gesundheit willen, das versteht sich. Wenn ihr aber nicht macht, daß ihr bald fortkommt, so ist schwer zu sagen, was zuerst geschehen wird. Und wenn alles Andere nichts hilft, alter Noll, so muß ich dich bekehren und einen ehrlichen Mann aus dir machen; dann ist's aber aus mit dir, rein aus."

Was sollten sie machen? Schabernack über Schabernack geschah ihnen, und jemehr sie fluchten, desto vergnügter kicherte Knock um sie her. Sie zogen also wieder hin wo sie hergekommen waren. Als aber das Allerweltsgesindel wieder aus dem Lande war und die alte Familie sich wieder eingerichtet hatte, da war auch der Wein wieder in den vollen Tonnen, klar und feurig wie zuvor; aber ein kleines Fäßchen fehlte. Das wird sich der kleine Knock wol nach Hause geschafft haben in seinen eigenen Keller. Und das ist nicht mehr als billig.

Aber die Familie kam herunter wie so manche andere vom alten Stamm, und die Noth zwang sie, Haus und Hof, Feld und Wald zu verkaufen. Ein langer, rothhaariger Engländer kaufte das Schloß, und da er von dem Hauskobold hörte, beschloß er ihn auszutreiben. Er ließ den Keller reinigen, überall Schlösser vorlegen; der Wein ward in versiegelten Flaschen eingeschichtet, was ganz ungewöhnlich ist, statt in Fässern, wie sich's gehört. Und einmal Sonntags ließ der Engländer seinen Pfarrer — seinen Pfarrer, keinen Priester — kommen, er ließ Burgunder aus dem Keller heraufholen und die beiden Männer wollten Eins trinken. Wie nun der Pfarrer das volle Glas an die Lippen setzt und danach lechzt — leer ist es, ehe er einen Tropfen geschmeckt hat.

„Der Wein ist gerade wie der Mann", sagt Knock, denn der hatte das Glas ausgetrunken, und nun sprach er unter dem Tische hervor: „Der Wein ist gerade wie der Mann, beide sind **mir** zu neu." Der Pfarrer zog sein Buch aus der Tasche und schlug es auf. Flugs saß ihm Knock in der linken Locke seiner großen Perücke. „Ich weiß vielleicht besser in dem Buche Bescheid als Ihr. Denkt Ihr, unsereins sei ein Türke oder ein Jude oder ein Heide? Du **neuer** Mann! Und du Molkengesicht von einem Engländer! Ihr braucht euch gar nicht einzubilden, daß ich Lust hätte, euch und euresgleichen die Ehre meiner Gesellschaft zu schenken. Ich mag mich gar nicht gemein machen, mit euch unter **einem** Dache zu wohnen. Bisjetzt bin ich nur geblieben, um nach meiner eigenen Bequemlichkeit auszuziehen, wenn mir's gerade recht wäre. Aber eins will ich euch sagen. Ein Frettchen hält die Ratten ab und eine Katze die Mäuse; besser, eine Plage als tausende." Damit löschten die Lichter aus und Gläser, Flaschen und Scheiben klirrten in tausend Scherben. Das Letzte aber, was die beiden Männer von dem Cluricaune sahen, war sein rothes Käppchen, als er durch die Decke fuhr.

Der neue Mann aber hatte von dem Augenblick an keine Ruhe im Hause. Wenn er nur gewußt hätte, wo Knock zu finden wäre, er hätte ihn wieder geholt in einer Kutsche mit sechs Pferden. Aber Knock war weg und blieb weg. Der Rothhaarige aber verkaufte Alles wieder; Niemand aber hielt es in dem Hause aus; es ist seitdem verfallen und liegt in Ruinen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Das Flechten der Kränze, mit welchen man die Gräber schmückt, macht in Paris das ganze Jahr hindurch einen



besondern Industriezweig aus; ungeheuer groß ist der Bedarf dieser Kränze am Todtenfeste, welches auf den 2. November fällt. Man windet diese Kränze mit frischen Blumen aller Art, vorzugsweise aber mit Immortellen, die in großer Menge aus der Gegend von Marseille nach Paris gebracht werden. Noch eine andere Art von Kränzen gibt es aus Knochen und Horn, auch künstliche Papierblumen werden dazu verarbeitet. Die Immortellenkränze werden so dicht und rund gemacht, daß man die kunstreiche Hand der Frauen bewundern muß. Zuweilen sind sie einfach, indem sie blos aus gelben Blumen bestehen; manchmal werden Namenszüge aus schwarzgefärbten Immortellen hineingeflochten; oft ist ein Buchstabe, inmitten des Kranzes, selbständig aus ungefärbten Blumen gewoben, oder auch Herzen und Kreuze aus Immortellen geformt. Solche künstliche Sachen gefallen aber nur den ungebildeten Augen; die einfachen runden Kränze sind die Opfergaben der Reichen und Gebildeten.

Eine Telegraphenkette zwischen Europa und Amerika ist projectirt. Neuyorker Blätter geben die Einzelnheiten des Plans, der von einem Herrn John Wilkes entworfen ist und dessen Kosten sich auf eine halbe Million Dollars belaufen würden. Alle hundert Meilen soll ein kleines Floß mit Mast und Flagge aufgestellt werden, das mit dem im Meeresgrunde liegenden Draht in Verbindung stünde, um letztern heraufnehmen zu können, so oft eine Ausbesserung nöthig würde. Der Draht soll dicht am Grunde des Atlantischen Oceans fortlaufen, und weil die Meerestiefe nie über zwei Meilen betrage, meist nicht viel mehr als eine, so würde er durch zwei Schiffe, die mit einer ganz einfachen Maschinerie zu arbeiten hätten, leicht zu legen sein. Selbst unterseeische Thäler von vielleicht 20 Meilen in der Tiefe und von 50—60 in der Breite hält Wilkes nicht für unübersteigliche Hindernisse, da man den Draht durch Stützen, die in Zwischenräumen von zwei Meilen angebracht werden müßten, darüber wegführen könnte. (Wie aber die Stützen befestigen?) Der Draht soll von der östlichen Küste Neufundlands bis zur westlichen Küste Irlands reichen. Der Plan klingt abenteuerlich; erinnern wir uns aber der Wunder, welche die Kräfte des Dampfes und der Elektricität in den letzten Jahren verrichtet haben, so darf man auch das kühnste Project nicht mehr von vornherein für utopisch erklären. Was möglich ist, bringen die Yankees sicherlich zu Stande.

Der Krautabend in Riga. Von Alters her war es in Riga Sitte, am Vorabend des Johannistages, den 23. Juni, für den Hausbedarf des ganzen Jahres heilsame Kräuter einzukaufen. Um sich der Mittagshitze nicht auszusetzen, gingen die Frauen am frühesten Morgen auf den Markt; manche machten ihre Einkäufe schon am Abend des 22. Juni. Aus diesem Geschäfte entwickelte sich nach und nach ein fröhliches Volksfest, der sogenannte Krautabend. Nachmittags 4 Uhr strömt Jung und Alt nach der Dünabrücke, vor welcher der Blumen- und Kräutermarkt gehalten wird. Außer heilsamen Kräutern aller Art kauft man Blumen und Blumensträuße, Kränze von Rosen und Vergißmeinnicht und beschenkt sich damit. Dann geht das Spazierengehen auf der Brücke an, die, aus zusammengefügten Flößen bestehend, unmittelbar auf dem Wasserspiegel ruht und etwa 4000 Schritte lang ist. Bald zieht sich die vornehme Welt von der Brücke auf die Schiffe zurück, welche zu beiden Seiten der Brücke liegen und festliche Flaggen und Wimpel wehen lassen. An den Ufern sind hin und wieder Musikchöre aufgestellt. Das Volk drängt sich auf der Brücke zusammen, welche, von der Last gedrückt, sich senkt, daß die Menschen oft einen Fuß tief im Wasser herumpatschen.

Biblischer Glückwunsch eines Hypochondristen zu einem Geburtstage. „Da lobete ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten und der noch nicht ist, ist besser, denn alle Beide und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht." Pred. Salom. 4, 2—3.

Richtig übersetzt. Ein französischer Offizier fragte einst während der Aufführung von Lessing's „Nathan" seine Nachbarin um den Titel des Stücks. Gefällig antwortete diese: „Nathan le blanc."

Das Haus des Reformators Johann Knox in Edinburg, unfern der Börse in der Netherbow-Gasse gelegen, ist jetzt ein — Branntweinhaus. Noch ist es mit dem Erker versehen, aus welchem Knox oft zu dem Volke gesprochen haben soll, sowie mit einem kleinen in Stein ausgehauenen Portrait des stürmischen Reformers. Man mag sich wundern, daß man in des Reformators Hause den Ginladen und den Branntweinskandal duldet.

Der Sonnabend in Irland ist der lebhafteste Tag in der ganzen Woche. Nachmittags, wo das Wochenlohn ausgezahlt wird, eilt Alles zu den Pfandleihern und löst sich die Sonntagskleider ein, um in ihnen die Kirchen besuchen zu können. Da noch etwas Geld übrigbleibt, so werden Victualien und Branntwein gekauft; die Buden, in denen sie feilgeboten werden, sind bis Mitternacht offen und die halbe Bevölkerung ist in den Städten auf den Beinen. Dann prunken die armen Menschen Sonntags im schönsten Schmuck, um Montags wieder in Lumpen einherzugehen; denn Montags früh werden die Sonntagskleider gleich wieder versetzt. Die Menschen, die auf Pfänder ausleihen, stehen sich dabei am besten.

Pompeji ist lediglich durch den Stein- und Aschenregen vom Angesichte der Erde gerückt worden; nur solcher Schutt überdeckt es bis in eine Tiefe von 15 Fuß ohne irgend eine Spur von Zerstörung durch Lava, kaum eine des Erdbebens. Darum steht noch sämmtliches Mauerwerk, wie erst neuerlich ausgeführt; nur die Dächer sind eingedrückt, die hölzernen Thüren und Treppen von der Glut der Asche oder von der spätern Feuchtigkeit des Erdreichs verzehrt worden. Die Lava hat ihren Weg mehr östlich genommen und namentlich Herculanum dort in ihrem Feuerstrome verschlungen; noch jetzt sind in ihrer Gegend die unerschöpften Lavabrüche von Torre del Greco.

Dazu gehört ein guter Magen. Von Schmalkalden heißt es in einem geographischen Lehrbuche: „Die Hauptnahrung der Schmalkaldener sind Eisenwaaren."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 397.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [10. August 1850.

Der Papst Hadrian VI. als Cardinal.



Der Papst Hadrian VI. (1522—23) ist unter allen Päpsten vornehmlich beachtenswerth, weil er ein Deutscher oder doch ein Niederländer, geboren in Utrecht, war und als Lehrer Karl's V. einen Namen hatte. Durch diesen gelangte er zur Cardinals- und Bischofswürde, und ohne nach Rom gegangen zu sein, erfuhr er zu Tortosa in Spanien, seinem Bischofssitze, seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Merkwürdig ist es auch, daß er seinen Namen als Papst nicht änderte, denn kaum findet sich unter den so zahlreichen Päpsten noch Einer, der dasselbe Beispiel gegeben hat. Endlich bestieg er den römischen Stuhl, als gerade die kirchliche, von Luther eingeleitete Reformation über ganz Europa hin leuchtete, und Hadrian VI. hatte Muth und Offenheit genug, zu erklären, daß diese Erschütterung der Kirche nur Folge der in diese eingedrungenen Misbräuche sei, welche er abschaffen zu wollen fest entschlossen war. Allein schon am 23. September 1523 raffte ihn unerwartet der Tod hin und Manche vermutheten, daß er eben wegen seiner Absichten vergiftet worden sei.

Digitized by Google

„Denn an unserm (päpstlichen) Hofe wollen wir zuerst reformiren, weil er die Quelle ist, aus der alles Üble fließt", hatte er an seinen Legaten in Nürnberg kurz vorher geschrieben. Mit Einem Worte: er war ein Ehrenmann in jener Zeit!

Reise um die Erde.

(Fortsetzung.)

Ohne weiter etwas Merkwürdigem zu begegnen, stiegen wir in das Thal hinunter, einen andern kleinern Bergrücken wieder hinauf und hatten nun auf der andern Seite des Thals Corte Madeira dicht vor uns. Der Ort lag in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit, von den dunkeln Bäumen hoch überragt, und aus dem Grün der Gebüsche gar traulich vorschauend, freundlich genug da; eine ziemlich bedeutende Fläche cultivirten Landes (die sogenannte „Farm des Capitains Cooper") gab dem Orte zu gleicher Zeit einen Anstrich von Civilisation und die Aussicht auf die grünen Flächen und Hügelhänge, auf denen zahlreiche Heerden weideten, und zwischen dem Laub der Büsche hindurch nach der Bai hinüber, über die von der andern Seite her ein einzelnes Segel glitt, schmückte ihn dabei mit einem ganz eigenen Zauber.

Vor allen Dingen galt es jedoch jetzt nach den Fässern zu fragen, die hier in dem Hause eines gewissen Mr. Cordua lagern und von uns besichtigt werden sollten.

Das Resultat, welches wir hier erhielten, war ein sehr mittelmäßiges; die Ersten, die wir deshalb befrugen, schienen uns nicht recht Rede stehen zu wollen. Ein Mr. Cordua hatte allerdings dort gewohnt, und zwar in einem Häuschen etwas weiter nach der Bai zu, seit zwei Jahren aber schon Corte Madeira verlassen, und Fässer — lägen auch nicht mehr in dem alten Haus — ein halbes Dutzend vielleicht ausgenommen. Mr. Rendall oder Randell, der jetzige Pachter von Capitain Cooper's Farm, sollte uns die nächste Auskunft geben. Zu diesem gingen wir also; er wohnte in demselben Hause, bestätigte uns aber nur als Thatsache, was wir bis dahin blos oberflächlich gehört. Mr. Cordua sollte Corte Madeira seit zwei Jahren verlassen und sich um seine zurückgebliebenen Fässer gar nicht weiter bekümmert haben; seit der Zeit waren aber große Veränderungen in ganz Californien und auch in diesem etwas abgelegenen Theile desselben vorgefallen, unter Anderm besonders aber eine Masse fremder Einwanderer gelandet. Von diesen besuchten Manche auch die Bai von Corte Madeira und Einzelne hielten sich besonders des Jagens wegen dort länger auf; was konnte ihnen da bequemer kommen als das dicht an der Bai befindliche alte unbewohnte Gebäude des Mr. Cordua. Die darin lagernden Fässer kamen ihnen ebenso erwünscht; ein Theil davon wurde zu Stühlen, ein anderer zu nach und nach absterbenden Tischbeinen verwandt und der übrige Rest als gutes trockenes Holz zu Brennmaterial. So ein Faß war bald zusammengeschlagen, und die um das Haus herumliegenden eisernen Reife sollten die Wahrheit des Gesagten bestätigen.

Zu zweifeln brauchten wir an dem uns eben Mitgetheilten nicht; darin, daß keine Fässer mehr dasein sollten, stimmten alle überein; die Verwendung derselben mochten wir aber nicht allein den fremden Jägern zuschieben, denn gerade in des guten Mannes Hause, der uns all diesen Aufschluß gab, sahen wir nahe an ein Dutzend der nämlichen Fässer, zu sehr verschiedenen Zwecken verwendet, stehen und konnten jetzt wol denken, daß die ganze Nachbarschaft aus einem solchen, für jeden Hausstand bequemen Waarenvorrathe den größtmöglichsten Nutzen gezogen hatte. Mr. Rendall meinte dabei, die Fässer seien ihm übrigens gar nicht übergeben gewesen, und er habe also auch nicht für fremdes Gut stehen können; übrigens brauchten wir gar nicht nach dem Hause hinunterzugehen, denn es sei Alles so, wie er es uns gesagt habe.

Herr Rendall war Alcalde von Corte Madeira und San-Rafael; wir wollten uns aber doch lieber von Angesicht überzeugen und wanderten deshalb, da die Sonne noch hoch genug stand, an dem kleinen Flusse, der sich in die Bai ergießt, hinunter, kamen an der neu und sehr schön eingerichteten Dampfsägemühle vorbei, die dem ganzen schönen Thale seinen sicherlich unpoetischen Namen gegeben, und erreichten bald darauf das bezeichnete Haus, wo wir die Aussagen des Alcalden allerdings bestätigt fanden. Der Ort sah wild genug aus: eiserne Faßreifen lagen in ziemlichen Quantitäten auf den Dächern und dem Boden herum, und im Innern des Hauses war Alles oberst zu unterst gekehrt. Zwei lebensmüde Tische, die uns noch unschlüssig schienen, nach welcher Seite hin sie zuerst umbrechen wollten, die Überreste eines wirklichen Stuhls, einzelne Fässer, die theils zu Sitzen, theils zu Speiseschränken benutzt worden, die Hälfte eines alten blauen Rocks mit einem einzigen messingenen Knopfe, eine total durchgesessene Hose, einige paar Sockenschäfte und ein isolirter Stiefel, der auf einem Beine in der Ecke stand, füllten den innern Raum des einen Gemachs, während ein frischgemaltes tüchtiges Seeboot, mit den Rudern darüber auf den Querbalken gestützt und wohlverwahrt, den andern einnahm. Bewohnt war das Haus auf keinen Fall, die Asche im Kamin bewies aber, daß dann und wann dort gerade von der Nacht überraschte Jäger oder Bootsleute, welche die Bai hereingekommen waren, übernachtet hatten.

Gute oder wenigstens noch brauchbare Fässer — denn von Wind und Wetter mitgenommen sahen sie alle aus — standen in und vor dem Gebäude, nur noch 19 Stück statt der versprochenen 100, und deshalb war es allerdings nicht der Mühe werth, den weiten Weg mit dem Boote von der Mission Dolores herzukommen, unser Weg war also umsonst gewesen und wir konnten uns wieder auf den Rückweg machen.

Für diesen Abend war das freilich etwas zu spät, langsam schlenderten wir deshalb wieder über die Berge nach San-Rafael, sahen noch unterwegs einen Hirsch und mehre Hasen, ohne jedoch im Stande zu sein, in dem dichten Gebüsch etwas zu erlegen, und legten uns nach bei Murphy eingenommenem Abendessen ruhig in unser Boot, um schon in der Nacht mit steigender Flut von dem Schlamme, auf dem uns die Ebbe zurückgelassen, loszukommen. Um 10 Uhr Abends bekamen wir aber nur halbe Flut, kamen nicht los und mußten nun die nächste, gegen 11 Uhr am andern Morgen abwarten.

Der Morgen und die Flut kamen, mit ihnen aber auch ein ungewöhnlich starker Südwester, der mit der steigenden Sonne ebenfalls zu wachsen schien. Zwischen den Hügeln spürten wir ihn aber nicht so stark, brieten vor allen Dingen zum Frühstück unsere Enten und ruderten dann langsam den ziemlich breiten Einfluß hinunter. Enten und Schnepfen gab es in Masse, sie waren aber entsetzlich scheu, und nur im Überunswegfliegen waren wir im Stande, zwei der gro-

Digitized by Google

ßen Sumpfschnepfen, wie ein junges Huhn groß, zu schießen.

Die See brauste indessen, über das flache Land hin konnten wir schon von weitem den weißen Schaum der aufthürmenden Wogen erkennen und gegen das Ufer spritzte die Brandung in jähen Schlagwellen empor. Die Ebbe hatten wir dabei allerdings zu unsern Gunsten, der stürmische Südwest war uns aber total entgegen. Gegen Wind und Wellen legten wir uns aus Leibeskräften in die Ruder, sodaß sich das elastische Holz bei jedem Schlage bog und den widerspenstigen Kahn immer gegen neu heranstürzende Wassermassen antrieb. Nicht möglich war es dabei dicht unter Land zu halten, da der weite flache Sumpf, der sich nach dem Lande hin wol über zwei Meilen ausbreitete, das Boot zwang gerade in See zu halten, den zähen Schlamm seiner Ufer zu vermeiden. Nur langsamen Fortgang machten wir auf diese Art; dabei wurde das Wogenheer drohender und gefährlicher und der ein paar mal über Bord schlagende Kamm einzelner Wellen machte uns auch darauf aufmerksam, daß wir füllen und dann, nur zu zweien, keine Hand würden entbehren können, das eingenommene Wasser wieder auszuschöpfen; so langsam rückten wir zu gleicher Zeit vor, daß noch Stunden vergehen mußten, ehe wir im Stande gewesen wären, das andere Ufer zu erreichen; füllten wir, so war in dem weichen Schlamme nicht einmal Rettung möglich.

Ein paar rasch gewechselte Worte waren genügend, unser weiteres Verhalten zu bestimmen — der Bug des Fahrzeugs flog, von einer Woge gerade gehoben, rasch herum, und vor Wind und Wellen suchten wir jetzt, mit wirklich äußerster Anstrengung, den vor kaum einer halben Stunde verlassenen und gegen die Wogen wenigstens geschützten Hafen zu erreichen. Aber selbst zurück zeigte sich die Fahrt schwieriger als wir gedacht; ohne Steuermann lag das Gewicht der Wellen zu sehr auf der Außenseite, als daß wir ihm immer hätten so schnell als nothwendig begegnen können, und während wir zwar rasch vorwärts glitten, trieb das Boot auch zu gleicher Zeit dem schlammigen Ufer näher. Berührte nur der Kiel den Grund, daß die Wogen beim Anprallen den geringsten Widerstand fanden, so schlugen sie über uns hin und unsere Lage wäre dann allerdings eine fatale gewesen; der zähe Schlamm hätte uns selbst am Schwimmen verhindert. Soweit sollte es aber nicht kommen, dicht am Schlammufer hin glitt unser wackeres Fahrzeug, die äußerste Spitze des gefährlichen Ufers war erreicht, und im nächsten Augenblicke befanden wir uns in ruhigem, sicherm Wasser.

Rechts einlenkend, wo der kleine Fluß eine Biegung gegen die Hügel machte, glitten wir in eine kleine geschützte Bucht, befestigten dort unsern Kahn und erreichten dann auf dieser die nächsten Hügel, an denen hin wir zur am letzten Abend erst verlassenen Mission wieder zurückgelangen konnten.

An diesem Tage war an einen zweiten Aufbruch nicht zu denken, denn jedenfalls mußten wir, da der Sturm auch nicht eine Viertelstunde nachließ, die Flut des nächsten Morgens abwarten. Um unsere Zeit deshalb nur in etwas zu benutzen, besuchten wir das Missionsgebäude. Ich hatte geglaubt, die Mission Dolores stehe schon, was Kirche und Privatwohnungen anbetraf, einige Grad unter den niedrigsten Erwartungen, ich fand aber jetzt, daß ich mich im Vergleich mit dieser geirrt hatte und die Kirche und Mission von Dolores, im Vergleich mit der von San-Rafael, ein wahres Prachtgebäude sei.

In Art der Anlage haben beide Ähnlichkeit miteinander; die Jesuiten sind mit ihren californischen Missionen wol ziemlich nach einem gemeinsamen Plane verfahren, Zeit und Wetter den aus ungebrannten Lehmsteinen errichteten Gebäuden aber keineswegs günstig gewesen. Es regnete gerade was vom Himmel herunter wollte, als wir in die geräumige, aber öde Kirche traten. Die Leute, die diesen allerdings etwas wüst aussehenden Platz aus freiem Antriebe aufsuchten, hier ihre Andacht zu verrichten, konnten das gewiß dort ebenso gut als wenn das Haus von prächtigem Marmor aufgeführt und von Säulen getragen worden; die so oft gepredigte und so selten befolgte echt christliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wäre auch hier vollkommen gut repräsentirt gewesen, nur störte die Masse bunten nürnberger Flitterwerks, das wahrscheinlich gute Christen um den Altar herum aufgehäuft hatten, den wenigstens auf mich hervorgebrachten guten Eindruck und contrastirte eigenthümlich genug mit den kahlen Lehmwänden und dem durch das zerrissene Dach in förmlichen Traufen niederströmenden Regen.

Die Priesterwohnung stand in vollkommenem Verhältniß mit der Kirche; der Geistliche, ein geborener Franzose, hatte einen kranken Fuß und saß, diesen pflegend, in der hohen kahlen, kalten und feuchten Stube. Ein allem Anschein nach sehr hartes Bett, noch dazu nur dürftig mit Decken versehen, ein paar Stühle, ein wackliger Tisch, ein kleiner Bücherschrank und mehre augenscheinlich europäische Koffer bildeten sein ganzes Hausgeräth, und die Stube schmückten noch außerdem einige Heiligenbilder und ein Bündel Rosenkränze, wahrscheinlich zu Geschenken bestimmt. Die Bibliothek, in der ich mich nach alten, auf die Mission bezüglichen Werken vergebens umsah, enthielt nur einige spanische Gebetbücher und mehre Predigten im Manuscript.

(Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Erfindung, Wasserdämpfe als bewegende Kraft zu gebrauchen.

Der byzantinische Geschichtschreiber Agathias erzählt aus dem Jahre 557 n. Chr. Geburt Folgendes:

Anthemius, ein berühmter griechischer Mathematiker, Baumeister und Maschinenverfertiger, geboren zu Tralles in Kleinasien, wurde vom Kaiser Justinian nach Konstantinopel berufen, wo er Maschinen verfertigte, die allgemein die höchste Bewunderung erregten.

Das Haus des Anthemius war mit dem Hause seines Nachbarn Zeno in mehren Partien verbunden. Ueber dieses Bauverhältniß gerieth Anthemius mit Zeno in einen Rechtsstreit und verlor den Proceß, weil, wie ausdrücklich bemerkt wird, Zeno ein geschickterer Redner war. Anthemius suchte sich zu rächen und baute eine Dampfmaschine, welche Agathias also beschreibt:

Er stellte große Kessel im Boden seines Hauses auf, füllt dieselben mit Wasser an und umgibt sie mit ledernen Schläuchen, die unten so weit sind, daß sie den ganzen Umfang der Kessel verschließen. Mit diesen Schläuchen verbindet er lederne Röhren, die sich in Form einer Trompete verengen und in einer Proportion endigen. Die Enden dieser Röhren befestigte er dann so genau auf den Balken und Bretern des Zeno'schen Hauses, daß die in den Röhren enthaltene

Digitized by Google

Luft und zwar mit ungehinderter Kraft in die Höhe steigen, aber nicht herausströmen oder durchbrechen kann. Nach diesen insgeheim gemachten Vorkehrungen legt Anthemius ein kräftiges Feuer unter die Kessel und erregt es zur großen Flamme. Sobald nun das Wasser heiß und kochend geworden, entwickelt sich ein starker Dunst (Dampf), der schnell und dicht in die Höhe steigt, und da er von dem Kessel aus keinen andern Ausgang hatte, in die Röhren trieb, wo er zusammengepreßt mit verstärkter Kraft in die Höhe strebte, bis er das Dach mit fortgesetzter Gewalt angriff und dasselbe so erschütterte und bewegte, daß das Holz nach und nach zitterte und krachte. Die Hausgenossen des Zeno, von Furcht und Schrecken ergriffen, eilten auf die Straße; Anthemius aber neckte sie mit der Frage: was sie von dem Erdbeben dächten?

Der Kampf mit dem Tiger.



Digitized by Google

Der Marmorbruch in Solnhofen.



Bei der kleinen Stadt Monheim in Baiern liegt das Dorf Solnhofen an dem Flüßchen der Altmühl, und unweit dieses Dorfes gibt es unerschöpfliche Marmorbrüche, die schon seit Jahren bekannt waren, aber in diesem Jahrhundert noch einen neuen Werth erlangten, welchen ihnen kein anderer Marmor in Europa streitig gemacht hat. Sie liefern nämlich auch die besten Platten zu der jetzt so weit ausgedehnten, zu Ende des 18. Jahrhunderts erfundenen Lithographie oder dem Steindruck. Insofern werfen sie einen bedeutenden Ertrag ab, allein außerdem gewähren sie auch unendlich viel Abdrücke von Fischen und Pflanzen und andern Zeugen einer frühern Schöpfung, indem auch Versteinerungen der Art selbst oft vorkommen, was nun Naturfreunde häufig veranlaßt, sich daselbst aufzuhalten und Nachforschungen anzustellen.

Der Cluricaune.

Zwei irische Sagen.

II.*)

Ist es denn Niemand gelungen, den Cluricaune einmal einzufangen?

Doch, doch; ein Mann lebte in Werford, Jack Cassidy, das ist der einzige, der das Männlein wirklich in der Hand gehabt hat. Das ging aber so zu. Jack war ein lustiger Bursche und bummelte gern herum; auch war er schon lange einem ganz schmucken Gewächs von einem Mädchen nachgegangen, mit einem braven Haufen Geld dazu. Die Dirne hätte ihn gern gemocht, denn Jack war ein hübscher Bursche; aber der Vater wollte von keinem andern Schwiegersohne hören, als er müßte in Gold gefaßt sein, Gold gegen Gold. Da wollte es bei Jack mit der Arbeit gar nicht mehr fort, auch mit der Lustigkeit nicht mehr, er kam ganz und gar zurück.

Er hatte aber viel von dem Cluricaune gehört, der sich dort bei dem verfallenen Hofe herumtreiben sollte. Da ließ er eines schönen Morgens seinen Onkel, bei dem er in Arbeit war, selber nach Pflug, Egge und Saatkorn sehen und machte sich auf, dem kleinen Burschen nachzuspüren. Und richtig hörte er ihn bald dort hämmern, hier singen, anderswo lachen. Er schleicht dem Tone nach, immer an der Hecke hin wie die Katze nach dem Vogel und plötzlich sieht er den Cluricaune vor sich unter einem großen Blatte von Huflattich; da saß der kleine Kerl und klopfte ganz eifrig an einem Paar Schuh, und weil er sich unter die Blätter in den tiefen Schatten gesetzt hatte, dachte er, daß Niemand ihn sehen würde. Aber die Sonne war herumgekommen, ohne daß er es in seinem Eifer merkte, und

*) Vergl. vorige Nummer S. 246.

Digitized by Google

ein heller Strahl fiel auf die Stelle, wo er saß. Jack aber, der wohl wußte, worauf es ankam, hielt seinen Blick fest auf den Kobold, daß er ihm nicht verschwinden konnte, auch wenn er ihn spürte, schlich näher und näher — ein kühner Griff und das Ding zappelte in seiner Hand.

Der Kleine läßt sich nicht verblüffen. „Nun, nun, Jack! Nur nicht so hitzig! Meinen Hammer kannst du mich wenigstens mitnehmen lassen; dort liegt er, wenn du dich bücken willst."

Du denkst wol, ich werde nach deinem Hammer sehen und dich aus den Augen lassen? O ich habe klare Augen.

„Das muß wahr sein, kein Wunder, daß Peggy sich drein vergafft hat; schade nur, daß der Alte nicht auch soviel Freude an braunen Augen hat; dem ist der gelbe Schein lieber."

Mache dir darum keine Sorge, mein Männchen! Mit deiner Hülfe soll der Alte bald merken, daß es mit mir anders geworden ist.

„Nun gut, du bist ein schlauer Bursche, Jack! Und wenn du mich fein sachte nach dem Dreiwinkelfeld hinübertragen willst, so will ich dir zeigen, was schon der Mühe werth ist."

Also nach dem Dreiwinkelfeld! sagte Jack ärgerlich, denn da ging es durch ein tiefes Ende Moorgrund und Jack hatte seine besten Kleider an und gar keine Lust, sie zu ruiniren. Er suchte den trockensten Weg, gerieth aber doch bis über die Knie in den Quark, und gerade wie er festsaß, kam ein Windstoß und führte seinen neuen Hut weg sammt der schönen Schleife, die er von Peggy hatte. Der Cluricaune aber kicherte und zappelte; doch war Jack nicht so dumm, daß er dem Hute nur nachgesehen hätte; fest sah er auf den gefangenen Burschen.

„Es thut mir leid um deinen Hut, Jack! Aber wer kann für den Wind!"

Du Heuchler! sagte Jack und gab dem Cluricaune einen tüchtigen Quetscher. Aber loskommen sollst du mir nicht, der Wind müßte mir denn die Augen aus dem Kopfe wehen, mit mir kommst du nicht fort.

Der Kleine verdrehte die Augen, schwieg eine Weile und sagte dann freundlich: „Sieh' einmal, Jack! Du bist doch ein rechter Narr, daß du hier so im Schmuze herumpatschest und nicht einmal siehst, wo du die Füße hinsetzest. Hättest du deine Augen immer so auf deiner Arbeit, wie du sie jetzt auf mich hältst, so hättest du dir deine Peggy längst verdient und brauchtest nicht nach einem Cluricaune herumzuschleichen und ihn durchs tiefe Moor zu tragen, als wäre es eine heilige Reliquie, und deine Kleider zu verderben. Nimm's nicht übel, Jack, du siehst aus wie ein Ferkel; und dein schöner Hut — ist es etwa das schwarze Ding, was dort fliegt?"

Als ob du nicht einen Raben von einem Filzhute unterscheiden könntest, alter Schelm, antwortete Jack; denn er merkte wol, wo es hinauswollte, schämte sich aber doch nicht wenig, weil der Kleine im Grunde nur die Wahrheit gesagt hatte von wegen der Arbeit. Der andere aber that, als merkte er nichts.

„Ein Rabe war es also, Jack? Auch gut; jetzt sind wir auf dem Trocknen und nun marschire gerade auf den Busch dort zu. Wirst du ihn finden?"

Warum nicht? lachte Jack. Ich wollte mit verbundenen Augen jeden Weg und Steg im Lande finden.

„Das ist nicht gut, Jack! Ein Bursche, der immer unterwegs ist, setzt ebenso wenig den gelben Schein an, woran deinem Alten soviel gelegen ist, als der rollende Stein Moos ansetzt. Und was Peggy auf die Länge dazu sagen würde, wäre auch die Frage."

Jack sagte nichts, aber er dachte, wenn er auch kein Geld aus dem alten Grashüpfer herauspressen könnte, an gutem Rathe hätte er schon viel profitirt.

„Jack, Jack, laß mich los!" rief der Cluricaune, als sie bei dem Busche ankamen. „Grab' nur das Farrnkraut dort heraus und darunter, drei Ellen tief, findest du einen großen Topf mit Gold."

Grab' du selbst und ohne Umstände, Alterchen! sagte Jack und schüttelte im Eifer den Kleinen, daß die Knöchelchen ihm krachten.

„Aber sei doch vernünftig, Jack! Du siehst ja, ich habe keinen Spaten, sonst thät' ich es von Herzen gern."

Jack aber war ganz wild, weil er an den Goldtopf dachte und schrie: Ich erwürge dich, du Kröte, wenn du noch Umstände machst.

Ach Jack, liebster Jack, hilf mir! rief plötzlich ganz nahe bei ihm Peggy's Stimme.

Jack drehte sich schnell um, aber da war keine Peggy, der Cluricaune war aber auch verschwunden, ein höhnisches Gelächter aber erschallte, von dem der ganze Moor erbebte. Jack fluchte nach Herzenslust, doch gab er nicht Alles verloren; er band sein rothes Halstuch um das Farrnkraut, schnitt eine Ruthe vom nächsten Haselbusch, machte einen Reif daraus, kniete nieder und betete drei Paternoster vorwärts und drei rückwärts. Damit meinte er den Goldtopf gebannt zu haben, bis er am andern Morgen mit dem Spaten kommen könnte. Vergnügt trollte er nach Hause und rechnete aus, was er Alles kaufen wollte, wenn er das Geld erst hätte. Mit Sonnenaufgang war er wieder auf dem Dreiwinkelacker und sah schon von fern sein Farrnkraut mit dem rothen Tuche, wie er aber näher kam, sah er nicht einen Farrnkrautbusch mit einem rothen Tuche, sondern mehr als hundert, einer gerade wie der andere.

Da setzte sich Jack auf die Erde und weinte bitterlich, und als er wieder das wüste Lachen von gestern hörte, ward er erst fuchswild und wußte gar nicht, was er anfangen sollte vor Zorn; aber das half ihm nichts und er sagte zuletzt: Du sollst mich doch nicht angeführt haben, du Krabbe! Kann ich dein gelbes Gold nicht kriegen, so soll mir wenigstens dein guter Rath dienen. Seitdem war Jack Caßidy der beste Arbeiter und der fleißigste Bursche weit und breit; nach ein paar Jahren hatte er soviel vorsichgebracht, daß er um Peggy anhalten und sie heimführen konnte, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Die Teufelsmauer in Süddeutschland.

Es gibt in unserm Vaterlande Dinge, welche die Aufmerksamkeit eines Reisenden so sehr verdienen als irgend Etwas in fremden Landen. Theils ist es deutschen Ursprungs selbst, theils ein Überbleibsel der alten Römer aus der Zeit, wo diese einen Theil von Deutschland in ihrer Gewalt hatten. Zu den merkwürdigsten Dingen der letztern Art gehört die vom Volke so benannte Teufelsmauer in Süddeutschland, ein Werk, dessen Name allein schon beurkundet, daß es mehr als das Werk menschlicher Kräfte zu sein scheint.

Um nämlich ihre süddeutschen Besitzungen diesseit der Donau gegen den Andrang der nördlich herunterkommenden Völkerschaften zu sichern, legten die Rö-

Digitized by Google

mer jenseit dieses Flusses eine Mauer an, die in der Gegend von Regensburg anfing und bis nach Köln am Rhein fortlief, also eine Länge von wol 80 deutschen Meilen hatte. Berge, Abgründe und Flüsse waren dabei für sie kein Hinderniß, und es läßt sich diese Mauer, so fest war sie gebaut, noch meilenweit durch ganz Schwaben, Baiern u. s. w. verfolgen. Bald sind hohe Eichen auf ihr gewurzelt, bald deckt sie fruchtbarer Grasboden, bald ruhen halbe Dörfer auf ihr, bald dient sie, 3—4 Ellen breit, zu einem Wege von Dorf zu Dorf, durch Wälder u. s. w. Hinter der Mauer selbst, bald in näherer, bald in größerer Entfernung, lief die feste Heerstraße, auf welcher ihre Legionen von einem Kastell zum andern, von einem Lager zum andern, von einem Thurm zum andern kommen konnten, und auch von dieser Straße lassen sich die Überreste oft stundenlang nachweisen. Es war nämlich die Mauer selbst wol mit 150 Thürmen und vielen Kastellen versehen, wodurch sie durch die darin befindliche Mannschaft leicht vertheidigt und der anrückende Feind von fern gesehen werden konnte. Besonders standen solche Kastelle da, wo die Mauer über einen Fluß lief und wo das Kastell theils als Brücke diente, theils den Fluß vertheidigte. Hinter der Mauer selbst lagen eine Menge Colonien, wo der nicht im Dienst beschäftigte römische Soldat das Feld baute, welches ihn und seine Familie nährte.

Es ist klar, daß so ein Werk nicht mit einem male entstand; im Gegentheil ist es ziemlich ausgemittelt, daß es unter dem Kaiser Hadrian angefangen und erst 180 Jahre darauf unter dem Kaiser Probus vollendet wurde. Hadrian ließ sie blos als Pfahlwerk beginnen und davor einen Graben auswerfen, dessen Erde nun einen Wall bildete. Dieser ursprünglichen Anlage zufolge führen noch jetzt eine Menge naheliegender Orte einen Namen, der davon seinen Ursprung hat. Erst nach und nach verwandelte sich das Pfahlwerk in Mauerwerk von einer Größe und einem Umfange, daß, um den jetzt davon entstandenen Schutt wegzuräumen, Menschen und Lastthiere des ganzen Landes ringsumher vonnöthen wären. Ungefähr hundert Jahre entsprach die Mauer ihrem Zwecke, dann ward sie von den wilden Völkern durchbrochen und sie füllten mit den von ihr abgebrochenen Steinen den vor ihr befindlichen Graben aus; man kann daher jetzt nirgend, nach so vielen Jahrhunderten, auf ihre vollkommene Höhe und Dicke schließen, doch erscheint sie noch jetzt oft 10—12 Fuß breit und dürfte also wol 18—24 Fuß Höhe gehabt haben. Die Thürme selbst scheinen immer eine halbe Stunde voneinander entfernt gewesen zu sein. Feste Lager fanden sich an den schicklichsten Orten hinter ihr und dienten als Centralpunkte, von wo aus die nöthige Mannschaft nach jedem bedrohten Punkte der Mauer aufbrechen konnte, und sie ergänzte sich wieder aus den Colonien, wo jeder Knabe Soldat werden mußte.

Englische Wette.

Ein Akrobat, Namens Backer, der fast sechs Fuß Länge und die sonstigen, solchem Maße entsprechenden Körperdimensionen besitzt, hat in Leeds die Wette eingegangen, sich in einen verschlossenen Korb von 2 Fuß 7 Zoll Länge, 1 Fuß 7 Zoll Weite und gleicher Höhe verpacken und auf der Eisenbahn von Leeds nach Bradford und wieder zurück als Passagiergut binnen 4½ Stunden transportiren zu lassen, ohne während dieser Zeit aus seinem Behälter auch nur auf einen Augenblick herauszugehen. Er nahm eine Flasche Branntwein und einige Orangen mit sich in den Korb, überstand den Transport und gewann so ohne die mindesten Nachwehen den 10 Pf. St. betragenden Einsatz.

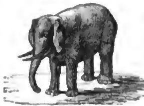
Der Manzenillebaum.



Zu den vielen ausgezeichneten Hölzern, die sich durch Festigkeit, schöngeflammte Flächen und wohlfeile Preise trotz des weiten Transports auszeichnen, der aber nicht in Betracht kommt, da sie nur als Ballast mitgenommen und ohne Kosten an den Küsten geschlagen werden, gehört auch der Manzenillebaum. Er ist vornehmlich in Haiti oder S.-Domingo einheimisch und einer der stattlichsten Waldbäume. Unsere Meublestischler verarbeiten ihn besonders gern zu Fourrnituren, ohne oft zu wissen, woher er kommt und wie er heißt. Indessen meinen manche Botaniker, daß der Manzenillebaum zum Sumachpflanzengeschlecht gehöre und einen giftigen milchartigen Saft enthalte, der auf der Haut gleich glühenden Kohlen brenne und Blasen ziehe. Es könne der Baum nur geschlagen werden, wenn man ihn durch ein lebhaftes Feuer ringsumher gleichsam ausgedörrt habe. In Martinique sollen ganze Waldungen der Art durch Feuer vernichtet worden sein.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Wie man in Indien auf Elefanten reitet. Der Rücken ist der empfindlichste Theil des Elefanten, und ihn gegen Verwundungen zu schützen ist die höchste Sorgfalt seines Wärters. Daher wird zuerst ein mit Haaren dick gepolstertes Kissen auf den Rücken des Elefanten gelegt. Über diesem Kissen ist eine lange herabfallende rothe Tuchdecke, mit Gold gestickt, ausgebreitet, auf welcher der Haudah ruht und durch Stricke und Gurte um den Leib befestigt wird. Dieser Haudah ist unsern Schlitten sehr ähnlich und hat für zwei Personen und deren Diener Sitze. Der Mahoud, welcher den Elefanten mit einer eisernen Gabel leitet, deren Spitze nach außen gebogen ist, sitzt hinter den Ohren auf dem Halse des Thiers und der Treiber läuft mit einem großen Knüttel neben dem Elefanten, ihn durch Zuruf oder Schläge antreibend. Eine Leiter hängt dem Elefanten zur Seite. Sobald man ihn besteigen will, ruft der Mahoud: Beit! beit! (Lege dich nieder!) Der Elefant thut es, die Leiter wird angelegt und man besteigt ihn. Sein Schritt ist so lebhaft, daß ein Reiter ihm nur scharf trabend zur Seite bleiben kann; er macht gewöhnlich 24 Meilen den Tag. Um sich zu kühlen und vom Staube zu reinigen, bespritzt er sich von Zeit zu Zeit mit dem im Rüssel aufgenommenen Wasser.

Die Wüsten stehen in Bezug auf ihre Verbreitung und Ausdehnung auf unserer Erdoberfläche zum Fruchtlande in einem ähnlichen Verhältnisse wie das Festland zum Wasser. Sowie nämlich das Festland in großen Inseln zusammengeballt ist und nur kleinere Theile des Wassers umgebend und isolirend in seinem Innern einschließt, indem es selbst überall von dem großen Wasseroceane umgeben wird, das Wasser dagegen große Massen von Festland umfaßt und nirgend von demselben continental umgeben wird, so werden auch einzelne Theile des Fruchtlandes als Oasen in den Wüstenkörper eingeschlossen und ebenso einzelne Theile der Wüste als Wüstenenclaven in die Masse des Fruchtlandes verflochten. Solche von Fruchtland umgebene oder doch wenigstens von fruchtbaren Küsten umsäumte Wüsten sind die Steppen Osteuropas und Mittelasiens, die Llanos und Pampas Südamerikas, die Landes von Frankreich, die Haiden Deutschlands, die afrikanische Sahara u. s. w. Völlig inselartig umschlossene kleinere Sandwüsten sind die Wüste Atacama an der Meeresküste von Bolivia, die Wüste Naubendan in Persien, die westliche Wüste Hindostans im Osten des Sind. Absolute Wüsten sind aber weit seltener, als man zu denken pflegt. Die Wüsten Südamerikas bedecken sich fast alle zur Regenzeit mit dem üppigsten Pflanzenwuchse, der alsdann einer Menge von Thierheerden treffliche Nahrung gibt. Alle Haidewüsten und Steppen Europas sind bewohnt und mit Äckern und Gärten durchwebt, die Sandwüsten Asiens mehr oder weniger beweidet und selbst zum Theil beackert. In mancher Sprache sind verschiedene Worte für die verschiedenen Grade der Wüste ausgebildet; so heißt im Mongolischen Khangai eine Steppe mit nutzbaren Kräutern und Quellen, Gobi eine Steppe ohne Wasser, und Schamo eine sandige, völlig wüste Mitte der Gobi.

Mechanische Kunstwerke der Vorzeit. Die künstliche Uhr, welche der Khalif Abdallah von Persien Kaiser Karl dem Großen im Jahre 807 nach Aachen schickte, ward nach Eginhard's Bericht durch Wasser bewegt. Die Stunden wurden angegeben durch das tönende Herabfallen kleiner Kugeln wie durch das Hervortreten von kleinen Reitern aus ebenso vielen sich öffnenden Thüren. Viel merkwürdiger aber noch war das Kunstwerk, welches der Sultan von Ägypten im Jahre 1232 dem Kaiser Friedrich II. schickte. Es war ein großes Zelt, in dem Sonne und Mond, durch künstliche Vorrichtungen bewegt, auf- und untergingen und in richtigen Zwischenräumen die Stunden des Tags und der Nacht zeigten. Der Kaiser ließ dieses Kunstwerk, dessen Werth auf 20,000 Mark angegeben wurde, in Venusium bei andern Schätzen aufbewahren.

Laviren. Kaiser Alexander ging eines Tages in der Nähe der Admiralität spazieren, als ihm ein in Trunkenheit taumelnder Seeoffizier begegnete. „Was machst du hier?" fragte der Kaiser ernst. „Ew. Majestät", lallte der Offizier, „ich — ich lavire." Der Kaiser lächelte und der Offizier hatte sich durch seine Antwort vom Arreste befreit.

Ein Zimmetgarten auf Ceylon. Unter vereinzelten Cocospalmen und Bananen — so erzählt Orlich — standen in sandigem Boden gleich verwilderten Büschen die Zimmetstauden. Die Schößlinge werden im Beginn der Regenzeit gepflanzt und geben schon nach sechs Monaten solche Triebe, daß die Borke davon gebraucht werden kann; aber um den Stock zu kräftigerer Entwickelung zu bringen, schneidet man die jungen Sprößlinge ab, und erst wenn er die gehörige Dicke erreicht hat, werden die Ruthen abgenommen, beschabt, die Borke abgelöst und getrocknet. Ein Acker kann von einem Menschen bestellt werden und bringt eine jährliche Rente von 10 Pf. St.

Ursprung der Hauptstadt Dänemarks. Die Gegend, wo Kopenhagen liegt, war noch zu Anfange des 11. Jahrhunderts völlig unbewohnt, weil Seeräuber häufig den Hafen besuchten und das Land umher unsicher machten. Um jene Zeit wurde vom Bischof von Roeskilde, Absalon Huide, welchem die Landschaft als Domaine gehörte, zu ihrer Beschützung ein Fort angelegt. Bald darauf ließen sich einige Fischer in der Nähe desselben nieder; die wohlhabendsten unter ihnen errichteten mit der Zeit Magazine und vergrößerten ihre Wohnungen, um die Fremden, welche zum Einkaufe der Fische kamen, beherbergen und mit Lebensmitteln versehen zu können. Dadurch bildete sich in kurzem ein ziemlich lebhafter Verkehr mit dem In- und Auslande, sodaß man die neuentstandene Ortschaft „Kiöbmannehaven" (Hafen der Kaufleute oder Handelshafen) nannte, woraus späterhin der Name „Kiöbnhaven" entstand, welchen die Stadt noch gegenwärtig in dänischer Sprache führt. Im Jahre 1204 erhob Bischof Inus Grand „Kiöbmannhaven" zur Stadt, deren Name sich im Munde der Deutschen zu „Kopenhagen" umgestaltete.

Das Haferbrot, welches in Schottland und Irland eine so große Rolle spielt, wird sehr einfach aus den grob gemahlenen Körnern des Hafers, des vornehmsten Getreides von Schottland und Irland, gebacken. Das Mehl wird nämlich mit Wasser zu einem dicken Brei angemacht und auf einem erwärmten Eisen ausgebreitet, einer cirkelrunden Platte, die man in jeder irischen Hütte findet und die mit ein paar Händen voll Strohfeuer heiß gemacht wird. Der Brei wird darauf ausgebreitet wie ein dünner Pfannkuchen und ist in einigen Augenblicken gahr, eßbar und trocken wie Zwieback. Auf Englisch heißen diese Kuchen Oat-cakes, und wenn die Irländer fremden Reisenden versichern, daß ihre Oat-cakes außerordentlich gesund und nahrhaft seien, so kann man dies doch wol nur vergleichsweise mit den wässerigen und nahrungslosen Kartoffeln von ihnen sagen; denn diese Kuchen können der Natur der Sache nach nicht viel mehr Geschmack haben als mit Wasser angemachtes und nachher getrocknetes Mehl.

Ursache und Wirkung. Ein aus dem Felde zurückgekehrter Offizier beklagte sich gegen einen Friseur, daß sein Haar grau geworden wäre. „Ja, ja", bemerkte der Friseur, „Furcht hat manchmal eine wunderbare Wirkung auf das Haar."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 398.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [17. August 1850.

Kensingtonpalast.



Zu den vielen ebenso großen als mit allem nur erdenkbaren Luxus ausgestatteten Palästen innerhalb der weitläufigsten Gärten gelegen, welche dem englischen Hofe offen stehen und Eigenthum der Krone sind, gehört namentlich seit langer Zeit der Park und Palast Kensington, nur einige Stunden von London gelegen, dicht bei einer Stadt, von 18,000 Einwohnern belebt, die ebenfalls diesen Namen hat. Für den Engländer, namentlich für den londoner Gentleman, ist hier ein gewöhnliches Ziel bei seinen Ausflügen aufs Land, denn der Park beim Palaste ist namentlich durch seine Treibhäuser ausgezeichnet, und dies will dort bei einem königlichen Besitzthume der Art gewiß viel sagen. Dann aber ward auch in Kensington die Königin Victoria geboren, und jemehr der Engländer seinem Königshause überhaupt, besonders aber der jetzigen Königin ergeben ist, destomehr theure Erinnerungen knüpfen sich dann natürlich auch bei jedem Besuche an diese ihre von der Natur wie von der Kunst so überreich ausgestattete Wiege ihrer ersten Jugend.

Reise um die Erde.

(Beschluß.)

Indianer sahen wir nur wenige in der Mission; das Missionswerk scheint überhaupt für Californien vorbei zu sein. Man wird allerdings die wenigen armen eingeborenen Teufel, die nach der gewaltsamen Entwickelung dieses wunderbaren Landes noch übrigbleiben, zu der äußern Bekennung der christlichen Religion bringen, dabei wird es aber auch bleiben, und sich um ihr wirkliches Christenthum Niemand besonders kümmern.

In San-Rafael beabsichtigte man ebenfalls eine Stadt anzulegen, wie überhaupt an sämmtlichen nur

Digitized by Google

halb günstig gelegenen Plätzen der Bai, und Bauplätze wurden zu 30 Dollars ausgeboten.

Die Nacht schliefen wir, um dem starken, von heftigem Winde begleiteten Regen zu entgehen, in Mr. Murphy's Hause. Gegen Morgen legte sich der Sturm und um 11 Uhr, als sich das schlimmste Wetter gelegt und die See etwas beruhigt hatte, gingen wir aufs neue in See — diesmal aber mehr vom Winde begünstigt als gestern unter Segel. Allerdings mußten wir, so dicht wir konnten, bei dem Winde halten und machten deshalb keinen sehr bedeutenden Fortgang, die Ebbe war uns aber ebenfalls günstig, und nur etwas zu weit in die Mitte der Bai hinausgetrieben, hielten wir scharf auf die obere Spitze von Los Angelos zu. Nach Mittag drehte sich der Wind wieder etwas, wir mußten das Segel einziehen und zu den Rudern greifen und erreichten etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang nach schwerer Arbeit Los Angelos.

Am westlichen Ufer der Insel hin hielten wir uns diesmal, noch immer von der abströmenden Flut begünstigt, und lagen dort etwa eine halbe Stunde still, uns theils auszuruhen, theils die nächste Flut abzuwarten, um mit dieser gegen San-Francisco hinauf zu halten. Der Abend rückte aber zu rasch heran und der Himmel selbst sah viel zu drohend aus, als daß wir viel Zeit hätten unnütz versäumen dürfen. Wir setzten deshalb das Segel wieder und hielten an der Insel Alcatraces vorüber, auf die Westspitze der Insel Yerba Buena zu, von wo aus wir hoffen durften, entweder die über der Stadt und nach Dolores zu liegende Baispitze oder doch wenigstens die Stadt selbst zu erreichen, und von da an konnten wir dann, von dem hohen Ufer geschützt und von der steigenden Flut begünstigt, noch in derselben Nacht in den Baiausfluß der Mission Dolores einlaufen. Wind und Wetter machten uns jedoch einen bedeutenden Strich durch diese Rechnung.

Noch vor Yerba Buena kam uns der Wind wieder entgegen und wir mußten rudern, und als wir kaum das erste und äußerste der vor San-Francisco vor Anker liegenden Schiffe erreicht hatten, und gerade als sich die Flut drehte, brauste es wieder über die See herüber und der weiße Kamm der heranbrechenden Wogen kündete uns eine Fortsetzung des gestern Begonnenen. Dabei wurde es dunkel; sollten wir es jetzt wagen, nach dem noch über zwei Meilen entfernten Lande in solch stürmischer See hinüberzuhalten? Jedenfalls wäre es sehr gewagt gewesen, und da die Noth es nicht dringend erfoderte, beschlossen wir da, wo wir uns gerade befanden, liegen zu bleiben. Hinten am Spiegel der Barke hing nämlich ein ziemlich großes Lichterboot, eine sogenannte Scow. In dieser lagen einige Breter, das Boot befestigten wir an die Scow, schoben uns die Breter dachförmig zurecht, deckten unser Segel darüber und machten uns dann bereit, die Nacht hier zu verbringen.

Immer lauter heulte aber der Sturm, immer höher hoben sich die Wogen und unser Boot drohte an der schweren Scow zu zerschellen. Mit in dem Lichter gefundenen Stricken und einem sandgefüllten Sack, den wir neben den zusammengedrehten Seilen über Bord hingen, sicherten wir in etwas unser Boot; wie sich das Wetter aber verschlimmerte, wurde auch dessen Zustand bedenklicher, und zuletzt erreichte es einen solchen Grad, daß wir die Erhaltung unsers Fahrzeugs fast aufgaben und wenigstens Alles, was herausgenommen werden konnte, wie Ruder, Dollen u. s. w., in die Scow retteten. Provisionen hatten wir, außer etwas trockenem Schiffszwieback und den beiden, aber doch nicht roh zu verwendenden Schnepfen, keine, auch keinen Appetit etwas zu verzehren, und müde und kalt drückten wir uns, nachdem das Boot so gut verwahrt war wie es die Umstände nur gestatteten, unter unser extemporirtes Schutzdach, unter dem wir wie in einem Sarge lagen.

Ich habe schon manche schlechte Nacht in meinem Leben mit durchgemacht, so gefroren aber noch in keiner. An Schlafen war dabei gar nicht zu denken; die Wogen schlugen gegen die Scow an, hoben sie und schleuderten sie hin und wieder; der Regen klatschte auf das Segel nieder, der Sturm heulte, und zum Überfluß hing noch ein anderer, aus rohen Bretern roh gezimmerter Kahn an demselben Schiffe mit uns, barst schon in der ersten Stunde durch die wiederholten Schläge und donnerte nun seine Stücke die ganze Nacht hindurch gegen die Vorplanken der Scow an, auf denen wir gerade mit dem Kopfe lagen.

Schlaflos warfen wir uns die ganze Nacht auf den feuchten Planken herum und der kalte Wind pfiff unter dem Segel durch, daß uns das Mark in den Knochen erstarrte. Die Vergangenheit trug ebenfalls nicht dazu bei, mir wenigstens meine Lage zu erleichtern — an demselben Abend hatte ich im vorigen Jahre die Meinen verlassen, und jetzt?

Die Nacht kam mir so lang wie ein Monat vor, und als der Morgen endlich trübe durch unser naßgraues Segel dämmerte, konnte ich die erstarrten Glieder kaum noch bewegen. Mein erster Blick war nach dem Boot, der zweite nach Himmel und Wellen — das Boot lag wirklich noch unbeschädigt neben uns, die See hatte sich beruhigt, der Sturm etwas nachgelassen, und wenn uns auch der Wind entgegen war, konnten wir doch jetzt leicht mit Rudern das Ufer gewinnen.

Unser Frühstück hielt uns nicht lange auf, ein Stück Schiffszwieback und ein Schluck Wasser; rasch packten wir unsere Habseligkeiten wieder in das Boot und stießen, jetzt mit der besten Hoffnung, von unserm Nachtquartier ab.

Das Schiff, an dem wir gelegen, war eine große französische Barke, L'Abeille und von den Leuten die wir an Bord sahen, wie sie uns von dort herunterriefen, vor einigen Tagen aufgefangen, ohne daß weder ein Capitain noch sonst irgend Jemand von der Mannschaft an Bord gewesen wäre.

Nach zwei Stunden etwa erreichten wir San-Francisco. Wir sahen übrigens aus wie Räuber und Mörder und wären in jeder Stadt Deutschlands augenblicklich beim Kragen genommen und durch irgend einen wohlwollenden Polizeidiener der Aufmerksamkeit der Straßenjungen entzogen worden. Hier aber fällt das nicht auf, die Leute sind an abenteuerliche Gestalten jeder Art gewöhnt; undelästigt konnten wir uns restauriren und liefen noch an demselben Morgen, allerdings etwas müde, sonst jedoch wohl und gesund, in den kleinen Fluß der Mission Doloresbai ein.

Die fleißigen Männer und die faulen Frauen in Guettary.

Guettary, am Meerbusen Biscayas gelegen, ist ein ziemlich unbekannter, aber nahrhafter Ort von etwa 50 Häusern, die auf Bergen und in Schluchten, zwi-

Digitized by Google

chen Obstbäumen versteckt, auf einem Raume von vielleicht einer Quadratstunde zerstreut umherliegen. Außerdem findet sich noch eine Kirche und um sie gruppiren sich noch 10—12, hier stattlich zu nennende Häuser; denn Guettary ist auch ein Seebad, wo es freilich keinen Luxus, kein Theater und Concert, aber umsomehr ein Badepublicum gibt, das nur des Meeres wegen kommt und in seinen Wellen Erleichterung oder Befreiung von wirklichen Leiden sucht. So hoch auch bisweilen die Wellen gehen, so wenig drohen sie den Badenden Gefahr, wenn sie gegen das glatt und fest aufsteigende Ufer toben und hier endlich sich brechen, indem die Gruppen der Badenden, oft Arm in Arm eine Reihe bildend, sie keck und fröhlich scherzend erwarten, für einen Augenblick unter dem Wogenberge verschwinden und dann jubelnd wieder zum Vorschein kommen wie Halbgötter des Meers oder Nereiden, von einem graubärtigen, sonnenverbrannten Neptun, einem alten Matrosen beherrscht, der als Bademeister dabei an der Spitze steht und Befehle gibt, wie man die Welle empfangen und abwarten soll.

Schon insofern würde Guettary sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen können, allein die Männer hier sind alle Seeleute und machen, wie so viele unserer Helgoländer, bedeutende Reisen oder beuten ihre Küste und das daran hinrauschende Meer aus. Die Meisten gehen namentlich als Matrosen alljährlich auf den Stockfischfang nach Neufundland und kommen, wenn die Zeit vorbei ist, mit einem Sümmchen von 800—1000 Francs wieder heim. Die Andern, welche das heimatliche Gestade lieber im Auge behalten, gewinnen, wenn es gut geht, ebenso viel mit dem Thunfischfang. Der letztere wird hier allerdings nicht so im Großen betrieben wie im Mittelländischen Meere, namentlich längs der italienischen Küste, bei Sardinien und Sicilien. Die hier und da unergründliche Tiefe der Bai von Biscaya, die Felsengestade derselben, die oft wochenlang herrschenden Stürme lassen nicht das Auslegen großer Netzwände zu. Auch der Fisch selbst ist von einer andern und zwar kleinern Art, allein sein Fleisch ist viel zarter als das des italienischen und eignet sich daher viel mehr zum Mariniren, d. h. also auch zum Versenden nach allen Orten hin. Da es nicht mit den Netzen geht, fängt man ihn mit der Leine. Alles fährt weit hinaus ins offene Meer, oft 20—30 Stunden weit, um den sorglosen Bewohner des Oceans mit einem sardellenartig ausgeschnittenen Stückchen Leinwand zu ködern und dann zu tödten, auf einer offenen Jolle, auf einem Meere herumzugaukeln, wo die Küste überall ein Felsenriff ist und nur selten weit voneinander getrennte Schlupfwinkel bietet. Gelingt jedoch der Fang, so wirft er viel Gewinn ab. Manchmal fängt man 60—80 Thunfische, jeden von 30 Pfund im Durchschnitt; ein solcher Fischzug, binnen zwei oder drei Tagen vollbracht, trägt der Mannschaft einer Jolle, die sechs Köpfe beträgt, vielleicht über 1000 Francs ein. Wo gäbe es ein Gewerbe, das bei so verhältnißmäßig geringer Anlage und Betriebscapital gleiche Aussicht auf Gewinn böte? Hierzu kommt nun auch noch der Sardellenfang; denn wo es Thunfische gibt, ziehen auch die Sardellen zahlreich. Sie gehen voraus, sich ins Verderben stürzend und den ihnen folgenden Thunfisch ebenso dem Tode zu überliefern. Einzelne Bewohner von Guettary sind auf solche Art mit nichts, als Fleiß und Sparsamkeit ausgerüstet, gar schnell zu Wohlstand und selbst zu Reichthum gekommen. Allein das alte „Wie gewonnen, so zerronnen" bestätigt sich auch hier, und besonders gibt man hier dem weiblichen Geschlecht Schuld, daß es ebenso schnell Alles unter die Leute bringe, was die Männer, wenn auch oft schnell, doch immer mit Mühe und Gefahr zusammengebracht haben. Nicht so sittig, züchtig, fleißig und genügsam wie unsere Helgoländerinnen, sind die Frauen, immer von Matrosen umgeben, was Sitte und Ungebundenheit betrifft, selbst zu Matrosen geworden, wenigstens zu halben. Sie überlassen sich dem Trunke, und kommt der Vater oder Gatte von Neufundland heim, so geht oft der größte Theil des Lohns oder Gewinns für Bezahlung Dessen auf, was Fleischer und Bäcker, besonders aber der Weinhändler zu fodern haben, den übrigbleibenden Rest holen sie dann auch gar bald nach, und Guettary, das allein wol 200 Köpfe zum Stockfischfang nach Neufundland sendet und mittels ihrer ein jährliches Einkommen von 200—250,000 Francs zieht, das noch Thunfische und Sardellen gewinnt, ist dessenungeachtet ein armer Ort, weil es Niemand hier zusammenzuhalten weiß, wie man sagt; ein Fehler, der im Allgemeinen den Bewohnern des Baskenlandes nicht vorgeworfen werden darf. Einige Stunden weiter im Innern desselben würde sich die Sache anders gestaltet haben, weil da der Landmann ebenso fleißig als sparsam ist.

Der englische Gesandte und der Director des botanischen Gartens in London.

Es ist etwa 15 Jahre her, als in London ein persischer Gesandter war, der sich natürlich in der großen Königsstadt an der Themse nicht wenig umsah, da ihm der Abstand zwischen Ispahan, Teheran oder Tabris nur gar zu lebhaft vor Augen trat. Unter Anderm kam er auch in den botanischen Garten, und der Director, Jesse, gefiel ihm gleich im ersten Augenblicke. „Bad neest! Bad neest!" rief er seinem englischen Dolmetscher zu; „gar nicht übel, gar nicht übel! Was ist er denn? Was treibt er denn?" Ja für den Director eines botanischen Gartens hat die persische Sprache kein Wort; der Dolmetscher umschrieb die Würde also: Er ist Vezier über die königlichen Pflanzen, Gesträuche und Bäume! „Wie?" rief der Gesandte dem Mihmandar oder Dolmetscher zu, „ist meine Mutter eine Kuh, daß du mir solche Märchen aufheften willst? Hat man je gehört, daß es einen Vezier über Dinge gibt, die höchstens zum Kohlenbrennen taugen?" Der Dolmetscher wiederholte es ihm nicht nur nochmals, sondern setzte auch hinzu, daß der Mann Schreiber und dergleichen unter sich habe. „Immer ärger, immer ärger!" rief der Gesandte. „Da habt Ihr euern Bart mit dem eines Esels vertauscht! Wie viel Tomauns hat denn der Mann für seine Stelle gegeben? Was für Peischkest (Geschenke) bekam der erste Vezier?" „Nichts hat er gegeben", war die Antwort; „im Gegentheil bekommt er jährlich einen Beutel voll tausend goldener Tomauns vom Schatzmeister des Königs, daß er die Bäume und Büsche in den verschiedenen Parks und Anlagen zählt." Jetzt hatte die Geduld des Gesandten ein Ende. „Die ungläubigen Hunde finden kein Ende mit ihren Lügen!" rief er. „Mögen ihre Gesichter schwarz werden! Mögen sie Erde essen! Pah! Pah! So etwas ist nicht möglich! Wer will etwas von den Bäumen in Persien wissen? Wer bekümmert sich darum als etwa ein dummer Türke, der Kohlen brennt? Wer bekümmert sich um die Bäume, wenn

Digitized by Google

er Wasser und Gras braucht? Tausend goldene Tomauns! Billah! Tallah! Wer hat je so etwas vernommen? Das ist ja mehr, als der erste Vezier, der Stallmeister und alle Beamte des Palastes in Teheran haben! Tausend goldene Tomauns! Und wer kann die Bäume in den Wäldern von Ghilan und Mazanderan zählen? Tausend Tomauns! Ei da kann er ja Weiber halten, so viele und mehr als der Schah selbst! Die schönsten Circassierinnen kann er wählen, die auf den Markt gebracht werden!" Allein es riß nun auch das Geduldsfädchen des Engländers. „Was sind das für Worte!" rief er, als er sah, daß der Gesandte immer mehr in Zorn gerieth und über seine linke Achsel hinblies. „Was ißt du für Schmuz? Herr Jesse ist kein Kissil-Pascha; er braucht keine Sklavinnen aus Circassien oder dem Lande der Kurden; ihn verlangt nicht nach Mädchen, schön wie die Pfauen, deren Antlitz dem Vollmonde gleicht, mit Augen, die kaum der Finger und Daumen eines Mannes umspannt; willst du die Sitten eines Landes ändern? Wenn dein Schah einen Bart trägt, so steht es unserm Könige frei, den Bart abscheren zu lassen, und wenn du ein Dutzend Frauen hast, kann Herr Jesse mit einer zufrieden sein; in seinem Hause ist kein Harem; seine Zimmer sind alle offen, seine Frauenzimmer gehen unverschleiert und zeigen ihr Antlitz Jedem, der sie sehen will. Schweig! Jedes Volk hat seine eigenen Sitten; wenn unser König einem Manne tausend goldene Tomauns gibt, damit er nach seinen Büschen sehe, so geht das Euch nichts an. Du rümpfst die Nase? Wenn du länger unter den Franken bist, so nimm hübsch die Behutsamkeit auf deine Lippen und stecke die Verwunderung der Zunge dahinter; denn sonst wird noch dein Bart ausgelacht!"

So endete die Scene im königlichen botanischen Garten zu London und der persische Gesandte hatte nun seine Kenntniß von europäischen Sitten und Gebräuchen um soviel bereichert, daß er zeitlebens davon zu erzählen im Stande gewesen ist.

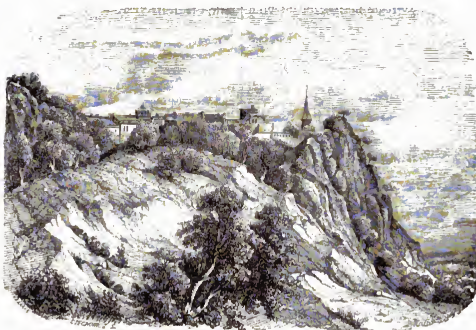
Schafe in Island.



Wir sehen hier eine Scene aus der Insel Island, dem entferntesten Punkte Europas im Nordwesten, vor uns. Der ehrwürdige Mann des Bildes im Gespräche mit einer Bäuerin ist der berühmte Reisende Henderson, welcher 1814 dort war. Der Hekla speit hinter ihm unter den Gletschern seine Flammen aus und die heißen Quellen des Geysers steigen hoch zur Seite empor. Alles ringsumher ist eine große vulkanische Wüste, kaum von einzelnen hohen Tannen belebt. Die Familie, zu welcher die zwei Mädchen gehören, welche wir sehen, bewohnte eine Meierei in großer Abgeschiedenheit von allen Menschen und beschäftigte sich vornehmlich mit Schafzucht, denn die Schafe bilden hier einen Hauptzweig des Einkommens. Sie gehören einer besondern Art an, welche sich durch den Bau ihrer oft vielfach verschlungenen und gebogenen Hörner, durch dickes, starkes Vließ und Ausdauer in der Kälte, im Schnee auszeichnen. Oft werden von letztern ganze Heerden gleichsam begraben und müssen mit Mühe aufgesucht sowie aus dem Schnee herausgegraben werden. Die isländischen Schaffelle bilden einen wichtigen Handelsartikel, um ländliche ordinaire, aber dauerhafte Pelze zu fertigen. Auf der Insel selbst sind die Schafe wegen ihres Fleisches sowol als wegen der Milch von Bedeutung, da letztere ein Hauptnahrungsmittel an sich und durch den Gewinn von Butter und Käse ist.

Digitized by Google

Ansicht von Warren in der Schweiz.



Der kluge Papagai.

Ein Beitrag zur Thierseelenkunde.

Es gibt unter den Thieren einzelne Gattungen und in ihnen wieder einzelne Geschöpfe, wo man kaum zu entscheiden vermag, ob ihnen, was man Vernunft nennt, ganz oder nur bis auf einen gewissen Grad abgeht, und im letztern Falle also öfter wol soviel geblieben oder zugetheilt ist, als man bei vielen Menschen selbst nur findet, die durch Krankheit, Klima oder selbst Volksstamm nur auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwickelung stehen. Der Elefant, der Hund, das Pferd, ja auch wol der Affe zeichnet sich in solcher Art unter den Säugthieren, der Papagai, der Spottvogel, der Staarmatz, der Holzheher u. s. w. unter den Vögeln vornehmlich aus, so aber, wie gesagt, daß nun Einzelne wiederum durch Gelehrigkeit und treffende Anwendung des Erlernten den Vorzug vor ihrer ganzen Gattung behaupten und in solcher Art bald die Bewunderung des Menschen erregen, bald wol gar seine Wohlthäter werden können. Man denke nur an die Hunde auf dem St.-Bernhard oder so manchen Neufundländer, der zur Lebensrettung eines im Wasser Verunglückten das Seinige mit ebenso viel Kraft als Umsicht beitrug, daß Lord Byron dem seinigen ein Denkmal setzte. Ein Seitenstück zu solchen merkwürdigen Individuen der Thierwelt mögen die Nachrichten des Naturforschers Eduard Jesse gewähren, der über einen wundervollen, von ihm lange beobachteten Papagai berichtet, und zwar Letzteres so, daß er nur mittheilt, was er selbst gesehen und gehört hat. So schildert er denn das Lachen dieses Thiers. „Es ist außerordentlich", sagt er, „und man muß selbst nothwendig mitlachen, wenn er mitten im Lachen schreit: «Bringen Sie mich nicht zum Lachen, ich muß sonst sterben!» und dabei immer noch ärger und ärger lacht. Nun aber, wenn er nun krächzt und jammert und man fragt: «Armer Poll, was hast du denn?» — «Ach, ich bin so krank, so krank! ich habe den Schnupfen!»

Nicht lange darauf hört er auf zu krächzen, holt recht tief Athem und ruft: „Jetzt ist es besser!" indem er dabei lacht, was er nur kann. Das erste mal, als ihn Jesse hörte, glaubte er ein Kind oben im Zimmer zu hören, das dem Dienstmädchen unten auf der Treppe zurief: „Ich bin nicht wohl, ich bin nicht wohl!" — „Was fehlt denn dem Kinde?" fragte Jesse das Mädchen. — „Ei, es ist ja der Papagai!" antwortete sie; „so macht er es allemal, wenn ich ihn allein lasse und zurückkomme." Jetzt ging sie zu ihm, und er lachte sie nun gleichsam aus; denn das Lachen fehlte bei ihm nie, wenn ihm Etwas Freude machte. Schneuzte sich Jemand oder hustete Einer, so war auch gleich seine Bemerkung da: „Das ist ein garstiger Schnupfen!" Auffallend war aber besonders sein Benehmen, daß, als das Dienstmädchen eines Tages den Kindern von seinen lustigen Streichen erzählte, er mit einem male sich aufrichtete und hineinsprach: „Nein, Dies ist nicht wahr!" Manchmal drohte ihm das Mädchen, wenn er sich unartig benahm, mit Schlägen; „Du wirst nicht schlagen!" antwortete er dann oft. Die Katze rief er an mit „Buß, Buß!" und miaute dann nach Herzenslust; das Letztere geschah, wenn Jesse selbst „Buß, Buß!" ihm vorsagte. Ebenso ahmte er das Bellen des Hundes so natürlich nach, daß er eine Menge Hunde in der ganzen Nachbarschaft in Aufregung brachte; nicht minder geriethen ein andermal alle Hühner und Hähne in Bewegung durch sein Krähen, Glucken und Gackern. Oft sang er wie ein Kind, und hatte er mit einem falschen, zu hohen oder zu tiefen Tone eingesetzt, daß es nicht zu Ende gehen konnte,

Digitized by Google

so tadelte er sich selbst mit einem tüchtigen „Holla!" und lachte wie ein Kobold, um noch einmal besser zu beginnen. Wir übergehen noch so manche ähnliche Scene, um nur noch die eine, aber in der That merkwürdige anzuführen. Jesse fragte ihn: „Wo ist denn das Mädchen hingegangen?" — „Die Treppe hinunter!" kam als Antwort. Ich mag nichts mittheilen, was ich nicht selbst gesehen und gehört habe, schließt Jesse, aber fast hat mich der Papagai dahingebracht, daß ich an eine Seelenwanderung glaube. Der Schlüssel zur Erklärung dürfte wahrscheinlich näher liegen; man suche ihn nur in der vergleichenden Anatomie, im Bau des Gehirns, wie es sich bei solchen Thierarten und einzelnen Thierwesen im Verhältnisse zum menschlichen Gehirn verhält. Wir sind gar zu sehr ver- und gewöhnt, Das, was uns vielleicht vor Augen liegt und mit Händen ergriffen werden kann, in weiter Ferne zu suchen und Seele und Leib für zwei verschiedene Dinge zu halten, während sie nur ein Ganzes ausmachen, dessen Blüte sich als das Geistige herausstellt. Die außerordentliche Gelehrigkeit dieses Papagais und sein Wiederschein von Nachdenken, von Vernunft wird, hätte sich bei der Bildung seines Gehirns die Ähnlichkeit des Letztern mit dem eines Menschen die Übereinstimmung der hierzu nöthigen Organe gefunden, so wenig überraschen, als der Blödsinn, die völlige Untauglichkeit zum Denken bei einem Cretin oder Bojesman, wo das Gehirn ganz verkümmert und in seiner Entwickelung durch Wasser oder Knochenauftreibung gehindert worden ist. Eins hat allerdings bei allen mitgetheilten Beobachtungen Jesse vergessen: er hat keine Probe zu seinem Exempel gemacht. Nach meinem Bedünken würde sich das der menschlichen Vernunft so ähnliche Benehmen dieses Papagais und die richtige zu dem erzählten Falle passende Antwort erst herausstellen, wenn er sie unter mehr oder weniger ganz gleichen Umständen wiederholt hätte; denn dann erst wäre dargethan, daß der Papagai die Frage verstanden und die passende Antwort darauf habe geben wollen. Ganz in gleicher Art hätte der Versuch gemacht werden müssen, ob der Papagai auch zum zweiten oder dritten male protestirt hätte, wenn das Dienstmädchen Dinge von ihm erzählte, die er nicht gethan zu haben angeblich behauptete. Bis dahin muß und kann man annehmen, daß er das „Das ist nicht wahr!" oft gehört, gemerkt, nachgeschwatzt und auch hier einmal nur scheinbar absichtlich gesprochen habe. Bis ein solcher Beweis geführt wird, kann man nur die Gelehrigkeit und die Leichtigkeit bewundern, mit welcher ein Papagai Wörter und ganze Sätze nachspricht, die er nur so öfters in seinen Umgebungen gehört hat und nur da freilich öfters spricht, wo sie gerade zu dem vorkommenden Falle so passen, wie wenn er sie selbst erst deshalb herausgebracht habe. Beispiele solcher Art, wie Jesse anführt, sind auch von andern Beobachtern mitgetheilt worden, aber die Probe, welche ich bemerklich machte, fehlte ebenfalls. So erzählt E. Mühlenpfordt in seiner Schilderung von Mexico, daß in dem Hause, wo er wohnte, etwas verlegt worden sei; man suchte es vergeblich hier wie dort, bis endlich der auf einer Thür sitzende Papagai rief: „Aqui està! Aqui està! Hier ist es!" Und der Gegenstand fand sich im Winkel hinten richtig vor. Allein diese zwei Wörter hatte der Vogel gewiß hundert mal gehört, vielleicht ebenso oft gesprochen und nie waren sie beachtet worden, wie jetzt, wo er sie eben auch nur lautwerden ließ wie jedes andere Sprüchelchen, indem sie aber diesmal gerade eine besondere Bedeutung zu haben schienen. Hätte Mühlenpfordt den Papagai einige Tage später auf die Probe gestellt und dasselbe Resultat gewonnen; hätte Jesse seine Frage wiederholt und die Antwort: „Die Treppe hinunter!" ebenso nach einigen Tagen bekommen, so wäre zwar nicht die Seelenwanderung, aber eine viel gehaltreichere Beobachtung über die Aehnlichkeit dargethan, welche zwischen unserm und manchem thierischen Organismus obwaltet. Es ist aber nichts schwieriger als über thierische Handlungen ein Urtheil zu fällen, da wir uns nicht in die Organisation der uns verwandten, jedoch nur wenig erforschten Mitgeschöpfe hineinzudenken vermögen und so immer verleitet werden, ihnen unsere Gedanken, Gefühle, Vorstellungen u. s. w. zuzuschreiben.

Abenteuer eines Hochländers.

Ein schottischer Heerdenbesitzer wanderte, von einem englischen Viehmarkte zurückkehrend, seinen Quersack auf dem Rücken und mit seinem Reisestabe in der Hand, neben sich seinen treuen Hund Bran auf der einsamen Gebirgsstraße seiner Heimat zu. Ein berüchtigter englischer Straßenräuber (Highwayman), als eleganter Gentleman gekleidet, gesellte sich zu ihm. Beide gingen ein Stück Wegs zusammen und der Gentleman drückte seine Verwunderung darüber aus, daß ein armer Hochländerhirt es wagen könne, mit so vielem britischen Golde auf der unsichern Straße so allein zu reisen.

Nun, Herr! antwortete der Hochländer, ganz allein bin ich nicht. Denn wenn ich englisches Gold in der Katze habe, so habe ich auch schottischen Stahl in der Scheide und — er berührte dabei den Heft seines Dolches (Dirk) — mit einem Andrew Ferrera und mit Bran dort — er klopfte seinem wilden zottigen Wolfshunde neben sich auf den Kopf — habe ich vor keinem Highwayman Furcht.

Wirklich? rief der Andere aus. Ist euer Dirk ein echter Ferrera? Solche Klingen sind selten.

Seht selbst, Herr! sagte der Hochländer, indem er seinen Dirk hervorzog und seinem Begleiter die Jahreszahl und den Namen des Verfertigers zeigte.

In der That, es ist so, wie Ihr sagt, erwiderte der Andere, indem er den Dolch bei der Klinge anfaßte.

„Nehmt ihn doch beim Hefte, Mann!" sagte der Schotte etwas spitzig. „Bei allen Dingen, müßt Ihr wissen, gibt es ein rechtes und ein verkehrtes Ende.

Der Engländer ergriff nun den Dolch beim Hefte und indem er dem armen unvorsichtig vorantrabenden Bran einen lähmenden Stich in den Bauch beibrachte, warf er sich sofort auf seinen Begleiter, packte ihn und schrie: „Euer Geld oder Euer Leben! Ihr seht nun, daß man auch einen Hochländer überlisten kann."

Der Hochländer, der keinen Ausweg sah und jeden Widerstand für erfolglos hielt, übergab ihm traurig seine Börse und seufzte: „Wer wird es in Breadalbane glauben, daß mit einem solchen guten Hunde, mit einem solchen Arme und einer so vortrefflichen Klinge mich ein englischer Wegelagerer berauben konnte!"

„Darüber seid ruhig", erwiderte der Engländer, der ihn noch immer fest gepackt hielt. „Ich habe schon bessere Männer niedergeworfen als Ihr seid. Und außerdem will ich Euch ein Denkzeichen mitgeben, damit die Leute Euch glauben, daß Ihr von mir beraubt worden seid. Es ist von mir in aller Welt bekannt, daß ich Denen, die ich plündere, die rechte Hand ab-

Digitized by Google

haue. Legt Eure Rechte auf jenen Baumstamm dort nieder!"

Jetzt durchzuckt den Schotten ein Gedanke an mögliche Rettung. Er stellte sich ganz niedergeschlagen, jammerte erst, schritt dann nach dem Baumstumpfe zu und legte nun willig resignirt seine Rechte auf den alten Baumstumpf. Aber indem er das Auge des Engländers bewachte, zog er sie plötzlich unten weg, als das heftig geschwungene Schwert sausend und zischend niederfiel. Es blieb tief im Holze stecken, und indem der Highwayman sich vergeblich bemühte, es sogleich wieder herauszuziehen, faßte ihn der Schotte blitzschnell bei der Gurgel, warf ihn auf den Boden und versetzte ihm dabei einige so derbe echt hochlandische Püffe, daß er ihn so ziemlich lähmte und ganz in seine Gewalt bekam. Er knebelte ihm die Gurgel, die Hände, die Beine, nahm ihm Dolch und Goldbörse wieder ab, verband seinen treuen Bran und ging fort, der Obrigkeit den Fleck anzuzeigen, wo sie einen Menschen finden könnte, der für den Galgen reif wäre.

Die Schotten sind, wie man sprüchwörtlich sagt, ernst wie Spanier, schlau wie Füchse und schlüpfrig wie Aale.

Acceptirt.

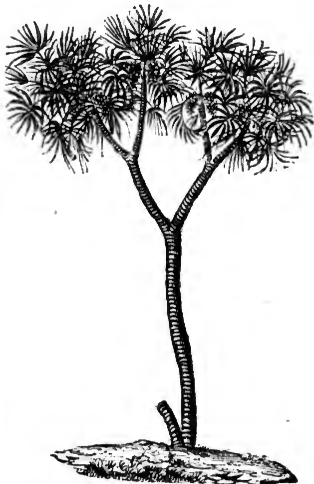
Montesquieu gerieth mit einem Parlamentsrath aus Bordeaux in einen Streit; der Letztere ward sehr heftig und sagte: „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich Recht habe." — „Ich nehme ihn an", antwortete Montesquieu. „Kleine Geschenke unterhalten die Freundschaft."

Die Schlacht an der Boyne in Irland.

Am 1. Juli 1690 ward die berühmte, für die Engländer glorreiche, von den Irländern beseufzte Schlacht an der Boyne in Irland geschlagen, in welcher Wilhelm III. Jakob II. besiegte und zum Lande hinaustrieb. Diese Schlacht ist für die Irländer ungefähr Das, was für die Böhmen die Schlacht am Weißen Berge, für die Schotten die Schlacht von Culloden ist. Jakob II. zeigte sich bei dieser merkwürdigen Schlacht, die sein Loos entschied, wenig muthig; denn von Furcht ergriffen suchte er vor der eigentlichen Entscheidung sein Heil in der Flucht und durchritt Irland in so scharfem Trabe, wie es nicht oft mochte durchritten worden sein. In wenigen Stunden legte er von dem einige Meilen von der Stadt Drogheda befindlichen Schlachtfelde den Weg bis zum Schlosse von Dublin zurück und des andern Tages floh er von da bis Waterford, was mehr als 50 englische Meilen sind. Die Irländer gaben ihm daher mit Recht den Beinamen des Feigen. Jakob schob alle Schuld auf die Irländer, als er aber auf seiner Flucht im Schlosse zu Dublin angelangt war und er der Lady Tyrronell, die ihm hier entgegenkam, bemerkte: „Ihre Landsleute, Madame, die Irländer, können in der That sehr schnell laufen!" antwortete sie: „Wie in allen Stücken sind Ew. Majestät der Meister, denn Sie haben das Wettrennen gewonnen."

In Waterford bestieg Jakob ein Schiff, um nach Frankreich hinüberzusegeln. Als er eben ins Schiff steigen wollte, führte der Wind seinen Hut weg, und da es Abend war und der Hut nicht wieder gehascht werden konnte, setzte ihm sein Begleiter, der General O'Farrell, ein Irländer, seinen eigenen auf, damit er sich nicht erkälten möchte; Jakob ließ sich dies gefallen und bemerkte, indem er ins Schiff stieg, daß, wenn er durch die Schuld der Irländer eine Krone verloren, er nun dafür einen Hut von ihnen gewonnen habe.

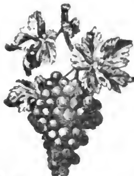
Der Palmbaum in der Wüste.



Der Fleiß des Menschen und die sorgfältige Pflege veredelt die meisten Thier- und Pflanzenarten, und so ist auch der Palmbaum, wie er frei in der Wüste emporsteigt, dem Wanderer allerdings höchst willkommen, denn er bietet ihm ein schattiges Dach dar, sich vor der glühenden Sonne zu schützen, und wohlschmeckende Früchte, sich zu sättigen; ja meist ist auch wol eine kühlende Quelle in der Nähe, den lechzenden Raum zu erquicken, denn wo es an Wasser weit und breit fehlt, kommt der Palmbaum, der sehr saftige Blätter hat und also viel Feuchtigkeit bedarf, nicht fort. Nichtsdestoweniger wird auch ein so begünstigter Baum in der Wüste nicht mit den Palmbäumen zu vergleichen sein, wie sie selbst der ärmste Landmann in Ägypten um seine Hütte pflanzt. Denn schon hier im Bilde sieht man die Dürftigkeit, welche in den Blättern und Früchten heraustritt. Es ist ein Unterschied, wie der, welchen wir bei einem Birn- oder Apfelbaume wahrnehmen, der im Walde statt im Garten aufwuchs.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Ein französischer Reisender beschreibt den Garten des Katharinenklosters auf dem Sinai als ein Wunder von Geduld und Fleiß. Man hat aus Ägypten, von den Ufern des Nils her, fruchtbare Erde auf dem Rücken von Kameelen herbringen und auf die granitenen Abhänge des Berges so dick aufschütten müssen, daß große Bäume darin wurzeln konnten; dann hat man durch Leitung der obern Quellen ein Bewässerungssystem anlegen müssen, welches der sengenden Sonne entgegenarbeitete, und endlich war die anhaltendste Arbeit zu allen Tagen, allen Stunden, ja allen Minuten erfoderlich, um unter diesem Himmel, welcher aussieht und brennt wie eine Platte rothglühenden Eisens, zarte Pflanzen anzuziehen und zu erhalten. Man möchte sagen, Gott redete noch, wie in alten Tagen, durch Wunder zu den Seinen. Herrliche Bäume und Früchte sind der Lohn dieser Arbeit; die Trauben besonders erinnern an diejenigen, welche die Abgesandten Israels aus dem gelobten Lande zurückbrachten; eine, welche wir selbst von den Reben abschnitten, wog 48 Pfund.

Das eigentliche Vaterland des Epheu ist Irland. In den herrlichen Eichen- und Buchenwäldern ist fast kein Baum, der nicht von Epheu umrankt wäre. Bald ist es eine junge, frisch grünende Ranke, die sich wie ein zarter Streifen auf der knorrigen Rinde eines dicken Baums hinwindet; bald ranken hundert Gewinde wie so viele bunte Schlangen um den Stamm herum; dann wieder haben sie mit dichtem Laube einen alten abgestorbenen Baum wie in einen zottigen Pelz gehüllt, und in seine äußersten Gipfel hinaufsteigend geben sie ihm einen künstlichen Laubschmuck, den eigene Lebenskraft ihm nicht mehr gewähren konnte. Im Herbste namentlich, wenn das Laub der Eichen schon vergelbt ist, das Epheu aber noch in frischer Farbe prangt, gewähren die Bäume einen köstlichen Anblick und repräsentiren Anfang und Ende des Jahres zu gleicher Zeit.

Warum uns das Innere von Afrika noch so unbekannt ist? Daher, daß der Afrikaner in jedem Weißen einen geborenen Feind, einen Menschenräuber, einen Kannibalen sieht. „Die Weißen" — sagt der Neger — „haben ein Land, in dem gar nichts wächst; deshalb bauen sie sich Häuser auf das Meer und kommen in denselben nach Afrika geschwommen, wo sie Menschen rauben, um sie zu verzehren." Aber auch im Innern von Afrika selbst leben die einzelnen Völkerschaften wegen der zu erwerbenden Sklaven in beständigen Kriegen miteinander und das gegenseitige Befehden hat so große Furcht und solches Argwöhnen zur Folge, daß der Verkehr der einzelnen Völkerschaften ganz und gar gehemmt ist. Braucht z. B. ein tiefer im Innern wohnender Stamm eine große Quantität Salz, so bringen es die Melli-Neger bis an den Grenzfluß, wo sie es auf die Erde legen. Sobald sie sich entfernt haben, kommen die Neger des Innern und legen neben jeden Haufen Salz soviel Gold, als ihnen das Salz werth scheint, worauf sie sich entfernen. Die Melli-Neger kommen zurück und nehmen, wo ihnen die Menge des Goldes genügt, dasselbe weg; wo es ihnen zu wenig dünkt, lassen sie es neben den Salzhaufen liegen. Die Neger des Innern kommen zurück und nehmen das Salz mit, wenn die Melli-Neger das Gold angenommen haben; wenn nicht, so legen sie nach und nach soviel Gold zu, bis es entweder den Melli-Negern genug ist und bis ihnen die Foderung zu viel scheint, worauf sie, ohne sich gesehen oder gesprochen zu haben, entfernen.

Das dänische Banner ist ein weißes Kreuz auf rothem Grunde. Einer alten Sage nach ist die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze vom Himmel zu den Dänen herabgefallen. Sie ward Danebrog genannt und lange wie ein Heiligthum aufbewahrt, bis sie im Jahre 1500 in einem Kriege zwischen dem dänischen Könige Hans und den Ditmarsen verloren ging.

Schwimmdoctoren — doctores oder magistri nandi — werden auf der Universität Upsala in Schweden gemacht. Die Aspiranten zu dieser in ihrer Art einzigen Würde versammeln sich an dem dazu bestimmten Tage am Ufer der Fyrisä, eines Flusses bei Upsala. In einem Boote auf dem Flusse befinden sich einige Professoren und Älteste als Richter und Ertheiler der Doctorwürde. Den Candidaten werden gewisse Schwimmkunststücke aufgegeben und Diejenigen, welche sie am besten vollführen, werden sodann herbeigerufen; sie schwimmen heran an das Preisrichterboot, treten im Wasser um dasselbe und werden bekränzt. Später erhalten sie darüber ein förmliches Diplom.

Wohl ihm! Endlich hatte ein junger Schriftsteller den Bibliothekar Lessing, der ihm lange ausgewichen war, festgefahren, um ihm sein neues Lustspiel vorzulesen. Lessing hörte sehr ernsthaft zu. Am Ende des ersten Aufzugs sagte der Vorleser: „Hier lacht der Baron." — „Der kann von Glück sagen", rief Lessing aus.

Sinnige Inschriften. In dem Gotteshause zu Altkirchen auf der Insel Rügen befindet sich ein Bild, welches zwei Lauten darstellt, die nebeneinander auf einem Tische liegen; aus den Wolken greift eine Hand in die Saiten der einen. Die Überschrift lautet: „Hanc tange, movebitur illa" (Berühre die eine, die andere tönt mit); die Unterschrift aber: „So rühret sich des Christen Herz, trifft seines Nächsten Herz ein Schmerz".

Eine schwimmende Insel. Auf dem Ilsingsee in Liefland, nahe bei dem Gute Festen, ist eine schwimmende Insel, welche jährlich gegen den St.-Jakobstag (25. Juli) vom Grunde des Sees nach der Oberfläche aufsteigt und um den Michaelistag (29. September) sich abermals in die Tiefe senkt. Schon seit 70 Jahren hat man diese wunderbare Erscheinung beobachtet, ohne daß sie bisjetzt befriedigend erklärt wäre. Alte Leute versichern von ihren Vätern gehört zu haben, daß die Insel stets dasselbe Aussehen wie jetzt gehabt habe. Ihre Größe beträgt 46—48 Klaftern; ihr Boden besteht aus einem Schlammgrunde, welcher selbst dem Einschlagen von Pfählen widersteht. Wahrscheinlich hat sich derselbe ursprünglich aus Pflanzen gebildet, denn hohes Schilf wächst auf der Insel selbst. Noch nie hat sie ihre Stelle gewechselt; selbst starker Wind kann sie nicht von ihrer Stelle bewegen. Obwol sie jährlich heraufschwimmt, ist sie doch an den Grund des Sees wie angefesselt und versinkt im Herbst wieder an derselben Stelle. Fischer, die hier ihre Netze auswarfen, haben nicht die mindeste Spur von ihr gefunden.

Die Kampfspiele der Römer haben vier Jahrhunderte lang eine Unzahl seltener Thiere gemordet, Elefanten und Löwen, Tiger und Panther, Rhinocerosse und Nilpferde, Krokodile und Strauße. Der numidische Metellus ließ 142 Elefanten im Circus tödten; in den Spielen, welche Pompejus dem Volke gab, erschienen 600 Löwen und 400 Panther. Augustus hatte den Volksfesten nach und nach 3500 reißende Thiere geopfert, und in den Briefen des Plinius hört man einen zärtlichen Gatten klagen, daß er den Todestag seiner Gattin nicht durch ein blutiges Gladiatorengefecht zu Verona feiern könne, weil widrige Winde die in Afrika gekauften Panther im Hafen zurückhalten.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 399.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [24. August 1850.

Karl Friedrich Lessing.



Zu den genialsten Malern der jetzigen Zeit gehört Karl Friedrich Lessing, geboren 1808 in Breslau, also jetzt in einem Alter, wo sich, so Großes und Vieles er bereits leistete, doch noch immer Neues und Schönes von ihm hoffen läßt. Er ist in der That zum Maler geboren, denn schon im vierten Jahre that sich bei ihm das Streben kund, in Umrissen wiederzugeben, was ihm gefiel und — wie so manches Talent — mußte er sich durch mancherlei Hindernisse arbeiten, ehe er seinem Berufe folgen konnte, denn sein Vater war der Malerei anfangs sehr entgegen und hatte den Sohn zur Architektur bestimmt. Jedoch kaum Jüngling, vollendete er ein Bild, den „Kirchhof", eine Landschaft, so originell und ansprechend, daß der Berliner Kunstverein, dem er sie anbot, den doppelten von ihm verlangten Preis dafür bezahlte. Bald nachher ging er mit dem berühmten Schadow nach Düsseldorf, und von Zeit zu Zeit zogen immer neue Schöpfungen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde durch ihre Composition wie durch Zeichnung und Colorit auf sich, indem das letztere ebenso eigenthümlich

Digitized by Google

wie jene ergreifend war. Landschaften und historische Gegenstände standen bei ihm oben an und allgemeines Aufsehen erregte namentlich seine „Hussitenpredigt" wie sein „Huß vor dem Concilium zu Kostnitz". Die Cartons und Studien zu beiden fertigte er bis 1833, worauf er dann das erstere 1835 und einige Zeit nachher auch das andere ausführte. Wer sie gesehen, wird von der Wirkung, von dem Eindrucke des Ganzen hingerissen und erstaunt nicht minder über die technische Vollendung. Nicht weniger ist dies der Fall mit mehren andern Arbeiten, von denen der Kenner später überrascht wurde.

Leukerbad. *)

Wir setzten uns an dem südlichen Fuße des Gemmi nieder und befanden uns nun in einem Seitenthale des größten Thals der Schweiz, nämlich in dem von Wallis. Allein unter allen jenen wallisischen Seitenthälern ist keins merkwürdiger als dasjenige, an dessen äußerstem Ende wir uns jetzt befanden. Von dem kleinen Orte, welcher dort in der Entfernung einer halben Stunde vor uns lag, entlehnt dasselbe jene große Merkwürdigkeit. Die Aussicht auf jene Häusergruppe, die dort am Anfange des Thals lag, war uns bereits, als wir uns auf dem hohen Kamme des Gemmi befanden, aufgefallen. Sie lachte uns immer freundlicher an und schien uns, indem wir schnell herunterstiegen, entgegenzukommen. Als wir uns aber eilenden Schrittes bald mitten unter derselben befanden, sahen wir uns nicht wenig getäuscht. War doch jenes pittoreske Örtchen nichts Anderes als eine Vereinigung von armseligen Gebäuden, deren Dächer mit Schindeln gedeckt und mit Steinen beladen waren; es war vermittels einiger enger Stege in mehre Theile getheilt und reichlich mit Schmuz versehen. Vortheilhaft unterschied sich von diesen hölzernen und beräucherten Hütten die nächste Umgebung der kleinen Fläche. Dort befindet sich ja die vornehmste Quelle, von welcher der Ort den Namen eines Bades erhielt, obgleich derselbe, weil er zu dem Gebiete der einige Stunden entfernten Stadt Leuk oder Louesche gehört, auch Leukerbad genannt wird, ein Name, unter welchem derselbe fast in ganz Europa bekannt ist. Daß aus einem kalten Boden, der in der Regel auch nur kaltes Wasser liefert, an einzelnen Stellen der Erde warme Gewässer entspringen, ist eine Erscheinung, die vermöge ihres Widersinns dem oberflächlichen Beobachter äußerst befremdend vorkommt. Aber die Verwunderung steigt noch durch das Eigenthümliche der Natur, in deren Mitte diese warmen Quellen entspringen. Ist doch dieselbe eine rauhe und winterliche. Jene heißen Quellen entspringen aus einem Boden, der die ansehnliche Erhebung von beinahe 5000 Fuß über dem Wasserspiegel des Mittelländischen Meers hat. Sie entspringen dort in einem Thale, welches auf drei Seiten von himmelhohen Bergen eingeschlossen ist, während die einzige Oeffnung nach der südlichen Seite nichts Anderes als einen scharfen und tiefen Einschnitt in den Felsen darstellt, der nicht mehr Breite hat, als um das Wasser durchzulassen, welches sonst beim Mangel an Abfluß jenes länglichrunde Gebirgsbecken bis zu einer bedeutenden Höhe angefüllt halten würde. Auf den Kuppen der jenes Thal umgebenden Berge glitzert der Schnee; an ihren Abhängen entlang hängen schreckliche Eisschleier herab. Die Sonne wirft auf jenes Plätzchen sogar in den längsten Sommertagen nur acht Stunden lang ihre Strahlen, denn erst um 8 Uhr des Morgens sieht man ihre Scheibe erscheinen, und sie geht schon um 4 Uhr des Nachmittags hinter den Bergen unter. Es ist dort kalt, sogar in den Hundstagen, und nicht selten ist dann des Morgens der Boden mit Schnee bedeckt. Und hier fließt durch die Adern der erstarrten Natur warme Flüssigkeit, die an elf Stellen zu Tage kommt und emporspringt.

Diese Naturerscheinung war zu merkwürdig, als daß sie der Aufmerksamkeit Derjenigen entgehen konnte, welche dies abgelegene und beinahe unnahbare Thal im 12. Jahrhundert entdeckten. Von nun an wurde der Besitz der kahlen Weideländereien und warmen Quellen jenes Gebirgsbeckens den wilden Thieren streitiggemacht, welche dasselbe die ganze Zeit seines Bestehens hindurch in vollem Eigenthume besessen hatten. Während Bäre brummten und Wölfe heulten in einer Tiefe, über welcher Lämmergeier und Steinadler schwebten, suchten hier Hirten die einzelnen Grashälmchen für ihr Vieh und Leidende die Wasserquellen zu ihrer Genesung. Der Jäger stand als Schutzengel den Bedrohten zur Seite. Und doch hätten jene dieses wohlthätige Plätzchen wieder verlassen müssen, wenn nicht im 13. Jahrhundert hierselbst eine Festung erbaut worden wäre, die für die wilden Thiere unantastbar war und von wo aus sie beobachtet und angegriffen werden konnten. Dies war ein Thurm, den ein gewisser Johannes Mans erbaute. Je mehr die Heilkräfte des Wassers bekannt wurden, desto mehr sorgten auch die Beherrscher von Wallis für die Bewohnung und Sicherheit jener Gebirgsschlucht; sie stifteten daselbst eine Kapelle und weihten sie der heiligen Barbara. Die reißenden Thiere nahmen in dem Kampfe auf Leben und Tod, den man gegen sie fortführte, aber viele Jahrhunderte lang fortsetzen mußte, immer mehr ab. Jener Kampf kann erst jetzt, im 19. Jahrhundert, mit dem Untergange der Wölfe, die länger als die Bären standhielten, als völlig beendigt angesehen werden. Am Rathhause des Leukerbades hängen die letzten Abkömmlinge jener alten Bewohner dieser Gebirgswüste ausgestopft da als ein Siegeszeichen des rühmlich beendigten Ringens der menschlichen Überlegung und Kraft gegen die reißenden Unthiere. Es heult dort kein Wolf mehr, vor dem die Heerden fliehen und der Mensch schaudert. Auch ist der Ort jetzt mehr gegen die Lavinen gesichert, welche von den weiter östlich liegenden Bergen herniederrollen. Jene haben im Jahre 1719 die Gebäude des Bades, welche 1519 von dem Bischof von Sion hier errichtet wurden, zerschmettert, und nicht allein die Gebäude, sondern auch die Badegäste, welche sich damals dort befanden. Ein ander mal wurde der Ort durch einen Schneefall verwüstet und auch wieder neu aufgebaut. Während jedoch die Sicherheit nach dem Urtheile Vieler noch mehr als fein mußte zu wünschen übeiglläßt, so sind dagegen die billigen Wünsche, die an einer Badeeinrichtung des 19. Jahrhunderts gemacht werden, bisjetzt unerfüllt geblieben.

Die Hauptquelle entspringt auf der kleinen Fläche zwischen dem vornehmsten Hotel und dem Badehause. Sie ist überbaut. Auf ein paar Stufen gelangt man hinunter zu der Quelle, über welcher in einer Nische das Bild des heiligen Laurentius prangt. Das Wasser, welches dort aus dem Boden heraufbrodelt, ist so heiß, daß der Thermometer in demselben 41° R.

*) Nach v. Senden's „Alpenroozen".

Digitized by Google

zeigt. Die Farbe desselben ist rein, aber der Geruch läßt Schwefeltheile erkennen und der Geschmack hat etwas Fremdartiges an sich. Doch die Quelle ist so reich an Wasser, daß mittels desselben nicht allein die Bäder gefüllt werden, sondern auch ein großer Theil desselben wegfließt und einen eigenthümlichen, warmen und dampfenden Bach bildet. Die Bäder sind viereckige Gemächer, oder wenn man lieber will, oben offene Keller. Ein jeder von diesen Badekellern hat für 20—30 Personen Raum. Es gibt derselben vier, und jeder macht gerade den vierten Theil des großen Vierecks aus, welches sie zusammen bilden. Sie werden mittels eines Ganges von drei Fuß Breite, der demnach wie ein gleicharmiges Kreuz zwischen jenen vier Badekellern liegt, voneinander getrennt. Während dieser Gang von gleicher Höhe mit dem äußern Boden ist, liegt der Grund der vier Badekeller über drei Fuß tiefer, weshalb letztere für Denjenigen, der in den Gängen umhergeht, das Ansehen von vier flachen Kellern haben. Alle vier liegen unter einem Dache, welches dies hölzerne und wüste Gebäude nicht allein deckt, sondern auch das einzige Licht durch Fenster von oben hindurchläßt. Jene Badekeller werden aus der Laurentinsquelle bis an den Rand angefüllt, sodaß die Oberfläche des Wassers beinahe mit der Flur des Kreuzganges in gleicher Höhe ist. Weil das Wasser einen Grad von Wärme besitzt, der zu hoch ist, als daß ein menschlicher Körper ihn aushalten könnte, so werden die Badegemächer so lange vor dem Anfange der Badestunde gefüllt, als Zeit zu dessen hinreichender Abkühlung erfoderlich ist. An den beiden andern Seiten der Badekammern, die nicht an den Gang stoßen, bemerkt man mehre Thüren, die zu kleinen Gemächern führen. In dieselben begeben sich die Badegäste in ihrer gewöhnlichen Kleidung, um sich gänzlich zu entkleiden und dann das Badehemd anzuziehen, welches aus einer langen wollenen Toga besteht, die unter dem Kinn zugeknöpft ist und bis auf die Füße herniederwallt. Eine Thür nach der andern öffnet sich und aus jedem Badekämmerchen steigt ein derartig Gekleideter ins Wasser hinab. Es ist ein sonderbares Schauspiel für Den, der im Kreuzgange herumwandelt oder mit den Armen auf den Lehnen desselben ruht, auf die Badekeller voller Menschen herniederzuschauen, die alle gleichgekleidet sind und nur mit den Köpfen über dem Wasser hervorragen. Der Unterschied zwischen Rang, Stand und Vermögen ist hier gänzlich verschwunden; nur an den Gesichtszügen sind Alter und Geschlecht zu unterscheiden. Der Mönch unterscheidet sich durch seinen glattgeschorenen Scheitel, der Krieger und Derjenige, welcher ein heldenmüthiges Wesen annehmen will, durch den Schnurrbart. Die meisten haben ein Tuch um den Knopf geknüpft. Weil die Cur es mitsichbringt, daß die Badezeit immer an Länge zunimmt und, mit einer halben Stunde beginnend, bis zu 6—8 Stunden steigt, um ebenso auch wieder stufenweise abzunehmen, so hat man diesen gemeinschaftlichen Gebrauch der Bäder gewählt. Auf diese Weise bleibt der Kranke vor Langeweile bewahrt, welcher derselbe ohne Zweifel ausgesetzt sein würde, wenn er Tag für Tag stundenlang hintereinander allein im Wasser sitzen müßte. Nun befindet man sich aber beisammen, und die Unterhaltung dieser nassen Gesellschaft ist häufig nicht weniger eifrig als die, welche man in einer Waake bemerkt, die, in das Eis gehauen, auf einmal mit Enten angefüllt wird, die, während sie sich untertauchen, in die Höhe richten und mit den Flügeln schlagen, gewaltig schnattern. Man spricht miteinander, man unterhält sich mit den Andern, die in den Gängen stehen, unter denen sich auch neugierige Reisende, jedoch meist solche befinden, die das Wasser nur trinken, aber dasselbe nicht zum Baden benutzen. Einige haben kleine Tische vor sich und spielen Karten oder Damenbret. Nur ein Einziger liest; denn man hält dafür, daß das Lesen mitten in der Ausdünstung des Wassers schädlich für die Augen ist. Auch gibt es Einige, die sich damit vergnügen, Blumen, die verwelkt sind, in das Wasser zu halten und zu beobachten, wie dieselben nach und nach wieder Lebenskraft, Farbe und Geruch erhalten. Inzwischen kann man so viele Stunden nacheinander nicht wol, ohne Erfrischungen zusichzunehmen, ausdauern. Kellner aus den Hotels sieht man daher beständig, den einen mit Diesem, den andern mit Jenem, den Badenden Dasjenige darreichen, was sie verlangt haben. Aber es gibt ebenso gut für diese wie für jede andere Gesellschaft Gesetze. Unter der großen Anzahl von Artikeln, woraus jene bestehen und die meist alle mit Rücksicht auf die gute Ordnung und Ehrbarkeit entworfen sind, fiel mir eins besonders auf. Dies ist nämlich das Gesetz, wodurch verboten wird, im Bade über religiöse Gegenstände zu sprechen. Früherhin war dies mehrmals geschehen. Die Zwistigkeiten über Religionsangelegenheiten waren zwischen Menschen von ungleichen Confessionen manchmal sehr weit gekommen. Die Vorkämpfer hatten jeder ihren Anhang gefunden; die Badegesellschaft stand sich in Parteien gegenüber. In den Zwist, der den einen Badekeller zertheilte, hatte sich der zweite, der dritte und der vierte Badekeller gemengt. Es waren große Bewegungen entstanden. Es war vom Wortwechsel zum Zanken, zum Schimpfen, zu Thätlichkeiten gekommen. Man hatte sich einander zuerst mit Wasser, dann mit den Händen angegriffen. Es war ein trübseliger Anblick! Die Ärzte waren schier verzweifelt, indem sie sahen, daß durch die Heftigkeit des Zorns die Wohlthat des Bades vereitelt werden mußte. Es stand zu erwarten, daß das ganze Bad, welches bereits zwei mal vor dem Schrecken der Lavinen gerettet war, nun durch die Schrecken eines Religionskriegs, welcher dort zu Wasser geführt wurde, rettungslos vernichtet werden würde! Jetzt legte sich die Regierung von Wallis ins Mittel. Sie faßte den Beschluß, daß alle Gespräche über religiöse Gegenstände im Bade streng untersagt werden sollten und setzte eine Strafe von 10 Francs für Denjenigen fest, der sich unterstehen würde, dergleichen religiöse Gespräche zu führen. Weil ich ebenso wenig des Laurentiusbades als irgend eines andern, das aus den vielen Quellen dieses Thals gefüllt wird, bedurfte, so beschloß ich am folgenden Morgen abzureisen. Es ist wahr, das Wirthshaus war gut und eine wohlbesetzte Tafel empfing die aus dem Bade Kommenden; allein es kam mir vor, als ob ich nun, nachdem ich Dieses und Jenes besichtigt hatte, bereits die gesammte Unterhaltung gesehen hätte. Clubs oder Kaffeehäuser waren nicht da. Manufacturladen oder Handlungen mit Galanteriewaaren und kostbaren Gegenständen suchte man hier vergeblich. Eine Schauspielergesellschaft hatte noch nicht gewagt, so hoch empor- und so tief herabzusteigen. Die ganze Lebensweise der Badegäste ist einfach und ein Tag gleicht vollkommen dem andern. Es gibt in ganz Leukerbad nur einen Apfelbaum, der, gleichwie der einzige Obstbaum, welcher auf der holländischen Insel Schookland angetroffen wird, sich in einem schwindsüchtigen Zustande befindet. In den kleinen Gärtchen bei den Häusern baut man nichts als das gröbste Gemüse. An Gebüschen mit Schlangenpfaden und Plätzen mit Sträu-

Digitized by Google

chern besetzt ist hier ebenso wenig zu denken wie an Blumenparke. Nur einen Spaziergang von einigen hundert Schritten, der ziemlich breit und geradlinig ist, hat man unlängst angelegt. Auf diese Weise fehlt hier alles Vergnügen, von dem andere Bäder den Mittelpunkt bilden und wodurch sie auch Solche, die gesund sind und das Vergnügen suchen, anziehen und fesseln. Diejenigen, welche hierherkommen, müssen den Genuß in sich selbst finden und ihn daher mitbringen; jedoch der größte Genuß wird ihnen durch die Herstellung ihrer Gesundheit geboten, wenn sie dieselbe hier wiedererlangen. Allein ich war gesund und suchte keinen andern Genuß als die reine und schöne Natur, die mir an diesem Tage im vollsten Maße zutheilgeworden war.

(Beschluß folgt.)

Der Ameisenbär in Neuholland.



Der Ameisenbär Südamerikas würde, wenn von einer Ähnlichkeit mit andern Thieren die Rede sein sollte, am meisten dem Fuchse, besonders durch seinen langen und buschigen Schweif und spitzig nach vorn zulaufenden Kopf gleichen. Allein wie die Thierwelt Australiens überhaupt viel Eigenthümliches hat, so zeigt auch dort der Ameisenbär manches Besondere und ähnelt mehr einem Stachelschweine oder Igel, indem ihm nur ebenfalls die starken Klauen, sowie die wol vier bis fünf Zoll lange bewegliche klebrige Zunge und die lange spitze Schnauze blieben, die wesentlichsten Werkzeuge, um die dort so zahlreichen, großen Ameisen zu finden und zu verzehren, welche oft einen Strich von wol 1—200 Fuß einnehmen und sich Wohnungen bauen, die man allenfalls statt eines Backofens benutzen kann. So ein Nest aufzukratzen und durchzubrechen, dazu gehören die starken Klauen, wie sie dies Thier von der Natur erhielt, um dann mit der klebrigen Zunge gleich einige hundert solcher Insekten fassen und würgen zu können. Für den Menschen dort ist es also ein unschätzbarer Wohlthäter.

Digitized by Google

Das deutsche Theater in Pesth.



Leider, müssen wir hinzusetzen, nicht das, wie es bis zum Jahre 1847 war, denn dies wurde gleich so manchem schon ein Raub der Flammen und wird sich nun erst wieder aus der Asche erheben müssen. Davon abgesehen, gehörte es zu den größten, die in irgend einer deutschen Stadt existiren. Selbst mit dem La Scala- und San-Carlotheater Italiens konnte es den Vergleich aushalten. Sechs Logenreihen stiegen senkrecht übereinander empor, und von oben auf der letzten Galerie aus gesehen, erschienen die Schauspieler häufig, wenn sie nicht eine etwas lange Figur hatten, wie Kinder. Die Gesellschaft selbst war meist sehr ausgezeichnet, im Ganzen wie in den einzelnen Mitgliedern und hatte, so groß das Theater war, doch nicht mit akustischen Fehlern zu kämpfen. Es ging nicht der geringste Ton darin verloren. Wie prachtvoll sich der Bau von außen zeigte, deutet schon unser Bild an. Der hohe Unterbau enthielt übrigens noch stattliche Kaffeehäuser, sowie in den Seitenflügeln Redoutensäle und Casinoräume waren. Die Zeitverhältnisse haben nur ein leichtes Interimstheater statt dieses Prachtbaus wieder aufzuführen gestattet.

Die Halle des Königs Arthur in England.

Wenn man auf unserm Kyffhäuser in Thüringen wandert, so erzählt der Landmann gar manche alte Mähr von Kaiser Friedrich dem Rothbart, der hier tief im Innern des Berges halb wache, halb schlafe, bis einmal die Zeit komme, wo er in Glanz und Herrlichkeit zu einem neuen Leben erwachen werde. Nur aller hundert Jahre blüht oben in der Nähe der Bergruinen hier am Johannistage eine schöne blaue Blume; wer sie findet, dem öffnen sich die unterirdischen Gemächer, in denen Gold und Silber in großen Schätzen angehäuft sind. Er kann nehmen, soviel er will, und der Kaiser spricht mit ihm und fragt ihn, ob nicht die Raben um den alten Thurm herumflattern, und seufzt, wenn ihm ein „Nein" zur Antwort wird; denn dann muß er aufs neue hundert Jahre verschlafen, ehe er auf Erlösung hoffen darf. Doch wehe Dem, welcher die Blume fand, wenn er sie verlieren sollte! Denn alsdann ist auch ihm der Rückweg abgeschnitten, und im glücklichsten Falle würde er so arm sein wie vorher, ehe er zum Kaiser kam.

Ganz in derselben Weise erzählt man sich von Kaiser Karl dem Großen im Untersberge bei Salzburg, und ähnliche Sagen finden sich in Menge, wo Kaiser Karl besonders so hervortritt. In Franken kennt man so den Guckenberg, und zwischen Nürnberg und Fürth den Kaiser-Karls-Berg. Auch der Bart, der drei mal um den Tisch gewachsen ist oder wachsen soll, fehlt nicht, und freigebig werden Dem, der gerade das Glück hat, in das Innere des Berges einmal zu gelangen, Geschenke mit vollen Händen ausgetheilt. In Westfalen zeigt man an der Weser einen Hügel, die Babilonie genannt, in dessen Innerm Wittekind einer

Digitized by Google

kommenden glorreichen Zeit harrt. Wer den Eingang findet, wird reich beschenkt. Überall scheint ursprünglich dieselbe Sage zugrundezuliegen, aber nach Maßgabe der Ortsbegebenheiten etwas abgeändert. Im Bergschlosse Geroldseck schläft, von dieser Ansicht noch einige Belege zu geben, der berühmte Siegfried, welcher dem deutschen Volke einmal in der höchsten Noth ein Retter sein wird, und in einer Felskluft am Ufer des Vierwaldstättersees ruhen die drei Stifter des Schweizerbundes; Friedrich Barbarossa aber und Karl der Große, der wieder oft mit Karl V. verwechselt ist, tritt in Deutschland am meisten in den Vorgrund. Immer mag hierbei der Gedanke zu Grunde liegen: In jenen alten Tagen, als der berühmte Fürst lebte, war es doch besser! Allein er wird wiederkommen und sein Werk vollenden!

In gleicher oder ähnlicher Art spielt die Sage ihre Rolle auch außerhalb Deutschland, namentlich in England, wo im 5. oder 6. Jahrhundert der große König Arthur gelebt und an der berühmten Tafelrunde den zwölften Platz ausgefüllt hat. In der Grafschaft Warwick liegen die Trümmer des alten Schlosses Sewingsfield, durch Dornen und Disteln fast unzugänglich gemacht, in dem aber beschattete Hügel der stillen Heerde reichliche Weide ringsherum bieten; und unter diesen Trümmern schläft König Arthur mit seiner Gemahlin, den Rittern und Frauen, die seinen Hof schmückten, und den treuen Hunden, die ihn begleiteten, wenn er auf die Jagd in den großen Wald zog, welcher damals Sewingsfield nach allen Seiten umgab. Nahe am Eingange der Halle, die das Grab Aller bildet, steht ein Tisch und auf ihm liegt sein Jagdhorn, sein steinernes Schwert und der Gürtel desselben. Wer in die Halle kommt und das Horn bläst und mit dem Schwerte den Gürtel zerschneidet, löst den Zauber, der auf den Schlafenden lastet und weckt sie zu neuem Leben auf. Aber noch hat Niemand ausgekundschaftet, wo der Eingang in die königliche Halle ist. Vor vielen Jahren saß ein Schäfer oben auf den Trümmern und strickte ämsig, indeß sein treuer Hund die Heerde bewachte. Da fiel ihm der Garnknäuel vom Schooße herab, lief hinunter ins Gestrüppe und die Disteln und, wie es ihm dünkte, in eine tiefe Spalte der Ruinen, und es kam ihm sogleich in den Sinn, daß hier wol der Weg zu König Arthur's Gewölbe gebahnt sein möge. Schnell beseitigte er die Brombeergesträuche, die Nesseln und was ihm sonst im Wege war, und stieß auf einen gemauerten dunkeln Gang, in welchem er vorsichtig weiter ging; auf dem Boden krochen Eidechsen und Kröten; die aufgescheuchten Fledermäuse schwirrten auf allen Seiten umher. Schon schwankte er zwischen dem Entschlusse, sich weiter hineinzuwagen oder den Rückweg zu nehmen, als er in der Ferne den schwachen Schimmer von Licht erblickte, und mit jedem Schritte, den er vorwärts that, ward es heller und heller, bis er auf einmal in eine große hochgewölbte Halle trat, in deren Mitte auf dem steinernen Boden ein großes Feuer in die Höhe loderte, ohne daß Holz oder Kohlen die Flamme genährt hätten. Beim Scheine desselben glänzte das saubere Gesimse nahe der Decke und die künstliche Schnitzarbeit, womit die Mauern geziert waren, der König Arthur aber, seine Gemahlin Ginevra und sein Hofstaat ruhten in einem Halbkreise auf goldenen Thronen und kostbaren Sesseln. Um das Feuer herum auf dem Erdboden lagen die getreuen Rüden, wol 30 und mehr an der Zahl, voran aber auf einer großen Tafel das den Zauber lösende Horn, das Schwert und der Schwertgürtel. Mit fester Hand, doch sich unwillkürlich vorbeugend, ergriff der Schäfer das Schwert und zog es bereits langsam aus der rostigen Scheide; da öffneten sich die Augen des Königs Arthur und seines Hofstaates, und alle Helden setzten sich schon aufrecht in ihren Sesseln. Der Schäfer schnitt den Gürtel durch und steckte dann das Schwert wieder langsam in die Scheide, worauf allmälig jede der Gestalten wieder in den frühern Schlaf versank, und nur der König Arthur seufzend die Klage hören ließ, daß der Schäfer nicht auch in das mächtige Horn gestoßen habe. Der Hirt aber hatte bereits den Rückweg angetreten und war aus der unterirdischen Halle gekommen, ohne recht mehr zu wissen, was er gesehen und gethan hatte, oder es Jemanden erzählen zu können; denn sein Gedächtniß schien ihm für immer untreu geworden zu sein. In spätern Tagen suchte ein anderer Schäfer, der in diesen Trümmern von Sewingsfield weidete, nach einem verlorenen Lamme, als in den Felsen und Mauern, wo er herumstieg, plötzlich Alles ein anderes Ansehen zu gewinnen schien. Es war, als ob sich eine ungewohnte Helligkeit verbreite, und es herrschte eine schauerliche Stille, daß er fast nicht zu athmen wagte, aus Furcht, sie zu unterbrechen. Indem er selbst über die Ursache davon nachdachte, stieß sein Fuß an einen Knäuel; von dem wickelte er den Anfang des Fadens ab und band ihn an und ging so, demselben folgend, auf einem Pfade hin, welcher durch Mauerwerk, Felsen, Gestrüpp und Gesträuch in eine Höhle führte, die in gar mancherlei Ausbeugungen rechts und links sich erweiterte, aber auch geradeaus kein Ende zu nehmen schien. Endlich hörte der düstere Weg auf; eine große Halle nahm ihn auf; darin brannte auf der Erde eine hohe Flamme, daß sie auch den entferntesten wie den höchsten Punkt erleuchtete. Über dem Feuer aber hing ein Kessel, wie wenn darin das Fleisch zu einem großen Gastmahle gesotten werden sollte. Neben dem Feuer auf jeder Seite desselben lagen zwei große Jagdhunde in tiefem Schlafe, wie es schien, doch von Hausgeräthe war nichts zu sehen als eine Tafel, mit grünem Tuche bekleidet, an welcher oben in einem Lehnsessel ein schon bejahrter Mann, mit Ehrfurcht gebietender Miene und wie ein Krieger gekleidet, in tiefen Schlummer versunken saß. Ihm gegenüber am andern Ende der Tafel lag ein Horn und Schwert. Diese Zeichen des Lebens abgerechnet, war in der ganzen Halle eine Todtenstille, und das Gefühl davon fiel dem Schäfer schwer aufs Herz; er bedachte, daß er der Neugier überdiemaßen nachgegeben habe und jetzt Dinge sehe, die dem Tode näher als dem Leben verwandt seien. Eine eisige Kälte durchdrang seine Glieder, doch hatte ihn sein Muth nicht ganz verlassen; er trat näher an die Tafel und hob das Horn auf. Da spitzten schon die Hunde ihre langen Ohren, in schauerlicher Weise sich umsehend, und der alte Krieger stützte sich auf den Ellbogen, halb die Augen öffnend, und sprach schlummertrunken zum Schäfer: sofern er in das Horn blasen und das Schwert ziehen würde, wolle er ihn zum Ritter schlagen. Solche hohe Würde war dem Schäfer noch nie in den Sinn gekommen; allein der gespenstische Alte vermochte nicht ihn dadurch zu kirren, im Gegentheil fiel es dem Hirten ein, daß er so in die Gewalt eines bösen Geistes gerathen könne, der ihn versuchen wolle; in jedem Falle sei es wol am gerathensten, dem Gespenste nicht zu gehorchen, sondern sich an einen getreuen Gefährten zu wenden, mit welchem das Abenteuer besprochen und vielleicht gemeinsam und sicherer bestanden werden könne. Von seinem

Digitized by Google

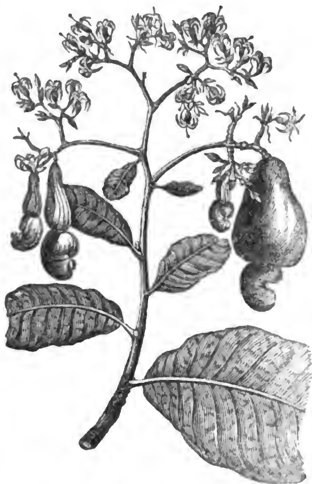
Faden geleitet, wenn auch mit kaltem Schweiße bedeckt und kaum im Stande, sich auf den zitternden Beinen zu erhalten, fand er den Ausgang wieder, und das rosige Licht, die heitere, kühlende Luft gab ihm aufs neue bald Muth und Kraft. Jedoch zu seinem Erstaunen war jede Spur des überstandenen Abenteuers verschwunden; die Trümmer und Felsenspitzen sahen aus wie in frühern Tagen; ein Eingang zu einem Felsengewölbe war nirgend zu entdecken und König Arthur dürfte, wie Kaiser Friedrich der Rothbart, lange noch harren müssen, ehe der Zauber, der ihn im Schlafe gefesselt hält, gelöst wird.

So lautet die Sage von den Ruinen des alten Schlosses Sewingsfield, und manche ihr ähnliche mögen auch noch in andern Theilen Englands und Schottlands vorherrschen; denn König Arthur und seine Tafelrunde ist dort im Munde eines Jeden seit Jahrhunderten; jede Sage aber hat das Eigene, daß sie im Laufe der Zeit gar zu gern die Örtlichkeit wechselt, sobald sich nur eine Ähnlichkeit mit dem Punkte vorfindet, wo sie ursprünglich entstanden war.

Wie Heinrich VIII. einem Abt Rindfleisch essen lehrte.

Heinrich VIII., König von England, war in seinen jüngern Jahren keineswegs der hartherzige, grausame Blaubart, wie er sich späterhin zeigte; im Gegentheil benahm er sich oft sehr lustig und ungezwungen und ließ nur höchstens von fern die Willkür blicken, welche später so Manchem den Kopf oder mindestens das ganze Vermögen kostete. Einen ziemlich lustigen Streich in solcher bessern Art spielte er namentlich dem Abte in Reading, einem damaligen Kloster nicht allzu weit von London, in dessen Nähe der König öfters zu jagen pflegte, indem er dann gern oft nur als ein Yeoman, d. h. ein Gardist von der Leibwache, auftrat. Ganz in solchem Charakter erschien er auch eines Tages beim Abte, als gerade Mittagszeit war, und der Abt ermangelte nicht, den angeblich verirrten Gardisten zum Essen am eigenen Tische einzuladen; denn bereits war Heinrich VIII. in dem Rufe, daß er der Klerisei gern zu Leibe ging, und wurde Einer seiner Garde zurückgesetzt, so hätte er leicht darin eine Veranlassung nehmen können, dem Abte von Reading den Text zu lesen. Der vermeintliche Leibgardist ließ sich's trefflich schmecken und schnitt namentlich von einem tüchtigen Roastbeef eine Scheibe nach der andern herunter, während der Abt selbst kaum ein Taubenflügelchen und Kapaunbeinchen zulangte; denn er war schwach und kränklich vom Beten und Singen, von Litaneien und ähnlichen Dingen. „Gott gesegne es Euch!“ rief er aus und faltete die Hände; „hundert Pfund gäb' ich darum, wenn ich auch so ein Stück Rindfleisch essen könnte!“ Nicht lange noch und Heinrich VIII. schied von dannen, doch voll muthwilligen, bösen Sinnes. Kaum waren einige Wochen vergangen, als der arme Abt, angeblich wegen Hochverraths, plötzlich festgenommen und in den Tower nach London gebracht ward. Hier saß er und konnte Kalender machen und Diätetik studiren bei Wasser und Brot; denn nichts ward sonst vor ihm aufgetragen, bis auf einmal ein herrlich duftender Roastbeef erschien, daß der Verhungerte und Verschmachtete, die Rückkehr der königlichen Gnade ahnend, davon entzückt wurde und eine Scheibe nach der andern losschnitt, wie jener vermeinte Leibgardist. Und auch dieser trat ein; doch nicht in der Yeomanskleidung, sondern in königlichem Prunke, daß dem Abte der Bissen im Munde stecken blieb. „Seid nur unbesorgt!“ rief Heinrich VIII. „Ich wollte Euch nur lehren, Rindfleisch zu essen und mir die hundert Pfund ausbitten, die Ihr zu opfern bereit waret, wenn Ihr so zulangen könntet wie ich an Euerm Tische!“ Die Lection war vorbei; ohne die hundert Pfund ging es freilich nicht ab, denn solche kleine Erpressungen, unter dieser oder ähnlicher Form, erlaubte sich späterhin auch wol Elisabeth noch.

Der Mahagoninußbaum.



Daß unsere Nußbäume ein festes, schön gemasertes, zur Politur geeignetes Holz geben, welches sonst allgemein und fast ausschließlich zu Möbeln verarbeitet wurde, aber auch jetzt noch lange nicht durch die fremden Hölzer Amerikas verdrängt ist, darf man wol als allgemein bekannt voraussetzen. Noch schöner aber und geflammter und fester zeigt sich allerdings eine Nußbaumart in Nordamerika, deren Früchte auch von den unserigen verschieden und mehr birnförmig gestaltet sind. Er hat oft eine Stärke von vier Fuß im Durchmesser. Eben wegen seines Holzes aber erhielt er den Beinamen des Mahagoninußbaums, und oft mögen die Klötze desselben von unsern Fournierschneidemühlen verarbeitet werden, ohne daß man daran denkt, wie nahe er mit unsern Nußbäumen verwandt ist.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Die Buchdruckerei von Haase in Prag ist die größte in der östreichischen Monarchie. Einen ihrer bedeutendsten stehenden Arbeitsartikel bilden die Vignetten für den Taback der östreichischen Regierung. Diese Vignetten sind nicht nur bei jeder Sorte Taback, sondern auch in jeder Provinz des Kaiserthums verschieden und es werden ihrer jährlich, man möchte fast sagen, unzählige Millionen gebraucht. Ausschließlich versorgt die Haase'sche Buchdruckerei mit ihnen das ganze Reich; nur den Bedarf für die italienischen Provinzen hat sie noch nicht zu liefern.

Die Idee des gelobten Landes, wo Milch und Honig fließt, kann man in der That in einigen Strichen Italiens verwirklicht sehen. In der Lombardei zwischen Padua und Vicenza ist das Land eben, auch hier und da sumpfig, weshalb häufig Dämme aufgeführt werden müssen. Aber eine Üppigkeit und Cultur des Bodens, wie fast nirgend sonst, stellt sich auf das erfreulichste zur Schau. Herrliche Alleen von Platanen, Katalpen, Pappeln und Rüstern umgeben die Straße; hinter derselben breiten sich Korn-, Mais- und Reisfelder oder die schönsten Wiesengründe aus, alle mit Reihen von Fruchtbäumen, Ulmen oder Maulbeeren bepflanzt, an deren Stämmen sich armdicke Rebenstöcke emporheben, in den Ästen verschlingen und den Überfluß ihrer biegsamen Ranken wieder zum Boden hinhängen lassen, wenn sorgfältige Hände sie nicht mit ihren gleichwuchernden Nachbarn in Verbindung bringen, wo sie dann, eine mit der andern sich verflechtend, in anmuthigen Guirlanden Baum an Baum knüpfen. Diese Guirlanden sind so mit Früchten beladen, daß sie an Zahl mit dem Laube wetteifern, und eine Scholle spendet ihrem Bebauer Korn und Obst, Wein und Öl, Seide und Feuerung. Freilich kann keine müßige Hand soviel Segen von den Bäumen schütteln, nur der sinnigste Fleiß kann ihn der Erde abgewinnen. Dies zeigen die unzähligen Pflanzungen der Bäume und Reben und die allenthalben lebendig fließenden Bächlein, welche Felder und Wiesen umfließen und erquicken.

Die Negerstämme in Afrika, welche, die Küstenstriche etwa abgerechnet, in religiöser Beziehung noch so ungemein tief stehen, daß sie allem Möglichen höhere Gewalt und göttliche Einwirkung beilegen und daß ihnen Alles zum Fetisch wird, haben doch auch schon höhere Ideen und das blos Sinnliche beherrscht sie nicht mehr ganz. Sie führen alle ihre religiösen Begriffe auf zwei höchste Wesen zurück, den Jangkupong, das gute, und den Abunsam, das böse Wesen. Es ist sehr natürlich, daß sie, wie alle rohe Völkerschaften, nicht das gute, sondern das böse Wesen verehren oder doch durch Verehrung und Opfer zu versöhnen streben. In Cap-Coast wird jährlich eine große Teufelsbeschwörung gehalten. Durch furchtbares Lärmen, erst in den Häusern, dann in den Straßen wird der Teufel aus der Ortschaft gejagt und weit in den Wald hinein verfolgt. Die Frauen waschen die Thürschwellen und der Teufel kann nicht wieder zurück wenn er sich nicht einem alten Weibe mit einer bösen Zunge auf den Rücken setzen kann, indem sie Holz nach Hause trägt; da Dies aber leicht möglich ist, so muß die Austreibung jährlich wiederholt werden. Man sieht daraus, wie leicht es werden kann, diese rohen Vorstellungen zu christlichen Ideen zu erhöhen; man darf ihnen nur die Macht ihres Jangkupong über alles Böse klarmachen, so wird der Teufel mit seinem ganzen Gefolge verschwinden.

Der verwünschte Burggraf ist eins der berühmtesten Stücke der mineralogischen Sammlung auf dem Hradschin in Prag; es ist nämlich einer der größten Meteorsteine, die es in Deutschland gibt, denn er hat über zwei Centner Gewicht. Als er, von der gebietenden Kraft der Erde angezogen, seinen selbständigen Kreislauf endend, auf böhmischen Boden herabpurzelte, umhüllte ihn die abergläubische Sage des böhmischen Volkes mit Nacht und Dunkel. Ein grausamer und tyrannischer Burggraf — so erzählt man — sei einst bei lebendigem Leibe in die Hölle gefahren und an seiner statt sei dann auf der Oberfläche der Erde dieser schwarze Metallklumpen zurückgeblieben. Er ward zuerst auf das Rathhaus der Stadt Elnbogen gebracht und daselbst lange gefangen gehalten; auch wurde ihm Heilkraft zugeschrieben. Wer, so meinte man, den verwünschten Burggrafen höbe, verlöre gewisse Krankheiten bald und die Bauern kamen oft auf das Rathhaus, um ihn zu heben. Freilich — für einen Kranken, der einen so schweren Stein heben kann, ist gewiß noch viel Hoffnung vorhanden.

Thorwaldsen kam am 8. März 1797 in Rom an, wo er sich durch eifrige Studien unter der Leitung des gelehrten und strengen Kunstkenners Zoega die Krone der Unsterblichkeit erringen sollte. Später pflegte er diesen Tag als seinen eigentlichen Geburtstag anzusehen; denn als er einst gefragt ward, wann er geboren sei, sagte er: „Darauf kann ich mich doch nicht gleich besinnen, aber am 8. März kam ich nach Rom."

Teufelsbiß heißt in Irland, in einer Gebirgspartie unweit des Shannon, ein sonderbarer und tiefer Einschnitt in einen Bergrücken, dessen Entstehung die Irländer sich auf keine andere Weise erklären können als durch einen besondern launigen Einfall des Teufels, in diesen Gebirgsrücken, den er irrthümlich für den Rücken eines fetten irischen Schweins nahm, hineinzubeißen. Er spie aber den Bissen gleich wieder aus; denn nicht weit davon findet sich ein Felsenstück, das genau in den Einschnitt hineinpaßt.

Wie sich die Zeiten ändern. Die von Bergen und Wäldern bedeckten Gegenden der Erde waren sonst ein Gegenstand der Furcht. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nannte man die Berge des Chamounithals Montagnes maudites. Kein Forscher und Künstler brach sich Bahn in diese Schatzkammern der Natur. Saussure's, Bonstetten's und Anderer Reisen in den Alpen waren wahre Entdeckungsreisen. Der jetzt sich so reizend und mildernd zwischen den großartigen und wilden Werken der Natur hindurchschlingende Anbau der Menschen macht die versteckteſten Gebirgsgegenden schön und anmuthig und führt Tausende von Reisenden in die Schluchten der Berge.

Monte Casino, das berühmteste Benedictinerkloster, erreicht man sehr bequem in einem Tage von Neapel aus. Das Kloster präsentirt sich von San-Germano aus, welches am Fuße des Berges liegt, als ein umfangreiches, viereckiges Gebäude von drei Stockwerken mit verschiedenen Fensterreihen, fast wie ein grandioser, moderner Palast. Ringsumher befinden sich in buntem Gemisch Wege, Laubgänge, Rebengehege, Frucht- und Blumengärten, Alles durch Kunst und Energie dem schroffen Kalkfelsen abgewonnen. Das Kloster selbst umfaßt drei weite, unter sich zusammenhängende Höfe, deren jeder an den Seiten mit bedeckten Säulengängen umgürtet ist. Aus diesen Höfen führen Wege und Gänge zu den Klostergemächern, zu den verschiedenen Officinen und zu den Wohnungen, welche für Fremde bestimmt sind.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 400.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [31. August 1850.

Hochland bei Port Jackson in Neuholland.



Port Jackson war der erste Punkt, wo der Europäer in Neuholland festen Fuß faßte und in dessen Nähe, etwa drei Stunden entfernt, sich die Hauptstadt Neu-Sidney erhoben hat, die mit jedem Jahre wichtiger zu werden verspricht. Im Ganzen ist Neuholland mehr flaches Land und von hohen Bergketten, wie sie in den übrigen Welttheilen vorkommen, hat man noch keine Spuren entdeckt. Nichtsdestoweniger bieten dem Ankommenden in dem Hafen hier die sich vor ihm erhebenden Berge einen um so angenehmern Anblick, je länger die Fahrt dauerte, je mehr die Anhöhen mit grünem Buschwerk bedeckt sind und je neuer, je abweichender in der Gestalt sich Alles zeigt. Kleine Bäche, die von allen Seiten herabrieseln, zahlreiche Buchten, die überall sicher zu landen erlauben, die vielen Wasservögel, der unabsehbar große und doch vollkommen sichere Hafen, die netten Wohnungen von Lootsen und Ansiedlern am Gestade, einige zerstreute, aber schön bewachsene kleine Inseln im Hafen selbst — Alles vereinigt sich, den Ankommenden in ein Gefühl von Wohlbehagen zu versetzen, das nur Der ahnen kann, welcher ein halbes Jahr und darüber nichts als Luft und Wasser sah und im engen Raume eines Schiffes lebte.

Leukerbad.

(Beschluß.)

Der Abend fügte diesem Genusse einen neuen hinzu. Es war mir, als ob ich plötzlich in den hohen Norden versetzt wäre, als ob ich mich in Ossian's Bardenland befände, als ich dort auf dem Chaos des Gemmi den

Digitized by Google

Mond ruhen sah, während seine silbernen Hörner an Weiße mit den flimmernden Alpenhörnern zu wetteifern schienen, welche hoch oben blinkten und tiefer herunter grauen Nebelgestalten gleich an den Bergen schwebten, als wären es ebenso viele Riesen, die dort aus dem Schoose der Nacht geboren würden!

Der späte Abend war kalt, der Wind scharf, und so war die Täuschung vollkommen. Hätte man hier einen Ossian bekommen können, so würde man der Versuchung nicht widerstehen, den Barden in der Mitte dieser seiner Natur zu lesen. Allein auch nicht einmal eine Leihbibliothek gibt es in Leukerbad. Ich schied deshalb von jener bezaubernden nächtlichen Natur, deren Majestät auf eine treffende Weise mit Wohlthätigkeit vereinigt ist. Während ich in jener die eigenthümliche Darstellung des Wesens der Gottheit verehrte, wurde mein Dankgefühl durch die kräftige Erinnerung an den Werth der Gesundheit, die ich hier als das Kleinod des Lebens gesucht sah, noch lebhafter. Das Licht des Sonntagmorgens war in das länglichrunde Gebirgsbecken gefallen, als ich mich auf den Weg begab, um nach den Höhen zu wandern und mich in den Morgenstrahlen, die dort noch verweilten, zu baden. Wußte ich doch schon, daß der Ausgang aus diesem tiefen Bassin nach Süden zu viel Ähnlichkeit mit dem Eingange in dasselbe von Norden her habe. Bald lief denn auch der Gebirgspfad, welcher an der westlichen Seite des Thals gebahnt war, in die Höhe. Er führt bei dem Dörfchen Inden vorbei. Hier befindet man sich dem merkwürdigen Plätzchen gegenüber, wo der Herniedergang für Die ist, welche, von dem Gebirgsdorfe Albnien kommend, nach den Bädern von Leuk gehen wollen. Die Natur hat jenen Herniedergang scheinbar unmöglich gemacht; denn Schluchten und steile Felsen trennen den obern Pfad von dem untern. Als der Hirt bemerkte, daß sich an jener Senkung einige vorausspringende Spitzen befanden, hat derselbe Leitern zu Hülfe genommen. Eine jede Spitze wurde von ihm als Ruhepunkt benutzt, auf welchem er eine Leiter befestigt hat. Mittels acht solcher Leitern ist es ihm geglückt, zwischen dem Gebirgspfade, der sich dort von oben herniederschlängelt, und dem untern, der bis ganz nach unten fortläuft, eine Verbindung herzustellen. Aber jene Leitern stehen entweder senkrecht in die Höhe oder liegen beinahe horizontal über tiefen Klüften. Sie sind aus zwei rauhen Tannen zusammengefügt, welche mittels ziemlich weit voneinander eingefugten Queerhölzern verbunden sind. Letztere bilden die Stufen der Leiter. Nicht nur fehlt an derselben die Lehne gänzlich, sondern es mangelt ihnen auch an Festigkeit. Und dessenungeachtet sieht man die Albnier an den Leitern mit einer Schnelligkeit heruntersteigen, welche sogar in der Entfernung beim Anschauen Bewunderung erregt. Männer und Weiber eilten einer nach dem andern jubelnd an demselben hinunter. Doch soll dies nach der Erzählung der Maulthiertreiber noch nichts sein, wenn die Albnier unbeladen sind und es Tag ist; allein an Werkeltagen verrichten sie dies Hinauf- und Heruntersteigen, indem sie bedeutende Lasten auf dem Kopfe oder auf den Schultern tragen, und zwar häufig, wenn sie halb betrunken sind, am späten Abend oder in der Nacht. Und dennoch hört man nie von Unglück. Die Führer erinnerten mich an jenen einzelnen Baum, den man beim Herabsteigen von dem Gemmi sieht und welcher mit seinen Wurzeln in dem Felsen festgeklemmt ist, während derselbe, in einer schiefen Richtung aufgewachsen, mit seinem Gipfel über einem Abgrunde von beinahe 2000 Fuß Tiefe hängt. Es ist bekannt, daß einst ein Walliser auf diesen Baum geklettert war, daß er den äußersten Zweig vom Gipfel abgebrochen hatte und damit zurückgekehrt war. Für Denjenigen, der es nicht der Mühe werth hält, ob er sich 20 Zoll oder 2000 Fuß über dem Boden befindet und der nur auf einen Stützpunkt für seinen Fuß sieht — wobei derselbe gleichgültig ist, ob dieser in den Wolken schwebt oder auf der niedrigen Erdrinde ruht —, ist jene Höhe keine schwindelerregende. Aber können nicht die Wurzeln des Gemmibaums und die Stufen der kranken Albnierleiter brechen? Hieran denkt der Kletterer niemals; denn dieser Gedanke ist auch sein unmittelbarer Fall.

Indem ich nun so über die Gefahren, denen sich Andere aussetzen, raisonnirte, mußte ich auch für mich selbst sorgen. Steigt doch der Pfad immer höher und höher hinauf und der Boden sinkt immer tiefer und tiefer. Endlich bildet derselbe kein Zickzack mehr, sondern einen schmalen in den Felsen ausgehauenen Gang, eine sogenannte Galerie, die in den senkrecht emporragenden Felsen ausgemeißelt ist und ziemlich steil emporläuft. An einem Fehltritte des Maulthiers hängt das Leben. Und hier, wo tief unter einem der Abgrund gähnt und von oben herunterhängende Felsenblöcke drohen, fochten in dem Bürgerkriege zur Zeit der Helvetischen Republik Menschen gegen Menschen! Walliser und Franzosen suchten sich hier einander hinabzustürzen und stürzten zusammen in denselben Abgrund hinunter, um den Tod zu finden, der sie verbrüderte. Jedoch nehmen die Naturschauspiele dermaßen an Pracht zu, daß sie dem Wanderer keinen Augenblick übriglassen, an den Tritt des Lastthiers zu denken. Kann man doch aus einer ungeheuern Tiefe kaum hörbar die Dala vernehmen, jenen Bach, der, eben oberhalb dem Leukerbade aus dem Eise des Rindhorngletschers entspringend, in seine kalten Wellen die heißen Gewässer aufnimmt und, auf diese Weise lau geworden, mittels starker Fälle über Steinblöcke herunterschießt oder durch Klüfte, die Einschneidungen in die südlichen Felsen sind, sich hindurchdrängt. Aus der Tiefe jenes gähnenden Kessels erhebt sich die gegenüberliegende Seite. An sie, die an sich nur eine kahle Felsenmauer von mehr als 1000 Fuß Höhe ist, haben sich Tannen festgeheftet. Es sind noch einzelne kahle Fleckchen sichtbar; meist ist hier aber das nackte Gerippe des Erdballs mit jener dunkelgrünen Haut überzogen. Jedoch diente jenes stachlichte, rauhe Gewand nur dazu, die Schönheit jener weichen, flaumfederartigen Decke zu erhöhen, welche die Hochebenen bedeckte. Auf derselben liegen die Häuser und Heuscheuern des reichen Alpendorfs Albnien zerstreut umher. Gleichsam wie die hängenden Gärten, durch welche einst Semiramis in dem ebenen Babel die Gebirge Mediens, ihres Vaterlandes, nachahmen wollte, aber höher, wie der Reichthum und die Erfindung der asiatischen Despoten, schwebten sie dort in der Luft. Und weiterhin gegen Süden an dem Ausgange des Thals kam Leuk zum Vorschein; täuschend in der Ferne anzusehen, doch wie so Vieles in der Welt keine nähere Beschauung ertragen könnend. Durch solche Darstellungen wollte die Natur in der Schweiz die Augen von ihren Schrecknissen abziehen, wenigstens wenn man sein Auge von jenen Gegenständen wieder auf das Lastthier wendet, so sieht man vor sich das Dorf Varen, welches oben auf dem Winkel zwischen dem Thale der Dala und der Rhone liegt.

Digitized by Google

Erfindungen.

Die nähern Nachrichten, welche über die Erfindung des Henri Paine zu Worcester (Massachusetts): Wassergas zur Erzeugung von Wärme und Licht zu benutzen, jetzt aus Nordamerika eingehen, veranlassen uns, noch Einiges über diese wichtige Entdeckung, die wir schon im Pfennig-Magazin, Jahrgang 1850, Nr. 375, berührten, mitzutheilen.

Der bekannte Gelehrte Rufus Porter machte zuerst darauf aufmerksam, daß H. Paine eine Vorrichtung erfunden und praktisch angewendet habe, Wasser zu zersetzen und in Gas zu verwandeln, ohne Auflösung von Metallen oder Zusatz von Säuren, nur durch Anwendung von $\frac{1}{300}$ Theil einer Pferdekraft. Die Theorie von der Zersetzung des Wassers war allerdings schon vor einigen 60 Jahren bekannt, aber Hrn. Paine's Verdienst ist es, durch Regulirung des elektrischen Stroms eine überaus schnelle Zersetzung mit ganz unbedeutenden Kosten erfunden zu haben.

Der Hauptapparat besteht in zwei runden eisernen Platten, die, ungefähr ein bis zwei Zoll voneinander entfernt, einige Zoll über dem Boden angebracht sind, zwischen welchen das Wasserstoffgas aus einer $\frac{1}{4}$ Zoll weiten Röhre ausströmt. Letzteres angezündet, erwärmt mittels der Platten in wenigen Minuten das Zimmer. Die Vorrichtung zur Erzeugung des Wasserstoffgases befindet sich in einem Keller des Hauses und besteht in einer galvanischen Batterie, 18 Zoll im Quadrat und 6 Zoll hoch, von deren Polen zwei Drähte in eine Flasche, zwei Fuß hoch und sechs Zoll im Durchmesser, die theilweise mit Wasser gefüllt ist, führen. Das am negativen Pol aus dem Wasser erzeugte Gas wird durch eine Röhre in einen Gasometer von der Größe eines mittelmäßigen Fasses geführt, darin angesammelt, von da aus durch verschiedene Röhren in die einzelnen Räume des Hauses geleitet und daselbst benutzt. Aus einem Cubikfuß Wasser wurden auf diese Weise 2100 Cubikfuß Gas gewonnen.

Die Versuche, welche mit einem solchen Heizapparate im Kleinen gemacht wurden, bestätigen die ungeheure Hitzkraft und praktische Anwendbarkeit des Wassergases vollkommen. Geruch oder Rauch wird nicht hervorgebracht und die Feuersgefahr dadurch fast ganz beseitigt. Wasser siedet in drei Minuten bei $\frac{2}{5}$ C.-F. Gas; Roheisen in einem Platintiegel in eben der Zeit; kieselhaltiges Rotheisenerz, bekanntlich eins der strengflüssigsten Erze, in vier bis fünf Minuten. Welchen Umschwung kann eine weise Benutzung dieses so intensiv und schnell wirkenden Brennstoffes in der Oeconomie und Technik hervorrufen!

Auch zur Beleuchtung hat Hr. Paine das Wasserstoffgas benutzt, indem er es auf eine nicht näher angegebene Weise karbonisirte. Er nennt dies Licht hydroelektrisches Licht. Dasselbe soll so stark und rein sein, daß man auf vier Fuß Entfernung von der Flamme die feinste Schattirung von Blau und Grün auf Gemälden erkennen kann, und dabei so billig, daß drei Brenner, von denen jeder ein Zimmer erhellte, auf acht Tage erst 1 Cent. (5 Pfennige) kosteten. Herr Paine verfertigte einen Beleuchtungsapparat von 3000 Flammen, welcher auf der Börse zu Worcestre aufgestellt ist und nur einen Raum von drei Quadratfuß und sechs Fuß Höhe einnimmt.

In einem Berichte aus Boston vom 10. Juni d. J. heißt es über die wichtige Erfindung ferner:

„Die Entdeckung des Henri Paine nimmt in Amerika die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die praktische Anwendbarkeit ist durch tausendfach wiederholte Versuche außer allen Zweifel gestellt, und auch dem blödesten Auge muß die ungeheure Bedeutung klar werden, welche diese Erfindung besonders für das Gebiet der gesammten Technik gewinnen muß. Das Licht ist so stark, daß man es zum Lesen bei einer Entfernung von fast einer englischen Meile benutzen kann. Es kann beim Kochen, wie in allen Fällen, wo Licht und Hitze erfoderlich sind, angewendet werden. Wie viele Ausgaben werden nicht hierdurch beseitigt. In einer einzigen Stadt können nun Hunderttausende von Thalern jährlich erspart werden, denn auch dem Ärmsten ist die Anschaffung der Maschine, welche nur sechs Dollars kostet, möglich. Alle Diejenigen, welche Hrn. Paine besuchten, worunter besonders viele Lieferanten von Gasgesellschaften waren, sind überrascht und vollkommen befriedigt. Es heißt, daß bereits Agenten nach Europa gesandt würden, um Patente auszuwirken; sobald dies erfolgt ist, wird der Verkaufspreis so gestellt werden, daß Jedem die Anschaffung ein Leichtes ist. Hr. Paine hat sein Eigenthumsrecht um die ungeheure Summe von fünf Millionen Dollars verkauft und bereits eine halbe Million von den Käufern als Angeld erhalten, welche dennoch einen unglaublich großen Gewinn zu machen hoffen."

Das Loch im Kirchendach.

Fremde, welche sich die alte St.-Veitskirche auf dem Wissehrad in Prag zeigen lassen, pflegt der Kirchner auf eine Stelle im Kirchendache aufmerksam zu machen, welche die Spuren spätern, ja neuern Nachbaus an sich trägt und erzählt darüber folgende Legende:

Es ging einmal ein armer Mann in den Wald. Da begegnete ihm ein lustiger schmucker Jäger. Er meinte nämlich, es wäre ein Jäger, aber es war der Teufel selbst in Jägerkleidung. Der Jäger nun redete den bekümmerten Mann an und fragte ihn: Bist du arm, Alter?

Ach ja, antwortete der, arm, elend und voll Sorgen!

Wie viel Kinder hast du denn?

Sechs, Herr, erwiderte der Andere.

Willst du mir das von deinen Kindern, welches du selbst nicht kennst, zu ewigen Zeiten zueigen schenken, so will ich dir Geld die Fülle geben.

Ja gern, Herr, erwiderte der unkluge Alte.

So komm und verschreibe mir's.

Der Alte that's und empfing unsaglich viel Geld. Als er nach Hause kommt, findet er zu seiner Verwunderung sieben Kinder. Seine Frau hatte unterdessen das siebente geboren. Da wurde dem Vater unheimlich und er merkte, daß der Teufel ihm sein Kind abgeschwatzt hatte. Aus Besorgniß für seinen Sohn nennt er ihn nun Peter, weiht ihn dem heiligen Petrus und bittet ihn, sein Kind gegen den Teufel zu vertheidigen und zu schützen. Petrus verspricht es ihm im Traume, wenn er den Sohn dem Dienste Gottes und der Kirche widmen will. Und der Alte ließ darauf sein Kind zum Priester erziehen und bilden. Peter wurde gut, fromm und gelehrt. Als er mündig, 24 Jahre alt und installirter Priester an der Kirche auf dem Wissehrad geworden war, da kam der Teufel, ihn für sich abzufodern. Der heilige Petrus aber behauptete, der Tractat, den er mit dem Vater

des Sohnes geschlossen, sei ungerecht und sie geriethen darüber in Streit. Der arme Priester floh indeß in seiner Seelenangst zum Gebet und las die Messe in der Kirche. Da sie nicht einig werden konnten, so machte Petrus den Vorschlag, sich zu vergleichen und einen neuen Tractat abzuschließen, und er sprach zum Teufel: „Fliege nach Rom und bringe mir von dort eine der zwölf Säulen der Peterskirche herüber, und wenn du sie mir noch eher hierher bringst, als mein Priester die Messe beendigt hat, so sei er dein; wo nicht, so bleibe er mein.“

Mit Vergnügen ging der Teufel Dies ein; denn er dachte rasch genug zu sein, und wirklich sah ihn Petrus schon nach einigen Augenblicken wieder mit der bezeichneten Säule aufsteigen. Er wäre ohne Zweifel zur rechten Zeit gekommen, wenn Petrus von der Himmelspforte aus ihm nicht schnell entgegengegangen wäre und ihn mit seiner Peitsche überfallen hätte. Der Teufel, um sich zu wehren, ließ seine schwere Last los und die Säule fiel ins Mittelländische Meer. Freilich war er wie ein Blitz hinterher und holte sie aus dem Grunde der See wieder herauf; aber er kam doch zu spät und der Priester hatte soeben sein: Ite! Missa est! gesprochen und das Meßgebet zu Ende gebracht, als der Teufel mit der Säule auf dem Wissehrad angekeucht kam. Petrus lachte ihn aus, der Priester trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn und der geprellte Teufel warf vor Ärger die Säule durch das Dach der Kirche, sodaß sie in drei Stücke zersplittert auf den Boden herabfiel.

Das im Kirchendach entstandene Loch versuchte man zuzumauern — bemerkt der Kirchner. Aber das war vergebens. Die Arbeit der Maurer stürzte immer wieder ein; man unterließ endlich die Wiederholung des Versuchs und Jahrhunderte lang stand so dieser eine Theil des Kirchendachs offen für Regen und Wind.

Kaiser Joseph gab endlich bestimmten Befehl, die offene Stelle zu vermauern.

„Da legte man“, fährt gewöhnlich der Kirchner in seiner Erzählung fort, in die Spitze des Gewölbes zwei vom heiligen Vater geweihte Petersschlüssel; man kann sie im Gewölbe recht wohl sehen, sie liegen kreuzweise über der Gewölbspitze; nun hält die Reparatur.“

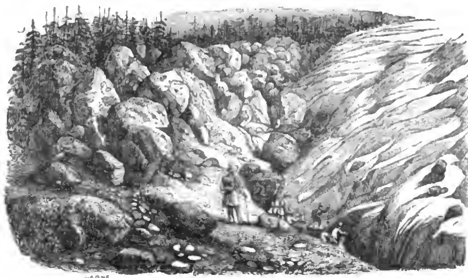
Ob Kaiser Joseph selbst die Einmauerung dieser Schlüssel angeordnet haben mag? Schwerlich; unstreitig thaten dies die Priester, um doch noch den Anstand zu retten. Denn wenn man sie jetzt fragte, wie es komme, daß die Ausbesserung nun doch halte? so blieb ihnen die Ausrede, es geschehe durch die Kraft der geweihten Schlüssel.

Auch die drei Stücke der Säule lagen sonst in der Kirche. Aber sie wurden hinausgeschafft. „Denn“, so bemerkt der Cicerone, „der Kaiser Joseph hat gesagt: In der Kirche soll man zu Gott beten und nicht vom Teufel schwatzen und von seinen verruchten Werken.“ Aber das große Ölbild, auf welchem Petrus dargestellt ist, wie er den säulenschleppenden Teufel peitscht und das Mittelländische Meer darunter, hängt noch jetzt in der Kirche.

Die Säule selbst liegt neben der Kirche im Grase in drei Stücke getheilt.

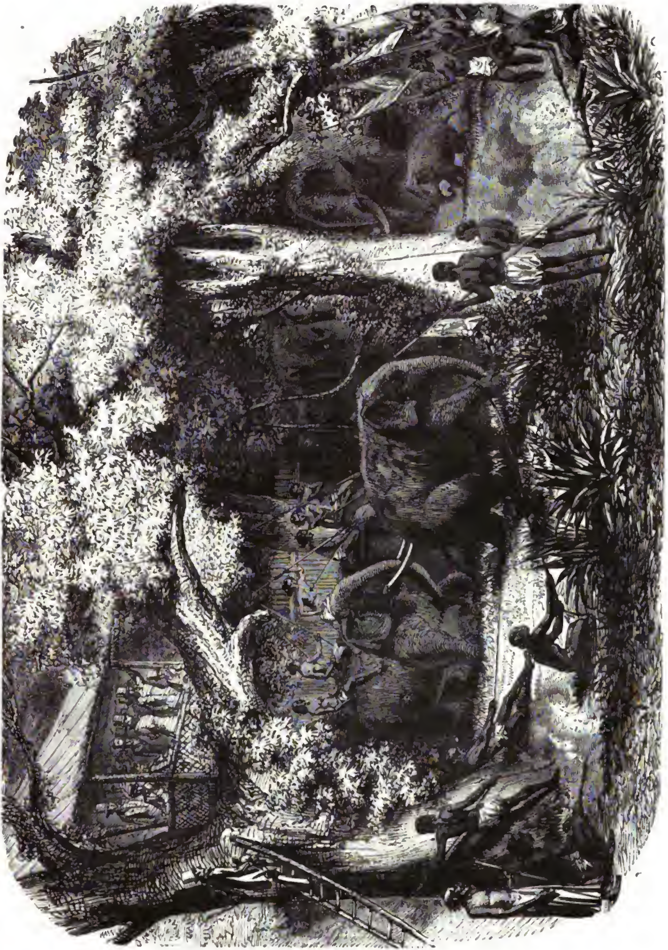
„Der Stein, aus dem sie besteht“, sagt der Kirchner, „ist zusammengesetzt aus siebenerlei Steinen. Einer davon ist sehr kostbar, einer sehr hart und einer stinkt abscheulich. Als der hochselige Kaiser Franz hier war und ich ihm dies auch erzählte, da hat die Majestät gesagt: Na, da hat wol halter der Teufel noch etwas dran gelassen.“

Grindelwaldgletscher.



Digitized by Google

Eine Elefantenjagd.



Digitized by Google

J. G. von Gauvain, ein deutscher Heldenjüngling.

In der Nähe von Stromberg, etwa drei Stunden von Kreuznach, liegt die ehemalige Burg der Fauste von Stromberg, das zerfallene Bergschloß Goldfels, das im Jahre 1793 im Revolutionskriege gegen die Franzosen Schauplatz eines heldenmüthigen Kampfes gegen letztere wurde, in welchem sich ein preußischer Lieutenant, Gauvain, ein unvergängliches Denkmal seines Muthes errichtete.

Gauvain, ein Abkömmling jener französischen Ausgewanderten, die unter dem Großen Kurfürsten Schutz in Preußen gefunden hatten, war Lieutenant im Füselierbataillon von Schenke und stand im Jahre 1793, unter dem bekannten Oberst Szekuly, in dieser Gegend, der ihn mit 25 Füselieren auf den Goldfels beorderte. Der triersche Hauptmann Faber, der ihm den Rücken deckte, mußte sich wegen eines überlegenen Angriffs zurückziehen und Gauvain sah sich nun genöthigt, das Gleiche zu thun. Aber Szekuly wies ihn mit Hohn und Drohung auf seinen Posten zurück. Gauvain lächelte ingrimmig, ließ jedem seiner Leute 90 Patronen geben und schied von seinen Kameraden mit den Worten: „Entweder ihr seht mich mit meinen 35 Mann die Festung Mainz erobern oder ihr seht mich nie wieder.“ Er soll fürchterlich dabei gelächelt, verächtlich auf Szekuly geblickt haben und mit allen Kennzeichen der verbissenen Wuth abmarschirt sein.

Gauvain kam Nachts an dem Saume des Waldes hinter dem Goldfels an, schlich sich noch vor Anbruch des Tages mit zwei Füselieren bis an das Schloß vor, und als er es von den Feinden verlassen fand, nahm er Besitz davon und ließ es dem Obersten Szekuly melden. Am 20. März des Morgens um 6 Uhr kamen ungefähr 300 Mann feindliche Infanterie aus Stromberg heraus und wollten auf dem engen Fußstege, der zu dem Goldfels führt, gerade auf Gauvain losgehen. Dieser hatte sein Commando rings um das Schloß hinter Steinklippen und Buschwerk versteckt und den schärfsten Befehl gegeben, nicht eher zu schießen als bis der Feind auf 30—40 Schritte heranwäre. Sie ließen also die 300 Mann, die sich ganz zerstreut von einer Klippe zur andern dem Schlosse näherten, bis auf 30 Schritte heran und nahmen ihre Leute so gewiß, daß nur wenige fehlten. Kaum nach einer halben Stunde lagen über 50 Todte auf dem Felsen und der Feind lief unter entsetzlichen Schmähungen nach Stromberg zurück. Nach 8 Uhr hörten die Preußen nicht allein, daß sich das Feuer ihnen gegenüber von Dachsweiler rückwärts zog, sondern auch in ihrem Rücken wurden die trierschen Jäger attakirt, und zu gleicher Zeit kamen über 600 Mann aus Stromberg wieder auf dem nämlichen Wege auf sie los. Gegen den Angriff von Stromberg blieben die Preußen hinter den Felsenstücken und Sträuchern; nur 10 Mann detachirte Gauvain auf die Seite gegen den Sohnwald zu, und bei diesen hielt er sich nun am meisten auf; denn wegen des Angriffs auf die Fronte waren er und sie ganz unbesorgt. Auch ging es hier wieder so gut wie das erste mal. Die Feinde waren meist betrunken und stiegen unter wildem Geschrei und einem benändig unterhaltenen Feuer herauf. Einer der ersten feistdlichen Schüsse ging Gauvain durch den Hut, ein eizeiter riß ihm das Zopfband entzwei, ein dritter streifte fwnen linken Arm, und noch zwei gingen durch den Rock, ohne ihn zu beschädigen. Das Alles machte keinen Eindruck auf ihn. Er zog den Hut ab, schwang ihn in die Luft und rief scherzend: „Das galt meiner Wenigkeit. Das schadet mir nichts; denn ihr müßt wissen, Kameraden, ich bin fest!“

Der Angriff von vorn blieb lange ohne Nachtheil, und der Feind litt hier wieder soviel als das erste mal. Er wich einige mal zurück, rückte aber immer wieder mit neuer Verstärkung an. So mochte es ungefähr 12 Uhr Mittags geworden sein, als sich an 300 Mann feindlicher Infanterie mit wildem Geschrei auf Gauvain und seine 10 Mann warfen. Er zog sich hinter eine kleine Mauer zurück, nahm noch fünf Mann Verstärkung zu sich und vertheidigte sich dort über eine Stunde lang gegen diese gewaltige Übermacht. Aber bald hörte diese Vertheidigung überall auf. Es fing an an Patronen zu mangeln, und die wenigen vorhandenen wurden ins Gleiche vertheilt. Noch wagten es die Franzosen von keiner Seite, mit Gewalt auf die Preußen einzudringen, und die französischen Offiziere haben nachher versichert, daß sie so viele Achtung gegen diesen heldenmüthigen Offizier empfunden hätten, daß nur seiner Erhaltung wegen die Bestürmung des Schlosses unterblieben wäre. Von 3—400 Schritten her riefen sie den Preußen „Pardon!“ zu und sie, die wol sahen, daß keine Rettung für sie mehr übrig war, baten ihren Offizier, diesen Pardon anzunehmen. Allein er wollte nichts davon wissen, vertröstete sie immer noch auf Entsatz und sagte: „Ihr wißt ja, Kinder, was mir der Oberst Szekuly gesagt hat. Wir müssen zeigen, daß wir ganz andere Kerle sind, als wofür uns dieser Mann hält.“ Und somit zog er sein ganzes Detaschement, das sich nun völlig verschossen hatte, an die Ruinen des alten Bergschlosses bis an das Thor, welches in den innern Hof geht, zusammen.

Der Feind drang von allen Seiten auf sie ein, und immer ergab sich Gauvain noch nicht, sondern suchte vielmehr durch verschiedene Ausfälle den Feind, der ihm schon einige Leute getödtet und mehre verwundet hatte, mit dem Bayonnet von sich zu entfernen. Diese Ausfälle konnten freilich zu nichts dienen, als die Erbitterung des Feindes auf den Grad von Wuth zu bringen, mit dem sie nun angefallen wurden. Sie waren zu drei und vier Mann um das Schloß postirt, und schon waren einige von diesen kleinen Abtheilungen gefangengenommen worden, als Lieutenant von Gauvain mit zehn Mann noch einen Ausfall machte. Er hatte ein geladenes Pistol in der Schärpe, ein anderes in der linken Hand und den Degen in der Rechten. So sprang er wüthend mit dem Rufe: „Folgt mir!“ auf einen feindlichen Trupp los, der wenigstens 60 Mann stark war.

Von den Gefangenen hatten die Franzosen den Namen des Offiziers erfahren, und glaubten nun nichts gewisser, als daß er ein Ausgewanderter sei. Darum schrien sie jetzt, als er so wahrhaft wüthend in sie eindrang: „C'est un émigré, sabrez le b....!“ „Nein!“ rief er, „ich bin ein Deutscher!“ und mit diesen Worten schoß er seine beiden Pistolen unter die Feinde ab, rannte einem feindlichen Offizier, der auf ihn loskam, den Degen durch den Leib; dann riß er einem seiner Unteroffiziere, Namens Seiler, der ihm am nächsten war, die Büchse aus der Hand, und damit schlug und stach er immer unter den Worten: „Ich bin ein Deutscher!“ fürchterlich um sich, bis er meuchelmörderischerweise fiel. Einer von den vielen betrunkenen Sansculotten packte ihn nämlich bei der Schulter und stach ihm ein großes Messer von der Seite in den Hals. Hier stürzte er nieder und wurde — o es war ein entsetzlicher Anblick! — noch halb lebendig in Stücke

Digitized by Google

gehauen und zerschnitten. Diese Stücke sammelten die Barbaren, setzten sie, so gut sie konnten, wieder zusammen, gaben dem blutigen, zerschnittenen Kopfe eine rohe Kartoffel in den Mund und tanzten bei dem beliebten ça ira einen abscheulichen Kannibalentanz um den Leichnam dieses Helden. Mit Gauvain's Falle stürzte nun der ganze Schwarm — etwa 7—800 Mann stark — auf die übrigen Preußen los. Sie durchsuchten das alte Schloß von unten bis oben, weil sie nicht glauben konnten, daß sich ein Offizier mit so wenigen Leuten gegen eine solche Übermacht, und dies beinahe acht Stunden lang, habe vertheidigen können. Die kleine Mannschaft wurde entwaffnet, rein ausgeplündert und, nachdem sie jenen teuflischen Tanz hatten mit ansehen müssen, im Triumphe nach Mainz transportirt.

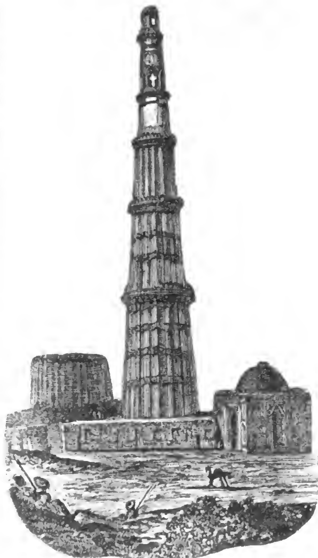
Schon am 27. März darauf wurden die Franzosen aus der ganzen dortigen Gegend verjagt, und viele preußische Offiziere, welche das Stromberger Thal durchzogen, wallfahrteten zu Gauvain's Todtenstelle wie zu einer heiligen Stätte. Viele bewahren noch heute Stücke seines Hutes und seines Rockes, die noch dort umherlagen, als Reliquien eines Märtyrers auf. Bald wurde ihm auch da, wo er gefallen, ein Denkmal gesetzt, welches jedem Reisenden, der von Bingen nach Kreuznach in das Stromberger Thal ging, lebhaft in die Augen fiel. Es bestand aus einem 17 Fuß hohen marmornen Obelisk, auf dessen Spitze eine mit Lorbern umschlungene Kugel befestigt wurde. Auf der ersten Seite des Fußgestells war die Inschrift: J. G. v. Gauvain, Königl. Preuß. Lieutenant im Füselier-Bataillon v. Schenke. Auf der zweiten: Er fiel als Held, am 20. März 1793. Auf der dritten: Sein Leben war des Heldentodes werth. Und um die Pyramide schlängelte sich ein Band, worauf die Worte standen: Deine Freunde weinen um dich. Die größten Feldherren, die damals bei der französischen Armee waren, lieferten ansehnliche Beiträge zu diesem Monumente, und das noch Fehlende legten einige Offiziere des Regiments Herzog von Braunschweig und des Füselierbataillons von Schenke zu. Szekuly — gab nichts. Er sagte: „Ich ehre seine Asche, gebe aber keinen Kreuzer."

Dieser Obelisk stand über zwei Jahre und ist selbst von sehr vielen braven Franzosen, die im Jahre 1795 jene Gegenden besetzt hatten, häufig besucht und geehrt worden. Sie sagten: „Da sieht man doch, daß die Preußen auch noch nach dem Tode ihre Helden ehren!" Aber als der kaiserliche General Clairfait 1796 die Franzosen aus den Verschanzungen vor Mainz vertrieb und sie bis auf den Hundsrück verfolgte, zerstörten die Flüchtigen dieses Heldendenkmal.

Der türkische Pascha als Präses eines christlichen Religionsgesprächs.

Als in Szegedin noch ein türkischer Pascha gebot, kam ein Protestant in die Stadt und bat den Pascha, seine neue und treffliche Lehre den Leuten predigen zu dürfen. Die Franciscanermönche suchten es zwar zu hintertreiben, aber der Pascha gestattete vorläufig eine öffentliche Disputation, bei welcher er selbst gegenwärtig sein wolle. Das Gespräch dauerte sehr lange, fast bis gegen den Abend hin, und der Pascha war zweifelhaft, ob er sich für oder gegen den Protestanten entscheiden solle. Um es kurz zu machen, brachte er die ganze Discussion auf die an den Protestanten gerichtete Frage zurück, welches die größten Propheten der Welt seien? Der Protestant antwortete: Moses und Christus. „Wie?" schrie rasch der Franciscaner dazwischen, „und des Mohammed erinnerst du dich nicht?" Der Pascha nickte mit dem Kopfe und der Protestant fiel ab.

Der Minaret in Kuttub.



Wir sind nur gar zu sehr geneigt, uns das ganze Afrika mit Ausnahme der Punkte, wo sich Europäer angesiedelt haben, für ein vollkommenes Barbarenland von wahren Menschenfressern zu halten, und bis auf einen gewissen Grad muß man, was das Innere betrifft, dieser Ansicht auch wol beipflichten. Jedoch finden sich einzelne Reiche und in ihnen einzelne Punkte, wo doch mehr Cultur und selbst Kunst herrscht, als man gerade dort suchen sollte. So ist es z. B. im Lande Darfur, im Lande Borgu und selbst noch tiefer ins Innere hinein bei den Fellatahs im Lande Houssa, wo sich die Stadt Kuttub findet, und die Moschee, welche wir hier abgebildet sehen. Ihr in sechs Stockwerken emporsteigender Thurm oder Minaret zeigt deutlich genug, daß es nicht ganz an Leuten fehlt, die etwas von Architektur verstehen, wenn sie auch immerhin Dem nachstehen mag, was in solcher Art Konstantinopel, Kairo u. s. w. aufweisen können.

Mannichfaltiges.



Die größte Vogelfigur in der Welt ist wahrscheinlich der riesige Doppeladler, der auf dem Dache der Stephanskirche in Wien mit ausgebreiteten Flügeln liegt. Von einer Flügelspitze zur andern mißt er nicht weniger als 480 Fuß. Jedes seiner Augen ist aus vier vergoldeten Dachziegeln gebildet und jeder seiner Schnäbel hat nicht weniger als 36 solche große Schuppen. Wenn er sich einmal vom Dache der Kirche in die Luft erheben könnte, würde man ihn für den leibhaften Vogel Rok halten können.

Die Fiakers in Irland sind viereckige, vorn mit Gläsern versehene Kasten. Dieser ist auf zwei Räder gestellt und man kriecht von hinten in ihn hinein. Der Kutscher sitzt vorn vor dem Kasten und hält die Füße auf die Deichsel herab. Diese befindet sich nicht an der Achse der Räder, sondern an dem Wagenkasten selbst, und zwar ist sie ohne Gelenke daran befestigt. Hinter dem Schwanze des Pferdes zeigt sich ein kleines Bret an der Deichsel, wie ein Präsentirteller; es ist eigentlich für die Füße des Kutschers bestimmt, wird aber vom Pferde in gewissen Intervallen zu etwas ganz Anderm benutzt. Da das Pferd den ganzen Wagen an der steifen Deichsel hält, so muß dieser alle hopsenden Bewegungen des Pferdes mitmachen und man sitzt in dieser schaukelnden Equipage ebenso, als wäre sie dem Pferde auf den Rücken gebunden.

Die Winter in Italien sind oft so streng, daß der Schnee bisweilen wochenlang liegen bleibt, und doch sind die Gebäude fast einzig auf Schutz gegen die Hitze, durchaus nicht gegen die Kälte berechnet. In Venedig — so klagt ein neuerer Reisender — durchkälten die Nordwinde von den tiroler Alpen und von der Seeküste die Luft, wenn auch die immer milde Sonne ihren Einfluß mäßigt. Tritt man aber in die Schattenwände der Häuser, wo bei den zwei Klafter hohen Fenstern der Zug durch zollbreite Spalten streicht, keine Thüre schließt, aus dem Steinboden eine Kälte heraufsteigt, als wandelte man über einem Eiskeller, und wider alles Dies keine Schutzwehr hat als hier und da ein Kamin: da fühlt sich der an wohlthätige Erwärmung gewöhnte Deutsche von Frost gerüttelt und bald sind Hände und Füße von Frostbeulen bedeckt. Man erzählt von Kaiser Paul I., er habe gesagt, daß er in Rußland von der Kälte gehört, in Italien aber sie empfunden habe.

Schloß Bagatelle. Als einst die Kaiserin Maria Theresia dem Fürsten Esterhazy in Ungarn einen Besuch machte, hatte der Fürst ihr zu Ehren ein Lustschloß in dem Parke erbauen lassen, in welchem er für die Kaiserin kleine Gartenfeste veranstaltete. Sie fragte ihn, wie viel ihm das Schlößchen koste? Der Fürst erwiderte: 80,000 Gulden. „O! das ist für einen Fürsten Esterhazy eine Bagatelle!“ sagte die Kaiserin. Als die Kaiserin das Schlößchen wieder verließ, fand sie beim Hinausgehen mit vergoldeten Buchstaben Bagatelle angeschrieben, und so heißt das Schloß noch jetzt.

Die Cretins sind jetzt in so vielen Gegenden des südlichen Deutschlands ein Gegenstand der theilnehmenden christlichen Sorge, daß man die Hoffnung hegen darf, es werde nach und nach die Zahl dieser Unglücklichen immer geringer werden. Nicht nur eigene Anstalten für ihre Heilung sind und werden begründet, sondern auch die Klöster lassen es sich angelegen sein, mit den ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln thätigst einzugreifen. Von altersher gibt es in manchen Klöstern Stiftungen für Cretins, z. B. im Kloster Admont in Steiermark. Man bedient sich ihrer daselbst auch zu kleinen Verrichtungen, und diese üben die Cretins mit einer Pünktlichkeit wie Maschinen. Braucht man sie als Boten, so lassen sie sich durch nichts am Wege aufhalten; sie gehen durch Dick und Dünn und vertheidigen sich mit der größten Heftigkeit gegen Jedermann, der geneigt sein sollte, ihnen ihre Depesche zu nehmen, und liefern sie keiner andern als der ihnen bezeichneten Person aus. Ist ein Cretin darauf eingeübt, des Morgens um 6 Uhr Holz in den Ofen zu stecken, so kommt er mit seiner Ladung Holz so gewiß und sicher zu rechter Zeit angeschleppt, als bewege er sich, wie die Apostel an der strasburger Kirchthurmuhr, auf einem von der Maschine geschobenen Bretchen.

Die Kirche Madonna del Monte Berico in Vicenza, ein Meisterbau Palladio's, bewahrt in dem Refectorio des zu ihm gehörigen Klosters ein großes wunderherrliches Gemälde von Paul Veronese, La Cena di San-Gregorio genannt. Der Stoff ist aus der Legende des Papstes Gregorius genommen, der immer reichliche Tafel für Arme und Dürftige bereit hielt, welche dann noch beschenkt wurden. Einst fand sich auch ein Pilger von sehr würdiger Gestalt dabei ein, der sich an die Seite Gregor's setzte; als das Mahl beendet war, sah der Papst den Teller des Pilgers in reines Gold verwandelt und erkannte in ihm die Person des Heilandes selbst. Das Gemälde ist mit einem außerordentlichen Reichthume von Einbildungskraft ausgeführt; es nimmt eine ganze große Wand ein und enthält 37 lebensgroße Figuren, ganz abgesehen von dem Perspektivischen und Architektonischen. Die Lebendigkeit und der Ausdruck der Gestalten, die Mannichfaltigkeit der Gruppen und der Glanz des Colorits wetteifern miteinander. Von beiden Seiten führen Treppen in eine prächtige Säulenhalle, wo die Tafel gedeckt ist. Die auf- und abeilenden Diener, die sich auf den Treppen drängenden und um die Tafel gelagerten Gäste, in deren Mitte sich Christus mit dem Papste zeigt, einige umhersitzende Cardinäle, Pagen und Kinder, ja selbst Hunde und Affen geben dem Bilde eine Bewegung und Abwechselung, welche nur ein Künstler ersten Ranges zu erfinden vermochte.

Ein altes, aber immer noch neu bleibendes Wort. Es ist merkwürdig, wie neu manches Wort bleibt, das schon in uralter Zeit geschrieben ward. Der alte Herodot, der sogenannte Vater der Geschichte, sagt: „Alles, was aus Afrika kommt, ist neu.“ Nach dritthalbtausend Jahren müssen wir noch sagen: Alles, was aus Afrika kommt, ist neu. Denn nach allen Entdeckungsreisen und Handelsexpeditionen bis auf die neueste Zeit, nachdem der größte Theil der Küsten Afrikas unter europäische Botmäßigkeit gekommen ist, wissen wir doch noch immer von dem eigentlichen innern Afrika so gut fast wie gar nichts. Überall gibt es Lücken, überall Fabeln, und nur selten ein Körnchen Wahrheit über diesen eine halbe Million Quadratmeilen großen Erdtheil. Man kann der Wahrheit gemäß sagen, daß man von den Bergen des Mondes mehr wisse als vom Mondgebirge, den Lauf der Kometen genauer kenne als den Lauf der afrikanischen Flüsse, und die Flecke der Sonne besser bestimmt habe als die Landseen unsers Nachbarwelttheils.

Die Rüstung des bei Mühlberg im Jahre 1547 gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, ward nach Madrid ins königliche Zeughaus gebracht, und so wurde aus dem Siege des deutschen Kaisers über einen deutschen Kurfürsten ein Sieg der Spanier über Deutsche.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 401.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [7. September 1850.

Niels W. Gade.



Der junge geniale Mann, dessen Bildniß hier mitgetheilt wird, ist ein ausgezeichneter Tonkünstler, sowol was Spiel betrifft, wo er sich als Virtuos auf dem Pianoforte, der Violine und selbst der Guitarre auszeichnet, als insofern es der Composition gilt. Geboren am 22. October 1817, gewann er schon 1841 den von dem kopenhagener Musikvereine ausgesetzten Preis für eine Ouverture, die unter dem Namen „Nachklänge von Ossian“ allgemein bekannt ist und den vollen Beifall der Preisrichter, Ludwig Spohr und Friedrich Schneider, gefunden hatte. Zugleich verschaffte sie ihm die Mittel, eine Kunstreise ins Ausland zu machen und sich auszubilden. Als er in Leipzig Felix Mendelssohn-Bartholdy eine neue Symphonie eingesendet hatte, war dieser nicht minder davon bezaubert und so kam Gade nach Leipzig (1843), ging (1844) nach Italien und lebte dann bald in Leipzig, wo er einige Winter das Große Concert dirigirte, bald in Kopenhagen. Er hat bereits für Instru-

Digitized by Google

mental- und Vocalinstrumente sehr viel componirt, was theils in Leipzig, theils in Kopenhagen erschienen ist und meist ungewöhnlichen Beifall gefunden hat.

Sitten und Gebräuche der Slawen in Istrien bei Verlöbnissen, Heirathen und Hochzeitsfeier. *)

Weil die Ehe die beste Schutzwehr gegen Unsittlichkeit und die festeste Grundlage aller bürgerlichen Tugenden ist, so sind die Slawen in Istrien, ein sehr frommer Volksstamm, frühzeitig darauf bedacht, ihren Söhnen würdige Lebensgefährtinnen auszusuchen. Diese Sorge bleibt den Ältern ganz überlassen. Sie sehen sich für ihren Sohn, sobald er das männliche Alter erreicht hat, nach einer Braut von gutem Geblüte um, wie sie sich ausdrücken, d. h. nach einem Mädchen, deren Ältern wegen ihrer Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit in gutem Rufe stehen. Dabei wird auf körperliche Gesundheit sowol bei der Braut selbst als auch bei ihren Ältern Rücksicht genommen. In ihrer Sorgfalt für einen guten Leumund sind sie so ängstlich, daß sie ihre Nachforschungen selbst auf die Ururältern der Familie, mit der sie sich zu verbinden willens sind, erstrecken, und bei der Entdeckung irgend eines lange vergessenen Verbrechens sogleich zurücktreten. Ihre größte Aufmerksamkeit aber richten sie auf den Charakter der Mutter nach dem bei ihnen üblichen Sprüchworte: Wie die Mutter spinnt, so die Tochter webt. Ebenso holen umgekehrt die Ältern der Braut genaue Erkundigungen über den Charakter des Bräutigams und seiner Angehörigen ein, wobei sie ihr Hauptaugenmerk auf den guten Ruf richten, ohne sich vom Interesse blenden zu lassen. Lobenswerth ist auch die Vorsicht, welche sie abhält, ihr Blut, wie sie sagen, mit kränklichen, schwächlichen, krüppelhaften oder mit erblichen Übeln behafteten Personen zu vermischen.

Die füreinander bestimmten Brautleute wissen oft nichts von allen diesen Schritten und Unterhandlungen, ja bisweilen kennen sie einander gar nicht. Erst wenn der Beschluß ihrer beiderseitigen Ältern feststeht, macht man ihnen denselben bekannt, und selten ereignet sich der Fall, daß die Kinder sich gegen die Wahl ihrer Ältern sträuben, denen sie ihr ganzes Leben hindurch, auch wenn sie schon großjährig sind und selbst Kinder haben, bei allen Gelegenheiten Gehorsam, Ehrfurcht und kindliche Liebe beweisen.

Ist das Verlöbniß geschlossen, so begibt sich der Vater des Bräutigams mit drei oder vier Blutsverwandten, die in der Familie das größte Ansehen genießen, zu Pferde nach dem Hause der Braut, um förmlich um sie anzuhalten. Dort halten sie vor der Thür, ohne abzusteigen, rufen die Ältern heraus, ziehen den Hut ab und bringen ihr Begehren in folgenden Worten an: „Gelobt sei Jesus Maria! Wir kommen Euch zu fragen, ob Ihr zufrieden seid, Eure Tochter N. N. unserm geliebten Sohne N. N. zum Eheweibe zu geben.“ Der Vater der Braut oder wer dessen Stelle vertritt, antwortet darauf: „In acht Tagen könnt Ihr um die Antwort kommen.“ Nach dieser lakonischen Antwort lenken die Brautwerber ohne besondere Complimente ihre Pferde um und sprengen im Galopp davon.

Ungefähr drei Tage darauf wissen sie schon, welche Antwort sie von der Braut zu erwarten haben, denn im Fall der Einwilligung schickt dieselbe ihrem Zukünftigen einen Blumenstrauß, im entgegengesetzten Falle ein Büschel Wermuth. Sind die Ältern des Bräutigams eines günstigen Erfolgs gewiß, so kehren sie mit denselben Begleitern und ihrem Sohne nach Verlauf von acht Tagen nach dem Hause der Braut zurück, um die Antwort entgegenzunehmen. Diesmal steigen sie jedoch vom Pferde ab und treten in das Haus ein, wo nach wechselseitigen Umarmungen und Begrüßungen die gewünschte Zustimmung gegeben wird. Nun wird das Verlobungsmahl in Anwesenheit der Gäste bereitet, denn bei den Slawen in Istrien sowie in vielen andern von Slawen bewohnten Ländern dient ein und dasselbe Gemach zur Küche und zur Wohnstube. Die Braut läuft dabei geschäftig hin und her, um ihre Häuslichkeit im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen und gibt sich dabei das Ansehen, als kümmere sie sich um ihren Verlobten nicht im mindesten, der seinerseits bei der Erlangung eines Glücks, welches ihm von seinen Ältern bereitet wurde, ohne daß er selbst danach sich sehnte, nicht minder lüstern nach der am Spieße sich drehenden Hammelkeule als nach seiner künftigen Lebensgefährtin blickt. Sobald das Mahl bereitet ist, setzen sich die Männer allein zu Tische, denn so erheischt es die Etikette der Gastfreundschaft bei den Istrianer Slawen. Zuerst trägt man die Suppe, dann ein Gericht Leber auf. Bei diesem hält man inne und eröffnet die Präliminarien des Ehecontracts. Dieser Contract bezieht sich auf die in einer Truhe enthaltene Ausstattung an Wäsche und Kleidungsstücken, unter denen ein neuer Pelz nicht fehlen darf; zugleich werden die Geschenke bestimmt, die der Bräutigam seiner Braut an Geld und Feldereien zu machen gedenkt, nebst den Beiträgen an Lebensmitteln für den Hochzeitsschmauß. Von einer Mitgift ist keine Rede, denn die Slawen geben ihren Töchtern nichts als das pflichtmäßige Erbtheil, das ihnen erst nach dem Ableben der Ältern verabfolgt wird. Ist man über diese Bedingungen einig geworden, so schmaust man fröhlich weiter und darauf verläßt der Vater des Bräutigams sammt diesem und seinen Begleitern Tisch und Haus, ohne weiter ein Wort zu verlieren, und Alle traben wieder nach Hause zurück.

Zu der Hochzeit werden die nächsten Verwandten des Bräutigams eingeladen, deren Zahl beim Abschluß des Heirathsvertrags vornherein bestimmt wird. Tags zuvor werden alle Anstalten getroffen, um den Hochzeitsschmauß so leckerhaft als nur möglich zu machen. Jeder einzelne von den Hochzeitgästen ist verpflichtet, wenigstens ein Hammelsviertel oder sonst eine beliebte Eßwaare mitzubringen. Wenn Alle versammelt sind, so schwingt sich der Bräutigam, von einigen Männern begleitet, auf sein Roß, um die Braut abzuholen. Alle sind mit Pistolen bewaffnet, aus denen sie von Zeit zu Zeit, besonders aber vor der Wohnung der Braut, Freudenschüsse abfeuern. Einer von der Hochzeitsgesellschaft macht den Vorreiter, Barjaktar genannt. Er schwingt eine bunte Fahne an einem langen Stocke, an dessen Spitze eine Brezel und über derselben drei Äpfel stecken. Bei der Ankunft überreicht der Bräutigam seiner Verlobten ein Paar neuer Strümpfe und Schuhe. Ein zweites Paar neuer Schuhe schenkt er ihrer Mutter oder wer sonst deren Stelle vertritt. Die Braut legt sogleich diese Fußbekleidung an, denn nur in dieser ist es ihr erlaubt, in die Kirche zu gehen. Sobald sie ganz angekleidet und geschmückt ist, erscheint sie vor ihrem Bräutigam mit den Äpfeln, die sie plötzlich aus aller Kraft gegen ihn wirft, während er sich

*) Nach dem „Ausland“.

gegen die Würfe hinter der Fahne zu schützen sucht. Man kann sich denken, welches schallende Gelächter diese komische Scene unter den Anwesenden erregt, besonders wenn der Bräutigam hart getroffen worden ist. Dieser sucht dann die drei Äpfel sorgfältig auf und verzehrt sie nach der Rückkehr aus der Kirche mit der Braut. Der Putz des Bräutigams besteht in großen rothen Bändern an seiner Kappe. Die Braut trägt ein scharlachrothes Leibchen und auf dem Kopfe einen Kranz von künstlichen Blumen, von welchem rund herum breite bunte Bänder flattern. Der Ritt zur Kirche findet gewöhnlich unter Begleitung von zwei Schalmeibläsern statt, welche eine beliebte altslawische Tanzweise spielen. Die Braut wird von den männlichen Anverwandten von ihrer und des Bräutigams Seite begleitet. Der Brautführer reitet zur Rechten der Braut, indem beide die entgegengesetzten Zipfel eines bunten Taschentuchs halten. Er darf die Braut nicht aus den Augen lassen, denn diese trachtet, wo und wie sie kann, zu entschlüpfen und sich zu verstecken. Gelingt ihr dies, so wird der gefoppte Brautführer weidlich ausgelacht, und sowol er selbst als seine Gefährten müssen der Braut irgend ein Geschenk machen. Nach der Trauung wirft die Braut beim Herausgehen aus der Kirche Stücke von Brezeln unter die herbeigelaufene Jugend. Beim Weihkessel tunkt sie eine ganze Brezel in das Weihwasser und bekreuzt sich damit, vor der Thür aber wirft sie solche, soweit sie kann, unter den Haufen der Kinder. Nach der Rückkehr der Getrauten und ihrer Begleiter wird bis zum Abend getanzt, worauf sich Alle in die Wohnung der Braut zum Hochzeitschmause verfügen.

Bei dem Hochzeitschmause werden die drei erfahrensten und angesehensten Männer zu Ceremonienmeistern gewählt. Der erste heißt Domacina und ist beauftragt, die ganze Hausordnung aufrechtzuerhalten. Der zweite ist der Anführer des Hochzeitgefolges und heißt Stari-Svat; der dritte ist sein nächster Stellvertreter und führt den Namen Nastacia. Der Domacina, dem zugleich das Tischregiment zukommt, weist den Gästen ihre Plätze an. Das Brautpaar sitzt in der Mitte. Hierauf zieht er die Kappe ab und spricht folgendes Gebet: „Wie unser Herr und Heiland Jesus Christus die fünf Brote und zwei Fischlein gesegnet hat, um das hungerige Volk in der Wüste zu speisen, so möge unser barmherziger Vater im Himmel alle Speisen segnen, die auf diesen Tisch kommen werden." Hierauf setzen sich Alle nieder, doch wagt es keiner eher ein Gericht anzurühren, bis nicht der Domacina mit dem Commandowort Ajde! (frischauf!) das Signal dazu gibt. Er hat auch das Recht, die Gäste zu nöthigen, soviel Humpen zu leeren als er befiehlt, und zu diesem Zwecke bestimmt er schon vor Beginn des Mahls, wie viele Gläser lautern Weins ausgestochen werden müssen. Er selbst macht den Anfang und reicht den immer von neuem gefüllten Humpen seinem Nachbar, dieser seinem Nebenmanne u. s. w.

Sobald die festgesetzte Anzahl Gläser ausgetrunken ist, hört die Vollmacht des Domacina auf und an seine Stelle tritt der Stari-Svat, der zwar auch die Rolle des Zechmeisters übernimmt, dabei aber nur das Recht besitzt, durch sein Beispiel zum Gesundheittrinken aufzumuntern, keineswegs aber zu nöthigen. Das Mahl dauert gewöhnlich bis Mitternacht, wo die Braut das Haus ihrer Ältern verläßt.

Der Gebrauch, die Braut erst um Mitternacht in das Haus des Bräutigams zu führen, erhält seine Bedeutung durch die Parabel von den zehn Jungfrauen. Die Braut wird von keinem ihrer Angehörigen begleitet. Sie geht allein fort mit ihrem Bräutigam und seinem Gefolge von Männern, nachdem sie den Segen ihrer Ältern und Verwandten empfangen. Die bis zu Thränen gerührte Braut nimmt Abschied von Allen, bittet einem Jeden einzeln das Unrecht ab, welches sie ihm je wissentlich oder unwissentlich zugefügt und vergißt auch nicht den Haushund, der ihr treu die Heerde hüten half, und streichelt ihn zum Lebewohl. Endlich macht der gebieterische Ruf des Vorreiters dieser rührenden Scene ein Ende, Pistolenschüsse werden abgefeuert und nun traben und galoppiren Alle unter lautem Juchhegeschrei mit der Braut davon. Wenn der Zug vor dem Hause des Bräutigams angelangt ist, so kommen mehre Mädchen mit Laternen heraus, um das Brautpaar zu empfangen. Inzwischen schließt sich wieder die Thür und nun eröffnet sich zwischen den Hausbewohnern von innen und den Hochzeitsgästen von außen ein herkömmliches Frag- und Antwortspiel, welches nicht ausbleiben darf, und wenn auch der Regen in Strömen auf die armen Brautleute herabstürzt. Wenn sich endlich die Hausbewohner die Gewißheit verschafft haben, daß die Braut vollkommen würdig sei, eingelassen zu werden, so öffnet die Mutter des Bräutigams die Thür und wirft dem Brautpaare, welches Hand in Hand vor der Thür steht, ein Tuch um den Hals, zieht damit beide in die Hütte und begrüßt sie mit herzlichen Umarmungen. Nachdem die Braut auch von allen Andern bewillkommt worden ist, wirft sie eine große Brezel in das Feuer. Demnächst breitet man auf den Estrich einen Teppich aus, unter welchem eine Pistole, ein Messer und ein Beil verborgen liegt. Der Bräutigam tritt darauf und betheuert, er wolle von diesen Waffen nie gegen seine Ehegenossin Gebrauch machen, sondern sie damit bis zum Tode schützen und vertheidigen. Ein schlichtes Mahl beschließt den Tag und dann begibt sich Alles zur Ruhe.

Des andern Tags muß das junge Ehepaar früh auf den Beinen sein. Die junge Frau erscheint ohne den jungfräulichen Kranz und hat statt des scharlachrothen Jäckchens ein veilchenblaues angelegt. Sie greift nach dem Besen und fegt den Boden, wobei ihr die Hausleute, um ihre Geduld auf die Probe zu stellen, Baumblätter, Strohhalme u. s. w. auf die gefegten Stellen streuen. Hierauf schwingt der Vorreiter sein Fähnlein, einer bringt eine Wasserbutte, ein anderer einen Speisekorb mit Brot und Käse, ein dritter ein Fäßchen Wein, und nun setzt sich der Zug nach dem Brunnen in Bewegung. Dort füllt man die Bütte mit Wasser und bedeutet die junge Frau, sie auf den Rücken zu nehmen und nach Hause zu tragen. Der junge Mann widersetzt sich und bespritzt Alles schonungslos mit Wasser, sodaß ein komisches Zetergeschrei die Luft erfüllt. Nach eingenommenem Frühstück begibt sich der ganze Zug wieder nach Hause und die Hochzeitsfeierlichkeiten endigen mit einem Mittagsmahl, worauf die Gäste sich verlieren.

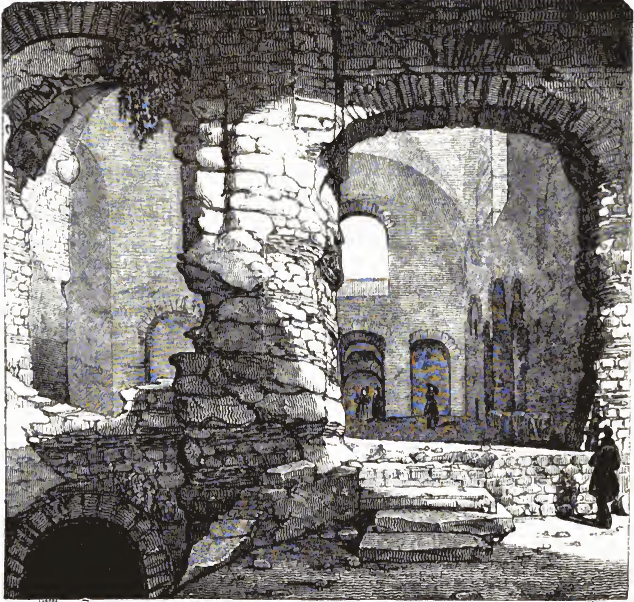
Das Naturaliencabinet in Padua

hat in letzter Zeit in einem Krokodile eine Bereicherung erhalten, welches mit ungewöhnlicher Frechheit in der Gegend von Serravalle, etwa 40 Miglien von Padua, in der Piave erschienen war. Die Anzeige davon ward in Connegliano gemacht und von dort ein Detachement Soldaten abgesandt, das Ungethüm zu erlegen. Die ersten Kugeln prallten von seinem harten Panzer ab.

Digitized by Google

Das Thier ist sechs Fuß lang und wiegt 500 Pfund. Wie es vom Nil her so weit verschlagen wurde, ist räthselhaft. Doch sind auch früher ähnliche Fälle vorgekommen. In der Wallfahrtskirche Madonna di Campagna bei Verona ist noch jetzt hoch oben in der Kuppel ein Krokodil aufgehängt, welches ganz in der Nähe gefangen wurde. Eine beglaubigte Urkunde über die Umstände des Fangs hängt daneben.

Alter römischer Thermenpalast.



Wo die Römer hinkamen und mochte es noch so fern von ihrem Vaterlande sein, schufen sie Werke zur Vertheidigung wie zur Bequemlichkeit des gewöhnlichen Lebens, die für die Ewigkeit bestimmt schienen und mindestens dem Zahne der Zeit wie der blinden Zerstörungswuth roher Barbaren Jahrhunderte lang dermaßen widerstanden haben, daß man noch jetzt vor den Ruinen staunend und sinnend dasteht. Namentlich gilt Dies auch von ihren Thermen oder Bädern. Alles, was wir fürs Baden thun, ist die Arbeit eines Zwerges gegen den Bau eines Riesen, mit Dem verglichen, was die alten Römer in der Art mit dem höchsten Aufwande von Kunst und Bequemlichkeit hinterlassen haben. In Rom nicht allein, sondern selbst am Rheine finden sich Überreste von solchen Bade- oder Thermenpalästen, wo Hunderte, ja wol einige Tausende zugleich warm oder kalt baden konnten, und in welchem großen, unglaublich großartigen Stile sie gebaut wurden, zeigt unsere Abbildung mehr, als es alle Worte sonst noch vermöchten. Jeder der Kaiser suchte seinen Vorgänger in der Art zu übertreffen, und nicht selten eiferten ihm dann wieder die Statthalter oder Präfecten der einzelnen Länder nach.

Digitized by Google

Eine Scene vor Calais.



Calais, die französische Stadt an der nach ihr benannten Meerenge gelegen, welche Frankreich von Britannien trennt, ist gerade auch der Punkt, wo die Frühlings- und Winterstürme vorzugsweise am fürchterlichsten toben und schon manchem Schiffe Verderben brachten. Ein solcher hat auch jetzt, wie unser Bild zeigt, seine Wuth geltendgemacht. Er schweigt, aber noch geht das Meer gewaltig hohl und die Wellen spielen hoch nach dem Gestade hin. Der Mast von einem Fahrzeuge ist morsch an seinem hintern Theile abgebrochen und wird mit aller möglichen Anstrengung von denselben Schiffern wieder über Bord hereingezogen, die ihn erst ebenso mühsam, um nicht zu sinken, über Bord geworfen haben mögen. Güter, die das Meer ans Ufer warf und welche geborgen wurden, werden, wie man sieht, mit nicht geringerer Mühe hinauf nach der Stadt gebracht, an deren Thürmen noch der Sturmvogel kreischend umherschweift, manches Gut aber schwimmt auch noch auf den Wellen selbst umher und bereichert vielleicht Den, der zuerst im Stande ist, sich seiner zu bemächtigen.

Neumarkt.

Schlesische Sage.

Unsere Leser kennen wol alle hinlänglich die schrecklichen Scenen der blutigen Tatarenschlacht, deren Schauplatz vornehmlich das bekannte Kloster Wahlstadt in Schlesien war, wo der herzogliche Sohn der heiligen Hedwig sein Leben verlor. Von eben dieser Schlacht oder vielmehr von der Ursache derselben erzählt man sich eine alte Sage, die hier eine kurze Erwähnung finden möge.

In später Abendstunde kehrte einst in einem Gasthofe der kleinen Stadt Neumarkt in Schlesien eine Tatarenfürstin mit nur sehr kleinem Gefolge, aber mit desto mehr Geld und Kostbarkeiten ein. Nur der Wirth des Gasthofs war noch wach und geleitete die vornehme Reisende in seine besten Zimmer, wohin eben einer ihrer Diener einen großen Kasten trug. Er schien so schwer zu sein, daß der arme Bursche denselben nicht mehr ertragen konnte, sondern mitten im Gemach zur Erde fallen ließ. Dadurch sprang der Deckel auf und ein Haufe Goldmünzen sowie funkelnde Edelsteine rollten auf die Dielen zu den Füßen des erstaunten Wirths. Soviel Reichthum verblendete den Geldgierigen, und da Niemand bei so später Zeit die Reisende in seinen Gasthof hatte einkehren sehen, beschloß er die Fürstin sammt ihren beiden Leuten während der Nacht zu tödten, um sich in den Besitz jenes Goldes zu setzen.

Digitized by Google

Der böse Vorsatz wurde auch wirklich von ihm ausgeführt. Die Fürstin erstickte er im Bett und erschlug die beiden Diener mit dem Beil. Dann vergrub er alle drei Leichname im Keller und glaubte seine schreckliche That nun vor aller Welt verborgen zu halten. Aber als er aus dem Keller mit dem Licht in der Hand und ganz mit Blut bespritzt zurückkehrte, bemerkte er, daß sein eigener Knecht, ein ebenso schlauer als boshafter Bursche, ihm heimlich nachgeschlichen und dabei hinter sein gefährliches Geheimniß gekommen war. Der Mörder war ganz starr vor Schreck und Entsetzen, und schon wollte er das Beil gegen den Kopf des unwillkommenen Spähers schleudern, als der Knecht unerschrocken hinzusprang und den aufgehobenen Arm wie mit eisernen Fingern umklammert hielt, sodaß der Wirth sich nicht regen und rühren konnte.

„Seid kein Narr und verderbt es nicht mit mir, denn Euer Leben liegt jetzt in meiner Hand", raunte er dem Wirthe hämisch lachend zu. „Ich verrathe Euch nimmer, versteht sich, wenn Ihr mir meinen Theil an der Beute gebt. Die Tatarenfürstin und ihre beiden Leute sind doch nun einmal todt und werden nicht wieder lebendig, wenn ich Euch auch an den Galgen bringe. Aber seid ruhig, ich theile die Erbschaft mit Euch und verlasse Euer Haus dann auf immer, damit mein Anblick Euch nicht mehr an die fatale Geschichte erinnert. Seid Ihr's zufrieden? Ich rathe Euch als Freund dazu, Ihr seht, daß ich der Stärkere von uns Beiden bin; das ist kein Wunder, habt Ihr doch diese Nacht schon viel böse, schwere Arbeit verrichtet, und ich bin noch bei frischen Kräften. Wo theilen wir das Geld?"

Der Wirth hatte keine Wahl, er sah sich in die Gewalt des tückischen Burschen gegeben und mußte, obgleich mit innerm Widerstreben, die Hälfte der Beute abgeben, damit er nicht verrathen werde. Am folgenden Tage verließ der Knecht jedoch wirklich das Haus seines Herrn und zog weit in die Ferne, um seinen Reichthum in Ruhe zu verzehren. Als der Wirth nach langen Jahren nichts mehr von ihm hörte, dachte er, daß jener wol gestorben sei und fing nun erst an, sich des Schatzes zu erfreuen, den er auf so blutige Weise erworben hatte. Er baute einen neuen prächtigen Gasthof und meinte seinen Raubmord für immer verborgen.

Aber jener Knecht, der in der Fremde ein wüstes Leben geführt hatte, war siech und elend geworden und die Hand des gerechten Richters im Himmel hatte ihn so hart getroffen, daß er lange Jahre ganz gelähmt auf dem Krankenbette liegen mußte und nun das ungerechte Gut nicht genießen konnte. Da hatte er Zeit sein Herz der Reue zu öffnen, und er ließ einen Beichtiger zu sich rufen, um ihm das Geheimniß jener schrecklichen Nacht in der Herberge zu Neumarkt zu offenbaren. Zwar durfte der Geistliche die Mittheilung, die ihm unter dem Siegel der Beichte gemacht wurde, nicht zur Kenntniß der Obrigkeit bringen, aber der Mörder sollte doch nicht ungestraft bleiben. Von seinen Obern wurde der Geistliche auf eine Missionsreise geschickt und das Schiff, worauf er sich befand, gerieth in die Gewalt der Seeräuber. So kam er endlich auf wunderbare Weise auch in die Tatarei, und als er dort eingedenk des traurigen Todes jener tatarischen Frau Erkundigungen über sie einziehen wollte, erregten seine Fragen Verdacht und er wurde vor den Fürsten des Landes gebracht, dessen Schwester eben jene unglückliche Reisende gewesen war. Wenn er nicht in den Verdacht fallen wollte, bei ihrem Tode betheiligt gewesen zu sein, mußte er wol gestehen, was er von der Sache wußte, und so erfuhr der Fürst, auf welche Weise seine arme Schwester ihr Leben verloren hatte.

In Zorn und Rachgier berief er alsbald sein Volk und that mit demselben einen Kriegszug nach unserm Lande. Jenes Haus, wo die Fürstin getödtet worden war, zerstörten die Tataren bis auf den Grund und rächten sich auf die grausamste Weise an dem Mörder. Im Keller fand man noch die Gebeine der Unglücklichen und der Fürst nahm sie in einem silbernen Kasten mit in seine Heimat zurück.

Gewiß ist, daß während jener blutigen Schlacht die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt wurden, wie uns die Geschichte berichtet; das Volk aber glaubt fest daran, daß die Ursache zu diesem Blutbade allein in dem zu Neumarkt geschehenen Morde der Tatarenfürstin zu suchen sei.

Ein Handelshaus in Manchester.

Nichts kann für den Beobachter größeres Interesse haben als ein Gang durch Manchester, die größte Fabrikstadt der Welt, wenn am Sonnabend gegen Abend die hunderttausend Arbeiter durch die Straßen ziehen, welche die Thüren der Manufacturgebäude hinter sich geschlossen haben. Wir wollen indeß den Leser in ein Gebäude führen, das eine genauere Beschreibung verdient. Es ist das Haus der kaufmännischen Firma A. und S. Henry und Comp. An ihm sieht man, zu welcher Großartigkeit sich der englische Handel emporgearbeitet hat, dessen Netz über die ganze Erde verbreitet ist. Es handelt sich hier um eine Firma, die alljährlich im Durchschnitt für 10—12 Millionen Thaler englische Industrieerzeugnisse ausführt, ihren Handlungsdienern und Buchhaltern bis zu 10,000 Thalern Gehalte zahlt und so regelrecht eingerichtet ist, wie nur irgend eine kunstvolle Maschine.

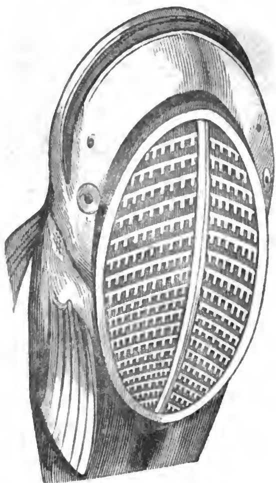
Die Ostseite des Gebäudes in Manchester liegt in der Yorkstraße. In der Mitte der südlichen Vorderseite befindet sich ein großer Thorweg, durch welchen die Lastwagen und Karren bis ins Innere geschoben werden, um Waaren ein- oder auszuladen. Wir erblicken im innern Raume fünf Stockwerke, ohne das Erdgeschoß. Mechanische Vorrichtungen dienen dazu, Güter aus einem Gemach in ein anderes zu befördern; sie messen, machen auf, packen zu. Die Firma Henry fabricirt nicht selbst; sie beschränkt sich auf Einkauf und Verkauf und besorgt lediglich feste Bestellungen. Zu ebener Erde ist die Dampfmaschine, welche den ganzen Mechanismus in dem großen Gebäude in Bewegung setzt. Gleichfalls auf der Flur stehen sieben hydraulische Pressen. Eben kommen tausend Stück Shirtings, die an Gewicht drei Tonnen halten, vom Bleicher und sollen in einem der obern Stockwerke aufgespeichert werden. Vier Arbeiter würden einen halben Tag damit beschäftigt sein. Hier aber werden sie auf ein Bret gehoben, ein nebenstehender Arbeiter drückt an ein Stück der Maschine und die tausend Stück Shirtings sind im Nu oben auf dem Speicher. Einige Stücke von diesem Zeuche sollen in ein anderes Gemach geschafft und dort mit andern Waaren in einen Ballen verpackt werden. Flugs legt man sie auf einen Rollwagen, rührt an die Maschine, zieht an einer Schelle, welche an dem bestimmten Gemach hängt, und der dort befindliche Arbeiter nimmt den Ballen in Empfang und verfährt damit weiter nach Vorschrift. Mit merkwürdiger Raschheit gehen auch die schwersten Ballen

Digitized by Google

im Hause von Hand zu Hand, von Raum zu Raum. Sie müssen geöffnet, geprüft, gemessen und wieder zusammengelegt werden, ehe sie zum Bleicher, Drucker oder Färber gehen. Sobald ein Stück Zeuch geprüft worden ist, legt der Arbeiter das eine Ende desselben in die zum Falten und Zusammenlegen bestimmte Maschine, sie faltet ihm in einer Minute 90 Yards, und zeigt das auf einem eigenen Yardweiser selbst an. So wird das Zeuch weit rascher und sorgfältiger zusammengelegt als irgend ein Mensch es zu thun im Stande wäre; nie kommt in der Rechnung ein Irthum vor, denn die Maschine kann gar nicht irren. Andere Maschinen messen nur die Stücke. Man legt das Ende eines Stücks von 91 Yards zwischen die Cylinder, in einer halben Minute ist es durchgelaufen und der Weiser zeigt auf Nr. 91, oder jede beliebige andere, wenn das Stück kürzer sein soll.

Jede einzelne Waarengattung hat ihre besondern Räume. Das Zimmer, in welchem die Musselinmuster aufbewahrt werden, gleicht einer Bibliothek. Die großen Foliobände in Marokin oder anderm saubern Einbande enthalten die Muster. Jedes Stück ist mit einem blauen Papierchen beklebt, auf welchem die Nummer des Musters gedruckt verzeichnet worden ist. Solch ein Band enthält im Durchschnitt 3500 Muster. Kommt ein Käufer ins Haus und verlangt Musselin, so hebt ihn die Winde in das Stockwerk, wo diese Waare liegt; er nimmt die Bände von den Bretern, läßt sich wieder in den ersten Stock hinabschaffen, wo man ihn in ein mit Teppichen belegtes, bequem eingerichtetes Zimmer führt, bis er sein Geschäft abgemacht hat. Ist Das geschehen, so übergibt er die ausgezeichneten Nummern einem Buchhalter und hat weiter kein Wort zu reden. Das Geschäft wird zu seiner Zufriedenheit besorgt. In den Häusern der Nebenfirmen, in Nottingham und Leicester, liegen Duplicate von allen Mustern; der Käufer braucht sich also nicht nach Manchester zu bemühen, sondern schreibt dort seine Nummern aus. Und in ähnlicher Weise verhält es sich mit Waaren, die in Glasgow, Birmingham und Sheffield verfertigt werden; von allen sind in Manchester Proben. Von Interesse ist die Registratur der gedruckten Waaren. In sehr großen Bänden findet man die Muster, welche seit 30 Jahren und länger Mode waren. Auf der Rückseite liest man: „Frühjahr 1824", „Herbst 1824", und so von jedem Jahre. Beachtung verdient ferner der „Aufmacheraum" für den auswärtigen Handel. Nachdem jede einzelne Waare genau geprüft worden ist, verpackt man sie nach Neuyork oder Hamburg, Mexico, Kalkutta oder wohin sonst, in Kisten oder Ballen, die sorgfältig verwahrt und ausgeschlagen sind, versieht sie mit der Adresse und der Firma Henry, und sie gehen vielleicht durch zehn Hände, ehe man sie nur öffnet, weil Jedermann weiß, daß die Firma A. und S. Henry und Comp. richtig declarirt. Von jeder Waare behält sie ein Duplicat. In der Registratur liest man die Worte: Neuyork, Kalkutta, Hamburg, Havana u. s. w. über einer Menge kleiner Fächer, die in geeigneter Weite mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet sind. So braucht ein Haus, z. B. in Odessa, nur zu schreiben: „Schicken Sie mir noch so und so viel von A. B. C." Nach Empfang des Briefs geht ein Buchhalter zu dem Fach, in welchem, laut dem Hausverzeichniß, „Odessa, A. B. C." liegt, findet dort das Muster mit der bezeichneten Nummer und besorgt die Bestellung.

Der Kopf einer Echineis oder eines Saugfisches.



Es gibt eine Sorte Fische, Plattfische genannt, die sich mit ihren Flossen so an einen Gegenstand ansaugen können, wie es z. B. mittels eines Schröpfkopfs geschieht. Sie heißen deshalb Saugfische, und wieder eine Art davon hat den Apparat dazu oben auf seinem Kopfe, indem sie nun bei der glattgeschnittenen Fläche desselben um so leichter an einer andern ihm entsprechenden Fläche haften können. Diese Art der Saugfische hat davon vorzugsweise ihren Namen und findet sich vornehmlich in den wärmern Meeren. Die Kopfbildung ist an sich schon sonderbar und mit einer unendlichen Menge kleiner Zähne in geordneten Reihen ausgerüstet, womit sie um so fester sich anschließen. Außerdem hat man ihnen noch manche Märchen angedichtet. Sie sollen z. B. ein Schiff durch ihr Ansaugen im vollen Segeln zurückhalten können, was ungefähr soviel wäre als wenn man einen Menschen am Gehen hindern könnte, dem ein Schröpfkopf auf die Brust gesetzt worden wäre. Die Fabel entstand ohne Zweifel daraus, daß in den Meeresbreiten, wo dieser Fisch, oft sehr ansehnlich, zwei bis drei Ellen lang, vorkommt, öfter und unvermuthet Windstillen eintreten und das Schiff daher unbeweglich liegen bleibt. Es kommt hierzu nun noch die den Seeleuten fast zur Natur gewordene Leichtgläubigkeit und das Streben, Wunderbares zu erzählen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Die dünne, mit zarten Federn und Daunen besetzte Haut des Schwans, der man durch künstliche Bearbeitung auf der Fleischseite Dauerhaftigkeit zu geben versteht, führt im Handel den Namen der Schwanenfelle. Sibirien und Nordamerika liefern die meisten Schwanenhäute in den Handel. Man gebraucht sie als Pelzwerk zu Verbrämungen, Unterfutter, Hutverzierungen, Muffen, Puderquasten u. dergl. und auch, da sie zertheilende Eigenschaften haben sollen, gegen Geschwülste und harte Knoten. Auch die silberweißen Bäuche der Haubentaucher und die gelbeingefaßte Halshaut des patagonischen Pinguins werden zu Schmuckbändern, Tabacksbeuteln u. s. w. verarbeitet.

Ausbruch, ein Wort, das man bekanntlich von den edlern ungarischen Weinen gebraucht, kommt von dem Ausbrechen oder Auslesen der schlechten und der guten Trauben her. Die Trauben für den Ausbruch bleiben nämlich sehr lange, oft bis in den November hinein, am Stocke hängen, bevor sie geerntet werden. In sehr nassen und kalten Jahren, wo die Weinbeeren nicht zu großer Reife gelangen können, wird daher auch kein Ausbruch gemacht. Erst wenn die schönern, süßern und reifern Trauben fast so trocken wie Rosinen geworden sind, schneidet man sie ab. Dann wird auf diese trockenen Trauben anderer, guter Wein aufgeschüttet, sie werden dadurch erweicht und dann zerstoßen. Der Saft dieser Rosinentrauben vermischt sich mit dem Weine, dieser wird abgelassen und das gibt den ersten Ausbruch. Auf den Rest gießt man dann noch einmal Wein auf und dies gibt den zweiten Ausbruch oder die sogenannte Maslosche. Einige nehmen von dem ersten Ausbruch die sogenannte Essenz vorweg. Diese entsteht dadurch, daß man die trockenen Trauben, ohne Wein aufzuschütten, ein wenig preßt und den dicken ausfließenden Saft ohne Hülfe eines andern Weins den Gährungsproceß durchmachen läßt. Diese Essenz ist natürlich noch kostbarer und seltener und in der Regel trinkt man sie nur, indem man sie andern Weinen beimischt.

Kaiser Peter's Cabriolet, dessen er sich zum Wegemessen bediente und bei dem die Zahl der Umdrehungen der Räder durch die in einem hintern Kasten angebrachte Maschinerie angezeigt wurde, wird im Arsenal zu Petersburg aufbewahrt. Auf dem Deckel dieses Kastens befindet sich ein eigenthümliches Bild. Es stellt das einspännige Cabriolet selbst dar, in welchem der Kaiser gewöhnlich fuhr und sein Pferd selbst lenkte. Hinter ihm sind Gartenanlagen und neuerbaute Häuser, vor ihm Wald und Wüste, in die er zu ihrer Ausrottung muthig und rasch das Pferd hineintreibt. Hinter ihm ist der Himmel heiter, vor ihm häufen sich die Wolken wie Felsenzacken. Da dies Bild wahrscheinlich von Peter selbst angegeben wurde, so zeigt es, wie er über sich selbst dachte.

Der königliche botanische Garten in Kew bei London enthält jetzt auch ein höchst interessantes Museum, in welchem man eine große Menge Rohmaterialien des Pflanzenreichs und die daraus fabricirten Producte aufgestellt hat Die Sammlung datirt erst aus neuester Zeit und ist doch schon ungemein reichhaltig. So findet sich hier eine vollständige Reihe von Kautschuk- und Guttapercha-Materialien in allen Stadien der Behandlung; eine ähnliche ist für den Flachsbau angelegt. Eine besondere Abtheilung bildet die Sammlung von Hölzern für feinere Tischlerarbeiten, wobei auch eine Reihe von Proben aufgestellt ist über die verschiedenen Krankheiten, denen jedes Holz ausgesetzt ist.

Zwiefache Deutung. Als Rakoczy's so berüchtigt gewordener Aufstand noch nicht unterdrückt und beseitigt war, hatte Kaiser Leopold eine Rakoczy'sche Münze mit dem Motto: **PRO LIBERTATE** in der Hand und fragte einen Ungar aus seiner Umgebung, wie man die beiden Worte deute? Denn er habe gehört, daß man jedem der Buchstaben ein Wort untergeschoben und dadurch eine für Ungarn Günstiges prophezeiende Redensart zustandegebracht habe. Der Ungar antwortete, die Redensart laute so: **Princeps Rakotzy Ope Legionis Inclyti Bercsenii Et Reliquorum Totam Austriam Trucidabit Ense.** (Der Fürst Rakoczy wird mit Hülfe der Legion des erlauchten Bertscheny [des berühmten Rakotzy'schen Anhängers] und der übrigen Genossenschaft ganz Östreich mit dem Schwerte vernichten.) Kaiser Leopold sah hierauf die Münze lächelnd an und sagte, er habe sich eine andere Deutung der Buchstaben ausgedacht und diese laute so: **Peribitis Rebellantes Omnes Laqueo, Igne, Bello Et Reliqui Toti Austriae Tributarii Eritis.** (Ihr werdet umkommen, ihr Rebellen alle, durch Strick, Feuer und Schwert und die Übrigbleibenden insgesammt werden Östreich tributpflichtig sein.) Dies schreckliche Impromptu paßt auch auf die neueste Erhebung Ungarns.

Vinea Domini (Weinberg des Herrn) ist der sonderbare Name eines Kaffeehauses bei Bonn, in der Richtung nach dem sogenannten Altezoll zu. Gewiß ist diese biblische Benennung eines so weltlichen Ortes, wie ein Kaffeehaus ist, einzig in ihrer Art.

Der Johannisberg im nassauischen Rheingau kommt als Propstei vom Erzbischof Rudhard in Mainz gestiftet schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts vor; im Jahre 1130 ward sie vom Erzbischof Adalbert zu einer Abtei erhoben, die sich aber im Jahre 1567 auflöste, nachdem das Kloster 15 Jahre früher durch Albert von Brandenburg niedergebrannt worden war. Was von Gebäuden noch stand, zerstörten die Schweden im Dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1641 ward der Johannisberg an den Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann gegen 30,000 Gulden verpfändet und 1706 trat Fulda in das Pfandschaftsrecht seiner Erben. Das Schloß ward nun aus den Ruinen wieder erbaut und die Cultur des Weinbergs hob sich bedeutend. Man rechnet den Ertrag von 63 Morgen auf 25 Stückfaß, jedes zu 1300 Flaschen gerechnet, im Werthe zu etwa 23—24,000 Gulden. Die Reben, welche den vorzüglichsten Johannisberger liefern, wachsen ganz in der Nähe des Schlosses; die Lese findet wenigstens 14 Tage später statt als in dem ganzen übrigen Rheingau. Die Trauben und Beeren, welche durch diesen Vorzug abfallen, werden mit eigens dazu verfertigten Gabeln aufgehoben und gesammelt.

Goldwäschen gibt es in Ungarn fast allenthalben, an der Donau hin, an den Ufern der Theis, der Marosch und anderer ungarischer Flüsse. Dieser Erwerbszweig ist vorzugsweise das Geschäft der Zigeuner, die das Gold gewissermaßen als eine Art von Tribut zu niedrigen Preisen an die Regierung abliefern. Sie bedienen sich zur Goldwäscherei eines schräg aufgestellten Brets, auf dem sich viele in die Quere gezogene Rillen befinden; man kratzt den Flußsand auf, wirft ihn auf das Bret in die oberste Rille und schüttet dann Wasser auf. Dieses spült im Herabfließen die leichtern Steine und Erdtheilchen mit hinweg, läßt aber den schweren Goldsand in den obern Rillen liegen. Nach mehrmaligen Übergüssen kratzt man das Zurückgebliebene heraus und vermischt es mit Quecksilber. Dieses nimmt die kleinen Goldstäubchen auf und wird dann in einem Säckchen wieder herausgedrückt; in diesem bleibt endlich ein Goldkügelchen zurück, oft im Werthe bis zu zwei Dukaten. Für diese Goldklümpchen empfangen die Zigeuner von dem kaiserlichen Bergamte einen mäßigen Preis; sonst aber darf bei namhafter Strafe kein Goldschmied oder sonstiger Gewerbsmann Gold von den Zigeunern kaufen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

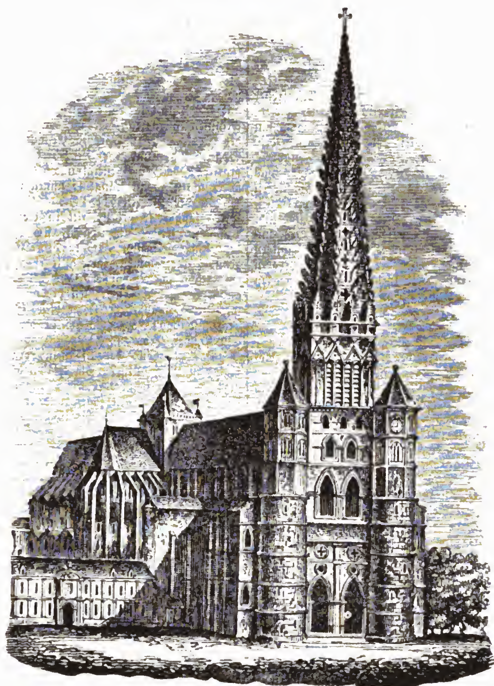
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 402.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [14. September 1850.

Die alte Kathedrale zu Cambrai.



Die Stadt Cambrai, an der Schelde gelegen, der Sitz eines Erzbischofs, gehört zu den ältesten und berühmtesten in den Niederlanden. Berühmt ist sie seit Jahrhunderten sowol als Fabrikstadt, wie in der Geschichte durch mehre große diplomatische Verabredungen, welche hier stattfanden. So ward hier am 5. August 1529 ein Friede zwischen Franz I. und Karl V. geschlossen, nachdem schon früher ein berühmtes Bündniß gegen

Digitized by Google

die Republik Venedig 1507 eingegangen worden war, und noch 1724 fanden die wichtigsten Verhandlungen zwischen dem spanischen und östreichischen Hofe hier statt. Natürlich konnte einer so durch Handel und vortheilhafte Lage an der Schelde reichgewordenen Stadt es auch nicht an einem Denkmale fehlen, wofür das fromme Mittelalter zuerst immer sorgte, an einer prachtvollen Kirche, und in welchem kühnen, leichten und doch fast unzerstörbaren Stile sich die alte Kathedrale hier erhebt, zeigt unsere Abbildung davon zur Genüge. Besonders ist der Thurm im westlichen Thore ein Meisterstück der alten gothischen Bauart, während auch der ganze Unterbau sich nicht minder malerisch darstellt. Am meisten dürfte der Thurm dem St.-Stephansthurme in Wien zu vergleichen sein, vor dem er aber durch die beiden Seitenthürme und die ganze abendliche Fronte der Kirche noch heraustritt.

Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

Der Leser hat gewiß einige jener alten Eisenfresser aus der französischen Kaiserzeit kennengelernt, die in stolzer Rückerinnerung eines verblichenen Ruhms mit selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit von den Zeiten reden, wo sie noch im Dienste der „Großen Armee" standen. Sie wissen so Vieles zu berichten, und wenn man auch einige bescheidene Zweifel gegen ihre Glaubhaftigkeit nicht unterdrücken kann, so läßt man sie um der heitern Unterhaltung willen doch gern gewähren und leiht ihnen allenthalben ein aufmerksames Ohr. Den unversieglichsten Schatz von Anekdoten und Erzählungen aus der Kaiserzeit finden wir aber in dem fruchtbaren Schriftsteller Marco de Saint-Hilaire und wir wollen nach demselben eine kleine Reihe solcher pikanten Geschichtchen hier folgen lassen.

I.

Es war am 1. September 1806, an einem schönen Herbstabende, als Napoleon zu Pferde stieg und St.-Cloud, seinen Lieblingsaufenthalt, verließ, um einen kleinen Spazierritt in der Umgegend zu machen. Nur vom Großmarschall, dem Pagen, dem diensthuenden Adjutanten (welches Rapp war) und einem Piqueur begleitet, ritt er stets im Galopp in den Wald von Boulogne. Als er am Gitter von Passy angelangt war, kehrte er nicht um, sondern wandte sich links und ritt die Allee hinab, die nach dem Thore Maillot führt. Dort hielt er einen Augenblick, wandte sich an Rapp, der zu seiner Linken ritt und fragte ihn:

Wenn wir bis zum Bogen de l'Etoile ritten, um zu sehen, wie weit die Arbeiter am Triumphbogen vorgeschritten sind? ... Was meinst du? ...

Ich glaube, Sire, daß Ew. Majestät nicht lange dort bleiben werden.

Und weshalb nicht?

Weil es noch hell ist und Ew. Majestät sogleich erkannt und umringt werden ...

Erkannt! unterbrach ihn Napoleon, und von wem? ... Bin ich nicht im Überrocke? Ich bin in Civil, ich! ... Durch dich, durch euch Andere werde ich erkannt werden, setzte er hinzu und warf einen Blick auf den Großmarschall, der mit dem Taschentuche die reichen Stickereien seiner mit Staub bedeckten Uniform abklopfte.

Aber, Sire, erwiderte der Adjutant, dies ist die Stunde, zu welcher die Pariser gewöhnlich im Wäldchen von Boulogne spazieren gehen. Sobald Ew. Majestät einmal erkannt sind, können Sie weder mit Ruhe besichtigen, was Sie wollen, noch selbst die Menge Neugieriger entfernen, die Sie umlagern wird. Sie haben keine Escorte nehmen wollen ...

Und die letztern Worte sprach der Adjutant fast in einem Tone des Vorwurfs.

Nun, nun, sei nicht böse, du hast Recht; aber das thut nichts, wir können immer einmal um den Triumphbogen reiten, ohne zu halten, bis wir unter ihm durchreiten können ... etwas später, setzte er lächelnd hinzu.

Sodann wandte er sich an den Großmarschall und sagte:

Duroc, Sie können nach St.-Cloud zurückkehren, ich komme bald nach. Nehmen Sie Guérin *) mit.

Als Napoleon bemerkte, daß der Page, ganz entzückt, diesen Ausflug mit ihm zu machen, ihm folgen wollte, sagte er ganz malitiös zu ihm:

Ich bedarf Ihrer ebenso wenig, folgen Sie dem Großmarschall und studiren Sie.

Dieser wandte sein Pferd traurig und eilte Duroc nach, der schon vorausgeritten war. Der Kaiser ritt mit Rapp in die Allee von Neuilly. Nach einigen Minuten sprengten beide im Galopp um das Gerüst des Denkmals, zum großen Erstaunen der erschreckten Spaziergänger und der Reiter, die sich nicht wenig ärgerten, daß ein General und ein Civilist auf einem so besuchten Spaziergange so schnell ritten.

An der Barrière de l'Etoile ließ Napoleon sein Pferd langsamer gehen, ritt in die große Allee der Elisäischen Felder und wandte sich dann rechts nach dem Kai von Billy. Als er dem Invalidenhause gegenüber angekommen war, hielt er an und betrachtete die Schöpfung Ludwig's XIV. Schon begann es zu dunkeln, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich auf dem Dome dieses Gebäudes, der sich hoch und von Gold glänzend in der Mitte der dunkeln Dächer erhob.

Das ist schön, das ist schön, erwiderte er mehrmals; in Wahrheit, Ludwig XIV. war ein großer König! Sodann wandte er sich zu Rapp, der seine Verwunderung zu theilen schien und fragte ihn: Ist es dir noch nie eingefallen, bis in die Laterne zu steigen, die du da oben über dem Thurme siehst?

Nein, Sire; zwar hat es mir der Marschall Serrurier vorgeschlagen, allein ich wollte nicht.

Und weshalb nicht? Du bist ja doch nicht feig?

Ich glaube wol, Sire, aber ich weiß nicht ... in dieser Art von Käfig kann man schwindlig werden und meiner Treu ...

Nun, ich würde ebenso wenig hinaufsteigen, nicht aus Vorsicht, sondern weil ich befürchte, meine Soldaten sehen von diesem Punkte zu klein aus.

Umsomehr, als sie Ew. Majestät in der Nähe nicht zu groß findet, erwiderte Rapp lächelnd.

Ich will sehen, was sie heute machen, erwiderte der Kaiser und schien die Antwort des Adjutanten nicht zu beachten, aber ich will allein gehen und ohne daß es der Marschall erfährt. Begleite mich bis dorthin, du kannst mein Pferd halten, denn ich werde nur einen Augenblick verweilen.

Und Napoleon ritt weiter.

Sire, sagte Rapp, als sie über die Brücke des Gesetzgebenden Körpers ritten, ich bemerke Ew. Maje-

---

*) Einer der gewöhnlichen Piqueurs des Kaisers.

Digitized by Google

stät respectvoll, daß es spät ist, es wird bald Nacht werden und Sie haben keine Escorte und ....

Das hast du mir schon gesagt, unterbrach ihn Napoleon schnell.

Und Ihro Majestät die Kaiserin wird Sie zum Diner erwarten, fuhr der Adjutant fort.

Nun, sie wird zwei mal gefrühstückt haben; wie viel Uhr ist es denn?

Ich habe keine Uhr, Sire.

Bei dieser Antwort hielt Napoleon an (er war auf der Esplanade der Invaliden angekommen), sah seinen Adjutanten starr an, runzelte die Stirn und sagte:

Und was haben Sie mit der gemacht, die ich Ihnen vor zwei Jahren gegeben habe?

Ich trage sie nicht mehr, seitdem Ew. Majestät mir den Vorwurf gemacht haben, daß sie in Ihrem Dienste täglich 24 Stunden zu spät ginge. *)

Diesmal mußte Napoleon auf die Anspielung antworten, denn sie war zu direct, aber er wußte durch eine dieser unschuldigen Lügen, die er bei guter Laune öfters vorbrachte, den Vortheil auf seine Seite zu ziehen und sagte seinem Lieblingsadjutanten, welcher ihm den Steigbügel hielt:

Herr Spaßvogel, ich habe Ihnen im Gegentheil gesagt, daß Ihre Uhr in meinem Dienste stets 24 Stunden vorginge. Sie haben mich falsch verstanden, was Ihnen zuweilen begegnet. Sodann setzte er mit wohlwollendem Lächeln hinzu: Erwarte mich hier, Niemand wird auf dich achten; ich komme gleich wieder.

Mit diesen Worten schritt er mit großen Schritten auf das Hauptthor des Invalidenhauses zu. Es war unterdessen Nacht geworden. Die Schildwache hielt ihn für einen Stabsoffizier, weil er Reitstiefeln mit silbernen Sporen und Epauletten mit Bouillons trug, welche der halb zugeknöpfte Überrock des Kaisers nur schlecht bedeckte, und rief ihn nicht an, obgleich im Invalidenhause schon Zapfenstreich geschlagen war.

Napoleon ging nach seiner Gewohnheit mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf dem Hofe umher. Überall herrschte tiefes Schweigen, denn die Invaliden hatten schon lange zu Abend gegessen und waren in ihren Schlafzimmern. Hier und da gingen einige Schildwachen spazieren, störten aber den Kaiser in seinen Betrachtungen nicht, weil sie ihn für einen Stabsoffizier im Invalidenhause hielten.

Napoleon war nach der Kapelle zugegangen und hier wurde seine Aufmerksamkeit durch das Gespräch zweier Invaliden gefesselt, die sie eben verlassen hatten. Um ihr Gespräch besser zu hören, folgte er ihnen und ging gleich ihnen langsam. Diese beiden Männer schienen der Bürde der Jahre zu unterliegen. Der Schwächste, welcher von dem weniger Alten geführt wurde, schien diesen zu bitten, während der Letztere abwechselnd nach der Eingangsthür und dem Kameraden sah, dessen wankende Schritte er unterstützte.

Jerôme, sagte der alte Invalide mit meckernder Stimme, du siehst ihn also noch nicht?

Nein, Vater, aber sein Sie ruhig, ich werde ihm eine Predigt halten, die er nicht vergessen soll; er beträgt sich nicht wie ein Mann.

Jerôme, man muß gegen seine Kinder etwas nachsichtig sein, erwiderte der Ältere, wir sind auch jung gewesen und meiner Treu, in seinem Alter taugte ich vielleicht noch weniger als er! Nun, sagte der Greis und stützte sich auf seinen Krückenstock, seit der Zeit mögen wol hundert Jahre vergangen sein, es war zur Zeit Seiner Majestät Ludwig's XIV.; ich hatte deine Mutter noch nicht geheirathet.

Nie, Vater, nie, erwiderte Jerôme und schlug sich mit der einzigen ihm noch gebliebenen Hand vor die Stirn. Ehrt das Alter, dies war unser Wahlspruch zur Zeit des Marschalls von Sachsen umsomehr, wenn die Alten unsere eigenen Väter sind.

Nun, mein guter Jerôme, er wird kommen, dieser kleine Cyprien. Was willst du? Gegen uns ist er ein Kind; er wird gedacht haben, ich würde heute länger beten; zanke nicht zu sehr mit ihm, denn er liebt dich auch sehr, und siehst du, setzte er mit leiser Stimme hinzu, es ist mein Fehler, ich hätte ein Confiteor mehr sagen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Gebräuche.

Herr Huntley, der während eines siebenjährigen Aufenthalts an der Sklavenküste Westafrikas Gelegenheit hatte, die Sitten der dortigen Einwohner kennen zu lernen, erzählt einige Proben afrikanischer Barbarei, die von dem „Ausland" mitgetheilt werden.

Ein Häuptling am Calabarfluß, den Sklavenhändlern unter dem Namen Herzog Ephraim wohl bekannt, starb während der Anwesenheit des Reisenden. Kaum war er todt, so eilte Alles nach seiner Wohnung, angeblich um den Verlust zu bejammern, in Wahrheit aber um das Entfliehen Derjenigen zu hindern, die von rechtswegen bei seinem Grabe geopfert werden sollen; dies sind einige seiner obersten Beamten und seine Weiber. Begräbniß und Hinrichtung werden mit nichts weniger als großer Betrübniß und Feierlichkeit vorgenommen. Von den Staatsbeamten werden zwei oder höchstens vier für hinreichend geachtet, um ihrem Herrn nach dem Tode zu dienen. Die Art ihrer Hinrichtung ist mannichfach, mit den Weibern aber verfährt man eigenthümlich: sie werden ganz methodisch fettgemacht und dann ohne Gewaltthat auf eine schmerzlose Weise aus der Welt geschafft. Man gibt ihnen einen Absud von der Frucht eines Baums, der in der Nähe in Menge wächst, zu trinken, und wenn sie eine Schale davon getrunken haben, versinken die

*) Als Napoleon das Jahr zuvor in Malmaison war, schrieb er eines Morgens an Rapp, der in Paris geblieben war, er möge sich zu einer bestimmten Zeit einstellen. Bekanntlich erwartete der Kaiser die pünktliche Erfüllung seiner Befehle. Der Lakai, welcher den Brief überbringen sollte, fing unterwegs an zu trinken, berauschte sich völlig und der Adjutant erhielt die kaiserliche Botschaft erst am folgenden Tage durch den nüchtern gewordenen Boten, der ihm unter Thränen seinen Fehler gestand. Nun, versprich mir, in der Folge dich besser zu betragen, sagte Rapp, der die Güte selbst war, ich will nicht davon reden, denn wenn der Großmarschall erführe, daß du dich in einer Kneipe betrunken hättest, während du einen Brief des Kaisers überbringen solltest, so würde er dich ohne Mitleid fortjagen und zwar ganz mit Recht. Rapp beeilte sich, dem Befehle des Kaisers zu folgen, der ihn Tags vorher vergeblich erwartet hatte und ihm Vorwürfe machte, die um so bitterer waren, als er unschuldig war und die Verantwortlichkeit dieser Verzögerung auf sich nahm, um dem Lakaien einen Dienst zu erhalten, mit dem er seine Familie ernährte. Doch versuchte er sich zu entschuldigen und sagte, seine Uhr, welche ihm der Kaiser Jahres zuvor geschenkt hatte, ginge ungeheuer nach, ohne daß er es gewußt hätte. Wie man sich denken kann, ließ sich Napoleon auf diese Weise nicht täuschen und sagte ihm deshalb spöttisch, es sei doch wunderbar, daß eine Uhr 24 Stunden in einem Tage nachginge. Später erfuhr der Kaiser die Wahrheit, allein nach seiner Gewohnheit sagte er nichts davon zu seinem Adjutanten, der es erst später vom Großmarschall erfuhr.

Digitized by Google

glücklichen Bräute in einen lethargischen Zustand, der in Todesschlummer übergeht, wo sie sich dann mit dem zu voller Jugend und Kraft wiedererweckten Gemahl vereinigen. Die Frauen sind während der Vorbereitungszeit ganz passiv, scheinen auch den Tag, wo sie für fett genug erklärt werden, um in die Arme ihres Gemahls zu eilen, gar nicht zu fürchten, man hat kein Beispiel, daß sie die Nahrung verweigert hätten, um ihre Opferung hinauszuschieben, und sie blieben während der Zeit ganz lustig und furchtlos.

In den Cameroons herrscht eine andere Art von Begräbnißfeierlichkeit. Hier werden weder Weiber gemästet noch Staatsbeamte zum Opfer geführt, aber wol eine Anzahl Sklaven, oft über 100. Sobald ein Häuptling gestorben ist, schlägt man eine Anzahl starker Pfähle in den Boden, und in einiger Entfernung

Die Besucher des Vesuvs.



Aufsteigend.

davon einen gabelförmigen Baumast; Körper und Arme werden fest an den Pfahl gebunden, eine um den Kopf gebundene Schleife wird mit dem andern Ende um den gabelförmigen Ast geschlungen und dieser dann durch die ganze Stärke von zwei oder drei Männern niedergebogen, sodaß die Sehnen des Halses hervortreten und straff angezogen werden. Dies dauert, bis die hundert und mehr Sklaven gebunden sind, geraume Zeit, sodaß die ersten eine furchtbare Qual ausstehen und der Tod ihnen als eine Erleichterung erscheinen muß. Ist Alles geschehen, so kommt ein Neger mit einer kurzen, schweren und breiten Axt herbei und führt einen Streich auf den Nacken, wodurch Sehnen und Halswirbel durchhauen werden und der Kopf oft ganz, oft halb abgeschlagen ist. Diese Execution geht die ganze Linie hindurch fort bis zum Letzten. Ist dies geschehen, so wirft man die Leichen in den Fluß, wo die Haifische das Übrige thun.



Absteigend.

Digitized by Google

Die Ausgrabungen von Ninive.

Es sind nun wol 3000 und mehr Jahre her, wo in Asien zwischen dem Euphrat und Tigris und diesseit wie jenseit derselben ein mächtiges Reich blühte. Ackerbau, Handel und Kunst und verhältnißmäßig auch Wissenschaft herrschte darin und seine Könige, ja sogar eine seiner Königinnen, Semiramis, zogen mit gewaltigen Heeren weit und breit bis ans Gestade des Meeres hier, auf die hohen Gebirge Armeniens dort, neue Eroberungen zu gründen. Assyrien hieß dies Reich; die alten hebräischen Schriftsteller erwähnen dasselbe oft, denn Israel mußte sich mehr als ein mal vor demselben beugen. Allein es kamen andere Völker im Laufe der Zeit empor und besiegten das Volk Assyriens und dieses verschwand dermaßen, daß Alles, was die alten Schriftsteller von ihm und seinen Herrschern erzählten, fast nur in das Reich der Sagen und Erdichtungen zu gehören schien. Von Zeit zu Zeit kam ein europäischer Reisender in jene Gegenden und betrachtete staunend die vielen hohen, von Bäumen beschatteten Hügel, die doch gar nicht aussahen, wie wenn sie aus den Händen der Natur hervorgegangen wären. Alle schienen mehr Trümmer von eingestürzten Palästen oder Tempeln zu sein. Dann fiel ihm wol Ninive und seine fabelhafte Größe und Pracht ein, und wie so ganz jede Spur davon verschwunden sei. Er ahnete dann, daß in und unter diesen Bergen Manches davon verborgen liegen könne, allein nachzugraben hatte große Schwierigkeiten. Die Ebenen hier werden von beute- und plünderungslustigen Arabern durchzogen; jeder Europäer bedurfte gegen sie mehr oder weniger Schutz bei jedem Schritte, Arbeiter waren ebenso wenig leicht zu finden, und die türkischen Behörden hatten keine Vorstellung davon, daß ein Europäer der Wissenschaft wegen hier nachgraben könne. Er thue es der Schätze wegen, die hier in der Erde verborgen seien, meinten sie. Erst in diesem Jahrhundert, ja etwa erst seit zehn Jahren gelang es, diese Hindernisse zu überwinden, indem die Regierung des Sultans Abdul-Medschid unbedingte Vollmacht zu Nachgrabungen sowol dem französischen Consul in Mosul, als dem Engländer Austen Heinrich Layard gegeben hat. Die englische Regierung ihrerseits unterstützte, gleichwie die französische, das Unternehmen mit ansehnlichen Geldsummen. Es gelang, eine Menge dortiger christlicher Bewohner, auch Araber, als Arbeiter zu dingen, und so sind seit 1840 Entdeckungen gemacht worden, die man noch vor 50 Jahren ins Reich der Träume gesetzt hätte und jetzt nicht glauben würde, wenn sie nicht in großen Sammlungen vor Augen ständen oder in großen Bilderwerken bewundert werden könnten. Man entdeckte Paläste, die fast soviel Gemächer enthielten wie manche Stadt Häuser. Es that sich eine neue Welt auf wie zu der Zeit, wo Pompeji aus der Asche erstand, und in diesen Gemächern reihte sich eine Alabasterplatte an die andere, mit den merkwürdigsten Gestalten, Bildwerken und Inschriften. Zum Theil prangten sie in köstlichen Farben, frisch, als wären sie heute erst vollendet, und mannichfaltig war der dargestellte Inhalt; Jagden, Kriegsscenen, belagerte Städte, gefangene Krieger, Übergabe von Schlössern, Opferscenen wechselten nicht selten in bunter Reihe, indem kolossale Löwen, Stiere oder Sphinxe, mit Flügeln geschmückt, gleichsam die Stufen zu bewachen schienen, welche hinein- und hinaufführten. Und mitten unter der Erde, welche seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden alle diese Trümmer verschwundener Herrlichkeit deckte, gab es nun in Menge Helme, Geräthe, kleine Bilder, Waffen oder was sonst der Mensch schon vor so langer Zeit zu seiner Bequemlichkeit erdacht hatte. Auch an ganz sonderbaren Kunstwerken fehlte es nicht, den Kindern einer ganz eigenthümlich geleiteten Phantasie. So fand sich eine Menschengestalt mit einem Geier- oder Adlerhaupte und großen Flügeln, und ebenso entdeckte man ein Nimrodshaupt, wie es die Araber nannten, gerade so hoch und höher, als ein erwachsener Mensch ist. „Dies ist nicht Werk der Menschen!“ riefen diese rohen Söhne der Natur, „es ist das Werk der ungläubigen Riesen, wovon der Prophet gesagt hat, daß sie größer waren als der höchste Dattelbaum.“ Und in solcher Art fand man nun auch geflügelte Löwen mit Menschenantlitz, 12 Fuß hoch, mit Schrift darauf, die, was uns räthselhaft ist, den damaligen Menschen gesagt haben mag, daß dies Idol das Sinnbild der Weisheit, der Stärke und der Allgegenwart sei. Mit jeder neuen Nachgrabung kamen auch bisher immer neue Entdeckungen zutage. Es geht dem Forscher der Geschichte gleichsam eine neue Welt auf und er fühlt häufig so recht lebhaft, wie immer ein Geschlecht von dem vorhergegangenen, ein Volk von dem andern geerbt hat. So Manches, was wir jetzt im häuslichen Leben und als große Eigenthümlichkeit, als eine Erfindung der jüngern Zeit in Anspruch nehmen, sehen wir hier schon in hoher Vollendung vor so vielen hundert Jahren, und an Ort und Stelle wiederholt es sich noch heute gerade so wie damals. Die Bewohner von Mesopotamien, zwischen dem Tigris und Euphrat, setzen noch heute mittels aufgeblasener Schläuche oder zerbrechlicher aus Ruthen geflochtener Flöße über die genannten Flüsse, wie die Assyrier zu jener Zeit. Es wäre nicht möglich, alle die seltenen hier entdeckten Gegenstände nur namhaftzumachen; ihre Zahl ist zu groß, und wer keine Abbildung davon hat, bekommt auch keine richtige Vorstellung davon. Indessen einige Andeutungen werden doch willkommen sein. Zunächst sei nochmals jenes Riesenhauptes des Nimrod gedacht, bei welchem zu bemerken ist, daß es in seinen gigantischen Umrissen nichtsdestoweniger die treue Gestalt eines ehrwürdigen menschlichen Antlitzes wiedergibt. Ferner fand man z. B. einen Obelisk von schwarzem Basalt, auf allen vier Seiten mit zahlreichen Gestalten geschmückt, die wieder von mehr als 200 Linien Keil- oder Pfeilschrift erläutert werden, welche ihren Namen davon hat, daß die einfachen wage- oder senkrecht oder schief stehenden Linien verschiedene Buchstaben darstellen und an dem einen Ende spitzig oder keilförmig zugehen. Was nun aber die Gestalten betrifft, so erkennt man gleich im Augenblicke den König und sein Gefolge; ein Gefangener fleht um Gnade zu seinen Füßen; es werden ihm große Thiere vorgeführt, vielleicht Geschenke der Besiegten; denn man sieht einen Elefanten, ein Rhinoceros, das Kameel mit zwei Buckeln, den Löwen, den Hirsch. Viele Leute bringen andere Geschenke, unter denen man Elefantenzähne, Shawls, köstliche Holzarten, Metalle, Früchte unterscheiden kann. Vielleicht ward das Denkmal zu Ehren eines Königs errichtet, der siegreich bis Indien vordrang. Überhaupt mögen die assyrischen Fürsten ein gewaltig kriegerisches Volk, wenigstens lange Zeit, beherrscht haben; denn die zahllosen entdeckten Basreliefs stellen fast immer nur Schlachten, Belagerungen, Eroberungen von Städten und außerdem Jagden oder Opferscenen vor, indem Alles, was zum Kriege gehört, am häufigsten vorkommt. So findet sich unter den nach London gebrachten Bild-

Digitized by Google

werken eins, das eine eroberte Stadt vorstellt. Man sieht die Beute wegtragen, zwei Eunuchen stehen am Thore und zeichnen die Schafe, Ochsen und andere Thiere auf, welche fortgetrieben werden. In hunderterlei Art kommt dergleichen vor, zum Beweise, daß die Menschen sich vor 30 Jahrhunderten so sehr wie jetzt bemühten, einander zu bekämpfen, zu berauben, zu unterjochen. Besonders ziehen die wohl mit Mauern geschützten Städte an, welche von muthigen Bogenschützen vertheidigt werden. Aber man greift sie mit mächtigen Mauerbrechern an; man führt Thürme gegen sie, um Steine gegen sie zu schleudern oder mit Haken ihre Mauern umzureißen. Einen herrlichen, kräftigen Schlag von Pferden muß es damals schon in jenen Gegenden gegeben haben; sie kommen auf solchen Bilderwerken wer weiß wie oft, bald im Schritt, bald im schnellsten Laufe vor, indem sie den königlichen Wagen ziehen oder einen Reiter tragen. Im erstern Falle bilden sie meist ein Dreigespann und ihre Ausschmückung mit Harnisch, Troddeln, Franzen, Gezäume läßt nicht selten an den kostbaren Putz denken, den man noch aus der alten Ritterzeit kennt. Überhaupt machen uns alle diese Überreste eines längst verschwundenen Volkes nicht so mit dem häuslichen Leben desselben bekannt, wie es durch die zahlreichen Gräber Ägyptens geschehen ist, die in Felsen, in Pyramiden von festem Gestein angelegt und mit den Bildern von der Beschäftigung Derer geschmückt wurden, die sie aufführen ließen. Dem Assyrer standen keine Granitberge zu Gebote; er mußte sich mit Alabaster, Kalkstein, Gyps und getrockneten oder gebrannten Ziegeln begnügen und vielleicht war die eigentliche Pracht im Bauen nur auf die Paläste des Königs beschränkt, der auch zugleich der oberste Priester war. Alle Gewerbe, die der Ägypter trieb, und die Art, wie er dabei verfuhr, hat man aus seinen Gräbern abnehmen können; in Assyriens aufgefundenen Königspalästen lernen wir fast nur das Gewerbe eines Königs in jenen Tagen kennen: den Krieg, indem aber allerdings auch nebenbei Belege von Kunstfertigkeit, von Geschmack und Zartsinn vorkommen, daß wir uns, indem sie erst auf die Griechen und dann wieder auf uns vererbt wurden, noch alle Tage an phantastischen Bildwerken ergötzen, die bald als Blumen, bald als Thiergestalten entgegentreten und in unsern Frucht- oder Arbeitskörbchen der Frauen, in den Trinkgefäßen der Männer, im Hausgeräthe das Auge erfreuen. Die Stickerei, die Weberei, die Manufactur der Teppiche ward damals so gut betrieben wie jetzt, und in den Farben der schönsten Art prangte Alles, wie es nur von uns gedacht werden kann. Doch, wie gesagt, am meisten belehren uns jene wiedererwachten Denkmäler über das Kriegswesen, und da staunt man besonders über die Vollendung in Helmen, Köchern, Bogen, Schildern, in der Fußbekleidung und was nur in solcher Hinsicht gedacht werden mag. Laut spricht zu uns jeder solcher Stein, daß immer ein lebendes Geschlecht seine Weisheit dem künftigen vererbte und die Jetztzeit sich nie über die Vorwelt erheben darf; denn nichts wäre sie ohne die Erbschaft längst vergangener Tage.

Die räthselhafte Stadt.

Von der Stadt Dogheltby in Merionetshire im Fürstenthume Wales sagt der Engländer, ihre Wälle seien eine Meile hoch, über dem Wasser gelange man hinein, unter dem Wasser heraus, der Kirchthurm der Stadt wachse jährlich höher und höher und es befinden sich darin mehr Bierhäuser als Häuser. Ihre Mauern sind nämlich die sie nahe umgebenden hohen Berge; der Eingang geht über eine schöne Brücke; über das andere Thor hinweg ist ein kleiner Wasserfall geleitet, der eine tieferliegende Mühle in Bewegung setzt; die Kirchenglocken hängen in einem Taxusbaume und Bier wird auch in schornsteinlosen Schoppen ausgeschenkt, die man nicht für Häuser zählen läßt.

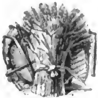
Der Wachs- oder Talgbaum.



Wir ziehen aus einer Menge Samenarten durch Auspressen eine große Menge verschiedener fetter Öle, die zum Brennen wie zu manchem andern häuslichen oder ärztlichen Gebrauche dienen und viele Millionen Thaler in Umlauf bringen. In solchem großen Maßstabe ergibt sich auch der Gewinn des Öls, welches das Fleisch der Oliven, der Früchte des Ölbaums, gibt. Zu diesem Zwecke hat ein großer Theil Asiens und Amerikas den Talg- oder Wachsbaum; er trägt nämlich in großer Menge einen dem Koriander ähnlichen Samen, der außen von einer weißen Substanz umhüllt ist, die mit dem Wachse oder Stearin die meiste Aehnlichkeit hat. Durch Kochen im heißen Wasser löst sich diese vollkommen auf und aus den so gewonnenen, nach der Erkaltung obenauf schwimmenden Kuchen werden, indem man sie unserm Talge oder Wachse gleich behandelt, die schönsten Lichter gefertigt.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Der Anbau unserer Cerealien ist neuerlichst sehr genau untersucht worden. Als wildwachsende Pflanzen scheinen sie jetzt fast ganz von unserer Erde verschwunden zu sein; vielleicht waren sie auch von Anbeginn nur auf einen engen Verbreitungsbezirk beschränkt. Die ältesten Cerealien sind ohne Zweifel Weizen und Spelze, die schon im Homer als Brotmasse erwähnt werden; mit Gerste füttern schon Homer's Helden, wie noch jetzt die Südeuropäer, ihre Rosse. Erst zu Galen's Zeiten wurde über Thrazien her der Roggen in Griechenland eingeführt; verschiedene Haferarten wurden daselbst, nicht zur Samengewinnung, sondern nur als Grünfutter gebaut. Der eigentliche Haferbau findet sich erst später in Deutschland, wie es scheint, von östlichen Völkern entlehnt, von welchen auch unser Vaterland seinen Roggen erhielt. Nach der gewöhnlichen Annahme soll zwar die ganze alte Welt den Maisbau erst von Amerika überkommen haben; doch machen es einige Angaben wahrscheinlich, daß schon zu Theophrast's Zeit der Mais von Indien her bekannt war und daß wenigstens das östliche Europa den Mais aus dem Morgenlande erhalten habe.

Die eigentliche Militairkirche in Petersburg, von einem der ältesten, noch von Peter dem Großen gestifteten Garderegimente Preobrashenskoi-Sabor genannt, hat wol nirgend auf der Erde ihres Gleichen, so sehr ist sie von außen und innen mit Trophäen aller Art geschmückt. Das Gitter, welches ihren Hof umgibt, ist aus lauter türkischen und französischen Kanonen zusammengesetzt. Je drei dieser 200 Kanonen, eine große und zur Seite zwei kleine, sind auf einem Granitpiedestale mit ihren Mündungen nach unten zu einem Pfeiler zusammengestellt. Um die Kanonen herum winden sich dicke und dünne Ketten, die sich zierlich ineinandergeschlungen von Pfeiler zu Pfeiler hinkreuzen, und auf jedem Pfeiler sitzt ein gekrönter russischer Doppeladler von Eisen mit ausgebreiteten Flügeln. Wie außen mit den Kanonen, so hat man im Innern der Kirche mit den Fahnen, Hellebarden und andern drohenden Kriegsgeräthen der Feinde gespielt. Alle Pfeiler der Kirche sehen aus wie Palmbäume, an denen jedes Blatt eine Fahne oder ein Spieß ist.

Guter Rath. Ein Spieler ward zu London über Betrügereien ertappt und von den Betrogenen aus den Fenstern des ersten Stocks herabgeworfen. Er beklagte sich darüber bei dem Schauspieldichter Foote und fragte ihn um Rath, wie er sich benehmen solle, um seine beleidigte Ehre zu retten. Foote antwortete: „Spielen Sie künftig nur par-terre.“ Der Rath ward nicht sonderlich beachtet. Denn es traf sich bald darauf, daß, als Foote eines Abends spät nach Hause ging, ein Mensch vor ihm lag, der aus einem Fenster des ersten Stocks herabgeflogen kam. Foote erkannte seinen Mann. „Woher so eilig?“ — „Ein unglücklicher Handel beim Spiel.“ — „Schon wieder?“ sagte Foote, indem er nach dem Fenster zeigte. „Habe ich Ihnen nicht abgerathen, so hoch zu spielen?“

Malerei durch Musik war vor längerer Zeit ein Steckenpferd, auf dem sich viele Componisten tummelten. Mattheson erzählt in seinem „Vollkommenen Kapellmeister“, Kaiser Ferdinand's II. Hoforganist habe auf dem bloßen Clavier ganze Geschichten mit Abmalung der dabei gegenwärtig gewesenen Personen sammt ihren Gemüthseigenschaften gar wohl vorzustellen gewußt. „Unter Anderm ist bei mir eine Allemande mit Zubehör vorhanden, worin die Überfahrt des Grafen von Thurn und die Gefahr, so er auf dem Rhein ausgestanden, deutlich vor Augen und Ohren gelegt wird.“ Der lübeckische Organist Dietrich Burtehude bildete die Natur und Eigenschaften der Planeten in sieben Claviersuiten artig ab; Johann Kuhnau schrieb biblische Historien nebst deren Auslegung in sechs Sonaten; Mattheson gab eine Sonate in Form einer Landkarte heraus. Selbst von dem Altmeister Johann Sebastian Bach existirt ein Capriccio auf die Entfernung eines Freundes. Das Arioso adagio ist eine Schmeichelei des Freundes, um denselben von seiner Reise abzuhalten; das Allegro ist eine Vorstellung verschiedener casuum, die ihm in der Fremde könnten vorfallen; Adagiosissimo ist ein allgemeines Lamento der Freunde; Allegro kommen die Freunde zusammen und nehmen Abschied; Allegro poco gibt die Signale des Postillons und die Fuge stellt die Abfahrt des Postwagens vor.

Die Bavaria, das Bild der Schutzgöttin Baierns, prangt nun vollständig aufgestellt auf der Theresienwiese bei München. Am 7. August bewegte sich der festliche Zug mit dem auf sinnig decorirtem zwölfspännigen Festwagen stehenden Kopfe der Bavaria von der königlichen Eisengießerei ab nach seinem Bestimmungsorte. Dreißig Menschen kamen, als die Anstalten zum Aufziehen des kolossalen Kopfes getroffen waren, aus diesem hervor, wo sie während des Hinausfahrens gesessen hatten.

Der Weinstock in Ungarn wird ganz eigenthümlich behandelt. Man läßt ihn nicht wie anderwärts zu einem hohen und langen Stamme aufwachsen, sondern die Schößlinge des Jahres werden immer dicht am Boden weggeschnitten; dadurch schwillt nun der Stock zu einem dicken, knorrigen Gewächsknoten an, aus welchem im Frühlinge wieder die neuen Triebe hervorschießen. Die Stammknollen nehmen nun natürlich allerlei verschiedene, oft ganz wunderliche Formen an. Mit dem Traubenkranze, den der Winzer zur Zeit der Weinernte heimbringt, werden oft solche knorrige Stämme nach Hause getragen und zum Andenken zuweilen an den Mauern der Häuser aufgehängt, wie die Hirschgeweihe in unsern Jagdschlössern, und an unsern Fensterwohnungen. Man verfertigt zuweilen auch Pokale aus ihnen, indem man den Stamm aushöhlt.

Die Nichtigkeit der Werke der Menschen gegen die zermalmende Größe der Natur ist am ersichtlichsten, wenn man den Niagarafall mit der mechanischen Kraft der gesammten englischen Industrie vergleicht. In letzterer arbeiten 233,000 Pferdekräfte sechs Tage in der Woche täglich 11 Stunden; der einzige Niagarafall entwickelt eine 40 mal so große Kraft, denn hier stürzen in jeder Minute 22,440,000 Cubikfuß Wasser über den 160 Fuß hohen Felsen. Die Technik nimmt bei Anwendung von Wasserkräften an, daß ein Drittheil derselben verloren gehe. Demnach entspräche die wirkliche Kraft des Niagarafalls 4,533,334 Pferdekräften.

Die Tanghinia venenifera wird von den Malgaschen, einem in Madagaskar einheimischen Völkerstamme, zu einer Art von Gottesurtheil benutzt, bei welchem, genau genommen, die Kraft des Magens über Schuld und Unschuld entscheidet. Ist Jemand eines Verbrechens angeklagt, so zwingt man ihn in öffentlicher Versammlung unter Vorsitz der Priester eine Tanghinnuß zu verschlucken; wenn sein Magen im Stande ist, dies furchtbare Gift durch Brechen zu entfernen, so wird er freigesprochen; wenn nicht, so ist die Darlegung seiner Schuld zugleich seine Strafe und der Unglückliche stirbt an den unmittelbaren Folgen des Beweistermins.

Treffende Replik. Voltaire äußerte einst in einem Gespräche mit einem Parlamentspräsidenten seine Verwunderung, wie es möglich gewesen wäre, in dem Processe des Calas so widersinnig zu entscheiden. „Auch das beste Pferd strauchelt wol einmal“, sagte der Präsident. „Mag sein“, erwiderte Voltaire, „aber ein ganzer Stall voll Pferde?“

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 403.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [**21. September 1850.**

Thurm des Aussätzigen bei Aosta in Piemont.



Digitized by Google

Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Napoleon hatte Alles gehört, und um noch mehr zu hören, redete er die beiden Invaliden mit den Worten an:

Wie ich vermuthe, meine Freunde, so erwartet ihr Jemanden. Bei diesen Worten erhob der Minderältere den Kopf und machte sogleich die Honneurs, denn er hatte unter Napoleon's Überrock zwei goldene Epauletten glänzen sehen.

Ja, Herr Oberst, erwiderte er, mein Vater Maurice und ich erwarten unsern Umherstreifer von Jungen. Er weiß doch, daß sein Großvater seine beiden Arme nöthig hat, um die Treppe zu seiner Schlafkammer hinaufzugehen, denn er hat sie noch ... während ich ... und Jerôme bewegte seinen Ärmel ohne Arm.

Sie sind ein braver Mann, sagte Napoleon, Ihr Sohn hat Unrecht; aber weshalb ist Euer alter Vater solange in der Kapelle geblieben? Dies ist gegen das Reglement.

Herr Oberst, ich habe Erlaubniß von unserm Marschall. Alle Jahre am 1. September bringt mein Vater einen Theil des Tages damit zu, für die Seele des Königs zu beten, dem er ehedem diente, und seitdem ich mit ihm im Invalidenhause bin, hat er diese fromme Übung noch nie versäumt.

Welches Königs? fragte Napoleon.

Seiner höchstseligen Majestät, Ludwig XIV., sagte der Greis, der den Mund noch nicht geöffnet hatte.

Ludwig's XIV.? erwiderte Napoleon verwundert; aber wie geht Das zu, wo haben Sie ihn gesehen?

Hier an dieser Stelle hat er mit mir gesprochen und ich habe ihm geantwortet, erwiderte Maurice stolz.

Sie sind sehr glücklich, sagte Napoleon; allein da müssen Sie ja über 100 Jahre alt sein?

Mein Oberst, ich werde nächste Lichtmesse 121 Jahre alt.

121 Jahre! rief der Kaiser erstaunt, trat schnell auf die rechte Seite des Vaters Maurice, ergriff seinen Arm und sagte wohlwollend: Stützen Sie sich auf mich, mein alter Kamerad, ich will Sie führen.

Ach, Herr Oberst, antwortete der Greis mit gerührter Stimme, ich wage nicht, ich kenne den Respect.

Geben Sie mir Ihren Arm, ich will es, unterbrach ihn der Kaiser.

Und er bemächtigte sich des Armes des Invaliden, der sich noch sträubte, und stützte ihn sanft auf den seinigen.

Nun, Vater, man muß gehorchen; Sie sehen, daß der Oberst unserm Marquis von ehemals nicht gleicht und mit allen Ihren Complimenten werden Sie sich heute Abend noch erkälten. Sie wissen, daß unser kleiner Arzt Coste es Ihnen bei Strafe einer Tasse Thee verboten hat. Und der verdammte Cyprien, der nicht kommt! Taugenichts, du sollst mir morgen früh dafür büßen!

Sie haben nicht viele Schlachten mitmachen können, fragte Napoleon den Hundertjährigen, denn Sie mußten noch sehr jung sein, als sie Ludwig XIV. sahen?

Nun, nun, sagte der Vater Maurice und hustete stärker, ich war 18 Jahre alt, als ich bei Friedlingen anfing. Im folgenden Jahre erhielt ich meine zweite Wunde bei Hochstädt, in demselben Augenblick, wie der Sohn des Marschalls Caillard, der Junker in einer der rothen Compagnien war.

Hochstädt? sagen Sie; das ist schon lange her, erwiderte Napoleon, die Franzosen verloren diese Schlacht, obgleich sie von zwei Marschällen von Frankreich und einem baierschen Prinzen, ich weiß nicht mehr von welchem, angeführt wurden.

Ja, Herr Oberst, vom Kurfürsten von Baiern und dem Marschall von Marsan, berühmten Kriegern zur Zeit Sr. Majestät Ludwig's XIV. O ich erinnere mich dessen noch, eine Flintenkugel drang in meine linke Schulter und fuhr zur rechten wieder heraus, ich stürzte mit dem Rufe: Es lebe der König! ... Ein Jahr nach meiner Heilung erhielt ich von Seiner Majestät Ludwig XIV. die Gnade, ins Invalidenhaus aufgenommen zu werden.

Das war keine Gnade, unterbrach ihn Napoleon, sondern Gerechtigkeit.

Und es sind bald 102 Jahre, daß ich im Invalidenhause wohne, und ich habe mich hier verheirathet und viele Kameraden sterben sehen. Obgleich jetzt meist junge Leute hier sind, so fühle ich mich dennoch glücklich, besonders seitdem meine Kinder auch hier sind.

Herr Jerôme, fragte Napoleon, welcher durch die Erzählung dieses Nestors der Soldaten gerührt war, Sie, der Sie der Sohn dieses alten Tapfern sind, wie alt sind Sie denn?

Ich gehe in das 91. Jahr, Herr Oberst! Ich bin im Jahre 1715 geboren.

Ja, unterbrach ihn der Hundertjährige, gerade in demselben Jahre, wo Se. Majestät Ludwig XIV. starb. O, ich erinnere mich Dessen, als wenn es gestern gewesen wäre.

Einundneunzig Jahre! rief Napoleon; für so alt hätte ich Sie nicht gehalten. Sie haben demnach viele Feldzüge mitgemacht?

Ich habe 28 Jahre gedient und zwar unter dem Marschall von Sachsen, von Soubise, von Broglie, von Contades und unter dem Prinzen von Condé. Ich war bei Fontenoy, bei Lawfeld, bei Roßbach, bei Bergen und bei Freiburg. Dort verlor ich meinen Arm; ich bin seit dem Jahre 1763, bald 43 Jahre im Invalidenhause; aber ich wurde zur Zeit Ludwig's XV. aufgenommen.

Ja, ja! Ludwig XV., sagte Napoleon leise, ein armer König, der diesen schimpflichen Vertrag unterzeichnete, in welchem Frankreich einen Landstrich von 800 Meilen abgab.

Und seit 43 Jahren, begann der Hundertjährige, beträgt sich Jerôme als guter Sohn gegen mich. Weshalb gleicht ihm der seinige nicht?

Vater, sagte Jerôme mit scheinbarer Ruhe, Cyprien ist noch jung und kann sich noch bessern.

Gewiß, setzte Napoleon hinzu, gegen junge Leute muß man nachsichtig sein. Ihr selbst, mein alter Kamerad, sagtet ja dies soeben.

Herr Oberst, erwiderte der Hundertjährige leise, das ist eine Kriegslist. Wenn mein Sohn auf den seinigen zornig ist, so stelle ich mich, als wäre ich noch zorniger auf ihn und durch diese Taktik wird der Frieden zwischen Ihnen bald wiederhergestellt.

In diesem Augenblick war die kleine Gruppe an eine lange Galerie gelangt, die durch eine Laterne nur schwach erleuchtet war. Der Vater Maurice blieb stehen und fragte seinen Sohn leise:

Siehst du Cyprien noch nicht?

Nein, Vater, erwiderte dieser traurig und blickte rings um sich. Ich wette, daß er Erlaubniß erhalten hat, außer dem Hause zu schlafen, ohne uns etwas davon zu sagen. Aber morgen! morgen!

Digitized by Google

Nun, sagte Napoleon vergnügt zum Hundertjährigen, soll ich Cyprien's Stelle einnehmen, da er Sie im Stiche läßt? Ihr Sohn und ich, wir wollen Sie die Treppe hinauf führen. Es weht ein kühler Wind und in Ihrem Alter ist es nicht gut, unter freiem Himmel Wache zu stehen.

O! am Tage vor der Schlacht bei Hochstädt, zur Zeit Sr. Majestät Ludwig's XIV., stand ich sechs Stunden Schildwache vor der Linie und nur halbe Flintenschußweite von dem Vorposten des Herzogs von Marlborough; der Unteroffizier hatte mich ganz vergessen.

Das konnte ein Unteroffizier zur Zeit des Herrn Marlborough wol thun, sagte Napoleon lächelnd, aber damals waren Sie 100 Jahre jünger, und Das macht doch immer einen Unterschied.

Herr Oberst, sagte Maurice und wollte seinen Arm losmachen, den Napoleon noch hielt.

Lassen Sie doch, Vater, nehmen Sie es an, da der Oberst die Güte haben will, bemerkte Jerôme. Der Wind erhebt sich; Sie husten schon stark, hüten Sie sich vor dem Brustthee morgen früh.

Der Hundertjährige ließ sich vom Kaiser führen und stützte sich auf seinen Sohn. Alle Drei wollten eben die Treppe hinaufgehen, als Jerôme rief:

Da ist er endlich!

Cyprien? fragte Maurice.

Ja, Vater, antwortete Jerôme und murmelte zwischen seinen Zähnen die Beinamen: Umherstreicher! Libertin!

Zanke nicht zuviel mit ihm, sagte Maurice sanft, zanke nicht zuviel, er wird es nicht wieder thun.

Ich weiß, was ich zu thun habe, antwortete dieser trocken. Er ist ein unverbesserlicher Taugenichts.

Wo ist denn Ihr Cyprien? fragte Napoleon Jerôme.

Da unten, Herr Oberst, er ist ja vor Ihnen.

Der Kaiser sah neugierig nach allen Seiten, um diesen Taugenichts, diesen Schalk, dieses ungehorsame Kind zu sehen; er bemerkte in der Ferne nur einen Invaliden, dessen silbernes Kinn im Mondschein glänzte und der gerade auf sie zukam, so schnell als seine beiden hölzernen Beine ihm erlaubten. Dies war der Läufer, der Libertin, der mit den väterlichen Verweisen zweier Generationen beladen war. Beim Anblick dieses Märtyrers der Schlachten konnte sich Napoleon eines Gefühls von Mitleid und Bewunderung nicht erwehren.

Der Invalide Nr. 3 konnte etwa 60 Jahre alt sein. Sein Gesicht sah schrecklich verstümmelt aus. Außer dem falschen Kinn, welches ihm die Kunst des Goldschmieds am untern Theile des Gesichts angebracht hatte, trug er noch ein gläsernes Auge, welches seiner Physiognomie einen sonderbaren Ausdruck gab. Ein gläsernes Auge war damals bei einem Invaliden das non plus ultra von Luxus und Cyprien mußte in seiner Jugend ein sehr schöner Mann gewesen sein. Er war groß, kräftig gebaut und ging zwar langsam, aber vollkommen gerade, sogar ohne Stock und mit beiden Händen in der Tasche. Er mußte sehr strafbar sein, denn er hatte in diesem Augenblick ein sehr sanftes Aussehen. Schon öffnete Jerôme den Mund, um ihn mit einer Flut von Vorwürfen zu überschütten, als er den Kaiser grüßte, den er noch nie so nahe gesehen hatte, seinem Vater in die Rede fiel und mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und fast fröhlich sagte:

Ruhig, Papa! Man muß nicht urtheilen, ohne zu hören, wie der berühmte Dugommier, mein General, sagte. Ich war nicht beim Appell, das ist wahr, aber hört, ich hatte bemerkt, daß meinen Großvater, wenn er, wie heute Morgens und Abends in der Kapelle betet, ein Glas Wein mehr wie gewöhnlich erfreut und ihm natürliche Beine gibt. Ich, der ich nun künstliche habe, mußte Golibert, meinen Stubenkameraden, aufsuchen, um mir seinen Wein für eine Wache geben zu lassen, die ich morgen für ihn in der Wohnung des Marschalls thun werde. Hier ist dieses Stückchen Trost! Jetzt zankt, wenn Euch Das Vergnügen macht, obgleich ich vollkommen unschuldig bin; ich bin überzeugt, daß der Großvater mir nicht Unrecht geben wird.

Bei diesen Worten zog der Invalide eine Flasche aus der Tasche und reichte sie dem Hundertjährigen. Jerôme antwortete nichts, aber Maurice sah seinen Enkel gerührt an und sagte zu Jerôme: Nun, sagte ich nicht, daß Cyprien unschuldig sei? Aber, mein Kind, setzte er hinzu und nahm die Flasche mit zitternder Hand, sie enthält mehr als die gewöhnliche Portion?

Das ist gewiß, Großvater, auch die meinige ist darin. Und Cyprien nahm aus seiner Tasche noch einige Stücke Zucker und ein Stück weißes Brot und setzte hinzu: Ich habe die Gelegenheit benutzt, um in unserer Schenke diese verbotenen Colonialwaaren zu kaufen. Mit diesen Ingredienzien will ich Ihnen ein Fricassé machen. Das wird auf Ihren armen, von den Dienstjahren etwas rostigen Magen wie ein wahres Camisol von utrechter Sammet wirken.

Das ist schön und gut, sagte Jerôme ganz beruhigt, aber unterdessen hast du uns in eine schreckliche Verlegenheit gebracht, und ohne die Hülfe des Obersten, welcher die Güte hatte, meinen Vater zu unterstützen, hätte ich nicht gewußt, wie ich ihn bis hierher hätte führen sollen.

Cyprien machte wiederum die Honneurs.

Papa, die Etappe ist nicht lang und der Weg ist prachtvoll, es ist Alles gepflastert, erwiderte er und erhob gleichzeitig sein einziges Auge zu dem von Sternen funkelnden Himmel; dieses Wetter erinnert mich an den Bivouac. Zugleich trat er an die linke Seite des Hundertjährigen und setzte fröhlich hinzu: Ich nehme meinen Schlachtposten und meinen Ehrenposten wieder ein.

Ja, Herr Cyprien, sagte Napoleon und trat etwas zurück. Dieser Platz ist jetzt für Sie ein wahrer Ehrenposten, den Sie Niemanden überlassen dürfen.

Ja, Herr Oberst, ich werde diesen heute ebenso wenig verlassen, als ich früher jene verließ.

Ich glaube es ... In welchem Treffen wurden Sie so verstümmelt?

In der Schlacht von Fleurus, welche der General Jourdan, jetzt Marschall des Reichs, gegen die Östreicher gewann. Als wir auf die feindlichen Geschütze stürzten, nahm mir eins von ihnen, das mit Kartätschen geladen war, das Kinn und ein Auge weg und befreite mich gleichzeitig von meinen beiden Beinen. Aber, setzte Cyprien hinzu und schlug mit seinen beiden Händen auf seine breite Brust, der Magen ist unverletzt geblieben und das Herz ist nicht berührt, deshalb steht er auch auf der Controle des Corps, als wenn er den activen Sold bekäme.

Napoleon lächelte bei diesem Witz von Cyprien.

War die Schlacht bei Fleurus nicht am 26. Juni 1794?

Ja, Herr Oberst, es war heißer als jetzt; ich versichere Ihnen.

War es schon zu Bonaparte's Zeit? fragte der Hundertjährige.

Großvater, antwortete Cyprien lebhaft, sagen Sie

Digitized by Google

doch des Kaisers Napoleon des Großen! Das sind seine Taufnamen, und man nennt ihn im Hause nicht anders.

Ja, wie Se. Majestät Ludwig XIV.

Ach, Großvater, rief der Invalide von neuem und schwenkte sich auf einem seiner hölzernen Beine, schweigen Sie doch von diesem Monarchen von ehemals; Ihr Ludwig XIV. war nur eine wahre Puppe im Vergleich zu Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien. Das ist ein Monarch, ein vollendeter Held! Nicht wahr, Herr Oberst?

Bei dieser unvorsichtigen Anrede runzelte der Kaiser die Stirn und antwortete kalt, mit der tiefen Stimme, welche das Schicksal der Welt bestimmte:

Sie täuschen sich, Herr Cyprien! Ludwig XIV. war ein großer König; er hat Frankreich auf den ersten Rang unter den Nationen von Europa erhoben; er hatte zuerst 400,000 Mann und 100 Schiffe. Er erwarb Roussillon, die Franche-Comté und Flandern; er setzte eins seiner Kinder auf den Thron von Spanien, endlich hat er das Invalidenhaus gegründet! . . . Seit Karl dem Großen gab es keinen König in Frankreich, der mit ihm zu vergleichen wäre!

Als der Hundertjährige das Lob dieses Fürsten, den er anbetete, aus dem Munde des Kaisers hörte, strengte er sich an, um sich gerade zu richten und sagte mit glänzenden Augen und bewegter Stimme zum Kaiser:

Bravo! Bravo! Sie, Herr Oberst, wären würdig gewesen, Sr. Majestät Ludwig XIV. zu dienen. Zu seiner Zeit, wo Verdienste so sehr belohnt wurden, würden Sie General geworden sein . . . .

Cyprien, mehr erschreckt über den Ton, in welchem Napoleon gesprochen hatte, als über seine Worte, senkte den Kopf und stammelte:

Verzeihung; entschuldigen Sie, Herr Oberst! Ich habe den Monarchen des Großvaters nicht gekannt; ich habe nur von ehemaligen Kameraden von ihm erzählen hören.

Und diese haben doppelt Unrecht, erwiderte Napoleon lebhaft, denn wenn es einen Ort gibt, wo das Andenken Ludwig's XIV. geachtet und geehrt werden muß, so ist es hier! Betrachten Sie Alles, was uns umgibt. Ist diese Pracht, diese Sorgfalt nicht ein Beweis, daß der große König seinen Soldaten ein Zeugniß seines Edelmuths in seiner Macht hinterlassen wollte?

(Beschluß folgt.)

Angriff eines Leoparden auf einen Büffel.



Digitized by Google

Neu-Plymouth.



Die von der Natur so prachtvoll und fruchtbar ausgestattete, dem gesammten England und Schottland an Größe mehr als gleichkommende Insel Neu-Seeland im Stillen Meere hat unter den vier Colonien, welche seit etwa 15—20 Jahren dort bestehen, auch eine, 1841 angelegte, Neu-Plymouth genannt. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden, dicht am Meere, nach Nordwesten und treibt vornehmlich Ackerbau. Der hohe Bergkegel im Rücken dürfte ein ausgebrannter Vulkan sein, und das warme, obschon von Seewinden hinreichend abgekühlte Klima erlaubte, ganz einfache hölzerne Wohnungen aufzuführen, deren Fenster man sich auf der entgegengesetzten Fronte zu denken hat, vor welcher eine luftige Galerie hinläuft. Groß darf man sich die Niederlassung überhaupt nicht vorstellen. Die Fahrzeuge, welche nach dem Strande hin halten, sind von Eingeborenen erbaut und besetzt.

Der schwarze Friedrich.

Schlesische Sage.

Vor einigen hundert Jahren hielt sich in Schlesien ein sehr gefürchteter und berüchtigter Räuber auf, dessen Namen unsere Leser wol schon gehört zu haben sich erinnern werden. Er war allgemein nur als der schwarze Friedrich bekannt und hatte allein so viele Mordthaten vollführt, als sonst wol kaum eine ganze Bande. Vergeblich wurde alle Mühe aufgeboten, um des schlimmen Gesellen endlich habhaft zu werden, aber er spottete nur der mannichfachen Vorkehrungen, die man traf, um ihn mit List oder Gewalt zu fangen. In den verschiedensten Verkleidungen befand er sich oft mitten unter seinen Verfolgern, ja, er gab ihnen oft Rathschläge und verspottete dann die Leichtgläubigen. Sein Versteck, wo er sich meist aufzuhalten pflegte und wo er auch den größten Theil seiner Beute aufbewahrte, konnte von Niemand entdeckt werden, und vergeblich wurden die höchsten Preise für Denjenigen ausgesetzt, der den berüchtigten Räuber todt oder lebendig der Gerechtigkeit überantworten oder seinen Schlupfwinkel auffinden könne.

Von dem schwarzen Friedrich erzählte man sich, daß er Riesenkräfte habe und selbst im Handgemenge mit weit überlegenen Feinden stets den Sieg davongetragen habe. Man sah ihn fast nie ohne seine Armbrust, die so gewaltig schwer war, daß ein mittelmäßig starker Mann sie gar nicht aufzuspannen im Stande war, und mit welcher der Räuber schon unzählige Menschen getödtet hatte. Dieser so übel berüchtigte Gesell fing einst auf seinen Streifzügen eine junge Bäuerin, die er mit sich in sein Raubnest führte, damit sie als Wirthin seine Küche besorgen und ihn pflegen solle, wenn er einmal verwundet aus einem Handgemenge heimkehre. Die arme Marie gerieth darüber, wie man sich leicht vorstellen kann, in die größte Ver-

Digitized by Google

zweiflung, aber weder Bitten noch Thränen rührten den harten Mordgesellen, und er that lachend ein furchtbares Gelöbniß, daß sie nie wieder zu den Menschen zurückkommen werde. Von dieser Zeit an ergab sich die Unglückliche in ihr trauriges Geschick, sie klagte und flehte nicht mehr um Mitleid, sondern verrichtete still und ohne Murren, was der wilde Räuber ihr auftrug, obgleich auch niemals wieder ein Lächeln auf ihr jugendliches Gesicht zurückkehrte.

So vergingen viele Jahre, und der schwarze Friedrich fing an Zutrauen zu der schweigsamen, geduldigen Marie zu fassen; ja zuweilen ließ er sich durch ihre Bitten und Vorstellungen von irgend einer Grausamkeit gegen einen armen Gefangenen zurückhalten. Für sich selbst bat das Mädchen nie um etwas, und wozu auch? Daß der Räuber ihr niemals die Freiheit wiedergeben würde, hatte er ja geschworen, und er war nicht der Mann danach, seinen Entschluß zu ändern; überdies waren Mariens alte Ältern nun wol längst todt und sonst hatte sie weder Anverwandte noch Freunde. Je ergebener sie sich in ihr hartes Geschick fügte, desto mehr Freiheit ließ ihr der schwarze Friedrich; sie hatte ihm auf die Bibel schwören müssen, nie mit einem lebenden Menschen ein Wort zu sprechen, und schreiben konnte sie nicht; also war der Räuber wol sicher genug, daß Marie ihn nicht verrathen könne. Als nun einstmals einer seiner Raubgesellen eingefangen worden war und in Liegnitz hingerichtet werden sollte, beschloß der schwarze Friedrich, sich Kundschaft zu erschleichen, wenn der Gefangene sterben solle; er wollte alsdann seine ganze Bande zusammenrufen und den Richtern zum Hohn und Trotz den armen Sünder auf dem Wege zum Galgen befreien. Damit aber keinerlei Verdacht erregt werde, sollte Marie nach Liegnitz gehen und Nachricht holen, wie lange der Verurtheilte noch zu leben habe. Er schickte sie also nach der Stadt, jedoch nicht ohne sich vorher ihren Schwur wiederholen zu lassen, daß sie mit keinem Menschen ein Wort reden wolle, um den Räuber nicht zu verrathen, und daß sie noch am selbigen Tage freiwillig in die Höhle zurückkehren werde. Das Mädchen sprach getrost die Worte des schrecklichen Eides nach, obgleich sie im Herzen schon fest entschlossen war, diese Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehrte, zu benutzen, um das Land von dem gräßlichen Raubmörder zu befreien. Sie hatte sich aber eine List ausgedacht, wie sie zu ihrem Zweck gelangen könnte, ohne ihren Schwur zu verletzen. Als sie nämlich nach Liegnitz kam, ging sie sogleich nach der Kirche zu Peter und Paul, deren Thür soeben erst vom Küster aufgeschlossen wurde. Obgleich sie diesen recht wohl bemerkte, that sie doch, als ob sie ihn nicht sähe, sondern ging an einen Eckstein der Kirche und sagte mit leiser, aber nichtsdestoweniger vernehmlicher Stimme: „Stein, dir vertraue ich, was ich keinem Menschen sagen darf; ich weiß den Schlupfwinkel des schwarzen Friedrich und bin schon viele lange Jahre dort gefangen gehalten worden. Wer mir nachginge, der würde den wohlversteckten Eingang dann leicht wiederfinden, denn ich muß dahin zurückkehren, wie ich es einmal geschworen habe. Jeden Tag zur Mittagszeit findet man den wilden Räuber schlafend, wobei ich ihm sein langes Haar mit silbernem Kamme strehlen muß; aber wer ihn sehen wollte, müßte zuerst nach der Armbrust und nach einer kleinen silbernen Pfeife greifen, die der schwarze Friedrich stets am Gürtel zu tragen pflegt. Behält er aber soviel Zeit, daß er darauf nur einen Ton pfeifen kann, so ruft er damit alle seine schrecklichen Raub- und Mordgesellen zusammen und die erretten ihren Hauptmann gewiß; behält er aber die Armbrust, so tödtet er seine Feinde ganz sicher damit. Das sage ich nur dir, lieber Stein, weil ich kein Wort mit einem Menschen reden darf, wie es mich der schwarze Friedrich hat schwören lassen.“

Der Küster hatte hinter seinem Pfeiler jedes Wort der jungen Bäuerin verstanden, hastig winkte er seine Frau herbei und hieß ihr dem Mädchen auf Schritt und Tritt folgen und sie nicht wieder aus den Augen lassen. Er selbst wollte es nicht thun, damit der Räuber, der gewiß Mariens Rückkehr beobachten würde, keinen Verdacht schöpfe, wenn ein Mann hinter ihr drein komme, um zu erspähen, wohin sie gehe.

Als Marie die Kundschaft eingezogen hatte, wegen der sie nach der Stadt geschickt worden war, ging sie langsam nach der Höhle zurück, und ihr Herz klopfte vor Freuden, als sie sah, daß man ihr in ziemlicher Entfernung vorsichtig folge. Wirklich begegnete ihr der schwarze Friedrich schon am Eingange seines Raubnestes und spähte mit seinen finstern Augen, ob Marie auch allein gekommen sei; da er aber nur eine alte Frau auf der Straße sah, die ihren Weg ganz gleichgültig fortsetzte, begrüßte er das Mädchen freundlich und half ihr selbst durch den dunkeln Eingang in den weiten unterirdischen Raum seiner Wohnung.

Marie änderte klugerweise nicht das Geringste in ihrem Benehmen; sie war still und ernst wie immer und ging ruhig an ihre gewohnte Beschäftigung, nachdem sie die Fragen des Räubers beantwortet hatte. Dadurch ward dieser völlig sicher gemacht, und er überließ sich daher am folgenden Tage wie immer ganz sorglos seiner gewohnten Mittagsruhe, wobei Marie sein wildes starres Haar kämmen mußte.

Aber die Liegnitzer hatten sich die Stunde wohl gemerkt, welche Marie als die Schlafzeit des schwarzen Friedrich bezeichnet hatte; eine große Anzahl Bewaffneter schlich sich durch den Eingang in die Höhle, welche der Räuber nicht bewachen ließ, weil er mit Recht es für unmöglich hielt, daß Jemand denselben entdecken könne, so vorsichtig war er hinter Gesträuch und altem Mauerwerk verborgen. Gleich der Erste, welcher in das Gemach des schwarzen Friedrich trat, bemächtigte sich der silbernen Pfeife, und Marie löste zu gleicher Zeit den Riemen der schweren Armbrust am Gürtel des Räubers, die sie alsdann mit aller Kraft in einen Winkel der Höhle schleuderte. Als der Räuber erwachte, sah er sich schon seiner Waffen beraubt und in der Gewalt seiner Feinde. In ohnmächtiger Wuth biß er in die schweren Eisenfesseln, womit ihm jetzt Hände und Füße belastet wurden, und was seinen Zorn vermehrte, war, daß er, der mächtige Räuber, der noch immer der Gewalt Trotz geboten hatte, durch die List eines armes Mädchens besiegt worden war.

Allgemein pries man Marien als die Retterin des ganzen Landes, in dem der böse Räuber so arg gehaust hatte. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit aber brachte man die mächtige Armbrust des schwarzen Friedrich nach der Wartstube des Rathhauses zu Liegnitz, wo sie noch jetzt aufbewahrt und auf Verlangen gezeigt wird.

Der wilde Hund in Südafrika.

Die wilden Hunde sind im Umkreise der Capcolonie noch sehr zahlreich vorhanden, und im Innern trifft man sie in großer Anzahl. Diese Thiere jagen stets

Digitized by Google

in großen organisirten Scharen von 50—60, und durch ihre außerordentliche Ausdauer und den gegenseitigen Beistand, den sie einander leisten, können sie die raschesten und stärksten Antilopen erreichen und bezwingen; den Büffel greifen sie nie an, doch das Gnu wird häufig von ihnen gejagt. Ihr Lauf ist ein unermüdlicher Galopp und auf der Jagd lösen sie einander ab, indem die vordern Hunde, wenn sie sich ermüdet fühlen, zurückgehen und die andern vortreten und sie ablösen. Haben sie ihre Beute zum Stehen gebracht, so wird sie umringt, augenblicklich zu Boden gerissen und ist in wenigen Minuten zerfetzt und verzehrt. Sie sind sehr muthig und kühn, scheuen den Menschen nicht sonderlich und kümmern sich um seine Annäherung weniger als irgend ein anderes reißendes Thier. Die Weibchen bringen ihre Jungen in großen Löchern in öden, offenen Ebenen zur Welt; diese Löcher stehen unter dem Boden miteinander in Verbindung. Wenn ein Trupp wilder Hunde einen Menschen näher kommen sieht, so suchen sie nicht, wie man erwarten sollte, eine Zuflucht in den Löchern, sondern vertrauen der Schnelligkeit ihrer Beine, auch wenn der Verfolger sehr nahe ist. Die Verheerungen, welche diese Hunde unter den Heerden der Viehzucht treibenden holländischen Boers anrichten, ist unglaublich. Wenn irgend ein sorgloser Hirt seine Heerde etwas im Stiche läßt, so fällt ein Pack dieser Räuber über die schutzlosen Thiere her, eine blutige Metzelei erfolgt dann und eine unglaubliche Menge Schafe wird getödtet oder verwundet. Die gefräßige Meute begnügt sich nicht, so viele zu tödten als sie fressen kann, sondern reißt nieder und verstümmelt Alles, was sie erreicht. Ihre Stimme lassen sie in drei verschiedenen Arten von Rufen hören; der eine ist ein scharfes zorniges Bellen, wenn sie plötzlich etwas sehen, dem sie nicht trauen; der zweite gleicht dem Geschnatter einer Anzahl Affen, ein Ton, den sie hauptsächlich bei Nacht von sich geben, wenn eine große Anzahl beisammen ist und sie durch einen besondern Umstand, z. B. das Bellen von Haushunden, gereizt werden. Der dritte und gewöhnlichste Ruf ist gleichsam sanft und melodisch, dennoch aber auf eine sehr große Weite hörbar; sie lassen ihn erschallen, wenn mehre Meuten in Verfolgung von Antilopen sich zerstreut haben und wieder zusammengerufen werden sollen. Alle Haushunde, so groß und stark sie auch sein mögen, behandeln sie mit der entschiedensten Verachtung, warten ihren Angriff ab, fallen dann gemeinsam über sie her und reißen sie gewöhnlich in Stücke. Die Haushunde vergelten ihnen diesen Haß und haben selbst einen Abscheu vor ihren Stimmen, in so weiter Entfernung sie sich hören lassen mögen, ja die Stimme der wilden Hunde ist ihnen mehr als die des Löwen zuwider, denn sie springen auf und bellen oft zornig stundenlang. Dies interessante, aber sehr zerstörende Thier scheint das Verbindungsglied zwischen dem Wolf und der Hyäne zu bilden.

Das Emblem Schottlands

ist die Distel, mit der Umschrift: Berühre mich nicht! (Noli me tangere!) Mit Beziehung darauf sagt der geistreiche Macaulay: „Die Schotten sind ein Volk, dessen Nationalstolz und Gemeingeist sprüchwörtlich geworden sind, ein Volk, dessen hoher und unbändiger Geist, der kräftig in dem Motto, welches ihr Nationalemblem umgibt, ausgedrückt ist, seine Unabhängigkeit während eines Kampfes von Jahrhunderten gegen die Angriffe wohlhabenderer und mächtigerer Nachbarn aufrechterhalten hat.“ Der Engländer erlaubt sich freilich allerlei hämische Anspielungen auf dasjenige Thier, welches die Disteln so gern frißt.

Ein Römerthor bei Scarponna.



Der kleine Flecken Scarponna oder Charpagne, an dem in die Schelde sich einmündenden Flüßchen Scarpe gelegen, hat noch eine ansehnliche Menge Ruinen aus der Zeit der alten Römer, welche hier lange eine große befestigte Stellung oder ein Castrum besaßen, und namentlich zeichnet sich unter diesen Trümmern ein wohlerhaltenes Thor oder ein Thurm aus, der als Eingang und zur Vertheidigung wie zur Umschau ringsherum diente. Wie alle solche Römerbauten ist er fast unzerstörbar, indem der Mörtel mit den Steinen, aus denen er ausgeführt ist, Eins geworden zu sein scheint, und bei aller Festigkeit spricht doch auch eine architektonische Schönheit in der Form an, die höchstens in den mancherlei Figuren mangelt, welche vermuthlich eine spätere Mönchszeit dazusetzte. Nicht mehr erkennbare Überreste von Gebäuden liegen, zum Theil von Gebüsch überwachsen, hinter dem Thurme, aber von seiner Höhe, Festigkeit und Größe läßt sich ein Schluß auf ihren Umfang machen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Unter der Dienerschaft eines vornehmen Türken nimmt der Pfeifenträger eine der höchsten Stellen ein. Er ist meistens in der Nähe des Herrn, denn dieser raucht fast immer und will es dabei möglichst bequem haben. Der Pfeifenträger füllt den Kopf der Pfeife (Tschibuk) mit dem Taback, befestigt das lange biegsame Rohr (Narguile), stellt es auf den Fußboden, raucht die Pfeife an, befestigt dann erst das glänzende Bernsteinmundstück und bietet es endlich auf halbgebogenem Knie mit anmuthiger Geberde dem Herrn dar, d. h. steckt es ihm in den Mund. Dieser darf nur hauchen, und der willige Rauch steigt empor und bald ist er in holden Taumel eingewiegt.

Das Coliseum in Rom ist von so ungeheurer Größe, daß zehn plündernde, seine Steine verschleppende und benutzende Jahrhunderte und die gleich Mäusezahn langsam, aber sicher nagende Zeit nicht mehr als etwa den zwanzigsten Theil desselben zu vernichten vermochten. Richtiger würde man es, wie man auch oft findet, Colosseum (colosseum sc. aedificium) zu nennen haben, und wahrscheinlich stammt der Name von dem 120 Fuß hohen Koloß her, den Nero, der eine besondere Neigung zum Kolossalen hatte, durch den Künstler Zenodocus hatte anfertigen lassen und der in jener Gegend stand. Nach der gewöhnlichsten Annahme hätte man in den gigantischen Hallen des Coliseums Reste des neronischen Riesenpalastes, vielleicht Thermen oder wahrscheinlicher noch Arenen für Kampfspiele vor sich. Denn der Bauch des Gebäudes besteht aus drei Stockwerken gewölbter Corridors, die rings über den Sitzen hinlaufen, sie unterstützen und des Riesenleibes Fenster und grause Eingeweide bilden. An manchen Orten sind diese Gewölbe eingestürzt und nicht ohne Mühe und Gefahr zu durchwandeln. Der Fackelschein, dessen man bedarf, vermehrt nur den unheimlichen Eindruck, und gern benutzt man einen der 80 Querbogen, die zu den Sitzen führen, um die liebe Sonne und den blauen italienischen Himmel wieder zu begrüßen.

Scharfe Replik. „Ihr haltet die armen Schwarzen in grausamer Sklaverei", sagte ein Engländer zu einem Amerikaner. „Und Ihr die armen Weißen, was noch viel schlimmer ist", antwortete der Amerikaner.

Das Deutsche zu lernen, wird von den Engländern für ungemein schwierig gehalten, aber man findet wahren Wetteifer, es durchzusetzen; namentlich wollen sich viele Engländer den Genuß verschaffen, unsern Goethe und Schiller im Original zu lesen. Was geschieht jetzt nicht Alles in England, um das Deutsche in Curs zu bringen! Ein schönes Schubert'sches Lied deutsch singen zu können, betrachten viele Engländerinnen als beneidenswerthen Vorzug. Deutsche Lehrer und Professoren sind in neuerer Zeit bei mehren öffentlichen Schulanstalten und Universitäten in England angestellt worden. Ein neuerdings erbautes prachtvolles Collegium in Orford ist für das Studium der neuern Sprachen, vorzugsweise der deutschen, bestimmt. In Eton hat Prinz Albert einen Preis für die Belohnung der Schüler, die sich im Deutschen auszeichnen, gestiftet. Deutsche Lehrer und deutsche Gouvernanten werden mehr und mehr in den englischen Familien gesucht.

Leonardo da Vinci's Abendmahl, diese weltberühmte Kunstschöpfung in dem Refectorium des Dominicanerklosters zu Santa-Maria delle Grazie in Mailand, befindet sich jetzt in dem traurigsten Zustande; die Mauer, auf welcher sich das Gemälde befindet, ist theilweise eingefallen, die farblosen Figuren sind so zerbröckelt, daß kaum noch schwache Umrisse zu erkennen sind. Von Anbeginn war das Meisterwerk schlecht auf einer Mauer angebracht, die zwischen der Küche und dem Refectorium dem immerwährenden Wechsel von Hitze und Kälte, obenein dem Rauch und andern nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt war. Als es 50 Jahre alt war, verfiel es schon dem Unglück, indem heftige Regengüsse in das Refectorium einschlugen und die Oberfläche des Gemäldes stark beschädigten. Heillose Sudler fingen an, das Ganze zu übermalen, daß kaum einige Köpfe ihren unbarmherzigen Pinseln entgingen. Das Ganze ist jetzt eine traurige Ruine. Die Kupferstiche, die man von diesem Gemälde hat und die durch ganz Europa und Amerika verbreitet sind, sind wirklich schöner als das Original selbst und ihnen werden wir es zu verdanken haben, daß die rührende Schönheit der Anordnung und des Ausdrucks dieser herrlichen Kunstschöpfung der spätesten Nachwelt aufbewahrt bleibt.

Irische Bulls. Paddy bleibt bei einem Pferderennen zurück. Triumphirend ruft er aus: „Da schaut einmal meinen kleinen Betheram an, wie er muthig alle die Andern vor sich hertreibt!" — Ein anderer Irländer sieht nach seiner Uhr; sie geht zwei Stunden vor. Ganz vergnügt sagt er zu seinem Begleiter: „Meiner Treu! Das nenne ich eine gute Uhr, sie ist der großen Stadtuhr zwei Stunden vorausgelaufen."

St.-Helena war allen nach Ostindien fahrenden Nationen als der einzige Süßwasserbrunnen in der Mitte eines großen Salzmeers wichtig, und wie die arabischen Stämme sich in den Wüsten um die Brunnen im Sande streiten, so stritten sich Jahrhunderte lang Holländer, Engländer, Franzosen und Portugiesen um den Besitz von St.-Helena, dessen schwarze basaltische Felsen alle 20 Jahre einmal von Kanonendonner widerhallten, bis endlich die Engländer diese Felsen mit so vielen Befestigungen und Kanonen beladen haben, daß sie sich in ihrem Besitze gegen alle Angriffe leicht werden behaupten können.

Zeitgeist. In einem seiner Lustspiele läßt Raupach seinen Schelle sich wundern, daß der Consul dirigens nicht weiß, was Zeitgeist sei, worauf er ihn durch folgende Definition ins Klare setzt: „Geist ist Geist und Zeit ist Zeit, und wenn also Geist und Zeit zusammenkommen, so steht Zeit im Genitivus und das ist der Geist der Zeit oder der Zeitgeist."

Die Häuser in den Städten und Dörfern Spaniens sind durchgängig im Innern darauf eingerichtet, den Bewohnern eine erfrischende Kühle gegen die oft drückende Sonnenhitze zu verschaffen. Die Zimmer sind meist geräumig und selten mit Tapeten bekleidet, die Wände gewöhnlich mit Gyps beworfen, die Fußböden mit kleinen gebrannten Steinplatten getäfelt; die fast immer verschlossenen Jalousien vermitteln ein lauschiges Dunkel. Freilich aber gewährt die leichte Bauart der Häuser nur wenig Schutz in der kältern Jahreszeit, an der es auch in Spanien nicht fehlt, besonders durch die schneidenden Winde, die von den Gebirgen kommen. Nach spanischer Sitte versammelt sich in dieser kältern Zeit die ganze Hausgenossenschaft um den Küchenherd oder begnügt sich im Zimmer mit einem runden metallenen Kohlenbecken (brassero), das in einen hölzernen Rahmen gefaßt ist. Hier sucht Jeder so gut es gehen will, seine Füße anzubringen und durch diesen Kanal die Wärme weiter zu leiten. Das gemeinschaftliche Bestreben, von dem dürftigen Feuer zu profitiren, das dichte Zusammensitzen, die gegenseitige Aufmerksamkeit, mit der man mit der kleinen eisernen Pincette die heißesten Kohlen einander zuschiebt, die Papiercigarren, die auch von den Damen dabei geraucht werden, mögen einen solchen Abend nicht uninteressant machen.

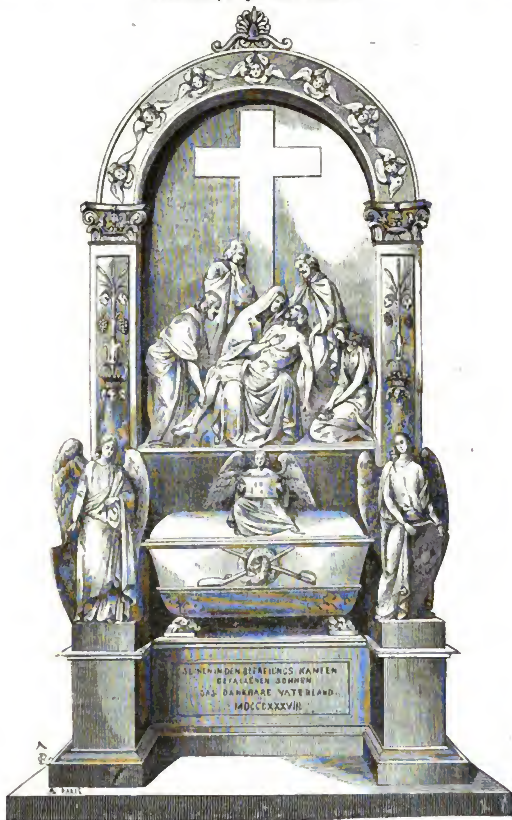
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 404.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [28. September 1850.

Denkmal für die im Freiheitskampfe gefallenen Tiroler in der Franciscanerkirche zu Innsbruck.



Digitized by Google

Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

(Beschluß.)

In diesem Augenblick erschien plötzlich ein helles Licht am andern Ende des Gebäudes und gleichzeitig hörte man Tritte und ein Gemurmel von Stimmen. Es war Rapp mit dem Marschall Serrurier, dessen Generalstab und mehre Invaliden mit Fackeln.

Rapp hatte eine halbe Stunde geduldig gewartet; als aber der Kaiser nicht zurückkam, näherte er sich dem Thore und wartete wieder eine halbe Stunde. Als es vollkommen dunkel geworden war, wurde er unruhig, und nach einer Viertelstunde gab er sich der Schildwache zu erkennen, ließ das Pferd des Kaisers und das seinige von einem Invaliden halten, eilte in die Wohnung des Gouverneurs, den er mit seiner Familie am Tische fand und sagte ihm mit verstörtem Gesichte, der Kaiser sei vor einer Stunde allein und incognito in das Haus gegangen, aber noch nicht zurückgekehrt.

Bei dieser Nachricht zog der Marschall Serrurier schnell seine blausammetne auf allen Nähten mit Gold gestickte Uniform an und ließ die Offiziere des Generalstabs rufen. In einem Augenblick eilten diese herbei, vor Freude weinend, daß Napoleon in ihrer Mitte war und suchten ihr geliebtes Oberhaupt, welches sie endlich im Gespräch mit dem Vater Maurice, Jerôme und seinem Sohne fanden.

Bei dem Rufe: Dort ist er! ... Es lebe der Kaiser! ... Hierher Kameraden! ... betrachtete Cyprien, der im Eifer des Gesprächs weder das Gesicht noch die Kleidung Napoleon's beachtet hatte, den vermeintlichen Obersten aufmerksam, und als er in ihm Denjenigen erkannte, welcher vor zwei Jahren die Ehrenlegionskreuze im Invalidenhause ausgetheilt hatte, faltete er die Hände und rief:

Ach, mein Kaiser, verzeihen Sie mir alle meine dummen Reden! Sodann wandte er sich zu Maurice und Jerôme und sagte, seinen Hut krampfhaft in den Händen drückend: Aber Vater, aber Großvater, es ist der Kaiser und König, der vor Euch steht! ... Es ist der Kaiser Napoleon in Person!

Sie sind der Kaiser, Herr Oberst? riefen die beiden Greise naiv, als wären sie von demselben elektrischen Funken getroffen.

Ja, meine Kinder, antwortete Napoleon und hielt sie am Arm, damit sie nicht vor ihm auf die Knie fielen, ich bin euer Vater, denn ich bin der Vater der Soldaten, die für Frankreichs Ehre tapfer gekämpft haben.

In diesem Augenblick traten Rapp, der Gouverneur, sein Generalstab und die mit Fackeln versehenen Invaliden unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! zu Napoleon. Der letztere warf seinem Adjutanten einen Blick des Vorwurfs zu und sagte ihm leise:

Auch dies mal hattest du keine Geduld, mich zu erwarten! .... Es thut nichts, ich bin dir nicht böse darüber.

Sodann trat er einige Schritte vor, wandte sich zu Allen und sagte mit dem liebenswürdigsten Tone:

Treten Sie näher, meine Herren, treten Sie näher, Herr Marschall, und ihr, meine alten Kameraden (er nannte so die Invaliden) bildet einen Kreis um mich! ... Sie werden mich unterstützen, drei Generationen von Helden würdig zu belohnen. Hier stehen drei Tapfere, setzte er hinzu und zeigte auf den Vater Maurice, auf Jerôme und Cyprien, die an drei gleich ruhmvollen Tagen für Frankreich gekämpft haben: bei Friedlingen, bei Raucour und bei Fleurus. Ihr Muth verdient dieselbe Belohnung, denn diese drei großen Schlachten sind Schwestern. Mein lieber Marschall, sagte er zu Serrurier, wollen Sie mir Ihr Kreuz leihen; ich werde es Ihnen morgen wieder zustellen, setzte er lächelnd hinzu. Gieb mir dein Kreuz, sagte er zu Rapp.

Napoleon nahm die beiden Orden, gab Jerôme den einen und Cyprien den andern; sodann nahm er sein eigenes Kreuz ab und befestigte es selbst auf der Brust des Hundertjährigen unter einem Ehrenzeichen, welches der Greis schon erhalten hatte und sagte ihm wohlwollend:

Mein alter Kamerad! Ich bedaure, daß ich diese Schuld Frankreichs nicht früher an Euch abgetragen habe.

Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser! riefen die Invaliden von neuem.

Sire, sagte der Hundertjährige mit vor Freude zitternder Stimme, Sie schmücken mein Grab und machen mich stolz darauf, meinem Vaterlande zwei Söhne gegeben zu haben, deren Dienste Ew. Majestät soeben ehrenvoll belohnt haben.

Mein Tapferer, erwiderte Napoleon und gab dem Vater Maurice die Hand, der sie faßte und begierig küßte, ich sage Ihnen nochmals, ich bezahle nur die Schuld des Vaterlandes, denn auch ich bin nur ein Soldat und verdanke dem Vaterlande Alles. Sodann wandte er sich an den Gouverneur und sagte lächelnd: Herr Marschall, ins Invalidenhaus zu kommen, ohne meine alten Kameraden zu besuchen, würde ebenso viel sein, als nach Rom zu gehen, ohne unsern heiligen Vater, den Papst, zu sehen. Wollen Sie mich begleiten?

Unterwegs äußerte der Kaiser den Wunsch, die Kammer für die Wäsche zu sehen, welche damals einer Dame anvertraut war, die Napoleon kannte, der Madame Charles.*) Beim Eintritt freute er sich zuerst über die bewundernswürdige Ordnung in den numerirten Fächern, in denen die Hemden und die Taschentücher der Soldaten lagen. Er ging vor den Kästen hin und frug die Directrice über den Gebrauch und die Dauer jeder Sache mit der Kenntniß und Sorgsamkeit einer Hausfrau. Vor den Hemden blieb er stehen, wurde aufmerksamer und fragte Madame Charles:

Wie viel Hemden hat Jeder?

Drei, Sire.

Drei? Das ist nicht genug: eins auf dem Körper, eins in der Wäsche und das andere im Kasten ... aber dieses dritte ist nur ein einziges ... Man muß für unvorhergesehene Fälle sorgen ... und sodann muß ein Greis öfter die Wäsche wechseln, besonders im Sommer. Madame, ich will, daß künftig Ihre Pensionnaire fünf Hemden haben. Und zum Gouverneur sich wendend: Hören Sie, Herr Marschall, fünf Hemden!

Nachdem er sich noch einen Augenblick mit der Directrice unterhalten hatte, empfahl er sich den Frauen, welche die Wäsche besorgten, und ging nach der Thür zu. Bevor er aber das Zimmer verließ, fragte er Madame Charles von neuem:

In welcher Ordnung legen Sie die Wäsche in die Fächer, wenn sie gewaschen ist?

---

*) Diese Dame hatte eine Caution von 50,000 Francs gestellt, worüber man sich nicht verwundern wird, wenn man bedenkt, daß das Leinenzeug des Invalidenhauses über 200,000 Francs werth ist. In der Kriegsschule von Saint-Cyr wird diese Stelle von der Witwe eines Obersten oder selbst eines Generals versehen.

Digitized by Google

Diese lächelte über die sonderbare Frage und Napoleon setzte selbst lächelnd hinzu: Warum lachen Sie?

Sire, ich lege die Wäsche stets so, wie sie Ew. Majestät gesehen haben.

Das will ich nicht wissen, sondern ich meine, daß die frische Wäsche stets unter die alte gelegt wird. Auf diese Weise wird sie ebenso abgenutzt; und sodann findet sie der Soldat vollkommen trocken; verstehen Sie mich?

Vollkommen, wir machen es stets auf diese Weise; aber Ew. Majestät werden mir erlauben, Ihnen meine tiefe Bewunderung von den Kenntnissen auszudrücken, die nur eine Familienmutter haben kann.

Meine liebe Dame, der General muß die Mutter seiner Soldaten sein, sowie er ihr Oberhaupt ist. Es ist also seine Pflicht, Alles zu beachten, was ihren Zustand verbessern kann, der schon unglücklich genug ist, ehe er ihn zum ersten Stand der Welt erheben konnte. Sie werden mich verstehen.

Madame Charles verneigte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Napoleon hatte anfangs sanft gelächelt, aber bei den letzten Worten nahm sein Gesicht einen ernsten und erhabenen Ausdruck an. Den Hut mit der Hand berührend, verließ er die Wäschkammer, deren Bewohnerinnen glücklich über seine Erscheinung waren.

In dem Krankensaale, den der Kaiser nun besuchte, war ihm einer der schrecklichen Eindrücke vorbehalten, welcher seine edle Seele als Soldat, als Herrscher und als Politiker tief bewegte. An der Thür schien er zu zögern, er schien sich zu fürchten, in das Zimmer zu treten, in welchem ihn ganz sicher ein trauriges Schauspiel erwartete. Er trat ein; aber Die, welche ihn beobachteten, sahen ihn erbleichen, als er diese dreifache Reihe von Betten, in denen so viele Tapfere im Todeskampfe lagen, mit den Augen durchlief. In den Krankensälen des Invalidenhauses läßt sich mit der Sorgfalt der Ärzte und der Aufmerksamkeit der Wärter nur das Zutrauen der Kranken vergleichen. Verlassen sie etwa diese Welt, durch 20 Bluttaufen geläutert, in der festen Überzeugung, die andere zu besitzen? Wir wissen es nicht, allein selbst auf den Gesichtern der mit dem Tode Ringenden bemerkt man weder etwas Verzerrtes noch Convulsivisches.

Napoleon ging auf einen Kranken zu, der von mehren Personen umgeben war, unter denen man den Abbé Pichot *) bemerkte, die einem über 100 Jahre alten Unteroffiziere beistanden. Dieser Invalide hatte alle Feldzüge Ludwig's XV. mitgemacht, ohne je verwundet zu werden: das Alter allein hatte ihn langsam auf dieses Schmerzenslager gebracht. Die Enkel des Sterbenden knieten weinend an seinem Bette; denn der Arzt hatte ihn verlassen und zu dem Priester gesagt: Dieser Mann bedarf außer Ihnen Niemandes mehr!

Der Kaiser trat auf den alten Soldaten zu und entblößte sein Haupt, und als der Abbé Pichot mit Hülfe der Krankenwärter den Körper des Sterbenden emporhob und er selbst von der Bürde der Jahre gebeugt sich neigte, um die Hostie dem Sterbenden in den Mund zu geben, schien das Meisterstück von Dominichino, das Abendmahl des heiligen Hieronymus, in der Wirklichkeit dargestellt zu werden. Napoleon hatte gleich allen Anwesenden das Haupt geneigt, und als er es wieder emporhob, konnte man auf seinen bleichen Wangen deutlich die Spur zweier Thränen sehen; denn auch er sagte 15 Jahre später, als er auf die göttliche Gnade vertraute, seinem Almosenier, dem Abbé Vignani, auf seinem Schmerzenslager von St.-Helena: Die ganze Kunst des Lebens ist, gut sterben zu lernen.

Napoleon verließ den Krankensaal, ohne ein Wort zu sprechen, als er aber an die Treppe kam, faßte er plötzlich den Arm des Marschalls und sagte ihm leise: Es schien mir eben, als erhielt ich noch einmal den Segen meines Vaters.

Beim Hinabgehen erzählte ihm der Gouverneur, dieser alte Unteroffizier sei seit 15 Monaten krank und seit dieser Zeit Stück vor Stück abgestorben, ohne im Bette eine Lage finden zu können, die seine Schmerzen einen Augenblick erleichtert hätte.

Und dies nennt man einen schönen Tod? sagte Napoleon zu Rapp, der ihm zur Seite ging; was ist nun der schreckliche Tod? ...

Sire, sicher der, den Ew. Majestät soeben gesehen haben.

Ja, ein schöner Tod ist, wenn man von einer Kanonenkugel ohne Schmerz, ohne Angst niedergeworfen wird.

Ich hoffe, erwiderte Rapp, daß ich keines andern Todes sterbe.

Und ich, ich wünsche es.

Sehr verbunden, Sire, sagte Rapp mit einer Verbeugung.

Schalk, erwiderte Napoleon, und zerrte seinen Adjutanten sanft am Schnurrbarte, ich rede von mir.

Durch das Vivatrufen in dem Hofe des Invalidenhauses waren jedoch Alle erweckt. Die Invaliden kamen bei der Nachricht, der Kaiser sei in ihrer Mitte, bald herbei; sie blieben diesmal taub gegen die Stimme ihrer Obern, gegen die Disciplin und eilten aus ihren Schlafkammern unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! auf den Hof. In einem Augenblicke sah sich Napoleon von den Invaliden umgeben und gedrängt, von denen die einen ihre verstümmelten Arme, die andern die Fackeln emporhoben, welche den Weg ihres geliebten Oberhauptes erhellen sollten. Es war ein Concert von Ausrufungen, von Wünschen und Segnungen. Jeder drängte sich, Napoleon so nahe als möglich zu kommen, Jeder wollte ihn mit einem Worte an einen Sieg, an einen Triumph erinnern. Mein Kaiser, riefen sie Alle durcheinander, ich war mit Ihnen vor Toulon! — Ich beim Übergang über den St.-Bernhard! — Erinnern Sie sich an den Übergang über die Trebbia! — Sie haben bei Abukir mit mir gesprochen! — Ich habe bei Roveredo mein Brot mit Ihnen getheilt! — Ich habe Ihren Hut bei Marengo aufgehoben! — Ich war bei Austerlitz! — Napoleon lächelte, suchte Jedem zu antworten und fragte rechts und links, ob sie zufrieden wären und ob seine väterlichen Absichten streng befolgt würden.

Es war eine wunderbare und rührende Inspection, welche Napoleon an diesem Abend hielt, und doch hätte Niemand in dieser kleinen Armee verstümmelter und wankender Tapfern die jungen und glänzenden Sieger von Amerika, Italien, Ägypten und Deutschland wiedererkannt! Wie konnte man auch den Grenadier der alten Garde, den kühnen Guiden, den unerschrockenen Husaren, den schlanken Lanzier oder den herculischen Carabinier, die früher alle die Bärenmütze, die Scharlachuniform, die polnischen Mützen, den römischen Helm und den goldenen Küraß getragen, unter diesen Individuen mit unförmlichen Hüten und schlotternden Röcken erkennen? ... Und doch hätten einige von diesen Soldaten die Gatten einer deutschen Baronesse oder italienischen Gräfin werden können, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, dem Sieger zu folgen, der sich unter

*) Damals erster Almosenier der Invaliden.

Digitized by Google

der Republik, dem Consulat und dem Kaiserreiche so schön und edel gegen sie zeigte.

Nach einer halben Stunde gab der Kaiser Rapp ein Zeichen und sagte dem Marschall, er bedaure es, ihn verlassen zu müssen. Auf einen Befehl des Gouverneurs theilte sich diese noch ebenso tumultuarische und enthusiastische Menge gleich dem Rothen Meere bei der Erscheinung des Moses. Die größte Stille herrschte und der Kaiser konnte unbehindert die Thür erreichen. Rapp hatte die Vorsicht gehabt, die Pferde zurückzuschicken, einen Wagen kommen zu lassen und sodann eine Escorte von Gardechasseurs zu beordern. Napoleon stieg mit seinem Adjutanten unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! welchen das Echo der Seine noch auf seinem Wege wiederholte, in den Wagen.

Dieses ist einer der glücklichsten Abende meines Lebens, sagte Napoleon, und er zeigte auf das Feuer der Fackeln, welche die Invaliden am Eingange hielten; sieh', es ist wie bei Austerlitz, ich hoffe, daß du noch daran denkst. *)

Ob ich mich dessen noch erinnere, erwiderte Rapp, ebenso, als wenn es gestern gewesen wäre!

Und ich! als wenn es morgen sein müßte; ich werde noch lange Zeit an diesen Besuch denken, setzte Napoleon hinzu; ich wünschte, ich könnte mein Leben im Invalidenhause hinbringen.

Und ich, ich wünschte sicher zu sein, in ihm zu sterben und ... in ihm beerdigt zu werden, erwiderte Rapp mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit.

Wer weiß, sagte Napoleon lächelnd und warf seinem Adjutanten eiuen unbeschreiblichen Blick zu; das kann der Fall sein.

Wenigstens hätte ich dann die Gewißheit, dort in keiner schlechten Gesellschaft zu sein, erwiderte Rapp, und das ist doch schon was werth.

Ah! Ah! Herr Spötter, sagte Napoleon und kneifte Rapp ins Ohr, ich weiß, weshalb Sie Das sagen; das ist wieder eine Anspielung auf meinen Besuch neulich in St.-Denis. Nun, an Ludwig's XIV. Stelle hätte ich mich nicht in St.-Denis, denn dieses ist am Ende doch nur ein Begräbniß faullenzender Könige, sondern im Invalidenhause zwischen Turenne und Vauban beisetzen lassen; denn das Invalidenhaus ist doch seine Schöpfung! Bist du nicht meiner Meinung? ...

Da der Adjutant mit dem Kopfe schüttelte, so setzte Napoleon hinzu:

Und ich wette, daß es noch Leute gibt, die wie ich denken, wenn auch nur dieser gute Vater Maurice!

Rapp lächelte, ohne etwas zu erwidern; Napoleon schwieg und begab sich bei seiner Ankunft in St.-Cloud sogleich zur Tafel.

Es war 11 Uhr Abends.

*) Bekanntlich meldete Rapp, der verwundet war, dem Kaiser, daß die Schlacht gewonnen sei.

Belagerung von Wölfen.



Das Boot von Stroh.

Ich war im Begriff — erzählt ein Reisender in seinem Tagebuche — von Lima nach Truxillo mich einzuschiffen und war nicht wenig überrascht, als man mir zumuthete, in ein Ding einzusteigen oder vielmehr auf ein Geräth mich zu setzen — von einem eigentlichen Hineinsetzen war nicht die Rede — das die Ge-

Digitized by Google

stalt eines großen Steinbockhorns hatte und noch dazu von Stroh war. Mein Fährmann sagte mir, man nenne diese Art von Booten Pferdchen; denn es komme wol auch vor, daß man sich bei hochgehender See rittlings, wie auf ein Pferd, so auf das Boot setzen müsse, um nicht herabzufallen. Die Sache war mir nicht gleichgültig. Da es inzwischen keine andere Gelegenheit zum Fortkommen gab und der Schiffer mich versicherte, das Boot sei aus einer Art Binsenstroh verfertigt, welches die Eigenschaft von Korkrinde habe, so stieg ich ein und kam in dem strohernen Boote glücklich nach Truxillo.



Tigerkämpfe zu Solo in Java.*)

Die Fürsten von Java fangen Tiger in Menge mit der Absicht, sie mit Büffeln kämpfen oder durch Lanzenträger erlegen zu lassen. Da jedoch die Menagerie des Kaisers jüngst durch eine Anzahl von acht Königstigern überbürdet war, so schien es rathsam, fünf davon zu liefern, umsomehr als ihre Bewachung nachgerade anfing gefährlich zu werden, und die Pariahunde in Solo selten wurden, weil der königliche Befehl in Betreff ihrer Aufgreifung zu diesem speciellen Zweck in jüngster Zeit aufs nachdrücklichste geschärft worden war. Diese acht Tiger waren miteinander in einem großen Einfang aus starken Palmstämmen eingehegt, vor dessen Pforte Jedermann mit einem unwillkürlichen Schauer stehen blieb. Ein wetteiferndes Gebrüll und wildes Knurren, wie es nur der Rachen eines Tigers entsenden kann, zeugte von der tiefen, vorläufig machtlosen Wuth der Ungeheuer in ihrem Gehöft.

An dem zur großen Tigerschlacht bestimmten Tage trugen wir Sorge, recht zeitig in der Residenz zu sein. Um 10 Uhr Vormittag versammelten sich die militairischen und bürgerlichen Würdenträger bei der Residenz; auch war der unabhängige Häuptling Pangeran-Manghu Nagoro mit seinen Offizieren erschienen, alle in voller militairischer Uniform. Der Pangeran führte eine schwache Escorte seiner eigenen Cavalerie mit sich. Während der Zug durch die verschiedenen Vorhöfe schritt, spielten die einzelnen Banden der Trommler, Hornisten und anderer Musik auf; auch stand in jedem Hofe eine Abtheilung der Leibwache des Kaisers, welche beim Vorbeigehen des Residenten präsentirte und die Fahnen schwenkte. Im innersten Hofe, wo der Thronhimmel des Kaisers stand, trafen wir das große Musikcorps, welches auf europäischen Instrumenten ganz vortrefflich spielte; die Leute waren in weiße Pantalons und scharlachrothe Jacken gekleidet.

Der Kaiser saß unter dem Thronhimmel seinem Palaste gegenüber und stand bei der Annäherung des

*) Nach dem Berichte eines neuern Reisenden.

Digitized by Google

Residenten mit langsamer Würde auf, ihn zu empfangen, was durch einfachen gegenseitigen Händedruck und den Wechsel einiger höflichen Worte abgemacht war. Nach der Reihe thaten auch die übrigen Gäste so und kehrten dann zu ihren Stühlen zurück. Der Kaiser saß an der Spitze der Sesselreihe im Centrum, neben ihm der Resident in einem ähnlichen Thronstuhl. Um den Arm trug der Kaiser ein schwarzes Trauerband als Zeichen der Trauer für den Generalgouverneur Merkus, der eben gestorben war. Vier Finger seiner rechten Hand und drei seiner Linken blitzten von reichen Diamantringen, deren einer 70 Karat wiegen soll. Seine Hoheit sah wohlhäbig aus und hatte im Ganzen ein nobles Betragen, weit besser als meine vortägige Abendvisite erwarten ließ.

Nach einer kurzen Pause standen der Kaiser und der Resident zu gleicher Zeit auf und gingen miteinander Arm in Arm. Als sie den Thronhimmel verließen, trug einer der Hofzwerge die Schleppe des Kaisers, dem eine Gruppe von Weibern folgte, welche zum Theil die Kroninsignien, theils Gegenstände seiner persönlichen Bequemlichkeit trugen, z. B. ein karmoisinrothes Tuch für ihn und den Residenten, die Siribüchse, einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen, eine alte Muskete, deren Schaft mit weißem Tuche drapirt war, einen langen Handschar in goldener Scheide und mehre andere Schmucksachen, unter denen der kostbarste Bissen ein goldener Schild von 20 Zoll Durchmesser war, dessen Nabel von vier großen, kostbaren Edelsteinen gebildet wurde, die Rubine, Sapphire und Smaragde zu sein schienen; Diamanten und andere Steine waren zu graziösen Blumen und Halbmonden gruppirt. Die Trägerinnen dieser Gegenstände waren ältliche Damen, die den Zenith ihrer Schönheit längst überschritten hatten, wenn sie jemals eine besaßen; diese Matronen ziert der Ehrentitel Tuan-Tumunggung, der sonst nur an Männer verliehen wird. Dreißig mittelalterige, sehr fette Weiber in Alltagsgewändern und mit nackten Schultern bildeten den Schweif der Tuan-Tumunggungs, sodaß diese weibliche Ehrengarde aus etwa 50 Weibern bestehen mochte. Seitlich und rund um diese drängten sich die europäischen Zuschauer, Militair und Civil ohne Spur einer Rang- oder sonstigen Ordnung. Nach dem Defiliren durch alle Höfe, wo wir überall angetrommelt, angepfiffen und salutirt wurden, kam man zu der Halle Pangaran, wo ein zweiter Thronhimmel und eine ähnliche Flucht von Stühlen stand, um die sich die einheimischen Häuptlinge gruppirt hatten. Hier empfing den Kaiser und den Residenten eine kleine Schar wunderschöner Bajaderen mit ebenholzschwarzen Haaren und schönen, leuchtenden Augen, welche für den Anblick der Matronen eine angenehme und wohlverdiente Entschädigung boten. Endlich standen hier die Prinzen von Geblüt, nicht auffallend gekleidet, und der Sohn des im Jahre 1830 verbannten Kaisers, ein schöner junger Mann in prachtvollen Gewändern mit einer goldenen Kette um den Hals.

In größerer und ehrfürchtigerer Entfernung saß der Premierminister Raden-Adhipati-Sosrodhi-Ning-Rat, ein ehrwürdiger Greis von 73 Jahren, der dem Kaiser anzeigte, daß der Tigerkampf jeden Augenblick beginnen könne. Halb europäisch gekleidete Lakaien servirten Wein; für den Kaiser und den Residenten zwei Gläser auf einer besondern Platte, deren eins der Kaiser seinem Nachbar mit den Worten: „Glückauf zum Tigerkampf!“ zutrank. Hier schloß sich die Frau des Residenten mit einigen Freundinnen dem Zuge an, allein die Etikette erlaubte dem Kaiser nicht, die mindeste Notiz von ihr zu nehmen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Arm in Arm, von dem Weiberschwarme gefolgt, begaben sich Kaiser und Resident auf ihre Plätze, 50 Fuß von dem Zwinger entfernt, wo der Kampf vorgehen sollte. Der Zwinger war fest genug, um den Gedanken einer Gefahr auszuschließen; darin stand ein mittelgroßer schwarzer Büffelstier mit versilberten Hörnern, eine Guirlande von Malatiblüten um den Hals; unter dem Geklimper einheimischer Instrumente stürzte der Tiger herein. Beide Thiere zeigten sich scheu und überrascht, als sie sich so unerwartet einander gegenübersahen; doch schien der Büffel weniger verwirrt als sein Gegner, denn er behauptete das Centrum des Ringes, während der letztere schlangenartig um die Peripherie kreiste. Sie vermieden beide sorgfältig jede Annäherung; der Büffel folgte allen Bewegungen des Tigers, das Horn leicht gesenkt und auf den Angriff gefaßt. Um diese Delicatesse durch Reizungen zu überwinden, wurden Blöcke von Bambusrohr, die an der Decke hingen, so geschwungen, daß sie auf den Büffel schlugen; auch goß man heißes Wasser, in dem spanischer Pfeffer abgesotten war, den Kämpfern auf Kopf und Augen; der Tiger wurde überdies mit Pfeilen und durch brennende Heubüschel an seinem Schweife gestachelt. Nicht geringe Mühe kostete es, die beiden Thiere zum Kampfe zu bringen. Endlich, durch die Blöcke getrieben, von Feuer und Wasser gehetzt, stießen sie zusammen in Wuth und Dampf. Einmal in den Kampf gebracht, zeigte der kriegerische Büffel einen wahren Feuereifer, worin ihm der Tiger bedeutend nachstand; denn dieser war immer geneigt davonzuschleichen, namentlich wenn er, ordentlich gegen die Wand gestoßen, zu Boden lag. Der Tiger wechselte seine Kampfart: am Zwinger emporklimmend, flog er wüthend auf Haupt und Nacken des Büffels, von welcher Umarmung der letztere sich dadurch befreite, daß er ihn rückwärts in die Lüfte warf. Dieses Ringen, vier bis fünf mal in rascher Aufeinanderfolge wiederholt, war die interessanteste Partie des Ganzen; der Tiger war so gut als überwältigt, und da er Symptome eines gänzlichen Abfalls merken ließ, wurde er entfernt und ein zweiter Büffel zu demselben gelassen. Derselbe Gang von Reizmitteln wiederholte sich; da aber der Büffel sein eigenes Blut am Nacken fühlte, geschah der Angriff seinerseits weit minder zögernd als das erste mal; der zweite Tiger wurde gleichfalls bezwungen, was beweist, daß die Katze im engen Raume kein Feld zur Thatkraft hat. Mit jedem Tiger hatte der Büffel nur zwei bis drei regelmäßige und ernste Gänge, wenn der Tiger ihn am Nacken faßte und er denselben aufwarf, um mit den Hörnern zu fangen. Der zweite Tiger ward noch schneller hinausgeschafft als der erste; beide Kämpfe mochten Dreiviertelstunden gedauert haben. Der Büffel war nicht sehr verwundet, da man ihn aber als eingeweidekrank betrachtete, so ward er geschlachtet unmittelbar nach dem Strauße.

(Beschluß folgt.)

Räuberunwesen in Italien.

Raubanfälle auf Reisende in Italien kommen zwar jetzt seltener vor, sind aber doch noch nicht ganz ausgestorben; die Gegend von Velletri nach Fondi ist durch ihre Unsicherheit jetzt fast noch ebenso berüchtigt, wie

Digitized by Google

sie es zu Juvenal's Zeiten war. Gibt es jetzt auch keine großen Räuberbanden mehr, da die Regierungen viel vigilanter sind, so fehlt es doch nicht an einzelnen Überfällen und die Untersuchungen haben ergeben, daß oft die Cameriere in den Herbergen mit den Buschkleppern, ihren guten Freunden, im Bunde stehen und ihnen die Anzahl der Reisenden, die zu hoffende Beute und andere Umstände angeben. In der Regel morden diese Räuber nicht, sondern begnügen sich mit Börsen und Kostbarkeiten. Bei einem Räuberanfalle geht es meist also zu: Ehe es sich die Reisenden versehen, springen mehre dieser Gauner hinter Busch oder altem Gemäuer hervor an die Wagenschläge und vor die Pferde. Während Einer dem Kutscher abzusitzen und sich mit dem Bauche auf die Erde zu legen zwingt, strecken Andere Pistolen in den Wagen, indem zu beiden Seiten des Weges mehre mit ihren Flinten im Anschlage liegen. Was bleibt unter diesen Umständen, da nicht aus dem Wagen zu kommen ist, auch dem Muthigsten zu thun übrig, als sich den Befehlen der Räuber zu unterwerfen? Diese verlangen zunächst die Börse und was sonst der Reisende für Kostbarkeiten bei sich trägt, lassen dann, nachdem Jeder einzeln aus dem Wagen gestiegen ist, seine Taschen umgekehrt hat und Jene versichert sind, daß Niemand Waffen bei sich trage, die Reisenden in einiger Entfernung von den Wagen in verschiedener Richtung sich auf das Gesicht legen, während zwei der Gauner, in der einen Hand das gespannte Pistol, in der andern das furchtbare italienische Opfermesser, bei den Hingestreckten Wache halten. Oft werfen sie zum Überfluß noch ein Tuch über die zitternde Gesellschaft und strafen alle Bewegungen unter demselben mit Fußtritten oder kurzen Messerstichen. Unterdessen durchsuchen die übrigen Schnapphähne das Innere des Wagens und eignen sich zu, was ihnen gefällt. Während Alles noch in Todtenstille unter dem Tuche liegt, entfernen sie sich in wenigen Minuten ohne Geräusch und oft findet ein zufällig vorübergehender Hirt oder Landmann die Gesellschaft noch ziemlich lange nachher in diesem Zustande der Erniedrigung, wo die Enthüllten dann selbst der erlösenden Stimme mistrauen und sie für Töne des Würgengels nehmen. Eine solche Enthüllungsscene mag, zum Ersatz für die ausgestandene Angst, auch ihr Komisches haben.

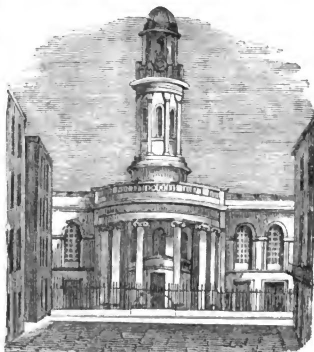
Die Eichen in Californien

haben eine unangenehme Eigenthümlichkeit. In der trockenen Hitze des langen Sommers wird ihre Faser brüchig und um die Zeit der ärgsten Sonnenglut, wenn sich oft kein Lüftchen rührt, löst sich ohne das leiseste warnende Geräusch ein starker Ast vom Stamme und fällt mit Wucht zu Boden. Man berichtet von mehren Personen, die durch solche fallende Äste erschlagen worden sind. Deshalb lagern sich die eingeborenen Californier niemals im Schatten ihrer Eichen.

Die restaurirte alte Uhr in Strasburg.

Strasburg hatte in seinem Münster aus dem 15. Jahrhundert eine der künstlichsten Uhren, welche Minuten, Stunden, Tage, Monate, Jahre, selbst die Jahrhunderte, den Lauf des Mondes, der Planeten angab, überdies noch einige Automate in Bewegung setzte. Wer sie aufgestellt und gebaut hatte, war der Sage anheimgefallen; sie nannte bald Kopernikus, bald einen Meister Habrecht, dem der Sage nach, als sein Werk vollendet war, der Rath der Stadt die Augen ausstechen ließ, damit er nirgend ein ähnliches Werk fertigen könne. Im Jahre 1790 blieb sie stehen; kein Mensch konnte sie wieder in Gang bringen. Endlich gelang es einem strasburger Mechaniker, Schwilgué. Am 31. December 1842, Abends 6 Uhr, wurde das Werk wieder unter der herbeiströmenden Bevölkerung und großen kirchlichen Feierlichkeiten in Gang gesetzt; den Meister selbst begrüßten hier alle Innungen der Stadt. Schon als Knabe von neun Jahren hatte derselbe sich täglich mit dem Gedanken an diese Arbeit beschäftigt, und jetzt, etwa 50 Jahre alt, war es ihm nun gelungen, ihn ausgeführt zu sehen. Strasburg machte, indem es ihn so ehrte, gut, was es, dem alten Meister gegenüber, angeblich vergessen hatte und das Werk ehrt noch fort und fort seinen Meister.

Die St.-Marienkirche in York.



York ist eine der ältesten bis auf die Römerzeiten zurückgehenden Städte in England und gelangte als Sitz eines Erzbisthums zu großem Ansehen. Weltberühmt ist auch ihr Dom, der jedoch durch eine große Feuersbrunst im Jahre 1828 so verwüstet wurde, daß er noch heute nicht wieder restaurirt worden ist. Dagegen frappirt doch, könnte man sagen, die St.-Marienkirche, eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts, in einem originellen und doch edlen Stile gebaut, der im hohen Grade durch Einfachheit und Zierlichkeit zugleich anzieht. Wie so natürlich erscheint der einzige Thurm mitten aus der Rotunde, welche die beiden Seitenchöre der Kirche so ungefähr verbindet, wie es im Dome zu Salzburg der Fall ist, welcher, den stattlichen Thurm abgerechnet, mit dieser Kirche in York die meiste Ähnlichkeit haben dürfte.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Schlangen. Was der Reisende Kohl von den Schlangen in den Moganschen Steppen im Südosten des Kaukasus — wol nur vom Hörensagen — erzählt, wird von Moritz



Wagner, der neuerlichst Kolchis bereist hat, für grundfalsch erklärt. Er weist nach, daß die klimatischen Verhältnisse Transkaukasiens das Gedeihen von Riesenschlangen, die selbst Leoparden, wie Kohl erzählt, verschlängen, gar nicht begünstigen; die Moganschen Steppen würden allerdings im Sommer von den Tataren verlassen, aber nur wegen der Dürre und des Wassermangels, nicht aber wegen der Menge und Furchtbarkeit der Schlangen; die Nattern jener Steppen seien ganz ungefährlich und so schmal und schlank, daß sie kaum ein Kaninchen würden verschlingen und verdauen können, geschweige denn ein so gewaltiges Raubthier wie den Leopard.

Das Landleben (country-life) steht den Engländern ungemein hoch und sie gleichen darin ganz den Römern. Diesen schien keine Lebensweise schöner, keine Beschäftigung edler als die des Landmanns. Ganz Italien vom Comersee bis nach Campanien bebauten sie mit schönen Landsitzen und von diesen eilten sie in die Städte zur Besorgung ihrer Geschäfte. Ebenso ist es bei den Briten. Ihre ganze Insel haben sie mit den reizendsten Landsitzen bedeckt und selbst die Nachbarschaft ihrer Städte damit umgeben, sodaß die Kaufleute täglich aus den unheimlichen Städten hinauseilen, um des Landlebens sich zu erfreuen, und wie die römischen Cincinnate vom Pfluge zum Consulate berufen wurden, so eilen die Briten aus ihren Parks ins Parlament.

O du lieber Augustin! Viele, welche diese Worte lesen, begleiten sie gewiß gleich in Gedanken mit der dazu gehörenden, allbekannten Tanzmelodie. Wie kommt der Name Augustin zu ihr? Ein allgemein bekannter und beliebter Sackpfeifer und Bänkelsänger dieses Namens lebte im 17. Jahrhundert zu Wien; im Jahre 1679, als die Pest in der Kaiserstadt herrschte, war er einst, total betrunken, auf der Straße gefunden, für einen Pesttodten gehalten und auf einen der Wagen geworfen worden, welche die zahlreichen Opfer der Seuche auf den Kirchhof fuhren. Mit diesen warf man auch ihn in eine große Grube, die aber nicht sofort zugeschüttet ward. Die ganze Nacht hindurch schlief er unter den Leichnamen; als er erwachte, wunderte er sich nicht wenig über die Gesellschaft, in der er war, arbeitete sich aber doch soweit empor, daß er am Morgen bei dem ersten wieder eintreffenden Leichentransporte vollends herausgefördert ward. Noch viele Jahre überlebte er das furchtbare Abenteuer, spielte noch lange zum Tanze auf, und es ist daher kein Wunder, daß sich sein Name in einer Walzermelodie bis heute erhalten konnte.

Staatsärzte (d. h. Ärzte, die im Dienste des Staates stehen) gibt es die Hülle und die Fülle; hätte man nur auch in einem andern Sinne Ärzte für den Staat, d. h. die den in unsern Tagen so schwer daniederliegenden Staat heilen könnten. Müllner läßt den fürstlichen Leibarzt Benvolio in seiner „Albaneserin" also sprechen:

Wäre der Zeitlauf wie der Blutlauf, der
Mit diesem Daumen sich ergründen läßt;
Hätte die Zukunft Angesicht und Farbe
Und Ausdünstung, daß an Symptomen vor
Dem Ausbruch man ihr Übel möcht' erkennen;
Ließ die Arznei für kranke Staaten, Höfe
Und Fürstenstämme sich auf Gran und Skrupel
Abwägen, mischen und dem ekeln Gaum
Durch honigsüße Zuthat schmackhaft machen;
Gäb's für des Willens Schlaffheit und Verhärtung,
Der Leidenschaften fieberische Glut
Und des Gewissens Krämpfe Tränke, Pillen,
Latwerg' und Pulver in der Officin —
Wie leicht alsdann wär's für den guten Willen,
Zur guten That zu werden und die Welt,
Die oft mit Müh' sich auf den Beinen hält
Mit strotzender Gesundheit zu erfüllen.

Das Nilpferd in dem Zoologischen Garten zu London wird in englischen Blättern noch immer fleißig besprochen. Die ganze Naturgeschichte des Thiers läßt sich aus diesen Mittheilungen zusammensetzen und Alles, was sich z. B. bei den Alten von ihm erwähnt findet. Nach Plinius war Marcus Scaurus der Erste, der bei den öffentlichen Festen dem Volke ein Nilpferd und vier Krokodile zeigte; ein anderes Nilpferd schmückte den Triumphzug des Augustus nach seinem Siege über die Kleopatra. Die spätern Kaiser ließen öfters Nilpferde nach Rom kommen. Auch der antiken Arzneikunde ist das Nilpferd nicht entgangen; ihre Pharmakopöe zählt Präparate von ihm auf. Die Zähne des Thiers sollten gut gegen Zahnschmerz sein; das Einreiben des Zahnfleisches der Kinder mit Nilpferdgehirn sollte das Zahnen erleichtern. Ja, man betrachtete das Thier selbst als einen Heilkünstler, weil man ihm die Gewohnheit zuschrieb, sich zur Ader zu lassen, indem es sich die Adern der Beine an der geschärften Spitze eines Pfahls oder an der zackigen Kante des abgebrochenen Schilfes aufreiße, sobald seine Vollblütigkeit es erfodere.

Das alte Theben in Ägypten läßt in den Ruinen, die einen ungeheuern Raum einnehmen, auf eine frühere Pracht und Herrlichkeit zurückschließen, die Alles übertroffen haben muß, was die Welt je gesehen. Nur wenn ein Reisender durch langes Studium ägyptischer Geschichte und Alterthümer sich gehörig vorbereitet hat, kann er sich einen Begriff machen, was das „hundertthorige" Theben einst gewesen sein möge, an dessen Stelle jetzt eine Menge Dörfer: Luxor, Karnak, Medinet Habu u. s. w. getreten sind.

Eine freie Kirche (Free church) hat sich neuerlichst auch in Schottland aus den dort lebhaft geführten Religionsstreitigkeiten herausgebildet. Aber sie ist nicht ein Resultat der Lockerung des positiven Glaubens, wie dies bei den Freien Gemeinden in Deutschland zu sein pflegt, sondern vielmehr ein Weg zur Befestigung dieses Glaubens, den man nur von seiner bisherigen Abhängigkeit von allem Weltlichen befreit und auf sich selbst, auf von Gott erfüllte Innerlichkeit zurückführt. Die schottische freie Kirche besteht nun schon länger als drei Jahre, hat an vielen Orten stattliche Gotteshäuser und für den Unterhalt ihrer Geistlichen ein durch freiwillige Subscriptionen zusammengebrachtes Stammcapital von mehr als einer Million Pf. St.

Springböcke nennen die Colonisten auf Südafrika eine Antilopen- oder Ziegenart, welche, wenn sie verfolgt werden, in ganz eigenthümlicher Art hohe Sprünge machen. Aufgeschreckt durch einen Schuß, verfolgt von einem Hunde rennt die ganze Heerde fort unter seltsam senkrecht in die Höhe gehenden Sprüngen. Die Thiere erheben sich mit gebogenen Lenden hoch in die Luft und richten zugleich die schneeweißen langen Haarbüschel an den Hüften und auf dem Rücken empor, was ihnen ein von allen andern Thieren verschiedenes feenartiges Ansehen gibt. Sie springen mit der Elasticität eines Kautschukballs 10—12 Fuß hoch und legen mit jedem Sprunge, anscheinend ohne die mindeste Anstrengung, 12—15 Fuß zurück. Sie scheinen beim Sprunge gleichsam einen Augenblick in der Luft zu schweben, kommen dann mit allen vier Füßen zugleich wieder auf den Boden, um aufs neue sich aufzuschwingen. So geht es eine Strecke fort, bis sie in einen leichten elastischen Trab fallen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 405.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [5. October 1850.

Der Herbst am Rhein.



Mittheilungen eines alten Soldaten.

Die Schlacht bei Podobna.

Nach dem Treffen bei Kobryn im grodnoschen Gouvernement, am 27. Juli 1812, welches der sächsische General Klengel mit den Russen unter Tormassow und Kamenski bestand und in welchem er, von den Russen umzingelt, seine ganze Brigade, zwei Batterien und den größten Theil des schönen Ulanenregiments verlor, sahen wir die Russen bei Prusganny wieder, wo sich zwischen unserer und der russischen Artillerie eine Kanonade entspann. Wir sahen da auch zum ersten male die östreichischen sogenannten Wurstbatterien.*) Nach ein paar Cavalerieattaquen zogen sich die Russen nach der Gegend von Podobna zurück und wurden dabei

*) Über dem Protzkasten der Kanone ist nämlich eine lange gepolsterte Bank angebracht, auf der die Bedienung der Batterie Einer hinter dem Andern rittlings sitzt: ein sehr komischer Anblick, der die Benennung allerdings vollkommen rechtfertigt

Digitized by Google

von den östreichischen Wurstbatterien den ganzen Nachmittag mit ununterbrochenen Kanonenschüssen verfolgt, aber mit so auffallend schlechtem Erfolge, daß wir den andern Tag auf dem ganzen Wege einen einzigen todten Russen liegen sahen.

Spät Abend am andern Tage kamen wir in der Nähe des Dorfes Podobna an. Unser Regiment bekam rechts von demselben auf einer Anhöhe seine nächtliche Stellung; die einbrechende Nacht verhinderte uns aber am Fouragiren und Barackenbauen, und so richteten wir uns so gut es ging ein. Unsere Ruhe ward aber auf eine arge, wenn auch, wie sich später ergab, spaßhafte Weise gestört. Ungefähr um 1 Uhr in der Nacht entstand nämlich plötzlich ein fürchterlicher Lärm, Alles schrie: „Zum Gewehr!", unsere Lagermacher gaben Feuer, Oberlieutenant von Seidewitz commandirte: Bataillon fertig! und so standen wir bald bereit, jeglichen Feind zu empfangen. Donnernd sauste der auch heran — aber es waren nur Pferde ohne Reiter, die links und rechts vor uns auseinanderstoben. Früh erfuhren wir, was uns aber sehr wenig glaublich war, daß die den beiden ungarischen Husarenregimentern, welche dem östreichischen Contingent, das Fürst Schwarzenberg unter Reynier commandirte, beigegeben waren, angehörigen Pferde in der Nacht von Wölfen angegriffen worden seien und die Leinen, mit denen sie zusammengekoppelt waren, sprengend, entflohen seien. Es wollte uns Das freilich unwahrscheinlich bedünken, da Wölfe in Sommernächten keinen Angriff machen, wo viele Menschen in der Nähe sind und Bivouakfeuer unterhalten werden. Es ergab sich auch später, daß die ungarischen Reiter ihre Pferde selbst fortgejagt hatten, weil sie nicht Lust hatten, an den bevorstehenden Kämpfen theilzunehmen.

Als der Tag angebrochen war, sah ich, daß unser Regiment den rechten Flügel einnahm. Vor uns hatten wir einen Sumpf von ungefähr 200 Schritt Breite, der sich vom äußersten linken Flügel der Armee jenseit des Dorfes Podobna, an demselben und uns vorüber hinzog und erst in Flintenschußweite von uns zu passiren war; jenseit rechts lag ein Kiefernwald und links ein freies Feld mit Sandhügeln, auf denen die russischen Vorposten standen. Links zwischen uns und dem Dorfe, auf dem höchsten Punkte, stand ein Judenwirthshaus, an dem eine Leiter angelegt war, die bis zur Höhe des Firstes reichte, und auf diesem First ritt unser General Reynier, von dort oben die feindliche Stellung beobachtend, seinen Schlachtplan auf einem vor ihm befestigten Tische zeichnend und Ordres schreibend, welche ein die Leiter auf- und absteigender Adjutant den unten zu Pferde haltenden Regimentsadjutanten zustellte.

Kurz vor Mittag trat unser Regiment unters Gewehr. Bald darauf sprengte ein Stabsoffizier mit östreichischem Tzako, weißer Jacke, pechschwarzem Schnauz- und Backenbart, eine Pfeife mit ungeheuerm Meerschaumkopfe im Munde, auf einem Engländer an und hielt auf unserm linken Flügel. Wir erkannten sofort in diesem Offizier den Fürsten Schwarzenberg. Gleich darauf kam unser Oberst von Tettenborn, welcher auf dem rechten Flügel beschäftigt war, im Galopp die Fronte herunter, parirte seinen Rappen vor dem Fürsten, salutirte und fragte: „Was befehlen Ew. Durchlaucht?" Der Fürst erwiderte: „Herr Oberst, nehmen Sie ein Bataillon von Ihrem Regiment, umgehen Sie dort unten den Sumpf, brechen Sie aus dieser Holzecke hervor und greifen Sie den russischen rechten Flügel an." Oberst Tettenborn aber erwiderte: „Verzeihen Ew. Durchlaucht, ich vereinzele mein Regiment nicht! Wo ein Bataillon bleibt, bleibt auch das andere." Der Fürst blickte ihn scharf an und sagte dann: „Wohlan, so nehmen Sie Ihr ganzes Regiment und greifen Sie den Feind damit an. Aber lassen Sie eine Compagnie bei dieser Batterie als Bedeckung zurück." Mit diesen Worten, die ich in nächster Nähe stehend, anhörte, entfernte sich der Fürst. Der Oberst aber commandirte: Regiment rechtsum, vierte Compagnie bleibt stehen! Es war dies die meinige, geführt vom Hauptmann Hennig, dessen Humanität ihn zu unser Aller Liebling gemacht hatte und die dazu beigetragen hatte, daß diese Compagnie immer die stärkste an Mannschaften war.

Während nun unser Regiment einem heißen Kampfe entgegenging, stellten wir uns hinter der Batterie auf der Anhöhe auf, von der aus man den größten Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Unser Regiment war nun im Begriff, vor der erwähnten Holzecke dem Feinde gegenüber zu erscheinen, da wurde es aber schon, ehe es das freie Feld erreichte, von den Russen mit Haubitzgranaten beworfen. Doch drang es muthig vor. Die nachrückenden Infanteriecolonnen verlängerten die Linie zu ihrer Rechten immer mehr und mehr und ein furchtbarer Kampf entspann sich längs der ganzen Linie. Die Russen wichen nicht und unsere Truppen erneuerten ihren Angriff unablässig. Eine feindliche Batterie begrüßte uns schräg über dem Sumpfe mit ihren Zwölfpfündern und Haubitzgranaten, fügte uns aber nur wenig Schaden zu, da sie viel zu kurz und unterhalb von uns in den Sumpf schoß.

Plötzlich zeigte sich, uns gegenüber auf einem der Sandhügel, in der Nähe des Feindes ein schwarzer Trupp Reiter, den unser Artilleriecapitain als einen feindlichen Generalstab erkannte. Im Nu richtete er eine Haubitze darauf und commandirte Feuer. Die Granate schlug mitten in den Trupp, explodirte beim Niederfallen und jagte den russischen Generalstab auseinander. Ein lediges Pferd von demselben kam im schnellsten Laufe auf uns zu und schlug nur erst am Sumpfe eine andere Richtung ein. Am andern Tage erfuhren wir, daß der Schuß mehre Blessirte gemacht und einen Obersten vom Generalstabe getödtet hatte. Auch Fürst Schwarzenberg hatte unsern glücklichen Schuß bemerkt; er kam gleich danach an die Batterie gesprengt und sagte: „Capitain, fahren Sie so fort. Ihre Batterie thut gute Wirkung."

Die östreichischen Grenadiere und Kroaten hatten mehrmals Versuche gemacht, unterhalb des Dorfes mittels über den Sumpf gelegter Breter jenseit desselben den Feind in die Flanke zu nehmen; sie wurden aber immer wieder durch feindliche Cavalerie und Kartätschenfeuer daran verhindert und wieder in den Sumpf zurückgedrängt. Hierbei hatte sich ein Kroat etwas verspätet und wurde bei seinem Rückzuge von drei feindlichen Reitern angegriffen, welche ihm aber, da er sich äußerst flink und unerschrocken mit seinem Bayonnet vertheidigte, nichts anhaben konnten und bald dem Musketenfeuer seiner wieder avancirenden Kameraden weichen mußten.

Ich habe bei der Gelegenheit einen Vorfall zu erwähnen, der ein eigenthümliches Licht auf das Benehmen der Östreicher in diesem Feldzuge wirft. Der Hauptmann L... von unserer sechsten Compagnie, ein tüchtiger Offizier, rückt auf Befehl mit seiner Compagnie, bisjetzt noch in geschlossener Ordnung, vor; gegenüber hat eine Dragonerabtheilung Posto gefaßt,

Digitized by Google

die Hauptmann L... für Östreicher hält, weil sie dieselben grünen Uniformen mit rothen Aufschlägen tragen. Die Warnung zweier seiner Unteroffiziere, die an den anders decorirten Helmen doch erkennen, daß es keine Östreicher sind, nicht achtend, läßt Hauptmann L... seine Compagnie zum Tirailliren auseinandergehen, wird aber sogleich von den feindlichen Dragonern attakirt, in den Kopf gehauen und nach tapferer Gegenwehr gefangengenommen. Und kaum 200 Schritte davon halten zwei Escadrons ungarische Husaren (die einzige Abtheilung, welche der Schlacht beiwohnen konnte, da die andere noch mit dem Einfangen der Pferde diesseit des Sumpfes beschäftigt waren) und sehen ruhig zu!

Gegen Abend brachte uns ein Adjutant den Befehl, die Batterie zu verlassen, um uns jenseit des Sumpfes unserm Regimente wieder anzuschließen. Wir passirten die schon erwähnte Holzecke, in der unsere Ambulance ihre Werkstätte aufgeschlagen hatte. Ich sah da ein ziemliches Häufchen abgesägter Arme und Füße daliegen, wahrlich ein herzstärkender Anblick für einen dem Feinde entgegengehenden Soldaten. Außerhalb der Holzecke empfing uns unser Oberstlieutenant von S..., um uns unsern Platz vor dem Feinde anzuweisen. Er wurde aber sogleich in seiner Rede von einer in einen nahen Munitionswagen einschlagenden Stückkugel unterbrochen. „Wenn das Erbsen sind, so will ich heute lieber noch hungern."

Wir schritten nun rasch über die Leichen unserer gefallenen Kameraden dem Feinde entgegen, bemerkten aber zu unserm großen Erstaunen, daß die Russen, welche seit Mittag wie die Mauern gestanden hatten, auf einmal wankend wurden und sich, immer noch fechtend, vom Schlachtfelde zurückzogen. Wir verfolgten sie Schritt für Schritt mit ununterbrochenem Tirailleurfeuer, bis uns drei Kartätschenschüsse nöthigten, hinter einem Sandhügel Halt zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurde unserm Signalist L... die Schnapsflasche, die er eben dem Lieutenant K... hinreichen wollte, so zerschossen, daß er den obern Theil derselben in der Hand behielt, während der untere noch mit Schnaps gefüllte in den Sand fiel. Er meinte: „Sie sollen einmal nichts haben, Herr Lieutenant", und schlürfte den Scherben behaglich aus.

Kurz vor Anbruch der Nacht standen uns noch zwei feindliche Cavalerieabtheilungen nebst einiger Artillerie gegenüber, welche von unsern viel weiter rechts aufgestellten Batterien mit Brandkugeln beschossen wurden, was im Dunkeln einen herrlichen Anblick gewährte. Wir legten uns endlich abermals mit leerem Magen in einer langen die Vorhut bildenden Linie mitten unter todten Russen nieder. Mein nächster Nachbar war ein durch den Leib geschossener Cavalerieoffizier, in dessen blutigen Reithosen ich des Morgens noch eine kleine goldene Uhr fand, die mir noch heute als Andenken an jene Nacht dient.

Bei Sonnenaufgang übersahen wir ein großes Leichenfeld. Die Schlacht war, besonders für einige Compagnien unsers Regiments, sehr blutig gewesen. Die zweite Compagnie hatte 82 Verwundete und Todte; unsere Compagnie dagegen nur vier. Sie überflügelte daher die andere weit, als wir uns kurz vor dem Abmarsche in Colonne setzten. Bei unserm Abmarsch kam uns beim Vorübergehen an einem kleinen Gebüsch eine blutige, zerfetzte Gestalt entgegen; es war ein zu unserm Regiment gehöriger Schütze, der unter feindliche Cavalerie gerathen und von derselben furchtbar mitgenommen, sich des Nachts in das Gebüsch verkrochen hatte.

Am Abend des heutigen Tages wurde endlich für unsere überhungerigen Magen reichlich gesorgt. Es gerieth uns nämlich eine Schafheerde in die Hände. Man kann sich denken, wie wir darüber herzogen. Der Schütze Klitzky der Jüngere aus Merseburg hatte die Nacht über ein ganzes Schaf bis auf eine Keule aufgegessen, welche er am Morgen auf seinen Tornister schnallte. Bei unserm Abmarsche früh zählte ich auf unserm Compagniebivouak allein 52 Schaffelle.

Die Korinthenernte auf Zante. *)

In wohlgepflegten Gärten oder Feldern wird der Weinstock gezogen, welcher unsere Korinthen liefert, welche, was Viele nicht wissen oder bestreiten, ebenso wirkliche getrocknete Weinbeeren sind wie die großen Rosinen; denn der die Korinthen tragende Weinstock unterscheidet sich in keiner andern Weise von den übrigen Species des Weinstocks, als worin diese selbst untereinander durch ihre Eigenthümlichkeit verschieden sind. Er wird wie auf unsern Weinbergen meist in der Höhe von 4—5 Fuß gezogen und breitet hier seine dicht mit Früchten beladenen Reben üppig nach allen Seiten aus; er zeichnet sich durch die größte Fruchtbarkeit aus, sodaß man, in die wohlgepflegten Gärten tretend, die Traubenmassen dichter aneinander hangend findet, als die Blätter. An einer abgeschnittenen Doppelrebe, deren längerer Strahl zwei Fuß lang war, hingen 26 schöne große Trauben. Die Traube ist zierlich gebildet und fällt, obschon mit mehren Seitenstrahlen, leicht und schlank herab. Jeder Strahl enthält eine Menge kleiner Büschel, die sich dicht aneinanderlegen, und in jedem Büschel wiederholt sich die zierliche Form des Ganzen; über ein halbes Tausend kleiner Beeren bilden eine Traube.

Diese außerordentliche Fruchtbarkeit erklärt es, daß auf einer so kleinen Insel wie Zante jährlich 13—15 Millionen Pfund getrockneter Beeren gewonnen werden können. Bei ihrer Ernte geht es so zu:

In jedem Weingarten ist eine geeignete, der Einwirkung der Sonne besonders ausgesetzte Fläche sorgfältig geebnet und tennenartig gedichtet, was bei der fetten Natur der röthlichen Erde leicht bewirkt wird. Diese Ebene ist in gleichförmige, rechteckige Quartiere von etwa 16 Schritt Länge und 12 Schritt Breite getheilt, deren jedes mit einem Graben in Breite und Tiefe eines Fußes umzogen ist; man findet in größern Gärten dergleichen Flächen bis zur Größe eines Morgens, die in 30 und mehre Quartiere getheilt sind.

Sobald die Ernte angeht, werden die vollkommen reifen Trauben von Winzern und Winzerinnen geschnitten und in großen Körben gesammelt; die gefüllten Körbe schüttet man nun in das erste der Quartiere und breitet die Trauben so aus, daß eine dicht an der andern liegt, um nicht zuviel Raum zu verlieren. So wird mit der Arbeit fortgefahren, bis die reifen Trauben zerschnitten sind, worauf mit der Nachlese der anfangs zurückgelassenen Trauben geschlossen wird.

Inzwischen wirkt die Sonne so mächtig, daß schon in den ersten Tagen das Blut der Beeren gerinnt und die völlige Dörrung derselben nach 6—9 Tagen vollendet ist, wenn kein Unglücksfall eintritt. Sobald nämlich, was jedoch in dieser Jahreszeit nur selten geschieht, ein Regen kommt, gerathen die Trauben in

*) Nach Liebetrut's „Reise nach den Jonischen Inseln".

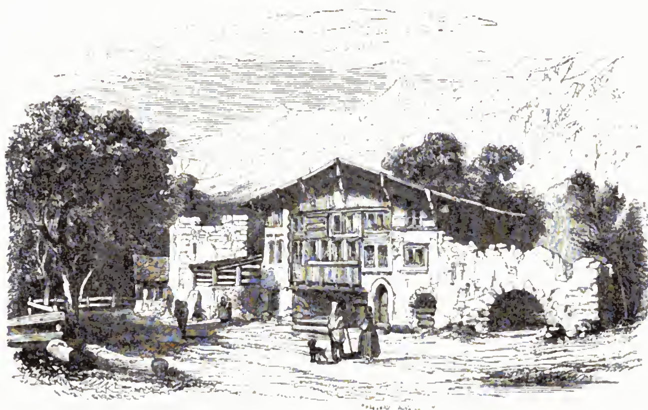
Digitized by Google

Gährung und Fäulniß, kleben in den aufgeweichten Beeten fest und die ganze Ernte ist unwiederbringlich verloren.

Sobald aber die Dörrung vollendet ist, werden die röthlichen Traubenbetten mit der Harke gerührt, wobei die Beeren augenblicklich von den Traubenskeletten abfallen. Diese werden nun mit hölzernen Gabeln, wie deren auch überall auf unsern Dreschtennen in Gebrauch sind, abgehoben, jene aber mit Wurfschaufeln auf Haufen gebracht, vor Abend unter dem Winde gegen ein schräg stehendes Sieb geworfen, sodaß der Wind den Staub entführt, und das ganze Geschäft ist vollbracht.

Jene Traubentennen, auf denen die Sonne fast allein das Werk vollbringt, sieht man, mit ihrem röthlichen Schimmer in die grüne Ebene gebreitet, zu Hunderten von den umliegenden Höhen. Der Duft, der von den aufgehäuften Massen der Trauben und Beeren aufsteigt, ist, wie man sich denken kann, ebenso ergötzlich in der Nähe als ihr Anblick aus der Ferne. Mit Leichtigkeit füllt hier die Natur die Hände der Arbeiter und macht selbst den Schaden großer Vernachlässigung wieder gut. Denn in vielen Weingärten, wo nur eben die Winzer ihre Arbeit vollendet hatten, laufen Esel, Schafe und Ziegen frei herum und halten an Blättern und grünen Reben nach Belieben Nachlese. Und doch trägt im nächsten Jahre die unermüdliche Vollkraft der Natur wieder den Sieg davon.

Ruinen von Zwing=Uri.



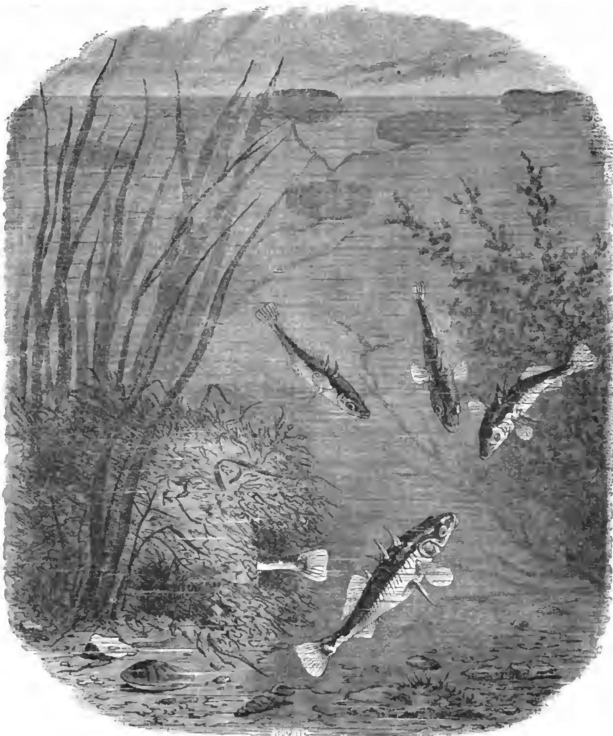
Zwing-Uri, das Schloß, welches der Landvogt Geßler erbaut hatte, um von da aus seine eiserne Hand auf das Schweizervolk zu legen, ward nach der Verjagung der tyrannischen Landvögte zerstört und nur wenige, zum Theil wieder überbaute Ruinen zeigt man von dieser Veste unweit Altdorf, wo der Ort noch wohlbekannt ist, an welchem die Stange mit Geßler's Hute aufgerichtet stand.

Der Stichling und sein Nest.

Der Stichling, ein Fisch von der Größe einer Sardelle, sucht sich zu seinem Aufenthalte schilfige Seen, da der rascher strömende Fluß seinem kleinen Wasserpalaste aus Schilfgras kaum die nöthige Sicherheit gewähren würde. Beim Eintritt der Laichzeit sucht das Stichlingsmännchen sich ein trauliches Plätzchen in der stillen Wassertiefe zwischen Schilfrohrstengeln, sammelt zuvörderst kleine Grashalme und vertheilt sie so gleichsam zu einem Rundtheil. Um der luftigen Grundlage etwas Festigkeit zu geben, trägt der kleine Baumeister in seinem Maule den feinern Kies vom Wassergrunde herbei, läßt ihn auf die schon zugerichteten Halme nie-

Digitized by Google

derfallen und gewinnt so das Fundament des Wasserpalastes. Immer höher wölbt er seinen Bau mit Rohricht und Halmen und glättet mit den beiden flügelartigen Brustflossen seinen Bau von innen aus. Von der einen Seite bleibt ein Eingang offen, gerade so weit, daß die Thierchen hineinschlüpfen können, und so schwebt das schilfige Schlößchen zwischen Rohr und Wasser und die Wellen spielen darüber hin, ohne ihm zu schaden.



Tigerkämpfe zu Golo in Java.

(Beschluß.)

Nach dem Schlusse des ersten Theils der Unterhaltung für diesen Tag kehrte der Kaiser mit seiner Gesellschaft unter den Thronhimmel zurück, in Erwartung des Beginns des zweiten. Dann begab man sich auf eine hölzerne Plattform, Panggong genannt, etwa acht Fuß über den Boden erhaben, die in der Nachbarschaft des Kampfplatzes lag. Hier wechselte der Kaiser zum ersten male einige Worte mit der Gemahlin des Residenten. Der Theil des Rings, welcher dem Kaiser zunächst lag, hatte eine Fronte von 100

Digitized by Google

Fuß, und der Zwischenraum war besetzt von seinen Bewaffneten, welche Keulen, Schwerter, Speere, Dolche und andere Angriffswaffen trugen. Sie waren in Reihen aufgestellt und in buntfarbige Jacken gekleidet. Eine Partie der kaiserlichen Dragoner stellte sich zur Seite auf, sodaß ein improvisirter Besuch des vorüberstürzenden Tigers nicht zu besorgen war. Alles starrte von menschlichen Köpfen. Im Mittelpunkte des Ringes standen fünf enge, länglich viereckige Käfige in einer Reihe, deren jeder einen Tiger enthielt. Sie waren ganz mit Decken von Alangalanggras verhängt, sodaß man von den Bewohnern nichts erblicken konnte. Daneben waren zwei Behälter von Bambusrohr, unter welchen mehre bewaffnete Leute hielten, deren Geschäft folgendes war: An den Käfigen standen einige Männer, und nach Abschluß der Vorbereitungen begab sich eine Deputation zu den Füßen des Kaisers, seine Befehle entgegenzunehmen. Dort angelangt, krochen sie ganz heran, legten dann das Gesicht zu Boden und erhoben die Hände flehend über dem Haupte. Der Befehl zum Anfang ward ertheilt und den drei Männern überbracht, welche die Tiger nacheinander loszulassen hatten. Diese Trias befand sich nun allein im Kreise und hatte alle Manoeuvres nach den Bewegungen des kaiserlichen Arms einzurichten. Der Kaiser winkte: Nr. 3 verstand sogleich, wiederholte alle Unterwürfigkeitsbezeugungen, sprang dann auf den Käfig, salutirte graziös mit seinem Handschar und durchschnitt die Stränge, welche die Käfigthür sperrten. Der Handschar kehrte in seine Scheide zurück; der Mann ergriff die Thür des Käfigs, hob und senkte sie in ihrer Falze vier- bis fünf mal ruhig auf und nieder und legte sie endlich ebenso ruhig auf den Boden. Unter denselben Reverenzen steigt er herab und setzt sich neben die nunmehr offene Käfigthür, vom Tiger nur durch den dünnen Vorhang der Alangmatte getrennt. Hier sitzt er ziemlich eine Minute, bis die beiden andern ihre Lunten angebrannt, um nach einiger Zeit das Alanggras in Brand zu stecken. Diese furchtbare Zögerung endet zuletzt ein Zeichen von der Hand des Kaisers; graziös, ehrfurchtsvoll, langsam beugt sich der Mann am offenen Rachen des Käfigs bis in den Staub, springt empor und erreicht die beiden andern, worauf sie nach dem Tone des Gamelan einen prachtvollen Tanz ausführen. Immer langsam tanzen sie so in den Kreis der Speermänner; hinter ihnen flattert ihr langes Gewand.

Das Feuer theilte sich dem Käfig nicht sogleich mit sobald aber die drei Männer aus dem tödtlichen Ringe waren, sah man einen der ovalen Bambuskäfige auf einmal in Bewegung. Aber erst als die brennenden Zunder in den Käfig selbst fielen, konnte man irgend ein Lebenszeichen des Tigers gewahren. Zuerst kam er halb hervor, allein mit der Art seiner Umgebung bekannt, sprang er rasch zurück. Rauch und Flammen drängen ihn zum zweiten mal und das königliche Thier kreist springend im offenen Raume. Der Lärm der Instrumente verdoppelt sich; der Tiger, schäumend, knirschend, dem Kaiser gerade im Angesicht, erwägt einen Angriffsplan auf seine zahlreichen Feinde. Er stürzt gegen den Lanzenwald; doch als ob ihm das Herz fehlte, bebt er zurück vor den gleißenden Eisenspitzen ihm gegenüber und flüchtet nach seinem brennenden Verließ; das Unterkiefer weit gesperrt starrt er vor dem feurigen Pfuhl. Aber der Muth siegt — einer Dogge gleich stürzt er sich auf den Kreis. Beim ersten Gefühl der Lanzenspitzen schnellt er sich hoch empor, rasch wie ein Gedanke prallt er zurück und springt zum zweiten mal auf seinen Feind. Aber der scharfen Speere sind ihm zu viel, kopfüber fliegt er an der Reihe der Bewaffneten hinab. So umkreist er ein Drittel des Einfangs — die Männer stehen fest und verwunden ihn, so oft er sich wendet; zuletzt überschlägt er sich und springt nochmals an — schon weichen seine Kräfte, er erreicht sein Ziel nicht mehr — eine Menge von Speeren taucht sich in seinen Leib und das Schweigen der Instrumente verkündet seinen Tod.

Nachdem die aus dem Tode dieses Thiers leicht erklärliche Aufgeregtheit vorüber war und der Kreis der Speermänner sich geordnet hatte — denn es war manche Lanzenspitze in dem Körper des Tigers stecken geblieben — kehrten die drei obenerwähnten Leute wieder in den Ring zurück und begannen mit genau denselben Ceremonien den zweiten Tiger zu entfesseln. Dies wiederholten sie, bis alle fünf getödtet waren, ohne dabei je die Geistesgegenwart zu verlieren oder ein Zeichen besorglicher Eile zu verrathen, obwol in zwei Fällen der Tiger bereits ganz aus den Matten sich entwickelt hatte, ehe sie den Kreis der Lanzenträger erreicht hatten. Sie beschleunigten ihre Bewegungen nicht, sondern hielten sich streng am Gamelan, das nur bei einem Fall ihnen durch eine etwas raschere Melodie zu Hülfe kam. Sonst wäre ihre Ehre gefährdet. Jener Theil des Kreises, gegen den sie ihren Rückzug nehmen, machte eine Bewegung, um sie gegen den etwa anspringenden Tiger zu schirmen; allein die Thiere bekümmerten sich in beiden Fällen gar nicht um diese drei. Ein Theil des Mysteriums ihrer Selbstüberwindung beim Niedersitzen am geöffneten Rachen des Käfigs enthüllte sich übrigens beim Auslassen des zweiten Tigers. Da nämlich alle Matten verzehrt waren und bereits der offene Käfig brannte, der Inwohner aber noch kein Zeichen der Empfindung gab, nahm man allgemein seinen Erstickungstod an. Es näherten sich demnach Männer mit Schilden und räumten die Asche hinweg, wobei man drei einzelne, etwa fingerdicke Seile erblickte, die quer vor die Käfigthür gespannt und durch einen Zufall von der Flamme verschont worden waren. Man durchschnitt diese und der Tiger, welcher etwas weiter hinten lag, wurde mit Bambusstöcken geschlagen und gestoßen, gab jedoch kein Zeichen von sich. Die Schildträger packten ihn endlich am Schweife und schleppten ihn bis zur Hälfte heraus. Da aber begann das edle Thier die Beleidigung zu fühlen; seine Peiniger entflohen und er kam hervor. Er war an mehren Stellen verbrannt und lahm an einem Fuße, zeigte sich aber trotzdem als kräftiger Kämpfer, ehe er fiel. Dies waren die zwei Tiger, welche mit dem Büffel gefochten hatten.

Von den drei andern kam einer hervor, noch ehe das Feuer seinen Käfig ergriffen hatte, ein Beweis, daß die Stricke für den Tiger kein Hinderniß sind, wenn er durchbrechen will. Dieses Thier stürzte sich auch, seinen Gefährten ganz ungleich, unmittelbar mit großem Geheul auf den Lanzenwald und fiel, als die Drei kaum den Kreis verlassen hatten. Dagegen zeigte der letzte von den fünfen am meisten Bösartigkeit und große Lust, sich mit dem Kaiser und seiner Umgebung zu messen. Durch ungemeine Finten und die raschesten oft ganz extremen Bewegungen täuschte er zuletzt seine Gegner wirklich und durchbrach ganz nahe beim Kaiser die Linie. Er verkroch sich unter einen Wagen, in dem mehre Damen saßen, aber die Piken waren sogleich wieder an ihm und er lag bald leblos auf dem Grunde. Der Tiger hatte Niemanden gebissen, aber in der Verwirrung gaben einige Eingeborene Fersen-

Digitized by Google

geld und ein europäischer Soldat und ein Kind wurden leicht an den Armen verwundet. Bemerkenswerth war die Ruhe des alten Premierministers, der gerade an dem Platze stand, wo der Tiger durchbrach und der grimmigen Bestie gegenüber keine Miene verzog. Man sollte in der That glauben, daß die Prädestinationstheorie aus ihren Anhängern Helden macht. Keiner der Tiger, der einmal eine Wunde empfangen hatte, suchte übrigens ins Centrum zurückzukehren; sie stürmten an, bis sie, von zahlreichen Wunden zerfleischt, ausgehaucht hatten. Keiner machte einen höhern Sprung. Bei den Leoparden ist dies ganz anders, welche nicht selten über die Reihen der Speermänner hinweg oder mitten in sie hineinspringen und auf diese Weise entrinnen.

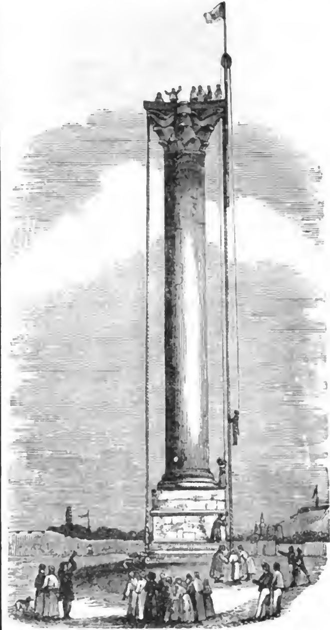
Die fünf Ungeheuer lagen nebeneinander ausgestreckt am Boden; das Gefecht, in der Landessprache Rampok genannt, hatte ein Ende und die ganze Gesellschaft kehrte zurück. Den Abschied begleiteten die gewöhnlichen Höflichkeiten.

Die Seekrankheit.

Die Seekrankheit hat seit Einführung der Dampfboote bedeutend abgenommen. Ihr Ursprung ist immer mehr in moralischen als physischen Ursachen zu suchen. So lange nämlich das Schiff im Gleichgewicht bleibt und sein Gang fest und regelmäßig ist, empfindet der Mensch, gehe es noch so schnell, selten eine Unbequemlichkeit davon. Wenn aber der Wind seinen Lauf schwankend macht und es dem Umgestüm der Wellen preisgibt, dann empfindet er die Folgen zweier Hauptbewegungen, denen das Schiff ausgesetzt ist. Das Schiff wankt nämlich von der rechten zur linken Seite und von vorn nach hinten, oder umgekehrt. Wer nun noch nicht Erfahrung hat, fürchtet bei der ersten Bewegung das Schiff umgedreht, das Takelwerk ins Meer gekehrt zu sehen; bei der letztern fürchtet er gerade in den Abgrund hinunterzufahren. Die Einbildung wird von diesen wilden Bewegungen afficirt und zu der moralischen Ursache gesellt sich nun eine physische; es erfolgen nämlich im Körper Erschütterungen, die sich im Gehirn concentriren; die Theilchen dieses Organs werden gleichsam zusammengedrückt und dadurch entstehen die charakteristischen Zufälle. Je weicher die Hirnmasse noch ist, desto empfänglicher ist sie für die Einwirkung obiger Ursachen; darum leiden auch junge Leute am meisten von der Seekrankheit. Da nun die Dampfboote von widrigen Winden weniger empfinden, leidet man auf ihnen auch weniger an der Seekrankheit und ist in kürzerer Zeit wieder von ihr befreit.

Die Pompejussäule.

Die Engländer sind oft wunderliche Leute und oft kommen sie auf Einfälle, auf whims und tricks, die man anstaunen, ja selbst bewundern kann, ohne sie nachahmenswerth zu finden. Am Gestade des Meeres bei Alexandrien steht eine uralte, unter der Regierung des Vespasian oder Diocletian errichtete einzelne Säule, gewöhnlich, obschon unrichtig, die Pompejussäule genannt, 88½ Fuß hoch, die höchste in ihrer Art mit einer ihrer Höhe entsprechenden Fläche oben, und diese wurde im Jahre 1773 mittels Globen und Strickleitern von acht Engländern erstiegen, nachdem man mit einem sogenannten fliegenden Drachen den ersten Strick hinaufgebracht hatte. Weshalb geschah es? Um Alt-England in einer Bowle Punsch leben zu lassen und seine Gesundheit zu trinken. Späterhin ist ein Ähnliches oft auf der einen oder andern Pyramide bei Kairo wiederholt worden.



Wie lebensgefährlich übrigens dies Unternehmen war, zeigt unsere Abbildung beim ersten Blick. Übrigens ist die Errichtung dieser aus drei Granitstücken bestehenden Säule, die Zeit, wo man sie aufrichtete, die Ursache, welche dazu Veranlassung gab, der Kaiser, unter dem es geschah, der ihr beigelegte Name gleich sehr in Dunkel gehüllt und nur soviel ermittelt, daß sie mit dem berühmten römischen Feldherrn Pompejus, welcher an der Küste hier ermordet wurde, in keiner Verbindung stand.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Schwäne gibt es in Island so häufig, daß **Cygnus islandicus** zum Systemnamen geworden ist. Die meisten Schwäne bleiben beständig in Island; im Winter lieben sie



die offenen Meeresbuchten; zur Brütezeit suchen sie die Teiche und Sümpfe im Innern des Landes auf, die einige Monate vom schönsten Pflanzenschmucke umgeben sind. Am nutzbarsten sind die Schwäne (Svannos auf Isländisch) den Isländern durch ihre Federn, die in der Mauserzeit, im August, gesammelt werden; ihre Bälge werden zu Beuteln, welche sehr dauerhaft sind, verarbeitet. Um diese Zeit stellt man förmliche Schwanenjagden an mit schnellen Pferden und Hunden; diese werden abgerichtet, die Schwäne bei den Hälsen zu fassen

Der Krönungsstein der angelsächsischen Könige. Die Krönung der alten angelsächsischen Könige fand zu Kingston an der Themse statt. Der rohe Stein, auf dem der zu Krönende saß, stand bisher gegen das Stadthaus zu auf dem Marktplatze und wurde im Jahre 1837, als ein neues Stadthaus gebaut wurde, in den Hof des Gerichtsgebäudes gebracht, wo er bisher unbeachtet liegen blieb. In unserer monumentsüchtigen Zeit soll ihm nun auch eine Ehre angethan werden. Er soll auf einen großen siebeneckigen Stein gestellt werden, in der Mitte von sieben Steinpfeilern, die durch ein eisernes Gitter eingeschlossen werden sollen. Der siebeneckige Stein und die sieben Säulen deuten auf die Heptarchie hin.

Die Gitanos (Zigeuner) ziehen in Spanien vorzugsweise als Thierärzte und Thierscherer umher. Man läßt nämlich allenthalben in Spanien, theils der Reinlichkeit wegen, theils weil man es für schön hält, Maulthieren, Eseln, wol auch Pferden einen großen Theil der Haare abscheren, auch Schwanz, Mähne, Haare an den Ohren u. s. w. abstutzen. Hierzu werden verschiedene größere und kleinere Scheeren gebraucht und die ganze Sache erfodert eigene Kunstgriffe und Geschicklichkeit. Von den Scheren (esquilla) aber heißen die Leute Esquilladores, die wie unsere Scherenschleifer ein Wanderleben führen.

Linné, der in der Botanik so klar sehende, noch unübertroffene Mann wird auf der Universität Upsala, die er einst zierte, gebührend geehrt. In dem für die Vorlesungen über Naturwissenschaften bestimmten Hörsaale ward ihm 1827 eine treffliche Statue errichtet. Er ist sitzend dargestellt; seine Linke hält ein aufgeschlagenes botanisches Werk, auf welches seine Augen gerichtet sind, während die Haltung der aufgehobenen Rechten ein Staunen über Das ausdrückt, was jenes Buch ihm offenbart. Das Denkmal steht im Vordergrunde einer etwa 20 Fuß breiten Halbrotunde, an deren Wand eine Borte hinläuft, um darauf die Pflanzen zu legen, welche während der Vorlesungen gebraucht werden. Linné liegt in dem Dome von Upsala unter der Orgel begraben. Das in einem der Grabchöre ihm errichtete Monument besteht aus einer dunkelbraunen Porphyrplatte, in deren Mitte das Brustbild Linné's aus Bronze angebracht ist; über ihm ein aus Porphyr zierlich ausgearbeiteter Eichenkranz, unter ihm die einfache Inschrift:

Carolo a Linné, Botanicorum Principi.

Nur der Garten, in welchem der große Mann so viele Stunden seines Lebens zubrachte und seinen angestrengten Studien oblag, trägt jetzt keine Spur mehr von Dem an sich, was er einst war; er ist nichts als ein gewöhnlicher, nicht einmal gut gehaltener Gemüsegarten.

Die englischen Landschaften verdanken der überall sich geltendmachenden Sitte der Engländer, alle Dinge in gehörigen Schranken zu halten, ihre schönsten Züge. Ganz allgemein nämlich ist die Aufmerksamkeit, welche sie den Grenzen und Einzäunungen der Felder und Wiesen widmen. Diese Einzäunungen sind die schönsten, die man sehen kann, nämlich grüne Hecken, welche gegen unsere steifen und dürren Stangen gewaltig abstechen. Die englische Landschaft erscheint immer als ein kleines, lieblich eingerahmtes Bild, und sieht man eine Rinderheerde in ihrer laubigen Umzäunung, so freut man sich gleichsam mit den Thieren über die Heimlichkeit ihrer Wohnung, über den großen Stall, den sie haben, dessen Boden ein Blumenteppich ist, die Wände genießbare Blätter.

Strafe des Diebstahls in Schweden. Wer sich zum ersten male eines Diebstahls schuldig macht, erhält eine Tracht Prügel und wird auf kurze Zeit in das Amtsgefängniß gesteckt; beim zweiten mal erfolgt die doppelte Strafe. Der dritte Diebstahl ist mit 40 Paar Hieben und mit Arbeitshausstrafe bedroht. Wer den letzten Schlag des vierzigsten Paars überstanden hat, ist für die Dauer seines Lebens mit Schimpf und Schmach belastet; er ist geächtet in der bürgerlichen Gesellschaft, in welcher er nur noch ein elendes Dasein führen kann. Daher bittet der Verurtheilte nicht selten, daß ihm ein paar Hiebe möchten geschenkt werden, und läßt sich nur einigermaßen noch Besserung hoffen, so willfahrtet man ihm. Hat also Jemand nur 39 Paar Hiebe empfangen und kehrt er dann später aus dem Correctionshause zurück, dann ist er in den Augen des Volkes wieder ehrlich und Keiner nimmt Anstand, mit ihm umzugehen.

Die Häuser oder richtiger Wohnungen der Isländer, Bais genannt, bestehen aus mehren kleinern Räumlichkeiten, von denen jede ihre besondere Bestimmung hat, alle aber wieder miteinander verbunden sind, sodaß sie auf diese Art ein Ganzes bilden. Die äußern Wände bestehen aus Torf, sind meist einen Fuß hoch, unten vier bis fünf, oben drei Fuß dick und an der Außenseite oft noch mit Rasen, Erde oder Steinen belegt. Die Dächer bestehen aus Bäumen und Buschwerk, sind ebenfalls mit Rasen belegt und haben kleine Öffnungen, welche mit Glasscheiben oder auch mit einer sehr dünnen Schafhaut versehen sind, durch welche das Licht hineindringt. Die Wände zwischen den verschiedenen Räumen sind dünner als die äußern, bestehen aber auch aus Torf. Das ganze Gebäude, im Sommer schön grün, gleicht einem kleinen Hügel, der seines schönen Grases halber nur zu oft von den Hausthieren besucht wird. Die Wohnungen sind zwar warm, doch ist die Luft in ihnen stets, aus Mangel an Lüftung, höchst unrein und feucht. Der Eingang in die Wohnung ist gewöhnlich von der Südseite, die Thür roth angestrichen. Von dem Gange, in welchen man durch die Thür kommt, gehen Eingänge nach den einzelnen Räumen, nach Wohnstube, nach Schlaf-, Speise-, Milchkammer u. s. w.

Passende Inschrift. Ein Reisender in Italien fand beim Eintreten in ein Wirthshaus als ein Notabene für allzu lebhafte Gäste unter dem Schilde einen Reim, der im Deutschen etwa lauten würde:

Wer was zerbricht, der mag zur Zahlung sich bequemen,
Die Scherben kann er mit sich nehmen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 406.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [12. October 1850.

Ansicht des Hauses, in welchem Hebel geboren ward.



Johann Peter Hebel, der treffliche Volksdichter, der unstreitig allen unsern Lesern durch seine „Alemannischen Gedichte", durch seine Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes", durch sein „Schatzkästlein" und andere Schriften bekannt ist, ward in dem Dörfchen Hausen bei Schopfheim im Badischen am 11. Mai 1760 geboren, wo seine Ältern einfache biedere Landleute waren. Er arbeitete sich, nach wohlbenutzten Schul- und Universitätsjahren, vom Pfarrvicar, der er schon 1780 war, bis zum Prälat empor, als welcher er mit Fürsten und Grafen, mit Ministern und Generalen in der Kammer der Landesabgeordneten saß. Er starb, allgemein betrauert, auf einer Reise zu Schwetzingen am 22. September 1826.

Grizel Cochrane. *)

Ein geschichtliches Bruchstück.

Als die Tyrannei und Bigoterie Jakob's II., Königs von England, seine Unterthanen zwang, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, war einer der furchtbarsten Feinde seiner gefährlichen Gewaltschritte Sir John Cochrane, Ahnherr des gegenwärtigen Grafen von Dundonald, welcher bei der Empörung Argyles eine der vornehmsten Rollen spielte. Seit Jahren schien ein unheilvolles Verhängniß über dem Hause Campbell zu walten, daß Alle, die ihr Schicksal an die Sache seiner Häupter knüpften, in den gemeinschaftli-

*) Nach dem Englischen des John Mackay Wilson.

chen Ruin hineinzog. Auch Sir John Cochrane ward dessen Opfer. Von den königlichen Truppen umringt, ward er nach langer verzweifelter Gegenwehr überwältigt, gefangengenommen, peinlich processirt und sollte auf dem Schaffot sterben. Nur wenige Tage hatte er noch zu leben und der Kerkermeister wartete blos noch auf die Ankunft des Befehls zur Hinrichtung, um ihn zum Tode zu führen. Seine Familie und Freunde hatten ihn im Gefängnisse besucht und mit ihm ein letztes, langes, herzzerreißendes Lebewohl gewechselt. Eine nur war nicht mit den Andern gekommen, um seinen Segen zu empfangen, Eine, die Freude seiner Tage und der Stolz seines Hauses, Grizel (Griseldis, Grishilde), die Tochter seiner Liebe.

In Dunkel hüllte bereits die Abenddämmerung die Eisengitter seines Kerkers; er sehnte sich nach dem letzten Blicke aus dem Auge seines geliebten Kindes und stützte den Kopf an die kalte, feuchte Wand seiner Zelle, um die fieberischen Pulsschläge zu kühlen, die ihn gleich feurigen Pfeilen durchzuckten, als die Thür des Gefängnisses schwer und langsam sich in den Angeln drehte und sein Wächter eintrat, dem eine junge schöne Dame folgte. Schlank war ihre Gestalt, gebieterisch ihre Haltung, ihre Augen dunkel, glänzend und thränenleer. Aber auch deren Glanz sprach Kummer und Gram aus, tiefern, als daß er hätte weggeweint werden können. Ihre rabenschwarzen Locken scheitelten sich über einer freien, reinen und offenen Stirn, die dem geglätteten Marmor ähnelte. Bei ihrem Eintritt erhob der unglückliche Gefangene das Haupt.

Mein Kind, meine Grizel! rief er, und sie sank an seine Brust.

Mein Vater, mein theurer Vater! schluchzte das unglückliche Mädchen und wischte sich die Thränen vom Auge, welche bei diesen Worten hervordrangen.

Eure Unterredung darf nicht zu lange dauern, sagte der Kerkermeister, als er sich entfernte und Beide für einige Minuten allein ließ.

Gott stärke und tröste dich, meine Tochter! setzte Sir John Cochrane hinzu, wie sie an seiner Brust lag, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Ich fürchtete sterben zu müssen, ohne meine Hand zuvor segnend auf das Haupt meines lieben Kindes legen zu können, und das schmerzte mich mehr als der Tod. Doch du bist gekommen, meine Liebe, bist da und der letzte Segen deines unglücklichen Vaters —

Nein, da sei Gott vor, rief sie, nicht dein letzter Segen, nicht dein letzter. Mein Vater darf nicht sterben.

Sei ruhig, mein Kind, erwiderte er. Wollte Gott, ich könnte dich trösten, meine liebe, gute Tochter! Aber es ist keine Hoffnung vorhanden; ehe drei Tage um sind, wirst du und alle meine Kleinen —

Vaterlose Waisen sein, wollte er sagen, aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

Drei Tage! wiederholte sie, indem sie ihr Haupt von seiner Brust erhob und mit Heftigkeit seine Hand drückte. Drei Tage! Dann ist noch Hoffnung; mein Vater soll leben. Ist nicht mein Großvater der Freund vom Pater Petrus, dem Beichtiger und Lehrer des Königs? Von diesem soll er das Leben seines Sohnes erbitten.

Nein, nein, meine Grizel, erwiderte er; hege keine trügerische Hoffnung, mein Geschick ist erfüllt, der Befehl zu meiner Hinrichtung bereits vom Könige unterzeichnet und der Todesbote in diesem Augenblicke unterwegs.

Dennoch wird mein Vater nicht sterben! wiederholte sie mit großem Nachdruck und faltete ihre Hände: Segne, o Himmel, das Vorhaben einer Tochter! rief sie aus, und zu ihrem Vater gewandt, sprach sie mit großer Ruhe: Wir müssen uns jetzt trennen, aber wir sehen uns wieder!

Was wolltest du, mein Kind? forschte er begierig und blickte ihr unruhig ins Gesicht.

Frage jetzt nicht, entgegnete sie, frage nicht, o Vater! Aber bete für mich und segne mich, doch nicht mit deinem letzten Segen.

Er preßte sie nochmals an sein Herz und weinte an ihrem Halse. Nach wenigen Secunden trat der Kerkermeister ein und sie rissen sich gewaltsam voneinander los.

Am Abend des zweiten Tages nach diesem Besuche im Gefängnisse kam ein Wanderer von Norden her über die Zugbrücke bei Berwick, durchschritt Marygate der Länge nach und setzte sich auf eine Ruhebank an der Hausthür eines Gasthofs südlich der Straße gerade gegenüber dem Platze, wo damals die sogenannte Hauptwache stand. Er begab sich nicht in das Gasthaus selbst, das über seinem Stande zu sein schien, indem Oliver Cromwell einst sein Hauptquartier darin gehabt und in etwas früherer Zeit Jakob VI. von Schottland auf seinem Wege zur Besitzergreifung der Souverainetät über England daselbst gewohnt hatte. Der Wanderer trug ein grobes Wamms, einen ledernen Gürtel um den Leib und einen kurzen Mantel, aus ähnlichem geringem Stoff, darüber. Es war dem Anschein nach ein junger Mann, aber sein Sturmhut saß ihm dermaßen im Gesicht, daß er fast dessen Züge verbarg. In der einen Hand trug er einen kleinen Pack, in der andern einen Wanderstab. Er bestellte ein Glas Wein, nahm eine Brotrinde aus dem Päckchen und setzte, nachdem er eine Weile gerastet, seinen Weg fort. Abendliches Dunkel senkte sich bereits hernieder zur Erde und es drohte eine stürmische Nacht zu werden. Der Himmel war schwarz umzogen, die Wolken jagten einander von der See her, plötzliche Windstöße, von schweren Regentropfen begleitet, fegten die Straßen, und der Spiegel des Tweed kräuselte sich zu leichten Sturmwellen.

Helf dir Gott, wenn du in dieser Nacht noch weiter willst, sagte die Schildwache am englischen Thor, als der Wandersmann an ihr vorbeischritt und seinen Weg nach der Brücke nahm. In wenigen Minuten befand sich dieser auf dem weiten, öden und traurigen Moor von Tweedmouth, das meilenweit nichts als Farrnkraut, Stechginster und verkrüppeltes Gesträuch und nur hin und wieder ein kleines Thal mit dichtem Buschwerk darbot. Mühsam erstieg er den steilen Hügel, dem Sturme trotzend, welcher jetzt in seiner ganzen Wuth raste. Der Regen fiel in Strömen und der Wind heulte wie eine Meute hungeriger Wölfe mit schauerlichem Tosen über die Haide. Noch immer strebte der Fremde vorwärts, bis er zwei bis drei Meilen von Berwick gekommen war, als er in einem dicken Dorngesträuch am Wege Schutz suchte, wie wenn er unfähig gewesen wäre, dem Sturme länger zu trotzen. Ungefähr eine Stunde hatte er an diesem ungenügenden Zufluchtsorte verweilt; die Dunkelheit der Nacht und des Sturmes Wüthen hatten gleichmäßig zugenommen, als der Schlag von Rossehufen von der vom Regen erweichten Straße her an sein Ohr tönte. Der Reiter hatte Mühe, sich im Sattel zu erhalten. Auf einmal ward sein Pferd beim Zügel ergriffen, und als er den Kopf in die Höhe hob, sah er einen Frem-

Digitized by Google

den vor sich stehen, der ihm ein Pistol auf die Brust hielt.

Steig ab, schrie der Fremde in strengem Tone.

Der Reiter, anfänglich bestürzt, wollte nach seinen Waffen greifen, ward aber im Augenblick von dem Räuber, welcher den Zaum fahren ließ, an der Brust gepackt und zu Boden gerissen, sodaß er einen schweren Fall that und das Gesicht zur Erde gekehrt eine Weile besinnungslos dalag. Der Fremde nahm die lederne Tasche, welche die Briefpost nach dem Norden enthielt, warf sie sich über die Schultern und stürzte fort über die Haide hin.

Am folgenden Tage in der Frühe sah man die Einwohner von Berwick haufenweise nach der Stelle hineilen, wo der Straßenraub verübt worden war, sie durchstrichen das Moor nach allen Seiten, doch ohne eine Spur des Räubers zu entdecken.

Drei Tage waren verflossen und noch lebte Sir John Cochrane. Die Post, welche sein Todesurtheil enthielt, war beraubt worden und bevor ein zweiter Hinrichtungsbefehl erlassen werden konnte, mochte die Fürsprache seines Vaters, des Grafen von Dundonald, bei des Königs Beichtvater ihre Wirkung thun. Grizel war jetzt fast die beständige Gesellschafterin ihres Vaters im Kerker und sprach ihm Worte des Trostes zu. Ungefähr 14 Tage waren seit der Beraubung der Briefpost verstrichen und die verlängerte Lebenshoffnung in der Brust des Gefangenen ward ihm noch bitterer als die erste Hoffnungslosigkeit; doch selbst jene Hoffnung, so peinigend sie war, verschwand. Die Verwendung seines Vaters hatte nichts gefruchtet und zum zweiten male hatte der bigote als Despot sich gefallende Monarch den Befehl zu seiner Hinrichtung unterzeichnet, der in nicht mehr als zwei Tagen in sein Gefängniß gelangen konnte.

Des Herrn Wille geschehe! seufzte der Gefangene.

Amen! antwortete Grizel mit stürmischer Heftigkeit. Dennoch darf mein Vater nicht sterben.

Wiederum hatte der Reiter, welcher die Briefpost beförderte, das Moor von Tweedmouth erreicht und trug zum zweiten male das Todesurtheil des Sir John Cochrane bei sich. Er trieb sein Pferd zur äußersten Eile, blickte vorsichtig um sich und hielt ein geladenes Pistol in der Hand. Der Mond warf ein gespenstisches Licht über die Haide, das die hier herrschende Öde nur noch schauerlicher machte und jedem Strauche eine geisterhafte Gestalt verlieh.

Gerade wandte er sich um die Ecke eines vereinzelt stehenden Gebüsches, als sein Pferd vor dem Knall einer Pistole scheute, deren Feuer ihm gerade ins Gesicht blitzte. In dem nämlichen Augenblicke krachte sein eigenes Pistol, und sein Pferd hoch sich aufbäumend warf ihn aus dem Sattel. Urplötzlich fühlte er den Fuß des Räubers auf seiner Brust, der sich über ihn beugte und einen Dolch schwingend zu ihm sprach: Gib mir deine Waffe oder stirb!

Der Muth entsank dem königlichen Schergen, und ohne eine Entgegnung zu versuchen, that er wie ihm geboten war.

Jetzt gehe deines Weges, sagte der Räuber barsch, aber laß mir dein Pferd und die Brieftasche, damit nicht noch Schlimmeres über dich komme.

Der Mann stand auf und lief mit Angst und Zittern Berwick zu. Der Räuber aber bestieg dessen Pferd und jagte über die Haide hin.

Die Vorbereitungen zur Hinrichtung waren getroffen und die Männer des Gesetzes warteten nur auf die Ankunft der Post mit dem zweiten Hinrichtungsbefehle, um Sir John Cochrane aufs Schaffot zu führen, als die Nachricht kam, daß die Briefpost abermals beraubt worden sei. Noch einmal sollte die Lebensfrist des Gefangenen verlängert werden. Wieder fiel er seiner Tochter um den Hals, weinte und sprach:

Es ist gut. Die Hand des Herrn ist hier im Spiel.

Sagt' ich's nicht, antwortete das Mädchen und brach zum ersten male in lautes Weinen aus, daß mein Vater nicht sterben solle?

Die 14 Tage waren noch nicht verstrichen, als die Thür des Kerkers aufging und der Graf Dundonald in die Arme seines Sohnes stürzte. Seine Fürsprache bei dem Beichtvater des Königs hatte endlich gefruchtet und dieser Cochrane begnadigt, nachdem der Befehl zur Hinrichtung zum zweiten male seine Bestimmung verfehlt hatte. Er war mit seinem Vater nach Hause geeilt; seine Familie hing an seinem Halse und vergoß Freudenthränen. Aber Grizel, welche während seiner Haft mehr gelitten hatte denn Alle miteinander, fehlte wiederum. Dankesvoll bewunderten sie die Fügungen der Vorsehung, welche zwei mal die Vollstreckung des Todesurtheils verhindert, als ein Fremder um Gehör bat. Sir John Cochrane hieß ihn einführen und der Räuber der Briefpost trat ein in dem beschriebenen Anzuge, zu welchem jedoch dessen anstandsvolle Haltung nicht recht zu passen schien. Er lüftete ein wenig seinen Reisehut, blieb aber noch bedeckt.

Wenn Ihr dieses gelesen habt, sprach er und zog zwei Schreiben aus dem Busen, so werft es ins Feuer.

Sir John sah sie an, staunte und wurde blaß. Es waren die Befehle zu seiner Hinrichtung.

Mein Retter! rief er, wie soll ich dir danken, wie dem Erhalter meines Lebens lohnen? Mein Vater, meine Kinder, danket ihm für mich.

Der alte Graf ergriff die Hand des Fremden und die Kinder umfingen dessen Knie. Dieser hielt die Hand vor sein Gesicht und brach in Thränen aus.

Unter welchem Namen, forschte Sir John begierig, soll ich meinem Erretter danken?

Der Fremde weinte laut und nahm den Hut ab, die Rabenlocken Grizel's fielen auf das grobe Wamms nieder.

Barmherziger Gott! rief der staunende Vater voll Jubel und Entzücken, mein Kind, mein Retter, meine gute, theure Grizel!

Wir brauchen nichts weiter hinzuzusetzen. Der geneigte Leser kann sich das Übrige denken; wir bemerken nur noch, daß Grizel Cochrane, deren Heldenmuth und kindliche Liebe wir mit schwachen Zügen geschildert haben, die Großmutter des Sir John Stewart von Allanbank in der Grafschaft Berwick und Urgroßmutter des berühmten Bankier Coutts geworden ist.

Eichen und Buchen.

Eichen und Buchen vergleicht der Reisende Kohl sinnig also: „Mit der Eiche verglichen erscheint die Buche eleganter und der Schönheit mehr huldigend. Wol ist die Eiche das schönste Bild der Kraft und Energie; aber in den zahllosen Runzeln der Rinde, in den schroffen und eckigen Absätzen der Zweige, in den steif ansitzenden harten Blättern, in dem ängstlichen Zusam-

Digitized by Google

menhalten des Ganzen und der vielfach gebückten und gekrümmten Figur liegt auch etwas Sorgenvolles und Egoistisches. Die Buche ist weicher, ihre Blätter sitzen loser an, die Zweige schwingen sich frei in schöngebogenen Wellenlinien in die Luft hinaus. Das Grüne der Blätter ist heller als bei der Eiche. Ihre äußere Oberfläche ist glatt und ohne Runzeln, der Stamm ist schlank und elegant. In den Eichen steckt etwas von der gothischen Architektur, in den Buchen etwas von dem griechischen Säulenbau. Könnte man Eichen und Buchen mit Zauberformeln besprechen und die inwohnenden dryadenartigen Wesen aus ihnen hervortreten lassen, so würden aus den Eichen geharnischte Männer, aus den Buchen Jünglinge in der Blüte der Jahre hervorspringen. Trauer herrscht in den Tannen-, Ernst in den Eichen-, Heiterkeit in den Buchenwäldern."

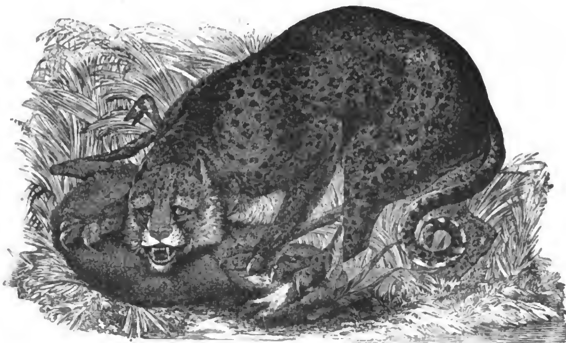
Eine maurische Schule.



Wenn der bärtige Schulmeister, der auf dem Gemäuer vor der nur mit Breterladen verschlossenen Öffnung auf einem Polster höchst bequem liegt, ausgeruht haben wird, dann wird er wol seine Schüler, die jetzt machen mögen was sie wollen, vernehmen. Er wird ihnen einige Sprüche des Koran vorsagen und sie werden sie dann auf den Tafeln, die sie in den Händen halten, aufschreiben. Zuletzt wird der Schulmonarch sie wieder abfragen und damit hat es bei den Knaben sein Bewenden. Die Mädchen nämlich werden in den älterlichen Häusern erzogen, d. h. nicht erzogen.

Digitized by Google

Der Leopard.



Vergl. über denselben Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 10; Jahrgang 1836, Nr. 182; Jahrgang 1847, Nr. 229.

Mittheilungen eines alten Soldaten.

(Vergl. Nr. 405.)

Die Gefechte bei Biala.

Nach der Schlacht bei Podobna zog sich die russische Armee bis tief nach Volhynien hinein zurück und bezog, gedeckt vom Stierfluß, bei Lupk ein festes Lager, das sie, nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, während dessen sie bedeutende Verstärkungen ansichgezogen hatten, oftmals von uns beunruhigt und herausgefodert, unter dem Oberbefehl des Admirals Tschitzakow wieder verließ. Die Russen schienen die Absicht zu haben, uns vom linken Bugufer völlig abzuschneiden, in die Rakitno-Sümpfe zu werfen und alsdann in das Herzogthum Warschau einzufallen. Diese Absicht wurde aber vom General Repnin durch den schnellen und äußerst geschickten Übergang vom rechten zum linken Bugufer, in der Nähe der alten Festung Wlodawa, angesichts der russischen Armee, vereitelt. Wir nahmen eine Stellung beim Städtchen Biala ein, wurden aber nach kurzem Aufenthalte daselbst unvermuthet vom Feinde angegriffen. Glücklicherweise wurden wir aber von einem Cavalerieoffizier, der auf Recognoscirung geschickt war und den Feind auf der Straße nach Terespol getroffen hatte, davon in Kenntniß gesetzt. Unser Regiment bekam sofort Ordre, den Feind zu empfangen. Am Eingange des Waldes, wo der Feind herkam, trafen wir unsern Generalstab mit seiner Husarenbedeckung. Die erste feindliche Haubitzgranate, die dem Generalstabe zugedacht war, schlug trotz des schnellen Ausweichens doch einem der letzten Pferde den Schweif ab. Während das Thier sich bäumte und tolle Sätze machte, rief ein Husar dem Kameraden, dem das verletzte Thier gehörte, zu: „Bruder, vertauschst du deinen Engländer nicht?" Bald nachher kam der Major von Watzdorf vom Generalstabe und befahl unserm Capitain, ihm mit der Compagnie zu folgen. Er führte uns links längs einem Flüßchen hin bis an einen langen Steg, der über dieses und über einen Sumpf führte. Jenseit desselben angekommen sahen wir eine Wassermühle, welche von Kroaten besetzt war. Major von Watzdorf sagte hier zu unserm Hauptmann: „Hauptmann Hennig, Sie sollten eigentlich die Kroaten hier ablösen; kommen Sie aber lieber mit, ich habe lieber Schützen bei mir." Wir marschirten rechts am andern Ufer bis an ein Gehölz hin; auf einmal schrie ein Schütze: „Russen! Russen!" Dieselben erblicken und uns wie das Wetter darauf werfen war das Werk eines Augenblicks. Es war eine Zwölfpfünderkanone *), die mit ihrer Bedienung und einem Theile ihrer Bedeckung nach kurzem Widerstande in unsere Hände fiel. Versuche von Kosacken und Dragonern, uns das Geschütz wieder zu entreißen, wurden jedes mal kräftig von uns zurückgewiesen. Die Gefangenen, welche wir dabei machten, warfen sich in flehender Stellung vor uns zur Erde nieder und zitterten wie Espenlaub. Einer von ihnen, der etwas Deutsch sprechen und dem ich meine Verwunderung

*) Dieses Geschütz war ganz neu, mit sechs Bläßfüchsen bespannt und ist die einzige Siegestrophäe, welche aus dem russischen Feldzuge wirklich in Paris angekommen ist.

Digitized by Google

über dies Benehmen zeigte, sagte mir, ihre Offiziere hätten ihnen erzählt, daß die Sachsen weit schlimmer als die Türken wären und den Gefangenen ohne Weiteres die Köpfe abschnitten.

Als das Geschütz zurückgebracht und geborgen war, tiraillirten wir vorwärts gegen feindliche Jäger, mit denen die Holzstrecken, welche theilweise mit Feldern abwechselten, reichlich besetzt waren, und da wir ihnen tüchtig zusetzten, so verschwanden sie rechts im Walde, indem sich uns linker Hand der Anblick eines großen freien Feldes darbot, welches von unserer Seite von ungefähr 300 östreichischen Reitern und denselben gegenüber von noch mehr Kosacken besetzt war. Von beiden Seiten waren Plänkler vorgeschoben, welche sich gegenseitig auf gut Russisch und Slowakisch schimpften und herausfoderten, worin sich namentlich ein paar kühne Schimmelkosacken auszeichneten, welche weit von ihrer Fronte den östreichischen Reitern ganz nahe gerückt waren.

Da wir einstweilen unbeschäftigt dem komischen Schauspiele zusahen, so entschloß ich mich, in Gesellschaft des Unteroffiziers X. und einer Abtheilung Schützen die naseweisen Kosacken mit einem Gericht blauer Bohnen *) zu restauriren. Wir begaben uns in dieser Absicht auf einen mit Kiefergebüsch bewachsenen Sandhügel, welcher zwischen beiden Plänklerlinien mitten inne lag. Unsere Absicht schien aber vereitelt zu werden, weil der Feind vielleicht heute gerade keinen Appetit zu einem solchen Gericht hatte und sich schleunig zurückzog. Unteroffizier X., darüber unwirsch und ängstlich, auf einem so vorgeschobenen Posten aufgehoben und gefangen zu werden, beredete die andern Schützen, daß sie mich verließen bis auf Einen. **) Ich sagte zu ihm: „Kaden, wir bleiben hier; die Kosacken glauben, wir sind nun alle wieder heraus. Sie sollen sich aber wundern." Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Kaum hatten die andern Schützen den Waldsaum wieder erreicht, so avancirten die Kosacken, die beiden Schimmelreiter den andern Plänklern wol hundert Schritte voraus, unserm Hügel und ihrem Verhängnisse entgegen. Ich zielte und drückte nicht eher ab, als bis ich Beide in einer Schußlinie hatte. Mein Schuß fiel, es erhob sich ein fürchterliches Geschrei vor uns, die beiden Kosacken waren, der eine wie es schien tödtlich, getroffen. Die Östreicher erhoben ein Jubelgeschrei, und das ganze Kosackenpulk zog sich eiligst zurück. Noch ehe wir uns unsern Kameraden wieder anschließen konnten, kam der Commandirende der Östreicher, salutirte vor uns und sagte: „Das war halter brav, Kameraden!"

Unterdessen hatte eine Abtheilung unsers Bataillons, gedrängt von feindlicher Übermacht bis an das Wasser, dasselbe, um nicht gefangen zu werden, bis zum Halse durchwaten müssen. Diesseit angekommen und dem ersten Bataillon wieder angeschlossen, stürmte unser braver Oberst Tettenborn, vom Pferde absitzend und den Säbel in der Faust, die vom Feinde hartnäckig vertheidigte Brücke, nahm sie und erzwang so den Übergang über dieselbe.

Da sich jetzt der Feind uns gegenüber wieder zeigte, so griffen wir denselben energisch an und warfen ihn aus einer Holzparcelle in die andere zurück. Da erhielt ich einen Prellschuß an den Unterleib, daß ich vor Schmerz eine Zeitlang nicht wußte, was mit mir vorging. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich am Fuße einer großen Eiche hart an der Straße. Hinter mir war ein Schütze, der sich seinen zerschossenen Finger verband. In demselben Augenblick ritt der Dragonerhauptmann von Trotha an der Spitze seiner Compagnie vorüber. „Was macht ihr da, Schützen? Seid ihr blessirt?" fragte er uns. Ich antwortete: „Es ist nicht von Bedeutung, wir werden gleich wieder mitkommen." „Das ist brav", erwiderte er. Wir folgten nun den Dragonern bis zu einem Muttergottesbilde hart an der Straße, wo sich links derselben ein freies Feld öffnete. Hier machte der Hauptmann von Trotha Halt und war eben im Begriff, seine Dragoner zum Angriff auf die feindlichen Tirailleurs zu ordnen, als derselbe tödtlich getroffen vom Pferde sank.

Gleich darauf trafen wir auch unsere Compagnie wieder, welche soeben aus dem Walde links herauskam und die Russen bis an ein brennendes Dorf verfolgte, wo wir, von Kroaten abgelöst, wieder zurückmarschirten.

*) Blaue Bohnen nennen wir scherzhafterweise die Kugeln.

**) Es war dies mein treuer Freund und immerwährender Gefährte bei allen Feldwachten und Gefechten während zweier Feldzüge, Namens Kaden.

Aus der Geschichte der römischen Gladiatorenkämpfe.

Ströme von Blut tranken Jahrhunderte hindurch die Arenen, wo die Kampfspiele — der Name „Spiel" möchte Einem auf der Lippe ersterben — der Römer gehalten wurden. In dem letzten Jahrhundert der römischen Republik hatten sie sich zu einem politischen Institute umgebildet; man bestach mit ihnen das rohe Volk und sie gestalteten sich zu furchtbaren Waffen in den Händen ehrgeiziger Parteihäupter zu gewaltsamer Durchsetzung ihrer Interessen. Die Spiele selbst, die Anstalten und Bauten, die Kasernen, die Abrichtungs- und Dressurschulen für die Lustmordkämpfer vermehrten sich ins Ungeheure und die Theilnahme, der Fanatismus für diese Kämpfe war allen Ständen und Classen gemein. So blieb es bis in die späteste Kaiserzeit. Der „gute" Kaiser Trajan gab einmal 123 Tage lang Festlichkeiten dieser Art, bei denen 10,000 Gladiatoren kämpften und 11,000 wilde Thiere getödtet wurden.

Aus der Zeit des Kaisers Tiberius hat uns der römische Geschichtschreiber Tacitus die Kunde eines furchtbaren Unglücks aufbewahrt, das sich bei Gelegenheit eines solchen Schauspiels in Rom zutrug, so entsetzlich, daß es dem Verluste eines gewaltigen Krieges gleichkam, eines Unglücks, bei welchem, nach dem Ausdruck des Tacitus, Anfang und Ende in den Raum weniger Minuten zusammenfielen.

Der Geiz des Tiberius, dieses finstern Tyrannen, hatte die Römer ungewöhnlich lange ihre Lieblingsschauspiele entbehren lassen. Da verkündeten die Stimmen der Tagesausrufer, daß vor den Thoren der Stadt an den Hügeln bei Fidenä ein Amphitheater aufgerichtet sei, ein riesiger Bau. Der Unternehmer, Atilius, ein Freigelassener, hatte die Concession erhalten, dort Fechterspiele gegen Einlaßgeld zu veranstalten. Es war das erste mal, daß nicht der Ehrgeiz reicher Bürger, sondern Habsucht eines gemeinen Unternehmers die römische Schaulust zu einer Geldspeculation ausbeutete. Ausführliche Programme gaben Nachricht von den Einzelnheiten der zu erwartenden

Digitized by Google

Schauspiele, von den Arten der Kämpfe, von den Namen und Personen der vorzüglichsten Fechter. Tausende und aber Tausende strömten hinaus, Männer und Frauen jedes Alters und Standes; die Nähe des Orts und die Begierde nach dem langentbehrten Genusse waren zu lockend. Sie übertönten die warnenden Stimmen, welche meinten, der riesige Bau habe kein steinernes Fundament, das ungeheure Balken- und Bretergerüst sei nicht durch metallene Klammern und Riegel zusammengefügt. Schon sind die thurmhoch aufsteigenden Sitzreihen gefüllt, sie vermögen die immer neu nachdrängenden Menschenströme nicht zu fassen, deren Wogenschwall den bereits von Zuschauern wimmelnden Bau umflutet. Die Kämpfe beginnen, schon feuchtet das Blut in Strömen den Plan der ungeheuern Arena unter dem Jubelgeschrei der Tausende, die mit flammenden Blicken niederstieren auf das Todeszucken der Opfer ihrer grausamen Lust. Da plötzlich ein dumpfes Krachen, noch eins und wieder eins, übertönt von einem Schrei der Todesangst aus hunderttausend Kehlen, der weithin in dem fernen Rom vernommen wird — denn berstend aus seinen Fugen stürzt der ganze riesige Bau nach innen und außen in sich zusammen, zerschmetternd, die es trägt, begrabend unter seinen Trümmern auch die nächsten der ihn umgebenden Scharen. Glücklich Diejenigen — sagt Tacitus —, denen ein rascher Tod lange Todespein ersparte; weit bejammernswerther die Unseligen, welche mit verstümmelten Leibern noch bis Sonnenuntergang mit ihrem Anblick, die Nacht hindurch mit ihrem Jammergeheul Gatten und Kindern das Herz zerrissen. Ganz Rom war hinausgestürzt zu dem Schauplatze des Entsetzens; denn da war kaum Einer, der nicht einen Verwandten — Vater oder Mutter, Kind oder Freund — von dem Entsetzlichen betroffen wußte oder glaubte. Als man an das Wegräumen der Trümmer ging, gab es neue erschütternde Scenen. Alles stürzte zu den Leichen der Erschlagenen, die Angehörigen herauszufinden, sie zu umarmen und zu küssen, und wenn das zerschmetterte Antlitz bei gleichem Alter und ähnlicher Leibesgestalt Irrthum veranlaßte, gab es entsetzlichen Streit um die entseelten Überreste.

Die officielle Angabe setzte die Zahl der Erschlagenen und Verstümmelten auf 50,000. Ein Senatsconsult setzte nun fest, daß künftighin jedes mal der Bau des Amphitheaters und seine Festigkeit untersucht werden sollte; Atilius ward verbannt.

Noch zu Tacitus' Zeiten lebten die Zeugen dieses entsetzlichen Ereignisses und von ihnen vernahm der Historiker auch, wie die ganze Stadt nach ihm in ein großes Lazareth verwandelt schien, wie alle Paläste des Adels sich für die Verwundeten und Verstümmelten öffneten, wie Ärzte und Pfleger überall freiwillig thätig waren und Spenden aller Art das Elend erleichterten.

Das Brockengespenst.

Brockengespenst heißt eine manchem Harzreisenden bekannte, im Ganzen aber nicht oft vorkommende Lufterscheinung. Wenn nämlich die Sonne beim Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht und zugleich auf der entgegengesetzten Seite in den Thälern sich Nebel bilden, zum Brocken aufsteigen und der nebelfreie Brocken zwischen Sonne und Nebel steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände auf die Nebelwand, an welcher sich jeder Gegenstand in riesenhafter Gestalt, bald größer, bald kleiner zeigt, jenachdem sich der Nebel nähert, entfernt oder durch Aufrollen Lücken in ihm entstehen. Ist er trocken, so sieht man außer seinem eigenen Schatten auch den Umstehenden; ist er feucht, so sieht man nur den seinen, mit einem regenbogenfarbenen Scheine umgeben. Je nasser und dichter der Nebel ist und je näher er rückt, desto schöner und strahlender wird dieser Schein.

Das schwarze Bilsenkraut.

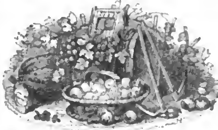


Ein ebenso gefährliches als heilsames Kraut ist diese auf Öden, Wüsten und Trümmern am liebsten wachsende, ziemlich ansehnliche, obschon von Geruch höchst widrige Pflanze. Heilsam ist sie, um Schmerzen und Krämpfe zu stillen; deshalb wird sie in Umschlägen und Einspritzungen, in Lavements und noch andern Formen vom Arzte häufig angewendet. Wenn aber diese Gabe zu groß war, erregt sie einen furchtbaren Andrang des Blutes nach dem Kopfe, daß die Augen funkeln, die Wangen feuerroth glühen, die ganze Besonnenheit schwindet und Irrereden, wo nicht gar Tobsucht und dergleichen erfolgt. Durch den Genuß von Weinessig werden solche Vergiftungszufälle am sichersten beseitigt, aber man sieht, wie vorsichtig man mit der Anwendung dieses Mittels sein muß. Das schwarze Bilsenkraut ist in unsern Gegenden fast überall einheimisch; eine andere Art, das weiße, kommt dagegen im südlichen Europa vor.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Wie anders ist es in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte geworden! Tacitus behauptete, daß am Rheine nie eine Kirsche, vielweniger eine Traube reifen könne. Die Wälder wurden gelichtet und am Rheine wächst



der edelste Wein. Bedenken wir aber, daß jetzt da, wo die dichteste Bevölkerung der Juden von einer üppigen Cultur ernährt wurde, halbe Wüsten sind mit dünner Bevölkerung, so mögen wir wol auch einmal daran denken, was im Laufe der Jahrhunderte Deutschland wieder werden könne!

Die Pororoca ist eine wunderbare Naturerscheinung am Ausflusse des Amazonenstroms. Statt nämlich regelmäßig zu steigen, erhebt sich die durch die stark ausströmende Wassermasse des Flusses allmälig angestauete Flut in wenigen Minuten zu ihrer größten Höhe, überwindet den ausgehenden Strom, drückt ihn in die Tiefe hinab, wälzt sich dann über ihn fort und einer Mauer gleich den Fluß aufwärts mit einem Getöse, welches anderthalb Meilen weit vernehmbar ist. Oft nimmt diese Alles verheerende Flutwelle die ganze Breite ein, zuweilen auch nicht. Wo sie auf Untiefen stößt, erhebt sie sich zu 13—15 Fuß; an sehr tiefen Stellen senkt sie sich dagegen und verschwindet fast gänzlich, um später an einem seichtern Orte wieder aufzutauchen. Solche tiefe Stellen nennen die Schiffer Wartestellen (Esperas), weil hier selbst kleine Fahrzeuge vor der Wuth der Pororoca sicher liegen. Hinter sich läßt sie die Gewässer in demselben Zustande vollkommener Ruhe zurück, in dem diese sich vor der plötzlichen Erscheinung befanden. Dieselbe beschränkt sich aber nicht auf den Marañon oder Amazonenstrom. Auch an der Mündung der Dordogne in die Gironde wird sie beobachtet; in ein paar Minuten sieht man das Wasser zur Höhe eines Hauses ansteigen und mit der Schnelligkeit eines Wettrenners den Fluß hinauftrollen. Die Anwohner nennen das Phänomen die Wasserratte (rat d'eau).

Malteser bilden vorwaltend die Eckensteher oder Lazzaroni von Athen. Die Übervölkerung der Insel Malta zwingt eine Menge von Armen zur Auswanderung und die meisten wenden sich nach Athen, um im Hafen daselbst, im Pireus, und in der Stadt alle Dienste von Tagelöhnern und Packträgern zu verrichten.

Ein Daumen des heiligen Marcus wird noch jetzt in der Schloßkirche zu Hanover aufbewahrt und gezeigt. Der Sage nach kam er im Jahre 1671 mit mehren andern Reliquien durch den zum Katholicismus übergetretenen Bruder Georg's I. von England von Braunschweig aus nach Hanover. Man erzählt, die Venetianer, welche außer jenem Daumen den ganzen Körper des heiligen Marcus besitzen, hätten, um ihn zu vervollständigen, 100,000 Dukaten für das Handglied geboten, ohne es zu erhalten.

Sic transit gloria mundi! Südlich von der heiligen Grabeskirche in Jerusalem, durch eine enge Straße von ihr getrennt, liegen die Trümmern des Palastes der Johanniterritter. Noch stehen die Hauptgebäude mit ihren Kreuzgängen und die ziemlich große Kirche ist noch gut erhalten. Das Ganze wird zu einer — Lohgerberei gebraucht und in der Kirche liegt Lohabfall hoch aufgethürmt.

Eine eigenthümliche Art von Trauringen ist in der Provinz Dalekarlien in Schweden unter den wohlhabendern Bauern im Gebrauch. Der Ring ist von Silber, unten schmal, oben auf dem Finger aber sehr breit; seine durch Einpressen uneben gemachte Oberfläche ist vergoldet und auf seiner obern breiten Fläche hängen neun kleine, sich bewegende silberne Ringe, die bei der leisesten Bewegung ein kleines Glockenspiel hören lassen.

Burian nennen die Bewohner der russischen Steppen alle Unkräuter, welche struppig hoch aufschießen, holzige Stengel treiben und keine Nahrung für die Heerden bieten. Disteln, Wermuth, Königskerzen u. s. w. gehören hierher. Die charakterischste unter diesen Pflanzen ist die, welche der Russe den Springinsfeld (perekatipole) nennt; bei den deutschen Colonisten heißt sie die Windhexe. Es ist eine dürftige Distelpflanze, welche ihre Kraft in der Bildung zahlreicher, dürrer und dünner Zweiglein zersplittert, die sich nach allen Seiten hin ausbreiten und ineinander verwirren. Die Kuppeln, die sie im Rasen bilden, werden oft drei Fuß hoch, haben zuweilen 10—15 Fuß im Umfange und sind aus lauter zarten, dünnen Ästchen gewölbt. Im Herbst fault der Stamm der Pflanze ab, die Zweigkugel trocknet zu einem großen federleichten Balle aus, den dann der Herbstwind über die Steppe führt. Viele solcher Bälle fliegen oft auf einmal über die Ebene mit einer Schnelligkeit, daß kein Reiter sie einholen kann; bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen über den Boden, bald wirbeln sie in großen Kreisen übereinander wegkugelnd zu gespenstigem Reigen auf dem Rasen fort, bald steigen sie plötzlich vom Wirbel gefaßt zu Hunderten hoch in die Luft. Oft häkelt sich eine Windhexe an die andere, immer mehre gesellen sich hinzu und die ganze riesige, luftige Masse rollt vor dem pfeifenden Ostwinde dahin.

Die Kirchen in Griechenland sind ohne alle Thürme, meist auch ohne Glocken. Seit der Vertreibung der Türken finden sich nach und nach Glöckchen ein, welche gewöhnlich über dem Eingange aufgehängt sind. In der Regel wird durch das Geklapper zusammengeschlagener Breter zum Gottesdienst gerufen. Außer Athen gibt es in Griechenland keine Schlaguhren als Zeitmesser.

Die Cypressensümpfe Luisianas an den Ufern des Mississippi und Redriver sind verrufen. Riesenstämme der nordamerikanischen Cypresse, oft von unerhörter Mächtigkeit, drängen sich aneinander, ihre Zweige gegenseitig verflechtend und am hellsten Tage ein düsteres Dämmerlicht verbreitend. Der Boden besteht nur aus halbverfaulten übereinandergethürmten Blöcken und dazwischen aus einem unergründlich tiefen, flüssigen Schlamme, in welchem sich gefräßige Alligators und beißende Schildkröten umherwälzen, die alleinigen Herren der unter der Glut der Sonne qualmenden Hölle. So ist es im Sommer, während im Frühling sich brausend die trüben, schlammigen Fluten der austretenden Ströme in meilenweiter Ausdehnung durch diese feindselige Vegetation ergießen.

Holländische Schweiz nennen die Holländer mit keinem geringen Aufwande von Einbildungskraft ihre Provinz Geldern. Es kriecht nämlich vom rechten Rheinufer eine kleine Anhöhe hinunter, die zwar mit Landhäusern und Gartenanlagen wunderschön angebaut ist — aber Schweiz? — „Das thut's halt nimmermehr."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 407.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [19. October 1850.

Nordamerikanische Indianer.



Zwei ernste, wilde Rothhäute, Häuptlinge vom Stamme der Fuchsindianer, geschmückt nach der Weise ihres Volks; auch der Tomahawk fehlt nicht, das furchtbare, scharfe Beil, mit welchem die rohen Krieger schnell, wie man die Hand umdreht, gefallenen Feinden die Schädelhaut ringsherum abtrennen, um die Skalpe als stolze Siegeszeichen, an den Haarbüscheln aufgehangen, im Gürtel zu tragen oder in ihren Hütten aufzuhängen.

Digitized by Google

Erik und Abel.

Eine Episode aus der dänischen Geschichte.

Als König Waldemar II. von Dänemark seinem Tode nahe war, machte er seinen ältesten Sohn Erik zum König von Dänemark und den jüngern, Abel, zum Herzog von Südjütland oder Schleswig. Abel aber ärgerte sich, daß er nur Herzog sein sollte, während sein Bruder König wäre. Er verbündete sich daher mit des Reiches Feinden und mit den Unzufriedenen im Lande und kriegte zu wiederholten malen mit seinem Bruder, dem Könige. Er verbrannte ihm Dörfer und Städte, sowie dieser desgleichen in dem Lande des Herzogs that. Nach vielem Blutvergießen stifteten sie zwar endlich Frieden und Herzog Abel schwur dem Könige beständige Freundschaft und Vasallenergebenheit; allein Neid, Rache, Erbitterung kochten leidenschaftlich in dem Herzen des ehrgeizigen Bruders, und er sann darauf, nun durch schändlichen Verrath Das zu erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte. Er erwies sich daher sehr freundlich gegen den König und lud ihn auch einst, als dieser auf einem Kriegszuge gegen die Holsteiner in die Nähe von Schleswig kam, auf sein Schloß ein.

Der König, der sich nach der Friedensstiftung und nach der Eidesleistung nichts Böses von seinem Bruder versah, nahm die Einladung an und besuchte den Herzog ohne Geleite. Dieser nahm ihn hoch auf. Über Tafel redeten sie viel Freundliches miteinander, und der Herzog versprach sogar dem Könige, welcher seinen Überdruß am Kriege zu erkennen gab, daß er ihm zur Aussöhnung mit den holsteinschen Herren behülflich sein wolle, damit er von nun an, wie er wünsche, seine Zeit in Ruhe zubringen könne. Die Ruhe aber, auf welche der Herzog im Stillen für seinen Bruder sann, war ganz anderer Natur.

Nach der Mahlzeit setzte sich der König hin, mit einem Ritter Schach zu spielen, gerieth dabei aber mit seinem Bruder, der daneben stand, in ein verdrießliches Gespräch, das Abel mit Fleiß und in böser Absicht auf die Bahn brachte. Sie erinnerten sich an den Schaden, den sie sich während des Kriegs zugefügt hatten und der König beschwerte sich über den Herzog, daß er ihm so viele Städte und Dörfer abgebrannt habe.

„Und du wirst dich auch wol erinnern", erwiderte Abel, „wie du noch vor kurzer Zeit meine Stadt Schleswig überrumpeltest und ausplündern ließest und wie dabei meine Tochter unter den armen Weibern und Mägden der Stadt sich barfuß flüchten und vor deinen Trabanten verstecken mußte."

„Gib dich zufrieden, lieber Bruder", antwortete darauf der König scherzend. „Ich habe annoch wol soviel, daß ich deiner Tochter wieder zu ein Paar neuen Schuhen verhelfen kann."

„Nein, Bruder!" sagte darauf Abel, eine andere Haltung annehmend, „dies sollst du nicht öfter thun." Ueber diese Rede erschrak der König, blickte seinen Bruder an und sprang auf, wurde aber sofort von des Herzogs Leuten ergriffen und aus dem Schlosse ans Ufer der Schlei gebracht. Der Herzog wollte ihn nicht so öffentlich und unter seinem eigenen Dache tödten. Es sollte den Anschein haben, als habe er den König blos gefangennehmen wollen und als sei er dann nachher nur durch ein zufälliges Unglück umgekommen.

Er ließ ihn daher in ein Schleiboot steigen und gab ihm seinen eigenen, nämlich des Herzogs Kammerjunker, Namens Tyge Post, mit, der ihm zureden mußte, daß er sich keine übeln Gedanken machen sollte; der Herzog wolle sich nur seiner Person bemächtigen und würde ihn wieder freilassen, wenn er ihm noch einige Zugeständnisse bewilligt habe.

Die Ruderleute fuhren mit dem Könige in der Nacht auf die Schlei hinaus bis in die Gegend des Engpasses von Misunde. Vermuthlich hatte man ihm vorgespiegelt, es sei hier ein Schloß, worin er hausen sollte. König Erik saß stumm im Boote. Da er aber nach einiger Zeit in der Dunkelheit ein anderes Boot wahrnahm und hörte, wie es hinter dem seinigen mit hastigen Ruderschlägen herfuhr, fragte er seine Begleiter: „Was meint ihr, wer Der sei, der in jenem Boote so rasch auf uns zurudert?"

Und da diese darauf erwiderten: „Aus der Stimme dünkt uns, es sei der Ritter Lauge Gudmundsen", so sagte der König rasch: „Dann bitte ich euch, macht, daß ich einen Priester bekomme, damit ich meine Sünden bekennen kann, ehe ich sterbe."

Dieser Ritter Lauge Gudmundsen war nämlich ein erklärter und erbitterter Feind des Königs, an dem er wegen mehrfacher Zurücksetzungen Rache zu nehmen geschworen hatte. Herzog Abel hatte ihn seinem Bruder nachgeschickt und zu ihm, als er ins Boot steigend fragte, was der Herzog befehle, daß er mit dem Könige thun solle, gesagt: „Thue mit ihm, Gudmundsen, was dir gefällt. Ich übergebe ihn deinen Händen!"

Als Lauge Gudmundsen zum Boote des Königs herangekommen war, sprach er zu diesem: „Wisse, König, daß du in dieser Stunde sterben mußt."

Der König Erik erwiderte darauf mit Fassung und Sanftmuth: „Ich wußte es wol, Gudmundsen, daß ich sterben müßte, sobald ich in deine Hände fiele. Aber vergönne mir einen Priester, der meine Seele versorgen könne."

Dies wurde ihm gewährt. Man holte aus der nächsten Kapelle bei Misunde einen Priester und befahl demselben, dem Menschen, zu dem man ihn führen würde, die Beichte abzunehmen. Es geschah und der König sagte dann noch, er habe es wol im voraus gewußt, daß er von seinem Bruder verrathen werden würde, aber er habe nicht gedacht, daß es so bald geschehen sollte. Er habe einst in Liefland im Traume eine Offenbarung gehabt, in welcher er sein jämmerliches Ende zuvor gesehen. Auch verdiene er, was er litte, zur Strafe wegen seiner vielen Sünden; doch prophezeie er, daß es seinem Bruder einst nicht besser gehen würde.

Nachdem dann dieser gute König seine Sünden mit großer Reue und Betrübniß bekannt hatte und davon losgesprochen war, mußte er sich niederlegen, und der unbarmherzige Gudmundsen ließ ihm mit einem Beile den Kopf abhauen, hernach seinen Leib, mit Steinen beschwert, in den Mösund versenken.

Um diese Übelthat zu beschönigen und vor der Welt zu verbergen, that Herzog Abel nebst 24 Edelleuten einen Eid, daß der König sein Leben durch einen Zufall verloren hätte, indem das Boot bei seiner Gefangennehmung umgeschlagen wäre, und machte sich darauf mit Einwilligung der Stände zum König von Dänemark. Allein als zwei Monate nachher der todte Körper des Königs Erich aus dem Grunde des Mösundes sich erhob, ohne Kopf emporschwamm und von den Fischern der schwarzen Brüdermönche in der Nähe der Schlei aufgefangen wurde, da wurde die That im Lande ruchbar und Abel mußte noch einmal mit seinen 24 Edelleuten schwören, daß, obwol der König ermor-

Digitized by Google

det sei, so habe doch er es nicht gethan, sondern des Königs Erik Feinde hätten ohne sein Wissen die That vollbracht.

Der Leichnam des Königs wurde von den schwarzen Brüdern in dem Petersdome in Schleswig begraben. Als man ihn in feierlichem Zuge in die Stadt führte, fingen alle Glocken der Kirchen von selbst an zu läuten. Auf seinem Grabsteine nannten ihn die Mönche einen Freund Gottes, gaben vor, es geschähen Wunderdinge bei seinem Grabe, sein Leichnam sei unverwest geblieben, erklärten ihn für einen Heiligen und brachten ihn später in die alte dänische Königsgruft in der Kirche von Ringstedt auf Seeland.

Während Erik auf diese Weise nach seinem Tode bis zu einem Heiligen emporstieg, brach dagegen auf Abeln die Rache des Himmels ein, mit welcher ihm sein sterbender Bruder im voraus gedroht hatte. Zuerst quälte ihn sein Gewissen bei Lebzeiten über seinen dreifach verbrecherischen Mord, dessen Opfer ihm als Bruder, als König, als Gast mit dreifach heiligen Banden verknüpft war. Dann traf auch ihn das Eisen eines Feindes und endlich nach seinem Tode gesellte sich seine Seele zu den bösen Geistern und Teufeln.

In einem Kriege gegen seine empörten Unterthanen in Friesland wurde sein Heer in die Flucht geschlagen. Er selbst, der König, von den Seinigen verlassen, irrte, Rettung suchend, über die Marschen hin, als ein friesischer Rademacher, der ihm, unter einer Brücke versteckt, auflauerte, ihn mit einer Art niederhieb. Seine Feinde jubelten über seinem erschlagenen Körper, der noch lange auf dem Schlachtfelde unter den andern Erschlagenen liegen bleiben mußte, bis endlich die Südjüten Erlaubniß erhielten, ihn nach Schleswig zu führen, wo er in der Peterskirche begraben wurde. Auch alle Die, welche ihm bei der Ermordung seines Bruders behülflich gewesen, Tyge Post, der Kammerjunker, der bei dem Könige im Boote saß, Lauge Gudmundsen und die übrigen Alle starben eines elenden Todes. Der Eine ward im Spiel erstochen, ein Anderer von seinen eigenen Leuten erschlagen, ein Dritter als Seebrecher gerädert u. s. w. Endlich die 24 Ritter, die mit dem Könige den Reinigungseid thaten, wenn sie auch nicht Alle bei ihren Lebzeiten von der Nemesis getroffen wurden, haben doch nach ihrem Tode keine Ruhe und ihre Seelen sind für immer an den Ort ihrer Schandthat gebannt.

Sie wurden zwar Alle am Ende begraben, sowie auch König Abel, den man zuerst, wie gesagt, in der Peterskirche in Schleswig beisetzte. Aber es regte sich gar bald nach ihrem Tode in ihren Gräbern und spukte an diesen unheimlichen Stätten und vor Allem zuerst um König Abel's Grab. Er ging des Nachts um in der Kirche und störte die Mönche in ihren Gebeten, sowie umgekehrt der fromme König Erik noch in seinem Grabe durch davon ausgehende Wohlthaten den frommen Frieden, den seine Seele im Himmel genoß, bekundete und die Leute im Gebete und Frommsein bestärkte.

Die Mönche sahen sich daher genöthigt, Abel's Leiche wieder auszugraben, wie sie König Erik's Leiche wieder ausgegraben hatten. Sowie sie diesen aber in die alte Gruft der dänischen Könige zu Ringstedt gebracht hatten, so brachten sie dagegen Herzog Abel im sogenannten Pölerwalde in einen Morast nicht weit von Schleswig, versenkten ihn tief in den Sumpf und rannten noch dazu einen spitzen Pfahl durch seinen Leib, damit er sich nicht wieder bewegen möchte.

Nichtsdestoweniger erhebt sich doch König Abel jede Nacht aus der Tiefe des Morastes, entwindet sich dem Pfahle unter Qualen, besteigt ein schwarzes Roß und fliegt mit Sturmesbrausen durch die Luft. Ebenso erheben sich seine Gesellen Tyge Post, Gudmundsen, die Ruderknechte, die 24 meineidigen Ritter aus ihren Gräbern und finden sich in wildem Getümmel zu ihm, reiten über den finstern Morast, über die Haide, über den schleswiger Dom, über die Stätte, wo Abel's ungastfreundschaftlicher Palast stand, hin und brausen durch den Engpaß von Misunde, wo die That geschah und wo Alles, Menschen und Thiere, sich verbergen, wenn König Abel's Jagd durchzieht. Dann schlagen Flammen aus dem Wasser empor und Irrlichter tanzen auf der Stelle zum finstern Stern, wo des Königs Erik Hoffnungsstern unterging.

Ein anderer Theil von König Abel's schlimmen Leuten hatte ein nicht weniger trübes Geschick. Sie wurden nämlich in Möwen verwandelt und müssen als solche noch bis auf den heutigen Tag einen kleinen Inselhügel besuchen, der sich vis à vis von Abel's Schloßberge nahe bei Schleswig mitten in der Schlei erhebt und der „Möwenberg" genannt wird. Sie kommen dahin am Gregoriustage, nisten und brüten daselbst. Die Stadt Schleswig bestellt einen Fischer zum Hüter, der der Möwenkönig heißt. Wenn sie zwei mal gebrütet haben und die dritte Brut eben zum Ei herausgekrochen ist, dann versammeln sich an einem gewissen Sonnabend alle Schützen und Bürger der Stadt Schleswig, um über diese Vögel ein Rachegericht zu halten.

Die ganze Schlei ist mit Booten bedeckt, der Möwenberg mit bewaffneten Männern besetzt. Die halbe Bevölkerung Schleswigs zieht zu diesem blutigen Feste hinaus, auch Kinder und Frauen. Sowie von der schleswigschen Peterskirche der letzte Schlag der zwölften Stunde verhallt, sind alle Vögel vogelfrei und es beginnt die Jagd. Es blitzt und knallt von allen Seiten auf und die schreienden Möwen sinken unter dem mörderischen Blei. Die Knaben kriechen in die Nester und haschen mit den Händen die nackten Jungen und bringen sie um, und kurz, wären es nicht König Abel's böse Gesellen, so wäre dies noch jetzt jährlich sich wiederholende schleswiger Möwenschießen ein Fall, der sich sehr zur Anzeige und Anklage bei irgend einem Hauptverein gegen Thierquälerei eignete. Bis zum folgenden Sonntage um 12 Uhr Mittags dauert dieses Mordfest, das sie „den Möwenpreis" nennen.

Nachdem der letzte Schlag der zwölften Stunde des Sonntags verhallt ist, darf Niemand mehr schießen. Nur wenige Möwen bleiben übrig und ziehen trauernd davon, müssen aber in Folge eines über sie ausgesprochenen Banns das nächste Jahr wiederkommen, wieder brüten, und nachdem die Seelen jener Verbrecher in sie gefahren sind, sich wieder erschießen lassen. Nur wenn einmal der Möwenkönig sie nicht treu bewachte und wenn man sie nicht vor oder nach jenen bösen 24 Stunden in Ruhe ließ und die Gesetze des Möwenpreises brach, dann haben die Gebannten sieben Jahre Ruhe und brauchen dann während dieser Zeit nicht wiederzukommen. Aber erst, wenn man drei mal hintereinander gegen die alte Sitte verfährt, also binnen drei mal sieben Jahren die Gesetze des Möwenpreises bricht, erst dann sind sie vom Fluche für immer befreit und haben Ruhe auf ewig.

Digitized by Google

Das Volksfest in Questenberg.

Am Tage nach Pfingsten wird alljährlich in dem in einem romantischen Thale des Harzes gelegenen Dorfe Questenberg (zur Grafschaft Stolberg gehörend) ein Volksfest gefeiert, dessen Entstehung auf folgender Sage beruht:

Vor uralten Zeiten hatte der Burgherr nur eine einzige Tochter. Als vierjähriges Kind verirrte diese sich einst im Walde, der die Burg umschloß. Am Abend des Tages fand es ein entfernter Köhler nicht weit von seiner Hütte sitzend und beschäftigt, einen Blumenkranz zu flechten. Mittlerweile hatte der bekümmerte Vater Knappen und Dienstleute aufgeboten, das verlorene Kind zu suchen. Nach mehren Tagen fanden sie es bei der Hütte des Köhlers und brachten es nebst dem Kranze, den es geflochten, jubelnd nach der Burg zurück. Ein Kranz hieß damals Quäste. Der Burgherr nannte daher zum Andenken an jene Begebenheit seine Burg Quästenburg und ordnete für seine Dienstleute das Fest, wie es noch jetzt gefeiert wird.

Die jungen Bursche des Dorfes haben nämlich das Recht, eine große Eiche des Waldes sich zu wählen und abzuhauen. Von den Zweigen gereinigt, bringen sie dieselbe an dem gedachten Tage, doch nur mit eigenen Kräften und ohne dabei Pferde oder Hebewerkzeuge benutzen zu dürfen, auf den hohen Berg, welcher den Ruinen der alten Quästenburg gegenüberliegt. Die ganze Bevölkerung des Dorfes begleitet sie mit Jubel und Musik. Oben wird der astlose Baum aufgerichtet und ein Kranz von grünen Zweigen und Blumen, von der Größe eines Wagenrades, in seiner Höhe befestigt, ringsum mit Quasten von Blumen verziert. Dann wird von den Burschen um den Baum herumgetanzt uud durch den Kranz hindurchgeschossen. Hierauf wird mit Musik nach dem Dorfe hinabgezogen vor die Pfarrwohnung, der geistliche Herr in die Kirche geführt und Gottesdienst gehalten. Ist dieser vorüber, so schmaust und tanzt das Volk droben bei der Eiche bis tief in die Nacht.

Holzersparniß hat jetzt eine Abänderung herbeigeführt. Nicht alle Jahre mehr wird eine Eiche geholt; erst dann wieder, wenn der alte Stamm mürbe geworden ist. In den dazwischenliegenden Jahren bekommen die jungen Bursche jedes mal acht Thaler zur Bestreitung der Kosten des Festes von der Gutsherrschaft, welche früher aus dem Erlös des von ihnen nach der Benutzung sogleich verkauften Baumes bestritten wurden.

Dorf Heiligenblut und der Gletscher des Großglockner.



Am südlichen Abhange der Norischen Alpen, welche die Grenze von Salzburg, Tirol und Kärnten bilden, liegt am Fuße des Großglockners ein enges Alpenthal, durchströmt von der aus dem Gletscher des Großglock-

Digitized by Google

ners kommenden Möll. Im Hintergrunde des Thals liegt das Alpendorf Heiligenblut 4500 Fuß über dem Meere. Dahinter erhebt sich der Gletscher des Großglockners, hoch in die Wolken hineinragend. Heiligenblut ist durch ein Fläschchen mit dem Blute Christi ein berühmter Wallfahrtsort geworden. Tausende kommen jährlich dahin, um das kleine Fläschchen, das jetzt in einem goldenen und silbernen Monstranzgehäuse eingeschlossen ist, zu verehren. Von dem Fläschchen erzählt die Legende Folgendes:

Als noch in Konstantinopel christliche Kaiser herrschten, da zweifelte einmal ein Jude an der Wahrheit des Christenglaubens. Um ihn zu überzeugen, nahm man ein Crucifix und stach in dasselbe hinein. Da floß aus demselben wirkliches Blut, und man verwahrte dieses demnach echte Blut Christi sorgfältigst in einem Fläschchen. Zu derselben Zeit war nun auch ein Östreicher, Namens Brixius, General in Konstantinopel, und als der Kaiser ihm bei seiner Heimkehr erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, da bat er sich eben dieses Fläschchen aus. Er erhält es, aber hinterher reut es den Geber. Brixius wird verfolgt und soll das Fläschchen mit dem Blute wieder hergeben. Schon kommen die Kriegsknechte, ihn zu fangen; da schneidet er schnell entschlossen ein Loch in das Fleisch seiner Waden und verbirgt darin glücklich das Fläschchen. Heimgekehrt kommt er in die Gegend Heiligenbluts und wird sammt seinem Fläschchen von einer Lawine verschüttet. Aber da wachsen plötzlich auf dem Schnee drei Weizenähren, und bald streckt auch der Todte das eine Bein aus seinem Schneegrabe heraus. Jetzt gräbt man nach, findet den Todten und auch das Fläschchen, das eine Menge Wunder thut, worauf der todte Brixius vom Papste heilig gesprochen wird. Das ist das Fläschchen, welches man noch jetzt in der Kirche zu Heiligenblut den Gläubigen zeigt, und zum Andenken an den Heiligen steht draußen auf dem Wege nach dem Großglockner eine alte feuchte Kapelle, wo die ganze Geschichte abgemalt ist. In der unterirdischen Kapelle der Kirche zu Heiligenblut liegt aber das hölzerne Bild des heiligen Brixius. Alle Wallfahrer nehmen sich davon einen Span mit, sodaß von Zeit zu Zeit ein neues Bild gemacht werden muß.

Im Sommer werden die Kuh- und Ziegenheerden auf die Anhöhen getrieben und stehen unter der Aufsicht der sogenannten Gaisbuben, die sich für den Fall anhaltenden Regens oder Sturms in die sonst öden Hütten zurückziehen, welche eigentlich Höhlen unter Felsblöcken sind. Nachstehende Abbildungen vermitteln den Anblick einer solchen Gaisbubenhütte von außen und im Innern.



Die Gaisbubenhütte.



Das Innere der Gaisbubenhütte.

Abyssinien.

Abyssinien oder Habesch nennt man im Allgemeinen das Gebiet des großen Hochlandes von Ostafrika, das, terrassenweise im Nordosten vom Rothen Meere nach Südwest aufsteigend, im Norden zu den sumpfigen und waldigen Niederungen der Kolla oder Mazaga und im Westen in die Ebenen von Sennaar oder Kordofan abfällt, im Osten von dem sandigen Küstenstriche der Sanhara am Rothen Meere und dem Lande Adel am Meerbusen von Aden begrenzt wird, im Süden aber noch zum Theil ziemlich unbekannt ist. Das Land besteht aus Hochebenen mit tiefen Schluchten und steil ansteigenden Sandsteinterrassen, Ambas genannt. Die Hochebenen werden von vielen Bergketten, meist vulkanischen Ursprungs, durchzogen, die in ihrem höchsten Punkte in den Provinzen Simen und Godschem bis zu 14,000 Fuß aufsteigen. Abyssinien ist das Quellenland des Nil. Im Süden fließt der ziemlich unbekannte Hawasch; auch enthält das Gebirge mehre Seen, von denen der Tzanasee, welchen der Blaue Nil durchströmt, der bedeutendste ist. Das Klima ist im Hochgebirge gemäßigt und gesund, in dem sandigen Küstenstriche im Osten und in den sumpfigen Niederungen im Norden und Nordwesten glühend heiß und ungesund. Wie im Klima, so macht auch in Be-

Digitized by Google

zug auf das Pflanzen- und Thierreich der Gegensatz von Hochland und Niederung einen durchgehenden Unterschied. Doch erfreut sich das Land im Allgemeinen einer großen Fruchtbarkeit. Nicht nur einige dem Osten eigenthümliche, sondern fast alle in Europa cultivirten Cerealien werden in großer Mannichfaltigkeit, Güte und Menge erzeugt, so z. B. Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, Mais. Von Weizen allein unterscheidet man 24 Sorten, von Gerste 16, von Roggen 2, von Hafer 2, von hirseähnlichen Samen 4, von Mais 2 und von Moorhirse 28. Die drei letztern gedeihen am besten in den tiefen Thälern, während die übrigen die Seiten der Berge bis zu den höchsten bewohnten Punkten gegen 9000 Fuß über der Meeresfläche bekleiden. Bei der großen Regelmäßigkeit der Jahreszeiten ist Miswachs des Getreides selten, aber durch Hagelschlag, heftige Regengüsse, Heuschreckenfraß und Mehlthau werden öfters bedeutende Striche ihrer Ernte beraubt. Mit Ausnahme des Hafers dienen sie alle zum Gebrauch des Menschen als Mehl und Malz. Das Mahlen des Getreides, ein Geschäft der Weiber und Sklavinnen, geschieht auf einer rohen Handmühle. Die Abyssinier haben die Tradition, daß in uralter Zeit die Kunst Mehl zu mahlen unbekannt, dafür der noch jetzt häufige Gebrauch, die ganzen Getreidekörner ohne weitere Zubereitung zu essen, allgemein gewesen sei. Da schickte Gott in der Gestalt einer armen Magd eine Wohlthäterin, welche nicht nur die unschätzbare Erfindung, wie sie jetzt besteht, lehrte und verbreitete, sondern auch durch andere Wunder sich als eine nicht geringe Heilige erwies. Als sie nämlich eine große Masse Getreides, das sie mahlen sollte, durch einfache Berührung in Mehl verwandelt hatte, wollte der Dienstherr den bedungenen Lohn ihr vorenthalten, weil nicht durch ihre Arbeit das Werk geschehen sei. In dem Streite, der sich deswegen entspann, verhalfen ihr die Schäfer zu ihrem Rechte, und aus Dankbarkeit gegen dieselben legte sie den Gläubigen die Pflicht auf, jährlich an einem gewissen Feste die Schäfer mit Brot zu speisen; über den harten Dienstherrn aber und alle seine Freunde und Besitzungen brachte sie die Strafe von Sodom und Gomortha; der geheimnißvolle, gefürchtete See Alobar in der nordwestlichsten Provinz von Schoa birgt den Schauplatz dieses Wunders.

Der Baumwollenstrauch erfodert gegen Wind und Wetter geschützte, leicht zu bewässernde Felder; daher wird er selten an den Bergabhängen, gewöhnlich in den Thälern an den Flußufern angepflanzt. Zwei sehr auffallend verschiedene Arten werden auf einem Felde vermischt angetroffen; die eine erreicht eine Höhe von sieben Fuß, hat tief gespaltene, kleine Blätter und eine kleine Blumenkrone; die Samenkörner sind vollkommen mit einem dichten Filze überzogen. Die andere Art bleibt niedrig und wächst in dem Schatten der erstern; sie hat größere Blätter und Blumen und ihr Same ist nur mit wenigen kurzen Haaren besetzt. Bei dem Einsammeln der Kapseln werden beide Sorten sorgfältig unterschieden, da sie nicht von gleicher Güte sind. Man erbaut zwei Sorten von Baumwolle. Die Wolle der erstern ist kurz und grob und heißt Baumwolle von Efat, da sie in dieser Provinz einheimisch sein soll; die zweite, genannt Gondar-Baumwolle, da sie erst aus dem nördlichen Abyssinien hierher verpflanzt worden, ist lang, leicht, fein, seidenglänzend, die ostindische übertreffend und der amerikanischen gleich. Schotengewächse sind nach dem Getreide und der Baumwolle die wichtigsten Culturpflanzen in Schoa; Pferdebohnen bilden frisch und roh eine Lieblingsspeise aller Classen, trocken werden sie den bevorzugten Maulthieren verfüttert. Kichererbsen, Linsen, gewöhnliche Erbsen und Bohnen verhelfen dem Abyssinier zu einer Abwechselung in den Gerichten während der schweren, langwierigen Fastenzeit, in welcher auch Nesseln, Sauerampfer, Kohl und Kürbisse genossen werden. Die Kartoffel, Eierpflanze, Tomata und Yam sind noch nicht eingeführt. Weniges Zuckerrohr wird an den heißesten Stellen der östlichen Provinz gebaut, jedoch nur roh verzehrt, sowie auch die ausgezeichnet zuckerhaltigen Halme einer gewissen Art Moorhirse; Taback als perennirende Pflanze liefert ein sehr geringes Blatt. Brennöl wird gewonnen aus dem Samen des Leins, einer gewissen Kohlart, des Safflors und der Polymnia abyssinica, vorzüglich aber aus den beiden letztern. Die Benutzung der Indigopflanze und des Flachses ist nicht bekannt, ebenso wenig Seidenzucht. Koriander, Schwarzkümmel, Senf und besonders spanischer Pfeffer sind die einheimischen Gewürze; die sehr beliebte, als Tauschartikel begierig gesuchte Frucht der Pfefferrebe muß noch von auswärts bezogen werden. An Obstfrüchten hat Abyssinien einen auffallenden Mangel. Der Dattelbaum und andere Palmen gehen nicht über die Seeküste hinaus; außer dem Pisang, der eingebürgert ist, werden als große Seltenheit hier und da Granatäpfel, Pfirsiche, Pomeranzen und Weintrauben gezogen. Von wildwachsenden Früchten ist nicht viel Brauchbares vorhanden; kleine Citronen, geschmacklose Feigen, die Steinfrüchte des Rhamnus Napeca, der Cordia abyssinica und einer Flacourtia und die Beeren einiger Rubusarten werden selten den Affen streitig gemacht. Kaffee der besten Sorte, der im europäischen Handel Mokkakaffee heißt, wächst wild in den von Mohammedanern bewohnten Bezirken; die Christen lassen den Strauch nicht aufkommen und verabscheuen die Benutzung der Bohne als einen wesentlich mohammedanischen Genuß. Die Zahl der in den Gebirgen von Schoa hausenden Raubthiere ist nothwendig sehr beschränkt; es finden sich Löwen, Leoparden, Hyänen, Wölfe und wilde Hunde. Der Löwe hat sich in die Wildnisse am Fuße der Gebirge zurückgezogen, wo ihm der Büffel und die verschiedenen Antilopen zur Beute fallen. Aber die Leoparden sind weder vertrieben noch ausgerottet; mit vieler List entgehen sie Fallgruben, Fußeisen und andern Schlingen und retten sich aus allgemeinen Treibjagden. Wenn sie aber umstellt sind, verlieren sie allen Muth und werden ohne Gefahr für die Jäger gespießt. Da ein Fell des Löwen oder Leoparden einen unentbehrlichen Theil der Kleidung eines vornehmen oder ehrgeizigen Kriegers ausmacht, suchen manche die Schlupfwinkel derselben in den Niederungen auf, wobei der Sieg gar oft dem gereizten Thiere bleibt. Übrigens bilden solche Felle auch einen bedeutenden Einfuhrartikel aus den westlichen Gallaländern, wo die Löwen jung gefangen und groß gezogen werden sollen. In den Gebirgen westlich vom Blauen Nil wird ein schwarzer Leopard seines überaus geschätzten Fells wegen gejagt. Hyänen und Schakals sind sehr häufig und viel mehr nützlich als schädlich, da sie in ihren nächtlichen Einbrüchen die Straßen von allem Aase und in Ermangelung desselben von den verwilderten Hunden reinigen. Diese letztern sind meist herrenlos, wie überhaupt im Osten; nichtsdestoweniger kommt Wasserscheu sehr häufig unter ihnen vor und wird Menschen und Vieh mitgetheilt. Ein Wolf ist als ein arger Würger unter den Schafheerden mehr gefürchtet als alle andern reißenden Thiere.

Digitized by Google

Die Bevölkerung dieses also ausgestatteten Landes kann keinen Anspruch auf hohe geistige Anlagen und Schönheit der Körperbildung machen. Kaukasische Gesichtszüge sind vorherrschend unter den Amharen, aber die Farbe geht durch alle Schattirungen von dem Olivenbraun des Ägypters bis zum Kohlschwarzen des Negers. Eine Annäherung an die dicke Lippe und platte Nase des letztern sieht man nicht selten, aber die Länge und Feinheit des Haars bezeichnet unveränderlich den großen Unterschied, der zwischen den beiden Racen stattfindet. Die Männer sind groß, stark und wohlgebaut, durchaus schwarzhaarig, mit spärlichem Barte; die Weiber, obgleich ebenmäßig, sind kaum weniger männlich. Schönheit ist unter ihnen eine Seltenheit, und dabei verunstalten sie auch noch das breite von Natur ausdruckslose Gesicht durch das Ausreißen der Augenbrauen und Bepflasterung des Gesichts mit einem Pigment von Ocker und Fett. Wenn das Haupt nicht glatt geschoren ist wie bei allen jungen Leuten, besteht der Haarputz aus vielen Reihen künstlicher Löckchen, die von dem Scheitel als Mittelpunkte ausgehen und reichlich mit übelriechendem Unschlitt bedeckt werden, wovon ein Geruch ausstrahlt, dem ein Europäer nothgedrungen ausweichen muß. Kopfbedeckung durch eine Art von Turban ist nämlich nur ein Vorrecht der Priester, Mönche und Nonnen; diejenigen jungen Männer, welche sich noch nicht durch Kriegsthaten hervorgethan haben, und die unverheiratheten Weiber und Sklavinnen müssen sich des natürlichen Schutzes des Hauptes gegen Sonnenstrahlen und Kälte begeben; ohne eine Salbung mit dem widerlichen Fette könnten sie sich nicht wol in das Freie wagen. Die sehr kleidsame, aber freie Bewegung der Glieder hindernde Tracht der Männer besteht aus einem Leibrock und einem weiten Umschlagetuche, das oft in Unordnung kommt und von neuem um die Schultern geworfen werden muß, von welchen es herabgenommen wird zum Zeichen der Hochachtung gegen jeden vorübergehenden oder empfangenden Vorgesetzten. Wenn die Anwesenheit böser Geister zu befürchten steht, besonders in Unterredungen mit Fremden, wird der untere Theil des Gesichts verhüllt, um die Öffnung, wodurch sie am leichtesten eindringen könnten, den Mund, zu vertheidigen. Übrigens ist zum großen Nachtheile der ehrbaren Zucht Verschleierung und Zurückgezogenheit unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung nicht üblich, mit Ausnahme der Mutter des Thronerben, die ängstlich den Blicken der fremden und gemeinen Leute entzogen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechen und sprechen ist zweierlei.

In dem östreichischen Feldzuge gegen Piemont im vorigen Jahre fragte ein deutscher Dragoner seinen Kamerad: „Kannst denn du Italienisch? Ich weiß mir in einem Lande, wo sie kein Wort Deutsch verstehen, schlecht zu helfen.“ — „Ja“, entgegnete der Gefragte, „was man so fürs Haus braucht, das kann ich schon sprechen.“ — „Und was sagst du denn, wenn du in ein Haus kommst und hast Hunger und Durst?“ — „Das ist ganz einfach. Ich nehme halter Brot, Wein und Fleisch, was ich gerade brauche und weiter sage ich kein Wort.“

Die Eiche.



Die Eiche gehört in einem großen Theile der Erde zu den höchsten und schönsten Bäumen, indem sie zugleich ein Alter von vielen Jahrhunderten erreicht. Tausendjährige Eichen sind gar nichts Seltenes und solche, deren Alter auf Jahrhunderte zu berechnen ist, alltäglich. Vom grauesten Alterthume an bis auf unsere Tage belebte sie die Phantasie des Dichters und der Maler studirt den Baumschlag, wie er es nennt, vornehmlich an ihr. Sie ist das Sinnbild der Kraft, der Ausdauer, des Muthes, und im Leben der Völker tritt sie umsomehr hervor, je einfacher sich diese noch erhalten haben. Aus ihren Wipfeln erging einst das Orakel zu Dodona, an ihren Ästen hingen die alten Druiden und Barden ihre Harfen auf, in ihrem Schatten pflegten die Germanen des fetten Mahls und ließen das Horn voll Gerstensaft herumkreisen. Die alten Griechen ließen das fromme Paar Philemon und Baucis in eine Eiche und Linde verwandeln. Die hier abgebildete Eiche gehört zu den schönsten ihrer Art durch Größe, Umfang, Höhe und merkwürdig gebogene Äste sowie einen ganz eisenfesten Stamm. Es ist vielleicht die berühmte Eiche von Jesse im Parke von Richmond, die Georg III., König von England, als er noch Prinz von Wales war, in einem Anfalle von übler Laune umzuhauen befahl, was er nachher oft, solange er lebte, bereute. Andern Angaben zufolge soll jedoch sein Befehl nicht vollzogen und der Baum erhalten worden sein.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



In den nördlichern Gegenden Norwegens und Schwedens, wo die Dörfer oft sehr weit auseinanderliegen, findet man auf den gewöhnlichen Straßenzügen hin und wieder einfache Häuserchen erbaut, welche etwa bei dem Ausbruche eines heftigen Sturms oder Schneefalls zu einer einstweiligen Retirade dienen können. In keinem derselben fehlt ein kleiner Herd, trockenes Holz und Mittel, schnell Feuer anzuzünden. Oft wird der Reisende durch eine an der Wand angebrachte Inschrift ermuntert und gebeten, wenn er hier Erholung gefunden habe, dafür zu sorgen, daß auch nach ihm Kommende sie wieder mögen finden können, und daraus hat sich die Sitte gebildet, daß nicht leicht ein Reisender eine dergleichen Hütten zur Einkehr benutzt, ohne beim Weitergehen daran zu denken, die Bedürfnisse des Herdes aufs neue ergänzt zu haben.

Swinemünde, der eigentliche Hafen Stettins, hat an seinen Molen großartige Bauwerke, die ihresgleichen an den Küsten der Ostsee nicht finden. Es sind kolossale Dämme, welche die Mündung der Swine gegen den Andrang der Wellengewalt schützen, indem der durch sie eingeengte und verlängerte Strom sich selbst sein Bett wühlt und mit solchem Erfolge den angehäuften Sand ins Meer zurückführt, daß das Fahrwasser jetzt eine Tiefe von 18 Fuß hat, mithin die meisten Kauffahrteischiffe ihre Fahrt mit ganzer Ladung nach Stettin fortsetzen können. Das Werk besteht aus zwei bogenförmig parallel laufenden Steindämmen, von welchen der östliche 370, der westliche 275 rheinländische Ruthen lang ist. Die Molen wurden in der Zeit von 1823—29 mit einem Kostenaufwande von anderthalb Millionen Thalern erbaut. Die Aufhäufung der ungeheuern Steinmassen, die auf einer Basis von Senkstücken und Faschinen-Packwerken ruhen, konnte nur bei ruhigem Wetter geschehen. Die Seitenwände sind geböscht und erheben sich in mächtigen Granitblöcken aus dem Meeresgrunde sieben Fuß über den gewöhnlichen Meeresspiegel, während sie auf der Höhe eine Breite von drei Ruthen haben. Daher gewähren sie auch einen eigenthümlichen, von den Meereswogen umspülten Spaziergang, der fleißig benutzt wird.

Geflügelte Schlangen, die im Frühjahre aus Arabien nach Ägypten kamen und von dem Ibis in großer Anzahl verzehrt wurden, erwähnt Herodot. Der römische Geograph Mela läßt diese kleinen Schlangen zu gewissen Zeiten des Jahres aus dem Schlamme der Sümpfe entstehen und nach Aegypten zu fliegen. Die Quelle dieser seltsamen Berichte scheint in einer Verwechselung zu liegen; die Orientalen nennen nämlich in ihrer malerischen Sprache die Heuschrecken geflügelte oder brennende Schlangen.

Eiliges Meßgespräch. Zwei Herren wollen in einer Straße Leipzigs eben aneinander vorbeischießen. „Erlauben Sie mir ein wenig Feuer.“ — „Bedienen Sie sich.“ — „Danke bestens! Ich habe Sie schon wo gesehen.“ — „Ja, ich komme manchmal hin.“

Der Branntweindrache ist eine in Dänemark häufig vorkommende Lithographie, welche die demoralisirenden und gesundheitzerstörenden Folgen des Branntweins versinnlichen soll. Es wird auf dem Bilde eine riesenhafte Destillirschlange dargestellt, ein grausenhaftes, dickaufgeschwollenes Ungethüm mit mehren Rachen. Die Menschen schleppen auf der einen Seite die schönen Gaben der Felder, Brotkorn und mehlige Kartoffeln, herbei, um sie dem Ungeheuer in den Rachen zu stürzen. Aus der Erde bringen sie Kohlen hervor, in den Wäldern fällen sie Bäume, um damit die Verdauungskraft des Drachen zu erhöhen, der auf der einen Seite die schönen Gaben Gottes verschlingt und auf der andern eine sprudelnde Giftquelle von sich gibt. An den Ufern dieser Quelle bieten sich unter der zahlreichen herbeieilenden Menge die gräßlichsten Scenen der betrunkenen und vielfach tobenden Menschen, Mord und Prügelei, entzweite Familien, verzweifelnde Frauen, reuige Hausväter, an den Bettelstab gebrachte Unglückliche dar. Im Hintergrunde eröffnet sich die Aussicht auf Galgen und Rad und auf brennende Häuser.

München, Baierns Haupt- und Residenzstadt, mehr als fast sonst eine andere Stadt Deutschlands der Mittelpunkt architektonischer und bildender Kunst, entbehrt fast gänzlich den Zauber heitern Naturgenusses in seinen nächsten Umgebungen. Es liegt am Südende einer großen unfruchtbaren Ebene; denn über dem Kalkkiesgerölle, das auf ein ausgetrocknetes Seebett schließen läßt, liegen nur einige Schuh Dammerde, sodaß, wo nicht besondere Cultur angewendet wird, der Boden eine Haide ist, auf welcher außer einigen Alpenpflanzen und verkümmerten Föhren nichts Erhebliches wächst. Deshalb sagte Gustav Adolf von München, es sei ein goldener Sattel auf einem magern Pferde.

Der ganze Name. „Wie heißt denn Ihr ganzer Name?“ fragte Friedrich II. den Gesandten von Portugal, den General Zaremba. — „Mit meinem ganzen Namen“, antwortete dieser, „heiße ich Zirrizarrikorumbarrizizaremba.“ — „So heißt ja der Teufel nicht“, sagte der König. — „Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie.“

Knicken heißen in Schleswig und Holstein sowie auf vielen dänischen Inseln die hohen Einfriedigungen der Wiesen, durch die das Land gewissermaßen in eine Menge von Futterkammern eingetheilt wird, in denen das Vieh ohne Aufsicht eines Hirten auf die freieste und sicherste Art sich ergehen kann. Sie sollen ihren Namen davon haben, daß man das auf ihnen wachsende Holz und Gebüsch nach einer gewissen Reihe von Jahren umhaut oder knickt. Es geschieht dies dann, wenn das eingefriedigt gewesene Land wieder zum Ackerbau aufgebrochen wird. Verwandeln sich späterhin die Äcker wieder in Wiesen und erscheint das Vieh auf den Koppeln, so sind indeß die grünenden und blühenden Wände schon wieder gewachsen und zu der gehörigen Höhe gediehen.

Die gewonnene Wette. Der Schauspieler Brockmann in Wien tadelte seine Mitspieler immer, wenn sie, dem Charakter ihrer Rollen zuwider, auf der Bühne lachten. Sie entschuldigten sich damit, daß der Reiz dazu oft unwiderstehlich sei; er aber behauptete, daß ihn durchaus nichts zum Lachen bringen könne. Der Komiker Weidmann bot ihm eine Wette an, daß er ihn, und noch dazu in einem Trauerspiele, zum Lachen bringen wolle. Die Wette wird angenommen. Geraume Zeit nachher ward „Clavigo“ gegeben; Brockmann spielt die Titelrolle. Weidmann, welcher nie in einer ernsthaften Stücke auftrat, weil schon seine bloße Erscheinung Lachen erregte, mischte sich, ohne Brockmann's Wissen, unter die Träger, welche die Leiche der Marie Beaumarchais über die Bühne tragen. Als sich nun Clavigo verzweiflungsvoll dem Sarge entgegenstürzt und fragt: „Wen begrabt ihr?“ antwortete Weidmann, ohne eine Miene zu verändern: „Marie von Papier-maché; denn sie ist todt.“ Der unerwartete Anblick, diese Worte wirkten so unwiderstehlich auf Brockmann, daß er laut auflachte, und dem Publicum ging es nicht anders.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 408.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [26. October 1850.

Wartthürme und Gnadenbild am Ufer des Shannon in Irland.



Weltberühmt sind die reizenden Umgebungen des Shannon, des bedeutendsten Flusses in Irland. Sie gewähren durch zahlreiche Überreste alter Schlösser, Klöster, Thürme, durch Heiligenbilder und andere Denkmäler der Vorzeit dem Wanderer romantische und imposante Einblicke.

Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Die Abschließung von der civilisirten Welt, unter welcher die Abyssinier so viele Jahrhunderte zu leiden hatten, ist nicht ohne verderbliche Folgen für ihren Charakter geblieben. Zu schwach, die zugleich mit der christlichen Lehre überkommenen Wissenschaften und Künste unter sich fortzubilden, ist es ihnen kaum gelungen, spärliche Reste derselben zu bewahren; aber obgleich sich in den erhaltenen schriftlichen Denkmälern jener wichtigen Zeit hinreichende Beweise finden, daß damals die Cultur der geistigen Anlagen durch einige fremde Wohlthäter eingeführt worden ist, denen das gegenwärtige Geschlecht das Wenige zu verdanken hat, wodurch es sich noch von den Barbaren unterscheidet, und obgleich ihm in neuester Zeit dieselbe Wohlthat wieder von uneigennütziger Hand angeboten wird, sind doch wenige ehrlich genug, die Überlegenheit der Euro-

Digitized by Google

päer ihrer eigenen Roheit gegenüber einzugestehen. Vielfältige Erfahrung hat gelehrt, daß Völker, die lange Zeit im Besitz einer Halbbildung gewesen sind, weit schwerer zu bewegen seien, eine Vervollkommnung derselben zu versuchen, als ganz wilde Stämme, ihre Roheit abzulegen und mit den dargebotenen Mitteln eine gründliche, durchgreifende Verbesserung bei sich einzuführen. Wenn daher die Abyssinier auch in ihrer Verblendung die angebotene Hülfe christlicher Sendboten und Gelehrten abweisen sollten, so ist doch keineswegs die Hoffnung aufzugeben, in den Hochlanden von Äthiopien ein Volk der Barbarei zu entreißen und zu einem Lehrmeister von Nationen zu bilden. Die Gallas, noch unbefangen von Vorurtheilen gegen Fremde und unangesteckt von der Sucht, als eine besondere abgeschlossene Nation zu erscheinen, sind ganz besonders geeignet, in den Kreis der Völker gezogen zu werden, deren Elend und Armuth das reichgesegnete Europa abzuhelfen beginnt. Ihre Vorstellungen von einem höchsten Wesen, von einem Leben und einer Vergeltung nach dem Tode, von einem erwarteten Erretter aus der Knechtschaft und von einer Wiederkehr glücklicher Zeiten sind wichtige Anknüpfungspunkte für den christlichen Lehrer; die Einfachheit ihres Götzendienstes, ihr offenes, gerades Wesen ohne alle Heuchelei und knechtischen Sinn, ihr ausdauernder Fleiß zeichnen sie so vortheilhaft vor allen bekannten Stämmen des östlichen Afrika aus, daß die bisher bestandene Schwierigkeit, zu ihnen zu gelangen, sehr zu beklagen war. Aber diese Schwierigkeit ist jetzt so gut wie beseitigt. Ein schiffbarer Strom, der Goschob, von der Größe der Donau, welcher wenige Meilen nördlich von dem Äquator in den Indischen Ocean mündet, durchschneidet theils das Gebiet der Gallas, theils trennt er sie von südlichen Negervölkern. Mehre bedeutende Nebenflüsse auf der linken Seite sind gleichfalls schiffbar bis in die fernsten, ehemals abyssinischen Provinzen Enarea und Zingaro. Alle eingezogenen Nachrichten lassen vermuthen, daß die das mittlere Stromgebiet des Goschob bewohnenden Gallastämme weniger roh und grausam sind als diejenigen, welche Theile von Abyssinien eingenommen haben. Schon ihre Vereinigung zu wenigen, sehr mächtigen Staaten spricht dafür; ein anderer Beweis ist der Umstand, daß sie außer kriegsgefangenen Negern nur Verbrecher aus ihrer eigenen Mitte an die sie besuchenden weißen Sklavenhändler verkaufen, während unter den Gallastämmen am Hawasch und Blauen Nil Väter und Brüder ihre nächsten Angehörigen feilbieten. Die unerhörten Gräuel, welche dieselben schwachen Stämme an ihren Kriegsgefangenen vor deren Hinrichtung oder Verkauf verüben, sind eine nothwendige Folge der mörderischen Kriege, womit die wieder erstarkenden Abyssinier sie alljährlich überziehen, und sehr oft läßt auch der siegreiche Amhara sich zu ähnlichen Grausamkeiten gegen wehrlose Feinde hinreißen.

Die frühern Wohnsitze der Gallas sowie die Veranlassung ihrer Auswanderung sind noch unbekannt. Unter dem Namen Droma leiten sie ihren Ursprung von drei Schwestern ab, Töchtern aus Jerusalem, von denen Ähnliches berichtet wird wie von den Kindern Lot's. In ihrer eigenen Sprache bedeutet Galla „die Eingedrungenen"; sie erzählen, daß ihr gemeinschaftlicher Vater Wollabu von den Ländern jenseit des großen Wassers gekommen sei und neun Söhne gezeugt habe (mit Namen, die noch jetzt Hauptabtheilungen des Volkes beigelegt werden), von welchen die unzähligen besondern Stämme und Familien ausgegangen sind, welche den größten Theil des tropischen östlichen Afrika bewohnen. Die Mohammedaner jedoch behaupten, daß der Name Galla dem Ilma Droma, d. i. Samen Droma's, vom Propheten selbst beigelegt worden sei, der, nachdem er Wollabu beschickt hatte, den neuen Glauben anzunehmen, eine abschlägige Antwort erhielt. „Gal-la", er sagte Nein, war die Nachricht des abgewiesenen Boten. „Laß dies denn", rief der Prophet, „künftig den Namen der Ungläubigen sein, welche die himmlischen Offenbarungen des Erzengels Gabriel nicht annehmen wollen." Obgleich entstanden auf den unerforschten Höhen von Äthiopien, sind doch viele der Gewohnheiten dieser wilden, rohen Götzendiener sehr nahe und auffallend verwandt mit Gebräuchen einiger der feinern Völker des Alterthums. Sie suchen wie die Römer und Etrusker Vorbedeutung im Vogelfluge und in den Eingeweiden der Opferthiere; sie tragen das Haar geflochten wie die alten Ägypter, und schlafen wie sie, das Haupt auf einer hölzernen krückenartigen Unterlage ruhend; sie heirathen die kinderlose Witwe eines Bruders, wie das mosaische Gesetz vorschreibt, und beten vorzüglich die alte Schlange an, die ihnen als Vater des Menschengeschlechts gilt. Zu seinem Götzendienste braucht der Galla nothwendig einen Baum, unter dessen Zweigen seine Anbetungen und Opfer stattfinden. Bei dem Begräbnisse eines Priesters wird eine Sykomore oder ein Kaffeestrauch auf den Grabhügel gepflanzt und für immer heilig gehalten. An den Ufern des Hawasch steht eine ehrwürdige Sykomore, zu welcher die Stämme von nah und fern pilgern, um Gelübde abzulegen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Während sie sonst nur Stock und Stein anbeten und ihre Knie vor Götzenbildern und Schlangen beugen, verschwenden sie hier Weihgeschenke von Butter und Honig, um die Gottheit zu versöhnen, hängen an die Zweige die empörenden Siegeszeichen über ihre Feinde, und unter Anrufung von Sar, dem Fürsten der Dämonen, schlingen sie um ihre Hälse die Därme der Opferthiere, welche günstige Vorzeichen gewährt haben. Zwei große jährliche Opfer werden den Gottheiten Ogli und Ateti gebracht. Nachdem eine Anzahl von Ziegen geschlachtet worden, beginnt der Priester, welcher einen Haarschopf auf dem Scheitel und ein kupfernes Stirnband trägt und eine Glocke hält, aus dem Fette, Netzen und Därmen zu weissagen, ob die Krieger in der Schlacht siegen werden. Wenn dieser Punkt ausgemacht ist, fährt die versammelte Menge fort, unter entsetzlichem Schreien und Heulen sich mit rohem Fleische anzufüllen, Bier zu trinken und bis zur Betäubung Rauch einzuziehen, unter Anrufung von Wak, dem höchsten Wesen, um zahlreiche Nachkommenschaft, langes Leben, reichliche Ernte und nicht minder um Glück im Gefecht; und wenn sie der Ateti, der Göttin der Fruchtbarkeit, opfern, rufen sie oft: Herrin, wir übergeben uns dir! Bleibe immer mit uns!

In der neuesten Zeit hat der Bekehrungseifer mohammedanischer Händler wichtige Veränderungen unter einigen Stämmen bewirkt; mit dem Islam wurde Königthum eingeführt und der Grund zu großen Reichen gelegt. In der Begeisterung für die neue Religion hat der König von Enarea seine Waffen weit über das Gebiet seines Stammes hinausgetragen und wird nächstens mit den christlichen Fürsten von Abyssinien zusammenstoßen, von welchen ihn nur noch wenige schwache Stämme trennen. Diese zu unterjochen schlug er vor einigen Jahren dem Herrscher von Godscham und Damot ein Bündniß vor, wurde aber mit folgen-

Digitized by Google

den kurzen Worten abgewiesen: „Du verkaufst Sklaven und bist noch dazu ein Moslem! Es kann nicht sein.“ Enarea gehört zu den höchsten Gebirgsländern von Afrika; der Hauptzug läuft von Südost nach Nordwest mit Seitenzweigen gegen Südwest. Bedeutende Ströme, die theils in den Nil, theils in den Goschob fallen, haben daselbst ihren Ursprung. Die Hauptstadt Saka enthält 10—12,000 Einwohner, Heiden und Mohammedaner, zwischen welchen kein großer Unterschied und keine Feindschaft zu bestehen scheint. Enarea ist sehr reich an Vieh, Getreide, Pelzwerk, Elfenbein, Myrrhe und Weihrauch. Einen wichtigen Handelsartikel liefert die aus dem Nabel der Zibethkatze gewonnene Feuchtigkeit.

Im Südosten von Enarea liegt das alte Königreich Zingaro, das bis in die letzten Jahre seine Unabhängigkeit von den Gallas bewahrt hatte; jetzt ist es dem Suppera oder Könige von Enarea unterthan. Die Hauptstadt Anger liegt auf einem hohen Berge; die übrige Gegend ist viel niedriger, reich und fruchtbar. Menschenopfer waren und sind noch sehr gewöhnlich in Zingaro. Wenn die Sklavenhändler Menschen von dort ausführen, werfen sie immer die schönste der Sklavinnen in den See Umo als einen Tribut oder eine Versöhnungsgabe für die Gottheit des Wassers. Ein großer Theil der Bevölkerung muß die Erstgeborenen der Gottheit als blutiges Opfer darbringen, ein Gebrauch, den die Sage dem Rathe der Zauberer zuschreibt. Vor alter Zeit nämlich geriethen einmal die Jahreszeiten in Unordnung; es gab weder Sommer noch Winter und die Früchte des Landes zeitigten nicht. Der König versammelte seine Wahrsager und hieß sie angeben, wie man diesem Zustande am besten abhelfen und Ordnung in den Jahreszeiten herstellen könnte. Ihr Spruch fiel dahin aus, daß man eine gewisse große eiserne Säule, die vor dem Thore der Hauptstadt stand und deren Fuß bis auf den heutigen Tag noch vorhanden ist, abtragen müßte. Dies hatte den gewünschten Erfolg; um aber einen Rückfall in die frühere Unordnung zu verhüten, schrieben sie noch ferner vor, daß der Fuß der Säule sowol als der Fußschemel des Throns jährlich mit menschlichem Blute befeuchtet werden sollte; und sofort wurde diese Abgabe der Erstgeborenen auferlegt, die an der bezeichneten Stelle geopfert werden. Der Thronfolger wurde aus der Mitte der Edlen des Landes genommen. Nach dem Tode des Königs versammelten sich diese auf offenem Felde, und Derjenige, über dessen Haupt zuerst eine Biene oder ein Geier flog, wurde einstimmig zum König erklärt. Eine etwas abweichende Nachricht von diesem letzten Gebrauche und von dem Glauben an Zauberei, in welchem das Volk von Zingaro befangen ist, hat schon der erste und einzige Europäer, der so weit vorgedrungen ist, der Vater Alvarez im Jahre 1613 gegeben. Indem er den Namen des Landes, im Amharischen „Affe“, benutzte, schilderte er den König als mehr einem Affen denn einem Menschen ähnlich. Einige Sklaven aus Zingaro, von welchen der Reisende Harris die obigen Nachrichten erhielt, zeigten an ihren Personen gar keinen Unterschied von dem gewöhnlichen abyssinischen Schlage, außer daß ihnen die Brustwarzen fehlten, welche als unmännlicher Theil den neugeborenen Knaben abgeschnitten werden. Obwol sie sich weder zum Christenthume von Äthiopien noch zum Islam bekennen, haben sie doch Beschneidung, den Sabbath und einige mit christlichen Festen zusammenfallende Tage.

Gerade östlich von Zingaro liegt Cambat, ein kleines sehr gebirgiges Land, das ausschließlich nur von Christen bewohnt ist, die unter erblichen Königen bisher der Gallas sich erwehrt haben. Die Hauptstadt heißt Karembza und liegt auf einem hohen Berge gleiches Namens. Obwol die nördliche Grenze von Cambat nur acht Tagereisen von des Königs von Schoa südlichsten Besitzungen entfernt ist, stehen doch beide Reiche in keinem Verkehre, denn die dazwischen wohnenden Gallas sind gräßliche Ungeheuer. Südlich von Cambas und südöstlich von Zingaro befindet sich ein anderes christliches Königreich, Wollamo, mit der Hauptstadt Wofana, das mit den beiden obigen Staaten in beständigem Kriege liegt. In seinen hohen Gebirgen entspringt ein bedeutender Fluß, Uma, der in den Goschob fällt. Die Bewohner sind von heller Farbe und als Sklaven in Schoa sehr geringgeschätzt wegen ihrer Trägheit und ihres Hanges zum Selbstmord.

Das Königreich Kaffa liegt südlich von Enarea in dem Winkel, den die Vereinigung des von Südwest kommenden Flusses Omo mit dem Goschob bildet. Die Einwohner sind theils Heiden, theils Christen und sprechen eine ganz eigenthümliche Sprache. Das ganze sehr gebirgige Land ist mit Wäldern bedeckt, in welchen Elefanten, Nashorne, Büffel und andere wilde Thiere hausen. Kaffee wird in ungeheurer Menge und von der besten Sorte gewonnen; man sagt, daß er hier zuerst einheimisch gefunden und von arabischen Händlern in ihr Vaterland verpflanzt worden sei. Eine Eselsladung gibt ein Pfund Salzwerth, in Schoa 7 Kreuzer, in Kaffa etwa 18, womit nur die Mühe des Auflesens der überreifen, herabgefallenen Beeren bezahlt wird. Die Entdeckung des schiffbaren Stroms Goschob, der die Nordostgrenze dieses reichen Landes bildet, ist von besonderer Wichtigkeit für diesen Artikel europäischer Consumtion, der bisher in Mokka als arabisches Product zu den bekannten hohen Preisen verkauft wurde.

Im Westen grenzt an Kaffa das große christliche Königreich Susa mit der Hauptstadt Bonga. Eine der bedeutendern Quellen des Goschob, Gitche genannt, entspringt in den hohen Gebirgen von Susa, das sehr kalt ist und drei Monate ununterbrochenen Regen hat. Gegen Westen sieht man hohe Schneeberge, ohne Zweifel das berühmte Mondgebirge der alten Geographen, von welchem der Nil, der Zaire, der Goschob und viele ihrer Zuflüsse ausgesendet werden. Der König von Susa ist mit den Königsfamilien von Enarea und Kaffa verwandt und in gutem Vernehmen und hat durch die Provinzen von Enarea einen Verkehr mit dem nördlichen Abyssinien begonnen, der sich zwar meist nur auf Austausch von Marktartikeln beschränkt, aber auch Gelegenheit gegeben hat, ein geistiges Bedürfniß der Susaner zu befriedigen. Eine Deputation der Priester von Susa begab sich nämlich nach Gondar zu dem Patriarchen der abyssinischen Kirche, um sich ordiniren zu lassen. Derselbe blies den Athem des heiligen Geistes in einen ledernen Sack, welcher wohlverwahrt nach Bonga gebracht und in der Hauptkirche aufgehangen wurde. Viele Priester sind seitdem damit ordinirt worden, daß man diesen Sack öffnet und daraus ein wenig Luft über das Gesicht des Adspiranten streichen läßt. Sie haben alte Kirchengewänder und silberne Mitren; ihre Kirchen und gottesdienstlichen Gebräuche scheinen in jeder Hinsicht dieselben zu sein wie in Schoa.

Das Volk ist sehr kriegerisch, wohlberitten und oft mit der Jagd beschäftigt. Große Kuppeln von Hunden werden gehalten zur Jagd auf Rhinocerosse, Ele-

Digitized by Google

fanten, Büffel, Löwen, Leoparden, Giraffen, Zebras und Strauße, die nebst andern für die Naturgeschichte noch neuen Thieren häufig sein sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Trappers.

Die Trappers (buchstäblich: Fallen- oder Schlingensteller, von trap, Falle) in den endlosen Wiesenwüsten Luisianas und Arkansas in Nordamerika sind Auswürflinge oder Geächtete, die dem strafenden Arme des Gesetzes entflohen sind, oder auch unbändige Naturen, denen selbst die rationelle Freiheit der Staaten noch ein Zwang däucht. Es ist für die Vereinigten Staaten Nordamerikas ein Glück, daß sie in jenen Savannen einen Abzug haben, wo die wildesten Leidenschaften sich austoben können, die im Innern der bürgerlichen Gesellschaft viel Unheil anrichten würden. Man findet diese Trappers oder Hunters von den Quellen des Columbia- und Missuristroms herab bis zu denen des Arkansas und Red-Rivers. Ihre ganze Existenz dreht sich um die Vertilgung der Thiere, die sich seit Jahrhunderten in jenen Steppen und Fluren zusammengehäuft haben. Sie morden den wilden Büffel, um Felle für ihre Kleidung und Fleisch auf ihren Tisch zu haben; den Bär, um auf seiner Haut zu schlafen; den Wolf, weil es ihnen Vergnügen macht; den Biber fangen sie seines Fettes und Schwanzes wegen Dafür erwerben sie sich Pulver und Blei, Flanelljacken und Hemden, Garne zu Netzen und Whisky, um die Kälte in den Wintertagen abzuhalten. Der wahre Trapper zieht nur in Gesellschaft eines geschworenen Freundes, mit dem er öfter Jahrelang aushält; denn Jahre werden erfodert, ehe man mit den Verstecken der wilden Thiere bekannt wird. Jahrelang leben diese Menschen in den Savannen der Arkansas-, Missuri- und Oregongebiete, die in ihrem Innern neben Sand- und Steinsteppen doch auch die herrlichsten Gefilde bergen. Schnee und Frost, Hitze und Kälte, Regen und Stürme und Entbehrungen aller Art haben ihre Glieder so abgehärtet, ihre Haut so verdichtet wie die des Büffels, den sie jagen; die stete Nothwendigkeit, in der sie sich befinden, sich auf ihre Körperkraft zu verlassen, erzeugt in ihnen ein Selbstvertrauen, das vor keiner Gefahr zurückschreckt. Ihre Leiden und Entbehrungen sind oft gräßlich. Nach einem oder mehren Jahren kehren sie, wenigstens auf einige Wochen, in den Schoos der Gesittung zurück, namentlich wenn sie einen guten Vorrath von Biberfellen gesammelt haben. Gewöhnlich fällen sie dann einen hohlen Baum in der Nähe oder am Ufer eines schiffbaren Flusses, machen ihn wasserdicht, ziehen ihn in den Strom, packen ihre Felle, ihren Proviant und sonstige Habseligkeiten darein und rudern hunderte, ja tausende von Meilen den Missuri, Arkansas oder Redriver hinab nach Saint-Louis, Natchitoches oder Alexandria, wo sie in ihren Thierhäuten auf den Straßen einhergehen und durch ihre Erscheinung die Bevölkerung nicht selten gleichsam in die Urwelt zurückversetzen. Nach einer besondern Congreßacte sind blos geborene Amerikaner zum sogenannten Trapping and hunting (Fallenstellen und Jagen) zwischen dem Mississippi und dem Stillen Ocean ermächtigt, vorzüglich um den Briten jede Gelegenheit zum Verkehr mit den auf dem Grund und Boden der Vereinigten Staaten umherschwärmenden Indianern und zur Aufwiegelung derselben abzuschneiden.

Cardinal Richelieu und seine Katzen.



Dieser allmächtige Minister König Ludwig's XIII. von Frankreich war in seiner Behausung beständig von Katzen umgeben, von Katzen aller Art, in allen Farben, jungen und alten. In der Mitte dieser schnurrenden Freunde verlebte er seine Erholungsstunden und diese Günstlinge durften sich Alles erlauben und herausnehmen. Eine kletterte ihm auf die Schulter, eine andere zupfte ihm am Barte, die ältern wurden auf dem Schooße von ihm gehätschelt. Seine Katzenmenagerie war Gegenstand seiner zärtlichsten Sorge und

Digitized by Google

selbst in seinem Testamente setzte er ihnen lebenslängliche Pensionen aus. Auch hatte es nicht an zahlreichen Dichtern gefehlt, welche für die seinen Katzen gewidmeten Gedichte seine Gunst und wol auch Geschenke zu erlangen bemüht waren.

Räuber in den Abruzzen.



Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

II. *)

Der Marschall Berthier ging einst im Palais-Royal in Paris spazieren und traf hier einen schon etwas bejahrten Mann, dessen äußere Erscheinung ihm ganz besonders auffiel. Sein heiteres, zufriedenes Gesicht sowie sein ärmlicher, aber dabei sehr reinlicher Anzug sprachen Berthier ungemein an, und da er ohne allen Zweck, blos um sich zu zerstreuen, spazierenging, so suchte er Gelegenheit, sich mit diesem Manne in ein Gespräch einzulassen, was ihm auch um so leichter gelang, da jener gleich nach der ersten Begrüßung selbst die Hand dazu bot.

Berthier erkundigte sich, wer er sei und, welches Geschäft er betreibe, und erfuhr so, daß er seinen Unterhalt durch den geringen Verdienst, den ihm das Abschreiben für einen Notar einbrachte, bestreiten mußte.

Dem Marschall, welcher sich so theilnehmend nach dem Einkommen dieses Mannes erkundigte, wurden auch seine übrigen Fragen ohne Scheu sogleich beantwortet, und so hörte er ferner, daß der Alte nur mit einigen hundert Francs seine Bedürfnisse befriedigen konnte, wodurch sich Berthier veranlaßt fühlte, ihm die Bemerkung zu machen, daß er es für eine Unmöglichkeit halte, das Leben eines Menschen hiermit kaum ein halbes Jahr zu fristen. Jener erwiderte jedoch lächelnd, daß er seine Zeit und seinen Verdienst so eingetheilt habe, daß er mit beiden auskomme und ein höchst zufriedenes, seiner Ansicht nach auch sehr glückliches Leben führe. Ich stehe sehr früh auf, fuhr der Mann fort, und arbeite, außer einer Stunde nach dem Mittagstische, bis gegen diese Stunde (es war 7 Uhr Abends), wo ich dann jeden Tag, wenn es auch eben keine freundliche Witterung ist, hierher gehe und mich an dem Gewühl der Menschen ergötze. Dieses ist meine einfache Weise zu leben, und ich hoffe, sie auch mit Gottes Beistand bis an mein dereinstiges Ende fortsetzen zu können.

Berthier, der ihm darauf einige Erfrischungen in einem unweit von ihnen entfernten Kaffeehause anbot, die aber von jenem durchaus abgelehnt wurden, fragte ihn endlich: ob er denn auch weiter gar kein Bedürfniß habe und ob ihm auch sonst kein Wunsch übrig sei?

Ja wohl, entgegnete ihm der Befragte, habe ich

*) Nr. I theilten wir in Nr. 402—404 mit.

Digitized by Google

einen Wunsch, den ich auch recht gern vor meinem Ende hätte erfüllt sehen mögen; allein ich habe nun bereits fünf Jahre der Erfüllung desselben vergebens entgegengesehen, und so ist er denn auch von mir aufgegeben worden, da ich recht wohl gelernt habe, daß sich der Mensch durch Wünsche, deren Erfüllung Zeit und Umstände nicht zulassen, nur seine Lebenstage verbittert, und so nur dem Zwecke seines Lebens entgegen handelt.

Nachdem ihn Berthier auf einigen Umwegen gefragt hatte, ob nicht etwa er ihm zu der Erfüllung dieses seines Wunsches, dem er im voraus die größte Bescheidenheit zutraue, behülflich sein könnte, erwiderte ihm der Mann lächelnd: Dies möchten Sie wol nicht im Stande sein; da Sie aber so vielen Antheil an mir nehmen und mein Wunsch sich auf keine Unbilligkeit gründet, so kann ich Ihnen denselben leicht anvertrauen. Sie lachen vielleicht über diese Sonderbarkeit, allein meine Gründe werden mich rechtfertigen: Es ist weiter nichts, als daß ich Napoleon einmal sehen möchte; ich wohne hier mit ihm in einer Ringmauer, höre so viele und ebenso verschiedene Urtheile über diesen Mann, sodaß ich mir durch diese Zusammenstellungen eine ganz eigene Idee von seiner Person gemacht habe. Die vielen Portraits und Gemälde, welche ich hier und da von ihm sehe, befriedigen mich zu wenig. Von meiner Zeit kann und darf ich selbst nicht soviel abbrechen, um meiner Lieblingsidee nachzugehen, da ich nur blos von 10—11 Uhr Mittags und von 7—8 Uhr Abends ausgehen kann, weshalb ich denn jetzt allbereits fünf Jahre der Erfüllung meines Wunsches vergeblich entgegensah, und ihn nunmehr, wie schon gesagt, ganz aufgegeben habe.

Die edle Freiherzigkeit und das Zutrauen, mit dem der Alte seine ganz ungeschmückte Rede dem Marschall vortrug, sprachen diesen ungemein an und machten ihn neugierig, seine Wohnung kennenzulernen; die Erlaubniß, ihm dahin folgen zu dürfen, wurde mit einer freundlichen Miene bewilligt, worauf denn bald Beide, unter einem lebhaften Gespräche, in einem kleinen, aber höchst reinlichen Zimmerchen ankamen.

Der alte Herr, der in Berthier nichts weniger als einen französischen Marschall vermuthete, sondern einen schlichten Bürger als Besuch bei sich zu haben glaubte, sagte ihm, daß diese Stunde diejenige sei, in welcher er nun schon seit so vielen Jahren gewohnt wäre, sein Nachtmahl zu sich zu nehmen, er möge ihm dies daher verzeihen und ihm Gesellschaft leisten. Währenddessen brachte er etwas Butter und Brot auf den Tisch und bat Berthier zuzugreifen. Der Marschall wollte eine Flasche Wein holen lassen, jedoch lehnte es der Alte unter allen Umständen ab und versicherte Berthier, daß er außer dem Sonntage, wo er ein Glas Wein trinke, nicht gewohnt sei, welchen zu genießen; er bat so sehr, ihn nicht aus seiner Gewohnheit zu bringen, daß der Marschall auch nachgab und nicht mehr deshalb in ihn drang. Nach einigen Stunden, die Berthier recht vergnügt bei seinem neuen Bekannten zugebracht hatte, schied er von ihm und bat sich die Erlaubniß aus, ihn von Zeit zu Zeit wieder besuchen zu dürfen, was ihm auch mit Freuden bewilligt wurde; er verließ diesen Mann mit der vollkommensten Überzeugung, daß derselbe in der That ein glückliches Leben führe.

Berthier sprach noch denselben Abend den Kaiser und erzählte diesem außer andern Tagesneuigkeiten auch sein vor wenigen Augenblicken bestandenes Abenteuer. Napoleon äußerte den Wunsch, diesen zufriedenen Sonderling zu sehen und kennenzulernen, ersuchte deshalb Berthier, den alten Herrn erst um die Erlaubniß zu bitten, einen Freund mitzubringen, und ihn dann als solchen dort einzuführen. Der Marschall besuchte seine neue Bekanntschaft gleich den andern Tag, fand Alles wieder ebenso wie gestern und trug endlich sein Anliegen, einen Freund bei ihm einführen zu dürfen, vor. Der alte Mann gestattete ihm recht gern diesen Wunsch, und so schied Berthier wieder ebenso vergnügt als Tags vorher.

Nach Verlauf von einigen Tagen ging Napoleon in Begleitung des Marschalls zu jenem Sonderling. Beide wurden von ihm mit seiner gewöhnlichen heitern Miene recht freundschaftlich empfangen. Das Gespräch leitete sich wieder auf seine Lebensweise; er erzählte Napoleon Dasselbe, was er einige Tage vorher schon Berthier mitgetheilt hatte, zeigte ihm einige seiner Arbeiten, die in der That schön und gut waren, und nachdem sie so fast eine Stunde zugebracht hatten, bot Napoleon ihm seine Unterstützung an, allein kein Zureden konnte ihn bewegen, etwas anzunehmen; er lehnte jede Kleinigkeit ab und behauptete, daß ein Wohlleben nicht im Stande sei, ihn glücklich zu machen. Als ihn der Kaiser auf sein schon vorgerücktes Alter aufmerksammachte und ihm vorstellte, daß, wenn er bei einem noch höhern Alter und möglicherweise eintretender Krankheit unfähig werde, seine Beschäftigung fortzusetzen, es doch nicht vortheilhaft um ihn stehen würde, entgegnete er ganz ruhig und mit lächelnder Miene: Er hoffe auch dann von Gott, daß ihm dieser seinen Beistand leisten werde.

Napoleon, der endlich einsah, daß durchaus nichts für das Wohl dieses sonderbaren Mannes zu thun war, wendete sich nochmals mit folgenden Worten an ihn: Ich hörte von diesem Herrn hier (auf Berthier zeigend), daß Sie Napoleon zu sehen wünschen; da ich nun schlechterdings für Sie nichts thun kann und soll, so will ich suchen wenigstens Dieses zu bezwecken; sind Sie es zufrieden?

Der Mann erwiderte freundlich, daß ihm dieses freilich die größte Freude verursachen würde, und er gestehe, daß die Nichterfüllung seines Wunsches ihn oft sehr unangenehm gestört habe; allein, fuhr er fort, auch dieses würden Sie wol nicht vermögen, sobald Sie nur berücksichtigen, wie meine Arbeit und meine Lebensweise eingerichtet sind und daß ich diese selbst wegen der Erfüllung meines einzigen Wunsches nicht ändern kann noch darf.

Napoleon, gerührt durch des Mannes Rede, nahm dessen Hand, indem er sagte: „Braver Mann! Jeder Augenblick, deinen Wunsch unbefriedigt zu lassen, wäre ein Vergehen; siehe, hier steht der Mann, den du so gern sehen möchtest, vor dir; du hast mir eine glückliche Stunde bereitet, und mit dem größten Vergnügen widme ich auch dir deren noch mehr, wenn du zu mir kommen willst, um mich in der Folge sehen zu wollen. Deine Lebensweise zu ändern, würde ich mir zum Vorwurf machen, allein morgen erhältst du ein kleines Capital, von dessen Revenuen du deinen gewohnten Unterhalt auch dann fortsetzen kannst, wenn das Alter dich zum Arbeiten unfähig macht oder wenn Krankheit dich an Erfüllung deiner Berufsgeschäfte hindert."

Der alte Herr, der seinen Augen und Ohren kaum zu trauen glaubte, war nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen, und erst nach einer langen Pause stattete er Napoleon seinen aufrichtigen Dank ab. Nach einem kurzen Aufenthalte entfernte sich der Kaiser mit

Digitized by Google

Berthier, und schon den andern Tag wurde das Versprechen in Erfüllung gebracht.

Diese Anekdote erzählte Berthier vor Eröffnung des östreichischen Feldzugs in einer Gesellschaft von Offizieren. Wol drei Jahre später war die Rede wieder von diesem Sonderling und der Marschall, den man fragte, ob er nie wieder etwas von ihm gehört habe, erzählte, daß jener Mann Napoleon, so oft er in Paris anwesend gewesen wäre, alle zwei auch drei Monate nicht mehr denn einmal besucht habe, aber nie habe er ihn dazu bewegen können, etwas von den vielen und mancherlei Anerbietungen, die er ihm gemacht habe, anzunehmen; nicht einmal zur Annahme eines Glases Wein sei er zu bewegen gewesen, es sei denn, daß sein Besuch an einem Sonntage stattgefunden habe, und obgleich Napoleon es oftmals versucht, ihn zu seiner Privattafel (die nur aus vier bis fünf Personen bestand) einzuladen, so wäre der Sonderling dennoch nie von seiner Gewohnheit abzubringen gewesen.

Familienleben in der Herzegowina.

In der Herzegowina, dieser Provinz des türkischen Reichs, welche mit Bosnien vereinigt ist, gibt es noch ein echt patriarchalisches Familienleben. Jedes Geschlecht oder jede Familie lebt in einem besondern Hofe unzertrennlich beisammen; die Söhne treten in die Ehe, verlassen aber das Haus ihrer Ältern nicht, man sieht daher beim Eintritt in einen solchen Hof mehre Ehepaare, aber alle diese Ehepaare bilden nur Eine, oft aus 50—80 Köpfen bestehende Familie und nur Eine Haushaltung. Die Mitglieder dieser Familie sind dem Aeltesten oder dem Haupte des Hauses unterworfen und seine Herrschaft ist unbedingt. Was von dem Großvater geboten wird, ist heilig. Gewöhnlich findet sich in jedem Hofe ein großes Familienzimmer mit einem mächtigen Herd in der Mitte; hier sammelt sich Abends die ganze Familie, kocht ihre Speisen, beschäftigt sich in den Winterabenden mit Arbeit und vertreibt sich die Zeit mit allgemeinem Gespräch. Der graue Großvater, das Haupt der Familie, raucht seine Pfeife, sitzt unter ihnen am Ehrenplatz, empfängt von Jedem den Bericht darüber, was er gethan hat, und ordnet an, was am folgenden Tage geschehen soll. Das Vermögen der ganzen Familie ist gemeinsam, und nur der Älteste kann darüber verfügen. Aus der Familie ausgeschlossen zu sein gilt für eine große Schande. Alle Geschäfte außer dem Hause, allen Verkehr mit der Regierung und den Behörden hat der Älteste allein zu besorgen. Um das Privatleben der Verheiratheten nicht zu beengen, finden sich gewöhnlich um die Familienstube her einige besondere Abtheilungen, in denen die besondern Ehepaare hausen. Die Kinder befinden sich meist insgesammt im allgemeinen Familienzimmer unter der Aufsicht einer oder mehrer Frauen, welche hierzu vom Haupt der Familie bezeichnet werden. Der Aelteste hat ein abgesondertes, Niemanden aus der Familie zugängliches Zimmer, und vielleicht nur der Geistliche, der manchmal zur Verrichtung der kirchlichen Ceremonien von weitem herberufen wird, oder der Spahi können darin übernachten. Im Sommer bauen Viele für sich auf dem Felde Hütten, wo sie essen und schlafen, ohne sich um die Bequemlichkeiten des Lebens zu kümmern. Wenn sie Maisstroh oder Heu zum Bett haben, sind sie zufrieden, und ihre Speise ist die allereinfachste; ihre Hauptnahrung ist Kulia, eine Art Brei aus Mehl und Milch, und Pita, kleine, runde, eierförmige Kuchen, die sie gewöhnlich vor jeder Mahlzeit auf Kohlen backen. Auch Fleisch braten sie auf Kohlen und sind im Allgemeinen mit Backöfen und andern Küchenerfodernissen gar nicht bekannt. Im Winter genießen sie meist geräuchertes Fleisch und sauern Kohl, doch kann man bei ihnen um diese Zeit auch warme Speisen finden; im Sommer aber besteht ihre gewöhnlichste Nahrung aus Milch, Käse, Kürbissen, Melonen, Gurken, Rüben und anderm Gemüse. Bei solcher Lebensweise kann man frisch und gesund sein.

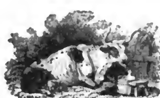
Der Sumpfwader.



Sumpflaufer ist der gewöhnliche Name dieses Vogels. Er gehört zu den Stelzvögeln oder Stelzfüßen, also in eine Reihe mit den Kranichen, Reihern und Störchen, so recht von der Natur bestimmt, auf Wiesen, auf Sümpfen selbst schnell hinlaufen oder allenfalls waden zu können, um, was ihm hier entgegenkommt, mit seinem messerförmigen Schnabel heraus und heraufzuholen und zu verspeisen. Alle diese Arten von Vögeln sind in der großen Haushaltung der Natur von nicht zu berechnendem Nutzen, denn manche Gegenden würden, besonders nach Überschwemmungen, nicht wieder bewohnbar sein und werden, wenn sie nicht das zahllose Gewürm und die Schlangen, Frösche, Kröten oder was sonst dahin gehört, verspeisten. Ebendeshalb wurde ja der dem Sumpfwader so nahe stehende Ibis im alten Ägypten fast göttlich verehrt.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Der Rinderreichthum Schleswigs und Holsteins ist außerordentlich. Nur der breite Haidestrich in der Mitte hat kleines und mageres Vieh; das beste findet sich an der West- und Ostküste entlang. Im Westen geht man vorzugsweise aufs Fettmachen und Abschlachten des Viehs aus; in den Hügellandschaften des Ostens herrscht Milch- und Butterwirthschaft vor. Die Producte der Viehzucht bilden in den beiden Herzogthümern den vornehmsten Ausfuhrartikel, der etwa auf 10 Millionen Thaler angeschlagen gegen 6 Millionen Producte der Viehzucht enthält. Es werden allein gegen 60,000 Tonnen Butter, vorzugsweise nach England, ausgeführt.

Einimpfung der Vaterlandsliebe. Bei einem tatarischen Volksstamme am Kaukasus herrscht der Gebrauch, daß, wenn dem Khan ein Thronerbe geboren wird, die Frauen im Lande, die eben Mütter sind, ihn der Reihe nach einen Tag säugen und pflegen müssen. Es soll ihnen dadurch Liebe zum künftigen Herrscher eingepflanzt werden, wobei man voraussetzt, daß sie dieselbe auch den eigenen Kindern einflößen.

Treffende Zurückweisung. Als vor mehren Jahren die in England durch Pusey hervorgerufene Bewegung Viele in den Schoos der römisch-katholischen Kirche zurückzuführen drohte und die Katholiken selbst alle Mittel hervorsuchten, Proselyten zu gewinnen, wurden Berathschlagungen und Gespräche allenthalben angekündigt und gehalten, die immer eine zahlreiche Zuhörerschaft anlockten. Bei einem solchen Religionsgespräche behauptete der das Wort führende Katholik, zwischen den Kirchen von England und Rom bestehe nur eine papierne Scheidewand. Aus dem Kreise der Zuhörer rief der Advocat Dulton heraus: „Ja! Aber die Bibel ist darauf abgedruckt."

Die indianischen Vogelnester, welche einen wichtigen Handelsartikel, besonders nach China, bilden, werden in besonderer Güte auf der zu Java gehörenden Insel Madura gewonnen. Die Eingeborenen, welche zum Suchen der Nester gedungen werden, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein Priester spricht den Segen über sie, ehe sie an ihr gefährliches Werk gehen; nach ihrer Zurückkunft folgt dann ein Dankgebet. Die Nester werden von einer kleinen Schwalbenart (Hirundo esculenta) mit graublauem Gefieder gebaut, sind von weißlicher Farbe und haben eine etwas längliche Form. Gekocht lösen sie sich in schleimige Fäden auseinander und werden zu Suppen, Pasteten und dergleichen gebraucht. Die Schwalben bauen ihre Nester in großer Menge gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten der Felsen, am häufigsten in der Nähe des Meers.

Vorsichtig. Kotzebue's Trauerspiel „Octavia" — Sujet aus der römischen Geschichte zur Zeit des Kaisers Augustus — ist angekündigt. Ein Herr läßt sich bei Abholung der Billets erkundigen, ob in dem Stücke auch geschossen werde? Seine Gemahlin sei nervenschwach.

Die Schwedische Akademie, welche König Gustav III. im Jahre 1786 für den Zweck der Ausbildung der schwedischen Sprache stiftete und welche jährlich Preise ausgibt, ist unabänderlich auf 18 Mitglieder festgestellt. Sie schreiben sich daher: Einer der Achtzehner der Schwedischen Akademie und haben als solche Troman's Rang (Rang eines Obersten). Die Akademie hält ihre Sitzungen an jedem Dienstage Nachmittags um 4½ Uhr. Wer pünktlich kommt, erhält ein Jeton von Silber; wer zehn Minuten später kommt oder ganz ausbleibt, geht desselben verloren und die übrigbleibenden Jetons werden unter die zu rechter Zeit gekommenen Mitglieder vertheilt. Man hatte Gustav III. vorgeschlagen, des ungestörtern Mittagsessens halber die Versammlungsstunde später anzusetzen. Er aber antwortete: Wer sich eine Tafel hält, die ihn hindert, um 4½ Uhr zu kommen, mag seinen Antheil Ärmern überlassen.

Das Städtchen Jamestown auf der Insel St.-Helena besteht aus lauter niedlichen, kleinen Häusern, welche durchaus massiv sind, indem kein Bauholz auf der Insel wächst. Die hellen freundlichen Farben und selbst die Kleinheit der Gebäude trägt mit dazu bei, den angenehmen Eindruck des Städtchens zu vergrößern und den pittoresken Gegensatz zu den zu beiden Seiten steil aufsteigenden Felsen zu heben. Die Stadt bildet nur drei Straßen, welche freie Plätze zwischen sich lassen, die mit Cocospalmen verziert sind. Man findet hier mehre prächtige Läden mit den kostbarsten Stoffen und Manufacten Japans, Chinas und Bengalens; aber die Preise der Waaren sind ungemein hoch und der Werth des Geldes ist sehr gering.

Der Wetterhut. Auf der Insel Kungshatt im Bottnischen Meerbusen ist auf einem Felsen eine Stange gepflanzt mit einem großen Hute von Eisenblech auf der Spitze. Er soll an einen berühmten Admiral aus Schwedens Vorzeit, Erich Emudsson Wäderhatt (Wetterhut) erinnern, der auf seinen Seezügen vom Winde so begünstigt gewesen sei, daß der Wind dahin geblasen habe, wohin er mit seinem Hute winkte. So gefällig ist der Wind heutzutage nicht mehr.

Soldatenlied. Die deutschen Reiter sangen beim vorjährigen Feldzuge in Italien häufig ein Liedchen, das nur eine Strophe hat, die sie aber unzählige mal, bald ganz leise, bald aus Leibeskräften wiederholen. Es ist folgendes:

„Der Mensch muß a Freud han,
Und a Freud muß der Mensch han,
Und wenn der Mensch ka Freud hat
Was hat denn der Mensch?"

Die Stadt Hanover, oder, wie es in alten Urkunden heißt, Honover, soll nach Einigen von dem hohen Ufer (Over) der Leine, an welcher der erste Grund zur Stadt gelegt wurde, den Namen haben; nach Andern von „henober" (hinüber), weil man über die Leine „henober" mußte, um von der Burg nach dem rechten Ufer zu gelangen. Schon im 11. Jahrhundert kommt Hanover als Dorf vor; als Stadt wird es zum ersten male in einer Urkunde vom Jahre 1203 aufgeführt.

Kurzer Bescheid. Ein Kranker klagte einem mürrischen Arzte in London seine Noth, er könne weder stehen noch gehen, weder liegen noch sitzen. „Nun, so hängt Euch!" sagte der Mann mit dem Spleen.

Die Deutschen sind die Orgeldreher und Marktsänger Europas. Man findet sie in Ungarn und Rußland, in Schweden und Dänemark. Sie ziehen wie Wandervögel von Ort zu Ort, weit in die civilisirte und uncivilisirte Welt hinaus und verschleppen überall hin gute und schlechte deutsche Lieder.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 409.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [2. November **1850.**

Heinrich, der Finkler, in den Schluchten des Harzes.



Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1848, Nr. 3?1.

Nero's Tod.

Nach den Berichten der alten Schriftsteller.

Die römische Welt hatte den Tiberius, diesen finstern Tyrannen, 23 Jahre lang ertragen; beim Nero war ihre Langmuth im 14. Jahre erschöpft.

Als die Stunde der rächenden Vergeltung geschlagen hatte, folgten Schlag auf Schlag die Botschaften des heranziehenden Ungewitters. Beim Schmause sitzend in der goldstrotzenden Kaiserburg erhält der Tyrann die Nachricht von dem Abfalle auch der letzten auswärtigen Heere. In ohnmächtigem Wuthanfalle zerreißt er die Briefe, schmettert den Tisch mit den kostbarsten Trinkgeräthen zur Erde, füllt ein kleines goldenes Salbengefäß mit dem tödtlichsten Gifte und begibt sich mit seinem Gefolge in die Servilianischen Gärten. Er entsendet seine Getreuesten nach Ostia, um die Flotte zur

Flucht zu rüsten. Sie kehren nicht wieder. Er forscht die Stimmung seiner Garden aus, ob sie ihn begleiten möchten auf seiner Flucht; sie aber suchen Ausflüchte und weigern sich; einer wagt schon das hochverrätherische Wort: ob denn das Sterben so schwer sei?

Im wachsenden Wahnsinn der Todesangst fallen ihm seine Gauklerkünste ein. Er will die Rednerbühne besteigen und das Volk durch eine sofort entworfene und niedergeschriebene Kunstrede voll Reue über seine Vergangenheit zum Mitleid bewegen. Gelingt es nicht, so will er abdanken und sich mit der Präfectur Ägyptens begnügen.

Mitten in der Nacht weckt den Tyrannen eine neue Schreckensbotschaft — seine Leibwache hat ihn verlassen. Er springt vom Lager auf und sendet zu den Vertrauten und Hofleuten, die in seinem Palaste wohnen. Von Keinem kommt ein Bescheid. Da begibt er sich selbst mit einigen Dienern an die Pforten ihrer Gemächer. Alle sind geschlossen, keine Antwort wird dem Rufe des Kaisers. Da kehrt er erzürnt in sein Schlafgemach zurück. Er findet es leer; die diensthuenden Kämmerlinge sind entflohen, die kostbaren Decken seines Lagers haben sie geraubt, auch die Dose mit Gift ist entführt. In seiner Verzweiflung fodert er einen seiner Gladiatoren auf, ihm das Schwert durch den Leib zu stoßen. Der Fechter wendet sich schweigend ab und mit dem Ausrufe: „So habe ich denn weder Freund noch Feind!“ stürzt Nero ins Freie, um sein Leben in den Wellen der Tiber zu enden.

Plötzlich besinnt er sich. Einen Versteck verlangt er, einen Winkel, um sich zu sammeln. Ein treugebliebener Diener, der Freigelassene Phaon, bietet ihm seinen Meierhof an, ungefähr am vierten Meilensteine vor der Stadt; hastig ergreift Nero das Anerbieten. Nur halb bekleidet, mit nackten Füßen, einen schlechten Reitermantel über die Tunica geworfen, mit verhülltem Haupte, ein Schweißtuch vors Gesicht gedrückt, besteigt er das vorgeführte Roß und sprengt, von drei Gefährten begleitet, in die Nacht hinaus.

Es war eine drückende, schwüle Juninacht; alle Elemente scheinen im Aufruhr zu sein, verschworen gegen den fliehenden Herrscher. Die Erde bebt in ihren Tiefen und die Geister der von ihm Gemordeten scheinen mit dräuenden Häuptern aus ihren Gräbern gegen ihn aufzusteigen. Ein furchtbares Unwetter entladet sich in unaufhörlichen Blitzen, die dicht vor seinem schnaubenden Rosse niederzucken. An dem Lager seiner Garden vorbeijagend, hört er das wilde Geschrei der Söldner, die aus dem Schrecken dieser Nacht seinem Gegenkaiser Galba Glück, ihm aber Verderben prophezeien. Wanderer, an denen die nächtlichen Reiter vorübersprengen, rufen laut: „Die jagen wol dem Nero nach!“ Einer fragt ihn selbst, ob er nichts vom Nero wisse? Da scheut sein Pferd vor einer am Wege liegenden Leiche. Während er es zu bemeistern sucht, entfällt seinem Gesicht die Verhüllung; ein ausgedienter Prätorianer, der des Weges zieht, erkennt beim Leuchten eines Blitzstrahls die Züge des Kaisers und grüßt ihn in hergebrachter Weise. Das ist ihm ein Todesschrecken. Er wagt nicht weiter zu reiten, springt mit seinen Begleitern von den Pferden, läßt sie ins Freie jagen und kriecht seitwärts vom Wege in ein Rohrgebüsch. Hier erwartet er, an der Erde kauernd, den Anbruch des Tages, als könne und werde sein Licht ihm wenigstens Rettung bringen vor den Schrecknissen der Nacht.

Aber neue Todesqualen beginnen für ihn. In den Begleitern, die stumm um ihn her liegen, sieht er seine Mörder; jeden Augenblick erwartet er, daß einer von ihnen den Todesstoß gegen ihn führen werde. In jedem Laute, der die Stille der Nacht unterbricht, glaubt er die Stimme der Verfolger zu vernehmen, die ihn suchen. So oft das Bellen eines Hundes in der Ferne oder der Schrei eines Nachtvogels sein Ohr trifft, oder wenn der Nachtwind in dem Geröhricht und durch die Bäume rauscht, schaudert er zusammen in Todesangst. Zu seinen Begleitern wagt er nicht ein Wort zu sprechen, aus Furcht, daß ein fremdes Ohr es vernehme. Nur im halbunverständlichen, wahnwitzigen Selbstgespräche bejammert er sein Loos, daß er, der gestern noch in seinem goldenen Hause sich von tausend Dienern umgeben sah, jetzt mit wenigen mitleidigen Getreuen im schimpflichen Versteck obdachlos dem Tode entgegenzittere.

Jetzt kommt die bittere Reue über ihn um seiner Greuelthaten willen; einmal über das andere wiederholt er den Vers aus dem Ödipus:

„Es fodern Gattin, Mutter, Vater meinen Tod!“

Mit dem grauenden Morgen macht er sich auf und gelangt durch Dornen und Gestrüppe zu der hintern Seite des einsamen Meierhofes. Damit nichts seinen Eintritt verrathe, beschließen die Begleiter die Mauer der Hinterwand zu durchbrechen, um ihn so unbemerkt einzulassen. Während sie sich dazu anschicken, fodert ihn Phaon auf, sich in einer nahen Sandgrube zu verbergen. Mit einem Anfluge des ironischen Witzes, der ihm eigen war, erwidert er: „Lebendig unter die Erde gehen? Nimmermehr!“

Den quälenden Durst zu stillen, schöpft er mit der hohlen Hand Wasser aus einer schmuzigen Lache. „Das ist Nero's Kühltrank!“ ruft er höhnisch lachend aus, ehe er es hinunterschlürft.

Endlich ist der Eingang fertig. Mit blutenden Füßen und zerrissenen Kleidern gelangt er, auf allen Vieren kriechend, in eine Kammer, wo er sich auf ein ärmliches Lager wirft. Hunger und Durst quälen ihn. Ein Stück verschimmeltes Brot, das man ihm reicht, stößt er mit Abscheu zurück. Jetzt aber gilt es den letzten Schritt; denn seine Begleiter drängen ihn, sich der seiner harrenden Schmach durch freiwilligen Tod zu entziehen. Er scheint sich zu ermannen, heißt eine Grube rüsten, zu welcher er das Maß seines Körpers gibt, wo möglich einige Stücke Marmor als Bezeichnung der Stätte, auch Holz und Wasser herbeischaffen zur Leichenwäsche. Es geschieht, wie er befohlen, und während der Zurüstungen bricht er wiederholt in Thränen und in die Worte aus:

„Welch ein Künstler stirbt in mir!“

Unterdeß kommt ein Bote an Phaon mit Briefen aus Rom an. Er reißt sie diesem aus den Händen und liest, der Senat habe Nero für einen Feind des Reichs erklärt und lasse ihn suchen, um an ihm die Strafe nach der Väter Brauche (more majorum) zu vollziehen. Der tausendfältige Mörder kennt diese Strafart nicht und fragt die ihn Umgebenden, was damit gemeint sei? Man antwortet ihm: der so Verurtheilte werde nackt ans Marterholz gespannt und mit Ruthen zu Tode gehauen.

Da ergreift er die beiden Dolche, welche er fliehend zu sich gesteckt, versucht die Spitzen von beiden und mit den Worten:

„Noch kam sie nicht, die schwarze Stunde!“

stößt er sie — in ihre Scheiden zurück.

Jetzt wendet er sich an einen der Begleiter, seinen Liebling Sporus, er solle die Todtenklage um ihn beginnen. Jetzt fleht er, es möge doch einer mit dem

Digitized by Google

Beispiele des freiwilligen Todes ihm vorangehen. Dann wieder bricht er in Wuth über seine eigene zaudernde Feigheit aus: „Schäme dich, Nero, schäme dich! Welch ein erbärmliches Leben lebst du! Hier gilt's, einmal muthig zu sein! Auf! Ermanne dich!"

Horch! Was ist das? Hufschlag eilender Rosse erschallt. Es sind die Reiter, die ausgesandt sind, ihn lebendig zu greifen. Er hört es und selbst sein letzter Gedanke ist eine poetische Reminiscenz. Mit bebender, versagender Stimme declamirt er den Homerischen Vers:

„Schnell antrabender Rosse Gestampf schlägt laut an das Ohr mir!"

und stößt dann mit Hülfe seines Geheimschreibers Epaphroditus den Dolch sich in die Kehle. Der hereinstürzende Reiteroberst findet ihn noch lebend und versucht mit seinem Mantel das strömende Blut zu hemmen, indem er sich stellt, als sei er zu seiner Hülfe herbeigeeilt. Aber der sterbende Schauspieler murmelt ihm zu: „Zu spät! Zu spät!"

Auch ein Gespräch mit Goethe, von ihm selbst erzählt. *)

Goethe war im August 1806 auf der Rückreise aus Karlsbad in Jena angekommen und brachte einen Abend im Knebel'schen Hause zu. Über Tische erzählte er Allerlei von seinen Reisen, besonders von seinem letzten Aufenthalte in Karlsbad, unter Anderm Folgendes:

In meiner Art auf und abwandelnd, war ich seit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 70 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit goldenem Knopfe gestützt, dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter östreichischer General aus einem sehr alten Geschlechte. Einige mal hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wol, wenn ich vorüber war, stehenblieb und mir nachschaute. Indeß war mir Das nicht auffallend, weil mir dergleichen wol schon begegnet ist. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergange etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich also an:

Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?

Schon recht.

Aus Weimar?

Schon recht.

Nicht wahr? Sie haben Bücher geschrieben?

O ja.

Und Verse gemacht?

Auch.

Es soll schön sein.

Hm!

Haben Sie denn viel geschrieben?

Hm! Es mag so angehen.

Ist das Versemachen schwer?

So, so.

Es kommt wol halter auf die Laune an und ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?

Es ist mir fast so vorgekommen.

Na, schauen's! Da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen.

Hab' auch schon daran gedacht.

Na, schauen's! In Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken.

Hm!

Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können.

Hm!

Ja, dergleichen Leute finden wol gar, wenn's sich gut halten und zu leben wissen, in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme.

Hm!

Komm's nur! Melden's sich bei mir. Ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben's nur auf Ihre Karte: „Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her." Das Letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopfe habe.

Werde nicht verfehlen.

Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?

Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerstrauch.

Es soll halter berühmt sein.

Hm! leidlich.

Schade, daß ich Nichts von Ihnen gelesen und auch früher Nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue Auflagen von Ihren Schriften erschienen?

O ja, wol auch.

Und es werden wol noch mehr erscheinen?

Das wollen wir hoffen.

Ja, schauen's! Da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; sonst hat man immer den Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen oder man muß dasselbe Buch zum zweiten male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatze kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen.

Hm!

*) Nach Luden, „Rückblicke in mein Leben".

Dubberworth auf Rügen.

Dubberworth ist das größte Hünengrab auf Rügen, 120 Schritte im Umfange. Das Volk läßt es einer Sage zufolge also entstanden sein: In grauer Vorzeit herrschte auf Jasmund eine Riesenjungfrau, welche in Liebe gegen ein Rügenfürstlein entbrannte und sich ihm zur Gemahlin antragen ließ. Der Rügenfürst lehnte die kolossale Ehre ab und die Jungfrau war gewaltig erbost. Sie zog ihr Kriegsvolk zusammen, um den Abscheulichen zu züchtigen, und damit dieses schneller über die Meerenge bei Lietzow gelangen möge, nahm sie sich vor, dieselbe mit Sand auszufüllen. Das Material nahm sie in ihre Schürze und in tollen Sprüngen ging es über Jasmunds Gefilde. Bei Sagard bekam das Schürzchen ein Loch und durch den herausgefallenen Sand entstand der Dubberworth. Als die Rachbegierige fast die Mitte der Meerenge erreicht hatte, platzte die Schürze völlig und dadurch entstanden die bei der Fähre von Lietzow befindlichen Sandhügel.

Digitized by Google

Der Brünig.



Der Brünig im Canton Unterwalden ist ein wundervolles Gebirge. Für einen Alpenstock hat er zwar nur geringe Höhe, aber dafür eine so kraftvolle, mannichfaltige und liebliche Vegetation, daß man in ihm gleichsam den höchsten Landschaftszauber der Schöpfung vor sich hat. Überall reizende, trauliche Fern- und Nahsichten, Bild und Rahmen zugleich in schwellender Zierlichkeit. Dunkelschattige Einsamkeiten wechseln mit hellen Landschaften, die sich in ganzer Mannichfaltigkeit und Fülle entfalten, und jeder Fels, möchte man sagen, jeder Baum bietet eine Studie.

Digitized by Google

Holländische Fischer.



Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Im Westen und Süden von Susa beginnen die Wohnsitze der Neger, welche die alten Sagen von den Pygmäen zu bestätigen scheinen, wenn man dem übereinstimmenden Zeugnisse vieler Sklaven trauen darf, die aus Enarea, Zingaro, Kaffa und Guraque gebürtig, vor dem Verluste ihrer eigenen Freiheit jenen hülflosen Geschöpfen nachgestellt haben. Jenseit der weiten Wildniß, welche die südliche Grenze von Kaffa und Susa bildet, wohnen die Doko, ein zwergartiges und ganz wildes Geschlecht, nicht über vier Fuß hoch, dunkel olivenbraun und in Gebräuchen noch näher den Thieren des Feldes, als selbst die Buschmänner des südlichen Afrika. Sie haben weder Götzenbilder, noch Tempel, noch heilige Bäume, besitzen aber eine dunkle Vorstellung von einem höchsten Wesen, an welches sie im Unglück, z. B. wenn einer unter ihnen von dem Sklavenjäger erschlagen wird, ein Gebet richten, indem sie auf dem Kopfe stehen und ihre Füße gegen einen Baum lehnen. „Yere", sagen sie, „wenn du wirklich bist, warum lässest du zu, daß wir erschlagen werden? Wir essen nur Ameisen und verlangen weder Nahrung noch Kleidung. Du hast uns aufgerichtet, warum wirfst du uns zu Boden?" Das Land der Doko ist mit einem dicken Walde von Bambus bedeckt, in dessen Gründen die Leute ihre rohen Hütten aus gebogenen Stäben und Gras aufrichten. Sie haben keinen König, keine Gesetze, keine Künste, keine Waffen, besitzen keine Heerden, sind nicht Jäger, bebauen auch nicht das Land, sondern leben allein von wilden Früchten und Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Ameisen und Honig; beide letztern lecken sie von ihren Armen und Händen wie die Bären. Durch Pfeifen locken sie Schlangen an, zerreißen sie mit ihren langen Nägeln und verschlingen sie roh. Sie gehen ganz unbekleidet und haben dicke, wulstige Lippen, kleine Augen und platte Nasen. Das Haar ist nicht wollig und reicht bei den Weibern bis auf die Schultern; die Männer haben keinen Bart. Sie kennen den Gebrauch des Feuers nicht. In der Jugend durchbohren sie die Ohren mit einem zugespitzten Stück Bambus, sodaß nur ein schmaler Ring übrigbleibt; aber sie tätowiren sich nicht, noch durchbohren sie die Nase; ihr einziger Zierath ist ein Halsband aus den Wirbelknochen einer Schlange. Da sie sehr fruchtbar sind und sich vermehren wie die Thiere, bereichert ihr zahlreiches Volk den Menschenverkäufer. Große Sklavenjagden werden jährlich von den nächstgelegenen Gallastämmen unternommen, und die dicken Bambuswälder bilden oft

Digitized by Google

den Schauplatz heftiger und blutiger Kämpfe zwischen eifersüchtigen Räuberbanden. Große Strecken werden umringt und die Räuber, näher rückend, zwingen die Bewohner, sich in die Mitte zu flüchten. Sie halten ein buntes Gewand vor sich und tanzen und singen auf eine besondere Weise; dann nahen die wehrlosen Zwerge, wol wissend aus trauriger Erfahrung, daß Alle, die zu entfliehen suchen, unbarmherzig gejagt und vielleicht erschlagen werden, und lassen sich die Augen verbinden. Hundert Sklavenjäger können auf diese Weise tausend Doko fangen, und obgleich dieselben noch lange ihre Liebhaberei für Ameisen, Mäuse, Eidechsen und Schlangen behalten, suchen sie doch selten zu entfliehen. Ihre Gelehrigkeit und Brauchbarkeit sammt ihren wenigen Bedürfnissen machen sie so geschätzt, daß nie Einer aus den Gegenden, die an den Goschob grenzen, ausgeführt wird, und seinen Weg nach Abyssinien findet.

Südlich von Zingaro, bedeutend tiefer an dem großen Flusse und auf dessen beiden Ufern liegt das Königreich Kuscha mit einer Gallabevölkerung, die einen lebhaften Handel mit portugiesischen Sklavenhändlern treibt. Man erreicht die Mündung des Stroms auf Flößen in 15 Tagen, das Doppelte dieser Zeit braucht man in Ruderbooten stromaufwärts bis nach Kuscha.

Bereits hat die englisch-ostindische Regierung die Mündung des Flusses Goschob durch ein Kriegsschiff untersuchen lassen, welches viele Tagereisen den Fluß aufwärts fuhr und ihn vollkommen schiffbar gefunden hat. Diese Entdeckung wird wol in den nächsten Zeiten weiter verfolgt und zu Handelsunternehmungen nach Mittelafrika benutzt werden.

Wenn auch die Berichte über die älteste Geschichte Abyssiniens voller Fabeln sind, so beweisen sie doch, daß seine Bewohner zu den ältesten Culturvölkern der Erde gehören. Von dieser alten vorchristlichen Cultur sind heutzutage noch viele Spuren vorhanden. In der Geschichte erscheinen die Abyssinier zuerst in dem Reiche von Axum. Das Christenthum ward in der Mitte des 4. Jahrhunderts unter ihnen eingeführt und breitete sich bald über ganz Abyssinien aus. Unter den axumitischen Herrschern erreichte das abyssinische Reich seinen größten Glanz, der jedoch bald durch das Umsichgreifen des Islam sein Ende fand. Seitdem begannen die bis in die neueste Zeit dauernden Kämpfe zwischen den Abyssiniern und dem Islam, welche Abyssinien immer mehr beschränkten; so ging namentlich der Küstenstrich der Samhara und des Landes Adel an den Mohammedanismus verloren. Noch nachtheiliger wurden für das damals schon auf das Hochland beschränkte abyssinische Reich die im 16. Jahrhundert beginnenden Einfälle der Gallas, welche von Süden herkommend, ein Stück nach dem andern von Abyssinien abrissen, es furchtbar verwüsteten und dadurch in immer größere Barbarei zurückwarfen. Mit Europa hatten die abyssinischen Herrscher, welche den Titel Negus führten, im Mittelalter, seit den Kreuzzügen immer in einiger Verbindung gestanden. Abyssinien war damals unter dem Namen des Landes des Priesters Johann bekannt, in nähere Berührung kamen sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts vorzüglich mit Portugal. Hierdurch ward der römische Hof auf den Gedanken gebracht, die Abyssinier zum Katholicismus zu bekehren. Der vereinigten Thätigkeit der Portugiesen und Jesuiten, welche erstere dem abyssinischen Reiche große Dienste in den Kriegen mit den Mohammedanern und Gallas leisteten, gelang es auch wirklich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts großen Einfluß in Abyssinien zu erhalten, 1603 die Königsfamilie zum Katholicismus zu bekehren und eine Union der alten Landeskirche mit der römischen zustandezubringen. Innere Kämpfe waren die Folge davon, da das Volk seinem alten christlichen Glauben treublieb, und erst als der König Socinius vom römischen Glauben wieder sich abgewandt hatte und die katholischen Priester 1632 vertrieben oder hingerichtet waren, kam das Land zur Ruhe. In Folge der durch die Verwüstungen der Gallas und die religiösen Zerwürfnisse eingetretenen innern Auflösung ist der König oder Negus zu einem bloßen Schattenbild herabgesunken, dagegen haben sich die Ras oder Statthalter der einzelnen Provinzen zu factisch unabhängigen Herrschern gemacht. So zerfällt Abyssinien jetzt in drei unabhängige Hauptstaaten: den von Tigré, welcher den nordöstlichen Theil des Hochlandes, zwischen dem Tacazzé und dem Gebirge Simen einerseits und der Samhara andererseits, mit den Städten Antalow und Adaua umfaßt; ferner den von Gondar oder Amhara, das Land westlich vom Tacazzé und dem Gebirge Simen, mit der Hauptstadt Gondar umfassend; und endlich den von Schoa und Efat, südlich von jenen beiden gelegen, mit der Hauptstadt Ankober. Außerdem gibt es noch mehre kleine unabhängige abyssinische Fürsten, deren Reiche wir im Vorhergehenden beschrieben haben. Wichtiger als diese sind die Gallasstämme, welche unter eigenen Häuptlingen sich mitten unter die abyssinischen Provinzen hineingedrängt und viele derselben unterworfen haben. Sie sind vorzüglich im Süden des Hochlandes vorherrschend, wo sie das Reich von Schoa und Efat, das in der neuern Zeit jedoch viele Landstriche ihnen wieder abgenommen, ziemlich ganz umgeben. Die Lebensweise der einzelnen Gallasstämme ist je nach dem Standpunkte ihrer Bildung sehr verschieden; manche sind seßhaft und gesitteter geworden und haben der günstigen Rückwirkung der abyssinischen Civilisation nicht entgehen können, so besonders Die, welche im Innern mit Abyssiniern vermischt wohnen, von denen sogar einer zum Christenthume übergegangen ist; andere dagegen bewahren noch völlig ihre alte Wildheit und Grausamkeit. Außer den Abyssiniern und Gallas wird das abyssinische Hochland noch bewohnt von den jüdischen Fataschas in der Provinz Simen, die wahrscheinlich von Juden, welche nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus ausgewandert, herstammen, und von den Negerstämmen, welche unter dem Namen der Schangallas den westlichen Theil des Gebirges, das Davel, Bertat und das Fassolk, sowie die sumpfigen Niederungen im Norden bevölkern. Der Küstenstrich der Samhara wird von den nomadischen Stämmen der Danakil oder Adaiel bewohnt, Mohammedanern, die gleichwie die meisten Schangallas Höhlenbewohner sind und von denen die im Norden der Samhara lebenden von einem die Souverainetät der Pforte anerkennenden Naib regiert werden, dessen Residenz die Hafenstadt Arkiko ist, gegenüber der Insel Massauah, welche der Pascha von Ägypten besitzt.

Der gegenwärtige Zustand des eigentlichen Abyssiniens ist in Folge der innern Streitigkeiten und der Kriege mit den Gallas ein höchst zerrütteter, der die alte Civilisation des Volks immer mehr untergraben und das an sich intelligente und geistig wie körperlich begabte Volk der Abyssinier sehr demoralisirt hat, sodaß es allgemein als betrügerisch und hinterlistig, zum Theil auch als ganz verworfen geschildert wird. Am vortheilhaftesten ist noch der Zustand des Reichs Schoa und Efat, das besser bebaut, zahlreicher bevölkert und

Digitized by Google

innerlich beruhigter ist als die übrigen abyssinischen Länder. Zwar sind die Abyssinier Christen, doch besteht ihr Christenthum fast nur in der strengen Beobachtung der Ceremonialgesetze, und obgleich ihre zahlreiche Geistlichkeit sich viel mit den dogmatischen Spitzfindigkeiten beschäftigt, so sind sie ihrer Gesinnung nach doch nur sehr schlechte Christen und noch schlechtere Menschen. Sie bilden eine eigene Kirche, deren nominelles Haupt der Negus, deren eigentliches Oberhaupt aber Abuna, d. h. „unser Vater" ist. Diesen empfängt sie gewöhnlich vom koptischen Patriarchen in Alexandrien, da die abyssinische Kirche mit der koptischen einerlei Lehrbegriff hat, nämlich den monophysitischen, während sie in Ritus und Disciplin im Allgemeinen der orthodoxen orientalischen gleicht. Doch hat sie auch viele Eigenthümlichkeiten, die aus alten orientalischen Gewohnheiten herrühren; so die Beschneidung bei beiden Geschlechtern, die Beobachtung der mosaischen Gesetze in Betreff der Speisen und der Reinigung, die Feier des Sonnabends u. s. w. Aus den ersten christlichen Zeiten haben sie die Agapen und die Taufe der Erwachsenen behalten, welcher die Communion zu folgen pflegt, zu der Niemand vor dem 25. Jahre zugelassen wird, da der Glaube herrscht, daß ein Gläubiger vor diesem Jahre keine eigentliche Sünde begehen könne. Kirchen haben sie viele; die ältesten sind in Felsen gehauen, die spätern meist klein, rund und kegelförmig mit Strohdächern, auf Hügeln in der Nähe eines fließenden Wassers behufs der Taufe, gelegen und von Cedern umgeben. Im Sanctuarium steht der Altar in Form der alttestamentlichen Bundeslade. Statuen und Basreliefs dulden sie nicht darin, wol aber viele Gemälde. Der Gottesdienst besteht hauptsächlich im Vorlesen von Stellen aus der Bibel, wobei sie auch mehre apokryphische Bücher brauchen, und der Ertheilung der Sacramente. Die Geistlichen sind im Ganzen sehr unwissend, dürfen sich verheirathen und werden in Komosars oder Weltgeistliche, Abbas oder Schriftgelehrte und Mönche eingetheilt. Letztere, zur Congregation des heiligen Antonius gehörend, zerfallen in zwei Classen, von denen die eine unverheirathet ist und in ordentlichen Klöstern lebend, einer strengen Regel folgt, die andere dagegen sich dem Ackerbau und Gewerbe widmet und sich verheirathet. Merkwürdig ist, daß die Kirche dem Könige die Vielweiberei erlaubt. Der jetzige König von Schoa, Sahiba Silassi, hat außer mehren Weibern noch 500 Beischläferinnen; seine Unterthanen suchen es ihm hierin, soweit es nämlich ihre finanziellen Kräfte erlauben, gleichzuthun.

(Beschluß folgt.)

Wichtige Entdeckung in Ninive.

Unter Layard's Leitung geben die Ausgrabungen in den Trümmern von Ninive immer wichtigere Ausbeute. Der Palast von Ninive ist durch Feuer zerstört worden, aber ein Theil des Gebäudes scheint dem verheerenden Element entgangen zu sein, und als Layard diesen Theil des Palastes untersuchte, fand er ein großes Zimmer voll von Tafeln in Terra Cotta, auf denen die Schrift so vollständig erhalten war, als wäre sie ganz neu. Sie waren in mächtigen Haufen vom Boden bis an die Decke aufeinander geschichtet. Layard schreibt an den Major Rawlinson in London, er habe bereits fünf große Kisten zur Versendung nach England vollgepackt, dadurch sei aber erst eine Ecke des Zimmers ausgeleert. Vielleicht ist dies Zimmer das Archiv der assyrischen Könige gewesen, in welchem die Abschriften der königlichen Verordnungen niedergelegt wurden. Im Buche Esra (5, 17) findet sich eine Stelle, wo die Juden, welche man am Tempelbau hindern wollte, bitten, man möchte in dem Archiv („in dem Schatzhause des Königs", sagt die Bibel) nach der Verordnung von Cyrus suchen, der ihnen die Rückkehr nach ihrem Heimatlande gestattet habe. Wenn man nun über die Sprache und Schrift der alten Assyrer noch weiter vorwärts gekommen sein wird, worin von Hincks und Rawlinson gute Anfänge gemacht worden sind, so könnte es leicht kommen, daß man mit der Geschichte, Religion und Rechtswissenschaft der Assyrer 1500 Jahre vor Christo genauer bekannt würde als mit der von Griechenland und Rom in irgend einer Periode ihrer Geschichte.

Der Momo.



Der Momo oder Momot gehört zu einer noch ziemlich unbestimmten Gattung von Vögeln, welche vornehmlich in Südamerika zu Hause sind und ein schönes papagaienfarbiges Gefieder haben. Am nächsten ist er den Bienenfressern verwandt, und im Allgemeinen mag er den Zahnschnäbeln, d. h. den Vögeln beigezählt werden, die einen dicken messerförmigen Schnabel haben, der an den Rändern gezähnt ist. Auch die Zunge ist gefiedert und der Schwanz keilförmig mit zwei heraussstehenden bunten Federn geschmückt. Insekten überhaupt sind seine Nahrung, obschon er auch ganz kleine Vögel verzehrt, und Baumlöcher seine Wohnung. Eine Art davon findet sich vornehmlich in Brasilien, und selbst Neuholland dürfte über andere Abarten künftig Aufschluß geben, denn noch fehlt viel daran, daß wir mit ihnen allen im Klaren sind.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

In Ungarn geht noch immer die ganze Landwirthschaft fast unter freiem Himmel vor sich. Scheunen sieht der Magyar als Mäusenester an; seine Cerealien, sein Heu und



Stroh kommen unter kein Dach. Die Dreschtenne oder vielmehr den Tretplatz bereitet er sich auf dem Acker selbst, indem er den dazu nöthigen Fleck ebnet und mit Lehm ausstampft. Ja selbst wenn er auch einige Strohdächer in der Nähe hat und seine Strohfrüchte darunter aufhebt, verrichtet er doch das Austreten unter freiem Himmel. Diese Gewohnheit mag er wol aus Asien herübergebracht haben, wo um die Zeit der Ernte ein Regenwetter unerhört ist. In Ungarn ist es damit freilich anders und es geht durch die Ungunst der Witterung oft viel verloren.

Die Insel Capri im Mittelländischen Meere unfern Neapel wird von einem neuern Reisenden als ein herrlicher Aufenthaltsort geschildert: „Geschlängelte Pfade durch Olivenwälder und Weingärten führen den Wanderer jeden Augenblick zu einer neuen Aussicht; rauhe Felsen, auf deren Spitzen römische oder mittelalterliche Ruinen sitzen, streben hier und da in die Höhe. Oben an einem Felsenberge stehen die Ruinen des Palastes des Tiberius, nahe dabei die eines Leuchtthurms, welcher in der Nacht vor des Kaisers Tode zusammenstürzte. Zwei mal im Jahre, im Frühjahr und Herbst, ist der Boden mit den lieblichsten Blumen bedeckt, sind die Felsen mit Lichenen, Farrn und andern Gebirgskräutern bedeckt. Früchte jeder Art sind in Fülle vorhanden, und so groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens, daß man sagen möchte, des Wanderers Stab würde sprossen, wenn man ihn im Boden stecken ließe."

Johann Sebastian Bach, neuerlichst und hoffentlich auf lange hin einer der Helden des Tages im besten Sinne des Worts, hauptsächlich auf Anlaß der Rückkehr seines Todestages vor 100 Jahren, wird von Schubart (in den „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst") als „unvergleichlicher Orgelspieler" durch einige Pinselstriche gleichsam lebendig charakterisirt. „Bach's Faust" — so heißt es — „war gigantisch; er griff eine Duodecime mit der linken Hand und colorirte mit den mittlern Fingern dazwischen; er machte Läufer auf dem Pedale mit der äußersten Genauigkeit; er zog die Register so unmerklich durcheinander, daß der Hörer fast unter dem Wirbel seiner Zaubereien versank; seine Hände waren unermüdlich und hielten tagelanges Orgelspiel aus, bei welchem ihm der komische Stil ebenso geläufig war als der ernste. Virtuos und Componist in gleichem Grade war Bach als Musiker, was Newton als Weltweiser war."

Tapfere Weiber. Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen; in einer Schlacht geriethen die Friesen in Unordnung und fingen an zu fliehen. Die friesischen Weiber, welche im Lager mit Breikochen beschäftigt waren, erbosten sich über die Feigheit der Männer, ergriffen ihre Grütztöpfe und gingen mit denselben den Feinden entgegen. Links und rechts flog die heiße Grütze den Dänen um die Ohren und um das Gesicht. Diese wunderten sich über das seltsame Geschoß der tapfern Weiber und lachten anfangs. Als aber die friesischen Männer von Scham erfüllt mit ihren Weibern umkehrten und dem Feinde die Stirn wieder boten, da kam die Reihe des Fluchens an die Dänen. Zur Erinnerung an den Heldenmuth der Weiber kam der Grütztopf in das friesische Wappen.

Ein Thal voll Versteinerungen will ein Reisender 60 Meilen oberhalb Georgetown in der Grafschaft Williamson in Südcarolina in Nordamerika aufgefunden haben. Nicht nur die Baumstämme, sondern selbst ihre Blätter seien versteinert und man sehe völlig versteinerte Pflanzen mit ihren Früchten. Auf einem Felsen fand man eine große Tarantel ganz wie in ihrem natürlichen Zustande, aber versteinert. Dagegen wäre also das Thal der versteinerten Waldungen hinter Kairo (vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 172) ein Kinderspiel — wenn's kein amerikanischer Puff ist.

Der Palmenwein, ein Lieblingstrank der Indianer, wird also bereitet: Die Blumenspatha der Cocospalme wird, bevor sie sich erschließt, zusammengeschnürt, die Spitze wird abgeschnitten und man befestigt daran ein Gefäß von Bambus, in welches der ausströmende Saft sich sammelt. Versiegt ein solcher Quell, so reift auf demselben Baume eine andere Spatha, ihn zu ersetzen. Aus diesem Safte, der frisch genossen kühlend ist, wird durch verschiedene Behandlung Wein, Branntwein, Zuckersyrup und Weinessig bereitet.

Die kappler Bücklinge, die durch ganz Europa bekannt sind, haben ihren Namen von dem kleinen Flecken Kappel bei Schleswig. Alljährlich erscheinen in den Monaten März und April ganze Scharen von Heringen, dringen in die Mündungen der Schlei ein und verfangen sich in den Buchten, welche die Schlei landeinwärts bildet. Der Heringsfang dauert vier Wochen lang. Das Räuchern geschieht in kleinen Häusern mit verschiedenen Abtheilungen oder Kammern, in denen die Fische immer abwechselnden Graden von Wärme und Rauchdichtigkeit ausgesetzt werden. Sie müssen ihren Cursus durch alle diese Classen machen, bis sie aus der letzten als fertige Bücklinge herauskommen mit dem Maturitätszeugnisse, noch größere Reisen zu machen als früher.

Das Wasser ist im Orient das belebende Princip; das Wasser verleiht dem Baume das Grün, den Thieren Leben, den Menschen Heiterkeit. Überall wo ein Fluß fließt, wo ein Bach murmelt, eine Quelle hervorsprudelt, ist Dasein voll Leben und Bewegung. Welches Wunder that Moses, der so groß unter den Propheten dasteht? Er ließ Wasser aus einem Felsen hervorsprudeln.

Ein origineller Thurm ist der der Börse in Kopenhagen; er wird nämlich aus den gen Himmel aufgebäumten und verwickelten Schwänzen von vier Drachen gebildet. Diese liegen mit Köpfen und Bäuchen platt auf den vier Winkeln des Mauerwerks, das die Thurmspitze trägt. Ihre langen Schwänze schlingen sich ineinander und bilden, indem sie sich nach oben hin immer mehr zuspitzen, die Spitze des Thurms, der beinahe 200 Fuß hoch ist. Das Ganze ist aus Quadersteinen gebildet und im Innern der Schwänze kann man heraufsteigen.

Verhältnißmäßig. Ein Fremder fragte einen Eselstreiber in Wiesbaden: „Wie viel Esel sind hier?" „Guter Herr!" antwortete der Gefragte, „das richtet sich nach der Zahl der Curgäste; je mehr Curgäste, desto mehr Esel."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

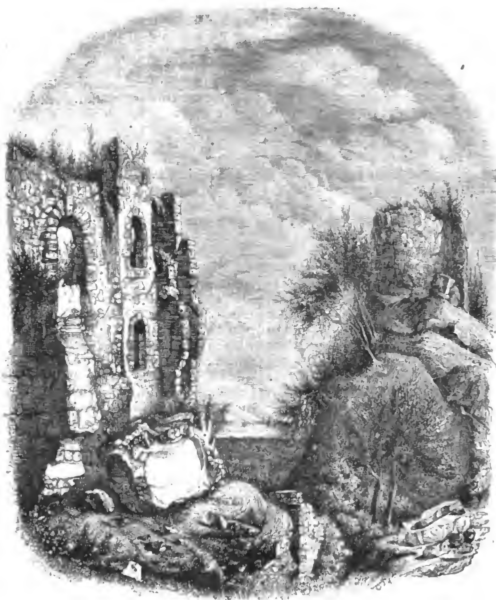
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 410.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [9. November 1850.

Die Ruinen von Larochette und der Thurm bei Langin unweit des Genfersees.



Mittheilungen eines alten Soldaten.

(Vergl. Nr. 405 und 406.)

Die Schlacht bei Großbeeren.

Der Waffenstillstand im Jahre 1813 war zu Ende, die vereinigten sächsisch-französischen Truppen unter Reynier verließen das neunwöchentliche Lager bei Görlitz und durchschritten in Eilmärschen die Niederlausitz, um sich auf Napoleon's Befehl und unter dem Obercommando des Marschalls Oudinot der preußischen Haupt-

Digitized by Google

stadt zu bemächtigen. Beim Städtchen Trebbin stießen wir auf die preußische Avantgarde und nach einem lebhaften Gefecht derselben mit unsern leichten Truppen, wobei sie, in ein Wiesendéfilé hinabgedrängt, von unserer reitenden Artillerie verfolgt wurden, bivouakirten wir colonnenförmig aufgestellt auf den hier befindlichen Höhen, während durch fouragirende französische Marodeurs zwei nahe Dörfer in Brand gesteckt wurden.

Beim Aufbruch frühmorgens durchschritten wir Sachsen mit den Franzosen gemeinschaftlich die Ruinen derselben. Unter rauchenden Schutthaufen wandelte ein altes Weib händeringend mit dem Ausrufe umher: „Du verfluchter Bonaparte, du verfluchter Mordbrenner!", welche Schmeicheleien von französischen Offizieren, die wahrscheinlich Deutsch verstanden, applaudirt und mit Gelächter begleitet wurden.

Angelangt in einer Einsenkung des Bodens auf etwas mehr als Kanonenschußweite dem trebbiner Berg gegenüber, von dem uns aus einer Verschanzung preußische Feuerschlünde angähnten, sammelten sich sämmtliche Infanteriecolonnen des Armeecorps mit der gespanntesten Erwartung, welche Colonne wol das Loos, den Berg zu stürmen, treffen würde. Endlich brachen die französischen Colonnen in gehörigen Intervallen rechts nach dem Dorfe Wittstock auf; blos beide sächsische Divisionen unter Zeschau und Lecoq standen noch, als die zweite Division Befehl erhielt, geradeaus vorzurücken. Manches sächsische Herz klopfte da rascher beim Anblick der feindlichen Batterie! Auf einmal wurde wieder Halt gemacht, eine sich bei uns befindende Zwölfpfünderbatterie that ein paar Probeschüsse nach der feindlichen Verschanzung, und sogleich schwenkte unsere Division rechts ab, auch die Richtung nach dem Dorfe Wittstock zu nehmend, und wir mußten der ersten Division die Ehre überlassen, diese Verschanzung zu stürmen.

Auf dem halben Wege nach Wittstock machten wir wieder Halt und unsere Compagnie bekam Befehl, in ein sumpfiges Erlengebüsch links vorzudringen, in welchem wir aber durch einen tiefen breiten Wassergraben aufgehalten wurden. Ich war eben beschäftigt, mit meinem scharfen Pallasch einen ziemlich starken Baum zu fällen, um eine Art Brücke über den Graben zu fertigen, während die Franzosen rechts das Dorf Wittstock und unsere Sachsen links die feindliche Redoute mit Sturm nahmen, als uns der noch aus frühern Zeiten bekannte Ruf: Vorwärts! aus einem preußischen Signalhorn entgegentönte, welchen unser Compagnieführer mit den Worten begleitete: „Jetzt kommen sie; Schützen zielt gut, faßt jeder euern Mann!" Jetzt rauschte es mir gegenüber im Gesträuch; meinen Gegner erblicken, zielen und abdrücken war eins; er taumelte und stürzte, meinem Schusse folgten rasch die andern, dann erfolgte wie gewöhnlich eine kleine Pause, nach welcher mit dem Rufe: „Schießt doch nicht, ich bin ja ein preußischer Offizier!" ein schöner junger Mann uns gegenüber rasch aus dem Gebüsch brach. Im Begriff, zu uns über den Wassergraben zu springen, verfehlte er wegen dessen Breite das diesseitige Ufer und versank bis unter die Arme in denselben. (Er hatte uns nämlich auch für Preußen gehalten.) Die Bereitwilligkeit unserer Schützen, ihn dem kalten Bade zu entreißen, suchte er mit Säbelhieben zu vergelten; dennoch wurde er wider seinen Willen herausgezogen, nachdem ihm zuvor der Säbel mit dem Bayonnet aus der Hand geschlagen war. Der Übergang der Compagnie über die von mir verfertigte Nothbrücke fand nun statt und es folgten nun auch die übrigen drei Compagnien nach. Dem Zurufe unsers Bataillonscommandanten Folge leistend: „Schützen von der 7. Compagnie, wenn ihr Blessirte gemacht habt, laßt die armen Menschen nicht im Sumpfe umkommen", holte ich meinen durch beide Wangen geschossenen Gegner hervor und übergab ihn dem Chirurgus. Ferner erhielt ich Befehl vom Major, den von demselben unterdessen examinirten Gefangenen dem damaligen General v. Sahr zu übergeben. Da wir alle der großen Nähe von Berlin wegen eine Schlacht des andern Tages für unvermeidlich hielten, so stellte ich unterwegs die Frage an den Gefangenen: „Nun, Herr Lieutenant, werden wir morgen wol die Schlacht gewinnen?" „O nein", erwiderte dieser; „wenn ich Das glaubte, so möchte meine Gefangenschaft noch hingehen; da Sie aber morgen die Schlacht verlieren müssen, so ist sie ein großes Unglück für mich. Es sind ungeheure Anstalten von unserer Seite dagegen getroffen und Bernadotte mit seinen Schweden kommt uns auch zu Hülfe."

Er hatte nur zu wahr gesprochen.

Des Abends bivouakirten wir beim Dorfe Wittstock. Früh wurde die feindliche Stellung recognoscirt, des Mittags avancirten unsere Colonnen auf der Straße nach Berlin durch einen Kiefernwald weiter, beim Ausgange desselben passirten wir noch eine kleine Anhöhe und wurden, indem wir die feindliche Stellung bei Großbeeren erblickten, von preußischem Artilleriefeuer empfangen, welcher Gruß von unserer braven Artillerie so kräftig erwidert wurde, daß die feindliche Stellung am Dorfe aufgegeben und sogleich von uns eingenommen wurde. Hier war es, wo eine schwarze Wolke ihre Wassermassen so reichlich über uns ausschüttete, daß unsere Gewehre für den ganzen Tag unbrauchbar wurden und die in Brand geschossenen Strohdächer des Dorfes im Nu verlöschten, sodaß unser ganzer Troß, Marketender und Offizierbedienung Schutz vor dem Wetter darin suchten. Nach ungefähr einer Stunde ließ der Regen nach und es blieb nur noch ein Nebel zurück, der uns den Feind noch nicht erblicken ließ, sodaß nur aus dem immerwährenden Sturmmarschschlagen jenseits zu vermuthen war, daß frische Truppen die feindlichen Reihen verstärkten. Unser Corpsführer, der General Reynier, kam vor unsere Front geritten, um den Feind zu recognosciren, rückte seine Hutspitze bald rechts, bald links, welches ein uns bekanntes Zeichen war, daß die Sachen schlecht standen. Er sprengte rechts hinter das Dorf, ihm folgte der französische Generalmajor Cressot, welcher die Frage an uns that: „Schütz, ab sie nic gesehn die General Reynier?" Auf unsern Bericht folgte er dem erstern. Allmälig zerfloß der Nebel, und wir erblickten die feindlichen Linien in halbmondförmiger Stellung uns umschließend gegenüber. Ein Kanonenschuß von unserer Seite, der von 20 feindlichen Feuerschlünden erwidert wurde, eröffnete den Reigen, und es begann nun eine Kanonade, wie sie die Kriegsgeschichte nur selten aufzuweisen hat. Unsere Reihen wurden furchtbar gelichtet, und was viel sagen wollte, alle Witzworte unserer Schützen verstummten; das letzte, welches ich hörte, war der Ausruf: „Alle neune." Es brachen nämlich an unserer linken Flanke drei Artilleriepferde durch einen Kanonenschuß zusammen.

Unser braver Major v. Jeschky rief uns zu: „Schützen, seid unverzagt! Das Feuer ist zu mörderisch, so kann es nicht lange dauern; entweder wir avanciren oder retiriren; macht keine Bücklinge; für wen keine Kugel gegossen ist, den trifft keine, und wen eine treffen soll, der entgeht seinem Schicksal

Digitized by Google

nicht." Heraushängende Eingeweide, zerrissene Glieder, zerschellte Köpfe, demontirte Kanonen, springende Haubitzgranaten, wovon sich eine so vertraut hinter meinen Füßen herumtummelte, daß ihr Zünder meine Pantalons versengte und ich den Folgen ihrer Explosion nur durch einen raschen Sprung entging — Das waren unsere nächsten Umgebungen. Vielleicht hätten wir noch länger dort gestanden, hätte uns die pommersche Landwehr nicht mit Übermacht angegriffen und mit Kolbenschlägen zurückgewiesen.

Furchtbar war der Rückzug nach dem Dorfe Wittstock. Im Galopp retirirende Artillerie- und Reitermassen bedeckten die ganze Straße; Marketender- und Bauerwagen wurden niedergefahren und zersplitterten unter den Rädern der Kanonen, vom Feinde nachgesendete Kanonenkugeln zerbrachen die Kiefern wie Binsen und stürzten die Gipfel über die Köpfe der Infanterie, welcher blos der Weg im Holze frei blieb.

Ich verlor hier mehre gute Freunde, unter andern meinen Freund König aus Kirchhain, welchem beide Beine auf dem Schlachtfelde weggeschossen wurden. Auch ich sollte nicht so wegkommen. Ein Stück Metall, vermuthlich von einer gesprungenen Granate, welches meinen Koppelriemen über der Brust traf, warf mich zu Boden; von einer augenblicklichen Betäubung wieder zu mir gekommen, bemerkte ich, daß der Riemen sowie auch mein Mantel darunter zerrissen war; das Blut entströmte mir reichlich aus Mund und Nase. Ein Bauer, welcher am Holzsaume die Hafersäcke von seinem Wagen hastig herabwarf, nahm mich, einen Holzweg aufsuchend, mit und ich wurde dadurch, weil die geschlagene Armee einen andern Marsch genommen hatte, eine Zeitlang von ihr getrennt.

* * *

Sächsische Menschenfresser.

Bei unserm Rückzuge aus Rußland kamen wir Ende December 1812 in einem Städtchen an, wo wegen unserer bedeutenden Anzahl die Häuser so überfüllt von Soldaten wurden, daß sie dieselben kaum fassen, noch vielweniger denselben die nothdürftigsten Lebensmittel darzubieten vermochten. Da wir schon seit drei Tagen weder Brot noch Zwieback geliefert bekommen hatten, so machte ich drei guten Bekannten den Vorschlag, uns außerhalb der Stadt ein vielleicht noch nicht belegtes Quartier zu suchen, was uns auch nach langem Umherirren gelang. Nur schien es uns anfangs, weil die Thür des Hauses fest verrammelt, kein Licht in demselben zu erblicken war und eine wahre Todtenstille darin herrschte, als wenn es unbewohnt wäre. Doch verrieth uns endlich der leicht aus der Esse aufsteigende Rauch das Gegentheil; wir klopften erst leise, dann immer stärker an, und da sich noch immer nichts hören ließ, so sprengten wir endlich die Thür. Als wir eintraten, trafen wir einen erschrockenen Juden auf der Hausflur, eine zitternde Frau in der Stube und eine wie es schien Todtkranke in einem hochaufgethürmten Bette, die gewaltig ächzte und stöhnte.

Durch immerwährende Requisition um Lebensmittel von uns gedrängt, verließ endlich der Jude, der versicherte, durchaus nichts mehr zu haben, das Haus, ihm folgte bald die Frau nach, die Kranke im Stich lassend. Erregt vom peinlichsten Hunger hatten wir bald das ganze Haus, welches keine großen Räume darbot, durchsucht, aber nichts gefunden. Endlich äußerte der eine Schütze gegen mich, daß das aufgethürmte Bette wol gar das Magazin der Lebensmittel und die Krankheit des Frauenzimmers darin wol nur Maske sein könne, und machte den Vorschlag, die Frau sammt den Betten herauszuwerfen. Ich erwiderte ihm, daß, wenn die Frau wirklich so krank sei als sie scheine, es von uns großes Unrecht sein würde, sie herauszureißen, und schlug vor, sie lieber einer Gesundheitsprobe zu unterwerfen. Dies wurde sogleich in Ausführung gebracht; wir setzten uns Alle um den Tisch herum. „Nun", fing ein Schütze an, „was soll nun werden, Corporal? Fleisch muß ich heute noch essen und wenn es Menschenfleisch wäre." „Dummer Kerl", erwiderte ich, „du glaubst wol, Menschenfleisch schmeckt schlecht? Wir schlachteten vor 14 Tagen bei Rozanna eine Schickfel (Judenmädchen), welche gekocht und gebraten einen wahren Leckerbissen abgab, wenn sie auch ein Bischen nach Knoblauch schmeckte." Nun fing wieder ein Anderer an: „Was hält uns denn ab, den Versuch hier zu machen?" „Sieh' einmal hin", befahl ich dem Dritten, „ob sie des Schlachtens wol werth sei und nicht schon zu sehr abgezehrt ist." (Das Stöhnen im Bette hörte schon auf.) „Teufel", sagte dieser, „sie sieht noch ganz munter aus." Während ich mein Messer aus der Tasche zog, sagte ich: „Bringt sie her, wir wollen sie gleich abkehlen." (Das Deckbett hob sich leise.) Ich zog den Ladestock aus meinem Gewehr und wetzte mein Messer daran — puff, flog das Deckbett hoch auf, hui sprang unser Braten heraus und wie der Blitz zur Thür hinaus, auf und davon. „Na", sagte der Schütze Hoppe, „Corporal, die war nicht krank." Jetzt warfen wir die Betten heraus. O welche Aussicht bot sich unsern Blicken dar! Ein zweites Kanaan leuchtete uns entgegen, Butter, Honig, Eier, sorgsam in Töpfen verwahrt, Erbsen, Graupen, Grütze und Mehl, zierlich in Säckchen gebunden, lachten uns aus der Tiefe des Bettes entgegen. Daraus ließ sich denn Vieles machen. Eine Götternacht wurde gefeiert. „Rachel soll leben!" schrie Hoppe; sie ließ sich aber nicht wieder sehen.

Ein nächtlicher Besuch bei den Schlangen.

Gegen 10 Uhr Abends, begleitet von zwei berühmten Naturforschern, betraten wir das Schlangenzimmer im Zoologischen Garten des Regentspark zu London. Eine kleine Laterne war unsere einzige Leuchte, bei deren schwachem Schimmer die Scene vor uns einen schauerlichen Eindruck machte.

Das starke Glas, das die Vorderseite der Schlangenbehälter bedeckt, war bei der Dunkelheit nicht zu erkennen und wir konnten uns schwer überzeugen, daß die Unthiere eingesperrt und von dem Zuschauer getrennt waren.

Wer die Boas, Pythons, die Klapperschlangen und Cebras nur gesehen hat, wenn sie in lässigen Windungen von den Ästen der im Behälter stehenden Bäume herabhängen oder träge zusammengerollt daliegen, hat keine Idee von dem Anblick und den Bewegungen dieser Thiere bei Nacht. Die mächtigen Boas und Pythons jagten sich auf und ab und schossen in den Behältern mit Blitzesschnelle umher; zuweilen in dicken Rollen um die Äste sich windend, jetzt in mächtigen Banden sich umschlingend und dann wieder getrennt über und unter den Zweigen hindurchschlüpfend, schlugen sie zischend mit ihren Schweifen um sich in scheußlichem Ringspiel.

Durstig von der Anstrengung näherten sie sich dann und wann den Wasserzubern und tranken gierig,

Digitized by Google

indem sie das Wasser mit ihren gespaltenen Zungen aufleckten.

Als unsere Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnten wir die uns umgebenden Gegenstände besser erkennen, und auf dem obersten Aste des Baums in dem Behälter der größten Schlange entdeckten wir eine Taube, die ruhig dasaß und ebenso unbefangen schien bei dem Getümmel, das um sie her tobte, als bei der Nähe des Ungethüms, zu dessen Mahlzeit sie bestimmt war. In dem Behälter einer der kleinern Schlangen war eine kleine Maus, deren bebende Seiten und rasch schlagendes Herz wenigstens zeigte, daß sie ihre Nachbarschaft nicht liebte.

Während wir die Bestien betrachteten, hörten wir um uns her ein sonderbares Geräusch von mancherlei Art: hier ein seltsames Kratzen gegen das Glas — es war die fleischfressende Eidechse, die uns bemerklich machen wollte, daß es bei ihr ganz gegen ihren Willen Fasttag sei; ein scharfes Zischen schreckte uns von einer andern Seite auf — und wir traten unwillkürlich zurück, als das Licht der Laterne uns die geschwollene Haube und die drohende Bewegung einer bösartigen Cebra zeigte; dort wollte eine Klapperschlange sich verletzt fühlen und führte, indem sie klappernd Allarm schlug, gegen das Glas einen Stoß, der für unsere Person bestimmt war; der starre Blick der glänzenden Augen der mächtigen Pythons erschien uns mehr fesselnd als angenehm — und die ganze Scene zusammengenommen mehr aufregend als erfreulich. Jeder der Zuschauer überzeugte sich unwillkürlich, ob auch die Beinkleiderstege fest unter den Stiefeln säßen, und oft war es uns, als fühlten wir hier und da eine kleine Schlange sich um unsere Knie winden. Als wir das Zimmer eben verließen, flog ein durch das Laternenlicht angelockter großer Nachtkäfer mir gegen das Ohr, und ernstlich erschreckt, war es mir in dem Augenblick, als ob ein Mitglied der glücklichen Familie, die wir eben besucht, mich einer besondern Aufmerksamkeit werth gefunden hätte.

Lastkameel auf der Reise.



Digitized by Google

Ägyptischer Tanz vor dem Gott Apis.



Bei den alten Ägyptern hatte der unter der Gestalt eines lebenden schwarzen Stiers verehrte Gott Apis seine eigenen Tanzfeierlichkeiten, die wesentlich zu seiner Verehrung gehörten. Diese Tänze stellten bildlich die Geschichte der Isis und des Osiris dar und weihten zugleich den Tempeldienst des jungen Gottes Apis ein. Wenn dann nach Verlauf einer bestimmten Reihe von Jahren der Augenblick gekommen war, wo der alte Gott Apis in herkömmlicher Weise im Nil ersäuft werden mußte, um einem jungen Nachfolger Platz zu machen, so ward auch diese Trauerceremonie von sinnbildlichen Tänzen begleitet, welche am Ufer des Nil vor den Augen des zahlreich versammelten Volkes stattfanden.

Abyssinien.

(Beschluß.)

Die Abyssinier oder Äthiopier besitzen eine eigene alte Literatur, deren Schätze in der neuesten Zeit in immer größerm Umfange hervortreten. Nehmen wir die Spuren der bisher bekannten Werke äthiopischer Literatur zusammen, so können wir gegenwärtig schon gegen 200 nennen, und daß diese Zahl den ganzen Umfang jener Literatur treffe, ist unwahrscheinlich. Noch sind viele Klöster des Landes in unwegsamen Gegenden gar nicht untersucht; manches nicht unbedeutende Werk mag, seitdem das ganze Reich in die äußerste Zerrüttung gerathen ist, an schwer zugängliche Orte verschleudert sein; und am merkwürdigsten ist die in ganz Schoa verbreitete, auch von Krapf und Harris gemeldete Nachricht, daß im 16. Jahrhundert, als der wilde islamische König Grange von Adel mit seinen Horden Äthiopien überschwemmte, eine Menge Bücher mit andern kirchlichen Heiligthümern nach den Inseln des Sees Zuai in dem damals von Abyssinien ganz abgerissenen noch jetzt christlichen Reiche Gurague geflüchtet seien und dort noch jetzt aufbewahrt werden. Kein europäischer Fuß hat bisjetzt das von wilden Gallas und Mohammedanern umschwärmte christliche Reich, nahe am Äquator, betreten, noch weniger hat Jemand jene Nachricht bestätigt oder widerlegt, doch liegt an ihrer Richtigkeit zu zweifeln kein Grund vor, und vielleicht fänden sich gerade dort noch manche ältere Werke, welche seit der

Digitized by Google

furchtbaren Zerstörung des nördlichen und mittlern Abyssinien im 16. und 17. Jahrhundert (denn das jetzt bekannte südlichste Reich, Schoa, lag ehedem etwa in der Mitte des ganzen großen Reichs) ganz verloren gegangen sind.

Noch ist das Räthsel nicht gelöst, wie die Kirche jenes weiten Landes mitsammt dem ganzen Volke in den überaus bejammernswerthen Zustand herabsinken konnte, in dem wir sie jetzt sehen. Nicht als ob es dort der Kirche an Macht und Einfluß gebräche — diesen hat sie hinreichend. Auch nicht als ob es dort an Dogmatik und Glaubensworten etwa fehlte — der dogmatischen Streitigkeiten ist dort eine stete Fülle. Aber diese herrschende Kirche hat das ganze ihr blind ergebene Volk so furchtbar verderben lassen, daß Rüppell unter allen etwas hervorragenden Männern, Laien und Priestern, kaum einen oder zwei antraf, die auch nur einer ganz gemeinen Ehrbarkeit des Lebens fähig waren. An diesem wie es scheint unheilbar gewordenen Verfalle der sittlichen und daher auch der volklichen Macht Äthiopiens tragen nun freilich zwei geschichtlich leicht erkennbare Ereignisse viele Schuld: die mohammedanische Eroberung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, welche wenigstens einige Jahre lang dem Lande tiefe Wunden schlug, und noch mehr der Einfall der Jesuiten, welche auch dort hervorgerufen haben, was sie überall, wo man sie einmal aufnimmt, hervorrufen müssen, nämlich ihre eigene Vertreibung, aber erst nachdem sie das Land, welches sie endlich ausspeit, völlig verwüstet und vielleicht für viele Jahrhunderte vernichtet haben. Allein soviel auch diese beiden Landplagen seit dem 16. Jahrhundert dort geschadet haben, dennoch muß das Christenthum dort schon lange vorher tiefer gesunken gewesen sein, weil sonst auch jene beiden Übel nicht so viel geschadet haben könnten. Und doch hat Äthiopien seine eigenthümlich christlichen Heiligen aus einer bessern Zeit.

Die stets wachsende Macht Englands auch in diesen Regionen erregte die Eifersucht seiner politischen und commerciellen Nebenbuhler in beiden Hemisphären. Scharen französischer Missionare und Emissare begaben sich nach Tigré, Gojam und Schoa, wo sie zum Theil die Vorschriften ihrer Regierung auszuführen, zum Theil ihre persönlichen Zwecke zu erreichen suchten. Die englische Missionsgesellschaft hatte einige Geistliche nach Abyssinien geschickt, um der unwissenden Bevölkerung ein reineres Christenthum zu predigen; die Gegenwart dieser Männer und der von ihnen ausgeübte Einfluß mußte den französischen Agenten als ein ernstes Hinderniß erscheinen, und sie boten daher Alles auf, die Engländer aus dem Lande zu vertreiben. Der erste Versuch wurde in Tigré angestellt, dessen grausamer und hinterlistiger Despot, Ubia, die Missionare bisher aus politischen Rücksichten geduldet und selbst begünstigt hatte. Eine ägyptische Armee, wahrscheinlich von Frankreich ermuthigt und angefeuert, war bis innerhalb dreier Tagemärsche von den Grenzen Tigrés vorgedrungen und Ubia befürchtete mit Recht, daß Mehemed Ali die Eroberung von ganz Abyssinien im Schilde führe; so lange die Ägypter vorrückten, überhäufte er die englischen Geistlichen mit Liebkosungen, da er durch ihre Vermittelung eine Hülfsmacht aus Indien zu erlangen hoffte. Als jedoch Mehemed Ali, dem Willen Englands gehorchend, seinen Plänen auf Abyssinien entsagte, wurde der Beherrscher von Tigré gegen die Missionare gleichgültiger und fing bald an, den Einflüsterungen und Versprechungen der Franzosen ein geneigtes Ohr zu leihen. Unter letztern befand sich auch ein römisch-katholischer Priester, der, zugleich von Nationalhaß und religiösem Fanatismus entbrannt, den abyssinischen Klerus gegen die Protestanten aufreizte, indem er sie als Ketzer schilderte, in welchem Lichte sie, wie er behauptete, in ganz Europa betrachtet würden. Die weltlichen Emissare unterstützten ihren geistlichen Mitbruder nach Kräften; man schilderte mit grellen Farben den habgierigen Geist und die verrätherische Politik Englands, welches durch die abgefeimteste Treulosigkeit seine Macht über einen großen Theil von Asien ausgebreitet habe, und jetzt längs der Küste des Rothen Meers gegen Abyssinien heranschleiche. Ubia ließ sich wirklich durch diese Vorstellungen einschüchtern; er entzog den englischen Glaubenspredigern seinen Schutz und befahl ihnen, sein Gebiet aufs schleunigste zu verlassen. Dieselben Künste wurden in Amhara, Gojam und Schoa angewendet; überall herrschte französischer Einfluß und durch eine geschickte, obwol sparsame Austheilung von Geschenken und noch freigebigere Versprechungen bemühte man sich, den Eingeborenen Geschmack an französischen Waaren beizubringen. Inzwischen konnten die englischen Waaren nicht ganz von dem abyssinischen Markte verdrängt werden, da ihre größere Wohlfeilheit ihnen den Vorzug sicherte. Man nahm daher seine Zuflucht zu einem andern Mittel und verbreitete durch einen meisterhaften diplomatischen Kunstgriff die Nachricht, daß die Engländer die Aufhebung des Sklavenhandels beabsichtigten und somit im ganzen Lande, vom Palast bis zur Hütte, den Sklaven gegen seinen Herrn aufzureizen und zu bewaffnen gedächten.

Die Engländer behaupten, es wäre die Absicht Frankreichs gewesen, eine Kette von Festungen längs der Küste Ostafrikas anzulegen, die man mit der Zeit bis nach Ägypten auszudehnen hoffte. Anfänglich beschränkte sich die Politik zum Schein auf die Einleitung commercieller Verbindungen; Frankreich sollte sich das Monopol aller Erzeugnisse des innern Afrikas sichern, welche in Karavanen durch die Länder Enarea, Kaffa, Kambat, Schoa, Gojam und Amhara bis zu den Grenzen von Sennaar nach dem Rothen Meere geführt werden, und hauptsächlich aus Straußfedern, Elfenbein und reichen Färbestoffen, kostbaren Harzen, Kaffee, Gewürzen, Gold (sowol in Staub als in Barren), Pelzwerk und Sklaven bestehen. Die indische Regierung empfand jedoch die Wichtigkeit der Interessen, die hier auf dem Spiel waren, und beschloß nach reiflicher Überlegung, einen Gesandten an den König des südlichen Abyssiniens abzufertigen. Zum Gesandten wurde (1840) der Major Harris erwählt, der seinen Auftrag zur vollkommenen Zufriedenheit der Regierung ausgeführt, auch bekanntlich die Beschreibung seiner Reise herausgegeben hat.

Der Berg Kinnekulle.

Der Berg Kinnekulle in der Nähe des Wenersees in Schweden, etwa 800 Fuß über dem Spiegel dieses Sees gelegen, ist terrassenförmig gebildet und hat eine Länge von zwei Meilen bei etwa Dreiviertelmeile Breite. Er ist fruchtbar angebaut und bis zum Gipfel bewohnt. Vier Dörfer mit fünf Kirchen befinden sich auf ihm. Äcker und Wiesen, Gärten und Laubwälder nehmen die Abhänge ein; Äpfel- und Kirschbäume wachsen wild. Die ungleichsten Steinlager liegen in

Digitized by Google

Stufenform aufeinander mit großen Absätzen, welche rund um den Berg laufen. Bald thürmen sich ungeheure Steintrümmer auf, bald gibt es Versenkungen und abgrundstiefe Thäler. Zahlreiche Steinbrüche sichern den Einwohnern immerwährende Beschäftigung.

Der Fallschirm des Luftballons.

Man hatte in Frankreich und England noch nicht sehr lange das Schauspiel genossen, mittels eines Ballons sich in die Lüfte zu erheben, als man auch daran dachte, durch einen mitgenommenen Fallschirm sich — wenn etwa der Ballon bei seinem Aufsteigen nicht durch Ausströmen des Gases zum Sinken gebracht werden könne, oder er zerrisse, folglich die mitgenommenen Personen blitzschnell herabstürzen würden, oder sonst ein unvorhergesehener Zufall einträte — aus der unmittelbar drohenden Gefahr zu retten. Der erste Luftfahrer, welcher das Problem praktisch zu lösen sich bemühte, war der berühmte kühne Blanchard. Als er 1785 über den Kanal nach London gekommen war und einen Weg von 60 deutschen Meilen zurückgelegt hatte, ließ er einen Hund in dem an seinem Fallschirm angehängten Korbe aus dem Ballon herunter, der sanft zur Erde schwebte und nicht den geringsten Schaden nahm. In solcher Weise wurde das Experiment häufig von ihm wie von andern Aeronauten wiederholt; allein ein Mensch vertraute sich der Maschine selbst nicht eher als 1799 an. Hier versuchte es zuerst der durch seine kühnen Fahrten bereits längst bekannte Franzose, Jacques André in Paris, dann aber 1800 in Petersburg, und endlich 1802 Garnerin ebenfalls in London, als er zum zweiten male aufgestiegen war. Indessen seine Kühnheit ermunterte hier nicht zur Nachahmung. Anfangs stürzte Garnerin mehr, als er sank, aus erstaunlicher Höhe herab, und der Fallschirm zeigte sich in der Luft mehr wagerecht als gerade heruntersteigend; endlich aber kam er mit einem so gewaltigen Stoße zur Erde, daß er im Gesicht verletzt wurde, übrigens aus Nase und Ohren blutete, offenbar aber fast besinnungslos aufgehoben wurde. Sein Fallschirm hatte ganz die Structur eines Regenschirms, mit Baumwollenstoff überzogen, mit einem Durchmesser von 8 Fuß und 15 Fuß vom Knopfe oben bis zum Rande. Auch sonst war der Mechanismus wie beim Regenschirm berechnet; die Luftsäule, welche ihn beim Herabfallen trug, sollte die Schnelligkeit des letztern in dem Maße mindern, als sie Widerstand leistete. Garnerin hatte sich nicht abschrecken lassen; er machte neue Experimente der Art, büßte aber bei einem solchen späterhin in Frankreich das Leben ein. Glücklicher scheint eine Nichte von ihm, Elise Garnerin, gewesen zu sein. Sie machte das gefährliche Experiment von 1815 an mehre male in Paris sowol als auch in Deutschland. Ein tragisches Geschick dagegen hatte 1837 ein Engländer, Namens Cocking. Er hatte die Construction von Blanchard's und Garnerin's Fallschirm umgedreht. Sein Fallschirm sollte der Luftsäule die convexe Seite bieten und einen mit der Spitze nach unten gehenden Kegel bilden, indem er ihm zugleich einen außerordentlichen Umfang, 107 Fuß, am äußersten Rande gab und statt Wolle oder Seidenstoff dünngeschlagenes Zinn auf einem Holzgerüste nahm, das dann aber noch mit dünnem wollenen Zeuche überkleidet war. Der ganze Apparat hatte ein Gewicht von 223 Pfund. Der berühmte Luftschiffer Green nahm den kecken Mitreisenden an. Die Auffahrt fand am 24. Juli 1837 in Vauxhall an der Themse statt, allein der Versuch endete schrecklich. Soviel die schnelle Beobachtung übersehen ließ, überschlug sich der Schirm mehrmals; der Ueberzug brach, der Schirm knickte zusammen. Ganz zerschmettert fand man den Unglücklichen auf der Erde, während der Ballon selbst, in welchem Green mit noch einem Gesellschafter saß, so unerwartet schnell emporstieg, als der Schirm abgelöst war, daß beide fast ein Opfer der Kälte, der dünnen Luft und des schnell herausgelassenen Gases geworden wären, da dieses den ganzen Ballon umhüllte. Sie hatten in wenig Minuten eine Höhe von mehr als 3000 Fuß erreicht. Ob seit dieser Zeit ein neuer Versuch gemacht worden sei, ist mir nicht erinnerlich, und wenn ein kühner Aeronaut den Fallschirm mitnimmt, dürfte er ihn wol nur für den unglücklichen Fall beisichhaben, daß er nicht mehr Herr des Ballons selbst sei, folglich das Äußerste versuchen müßte, das sonst fast unbedingt verlorene Leben zu retten.

Der Bienenwolf.



Man nennt diesen Vogel auch den Bienenfresser, obschon er ebenso gut andere Insekten und nicht blos Bienen, sondern diese nur vorzugsweise gern frißt. Insofern würde er nun allerdings ein gefährlicher Feind aller Bienenzucht sein, die schon durch so manche von Insekten lebende Vögel beeinträchtigt wird, allein er gehört nicht unserm Europa an, sondern findet sich in den heißen tropischen Gegenden am Senegal, in Ostindien, Madagaskar und gehört zu den Spechten, den Vögeln, die gern an den Bäumen hinaufklettern und hier hauptsächlich in der Borke ihre Nahrung suchen. Dort in den genannten Gegenden gibt es nur wilde Bienen, welche in hohlen Bäumen sich anbauen, und durch sie wie durch ihre Puppen hat er also häufig Gelegenheit, seinen Appetit zu stillen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Der Postdienst in England muß doch etwas Großartiges sein. In Jahresfrist haben sich nicht weniger als 1,476,456 unbestellbare Briefe gefunden, deren Porto zusam-



men über 70,000 Thlr. betrug; in 10,972 Briefen fanden sich Wechsel, Banknoten und baares Geld zum Betrage von 421,550 Pf. St. Ein sehr großer Theil dieser unbestellbaren und mit Geld beschwerten Briefe war ganz ohne Adresse, sodaß sich die Post in der Verlegenheit befindet, das Geld an sich zu behalten.

Marabuts heißen die kleinen, mit runden Dächern überbauten Gebäude, die in den Umgebungen der afrikanischen Städte so häufig sind und die man zuweilen noch ziemlich weit hinein in den Wüsten findet, wo sie ein Ruheplatz für die Karavanen sind. Auch gelten sie als Asyle. Denn eigentlich heißt Marabut ein Gelehrter oder ein Heiliger. Hat sich ein Verurtheilter in einen Marabut geflüchtet, so darf man ihn dort nicht antasten; aber man stellt ringsumher Wachen auf, damit er nicht herauskann, bringt ihm ein Brot und einen Krug mit Wasser und vermauert dann die Thür. Der Schuldner, den man seiner Schuld wegen verhaften will, findet dort ebenfalls ein Asyl; aber der Gläubiger hat das Recht, einen Ring in der Mauer anzubringen und seinen Schuldner daran zu fesseln, der durch das Recht des Asyls nichts weiter gewinnt, als daß er das gemeine Gefängniß mit einem geheiligten Gefängniß vertauscht. Da die Marabuts Ruheplätze für Karavanen sind, so bringen die Reichen Gaben dorthin, Datteln, Brotkuchen, trockene Feigen, Mehl u. s. w. Die Armen, die der Zufall dorthin führt, essen, wenn sie Hunger haben, diese Gaben der Liebe Gottes, wie man sie nennt. Aber wehe Dem, der es wagen wollte, etwas zu stehlen; er würde mit allgemeiner Verachtung bestraft werden.

Viele schwedische Namen haben einen prächtigen Klang. Ein Reisender kann bei einer Wirthin logiren, welche Lilienström heißt; am Morgen rasirt ihn der Barbier Lindblöm (Lindenblüte); das Trinkgeld, das er gibt, nimmt der Kellner Lagerquist (Lorberzweig) in Empfang; der Kutscher, der ihn fortfährt, wird Ehrenstrahl gerufen. Man sollte meinen, in Schweden ginge es alltäglich ungefähr so zu wie in Shakspeare's „Sommernachtstraum", wo auch lauter solche Lindenblüten, Rosenknospen, Spinneweben u. s. w. als belebte Wesen auftreten.

Das wahrgenommene Versehen. Der Steuerrath Welde in Dresden, der zu Kapellmeister Naumann's Zeit lebte und oft mit diesem die benachbarten Dorfkirchen besuchte, um die Organisten zu hören, war eines Sonntags in Loschwitz und nahm an der Aufführung einer Kirchenmusik daselbst als Sänger Antheil. Die Sänger bestanden theilweise aus Bauern, die recht wacker ihre Stimmen sangen. Der Steuerrath wollte die Festigkeit des Chors auf die Probe stellen und trat bei der Schlußfuge einen Takt zu spät ein, machte aber seinen Fehler sogleich dadurch wieder gut, daß er einen Takt übersprang und richtig bis zu Ende fortsang. Begierig zu erfahren, ob sein Versehen bemerkt worden sei, fragte er beim Herausgehen aus der Kirche einen Bauer, wie er sich bei der Fuge gehalten habe? „Recht gut!" antwortete dieser. „Nur einmal haben Sie ein bischen daneben gestochen, aber es hatte nichts auf sich; Sie machten Ihren Fehler gleich wieder gut." Der Steuerrath war ganz verwundert und fragte, wodurch sie solche Pünktlichkeit erlernt hätten? „Wo wir Das hergekriegt? Es ist butterleicht. Das haben wir Alle in der Scheune beim Dreschen gelernt, denn da, mein guter Herr Steuerrath, merken wir es gleich, wenn ein Flegel ausbleibt."

Die Amulete, welche Araber und Türken tragen, bilden eine Art von Halsbinden oder Armbändern in ziemlich verwickelten Vierecken. Die Inschriften sind Verse des Koran, welche fromme Grundsätze enthalten. Die Amulete für Kaufleute z. B. lauten: „Gott hat den Handel erlaubt, aber den Wucher verboten." Gelehrten ist der Spruch des Korans bestimmt: „Wenn alle Bäume auf Erden Federn wären, wenn das Meer Tinte wäre und einen sieben mal größern Umfang hätte, so würden doch Federn und Tinte nicht hinreichen, das Lob Gottes zu verkünden."

Der Sklave im Morgenlande befindet sich in der Lage eines begünstigten Dienstboten; einige Seehäfen ausgenommen, wird er nirgend zu harter Arbeit verurtheilt. In Asien gibt es keine von Sklaven bearbeitete Felder, keine Fabriken, in denen sie arbeiten müssen; alle ihre Beschäftigungen sind häuslicher Art und gutes Betragen wird mit Wohlwollen und Vertrauen belohnt, wodurch sie in den Kreis aufgenommen werden, dem sie angehören. Sklave (Gholam) ist in mohammedanischen Ländern kein Schmähwort und bezeichnet nicht einmal einen herabgewürdigten Zustand. Die Georgier und Nubier, die Abyssinier und Kaffern sind gewöhnlich verheirathet und ihre Kinder werden in der Regel zu der Familie des Herrn gerechnet und verlieren nach und nach alle Spuren ihres Ursprungs.

Eine Malerin ohne Hände, Miß Sarah Biffin, ist, wie das Londoner Athenäum meldet, am 9. October d. J. zu Liverpool, wo sie ihren Aufenthalt genommen hatte, gestorben. Sie zeichnete und malte mit den Zehen und leistete in Miniaturmalereien so Ausgezeichnetes, daß sie oft bei Preisbewerbungen siegte. Sie bestätigt also Lessing's Ausspruch, daß Rafael ein berühmter Maler geworden sein würde, auch wenn er ohne Arme geboren worden wäre.

Die Gräber der Santons (mohammedanischer Heiligen) werden von Kranken sehr fleißig besucht und Bäume in der Nähe derselben findet man in der Regel über und über mit Tuchlappen von jedem Farbenspiele und Gewebe behangen. Es herrscht nämlich der Glaube, daß ein Stück vom Gewande einer kranken Person auf einem Baume nahe an eines Santons Grabe die Wiederherstellung Dessen, der es getragen, befördere.

Der Johannisbrotbaum gleicht sehr dem Apfelbaume und trägt eine eßbare Schote, wie eine Katalpa, die bei Miswachs von den Armen gegessen wird. Man glaubt, daß von dieser Frucht Luc. 15, 16 die Rede sei, wo Luther „Träbern" übersetzt hat. Die Christen nennen die Frucht Johannisbrot und den immergrünen Baum Heuschreckenbaum, weil man glaubt, daß von dieser Frucht die Heuschrecken zu verstehen seien, die Johannes zugleich mit wildem Honig in der Wüste gegessen habe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 411.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [16. November 1850.

Alpenlandschaft auf dem St.-Gotthard.



Das Walliser Thal.*)

Weiße Bergkuppen, Kuppen der Gebirge Italiens, lagen vor uns. Seit meiner Knabenzeit hatte Italien meinen Geist beschäftigt. Die Sprache der Römer fing ich an zu lernen, bevor ich noch meine Muttersprache gründlich kannte. Die römischen Geschichtschreiber und Dichter wurden mir, ehe ich mit denen meines Vaterlandes bekanntgeworden war, in die Hände gegeben. Ich hatte die Erdbeschreibung des alten Rom im Kopfe, bevor ich die Geographie meines Vaterlandes wußte, und als ich fast noch keine Stadt in letzterm kannte, würde ich bei Nacht den Weg durch das alte Rom so ziemlich haben finden können. Freiwillig hatte sich später der Geist beständig wieder nach Italien gewendet. Und plötzlich, ohne daß ich früher daran gedacht oder mich darauf vorbereitet hatte, trat dort in der Majestät der südlichen Alpen das nördliche Grenzgebirge des Landes der Römer vor meinen Blick! Nun stand das alte Italien nebst allem Dem, was es gewesen war, so lebendig als nie sonst vor meiner Phantasie. Es war, als ob der eine Berg, welcher dort seine Zweige wie der Blumenkelch einer weißen Rose ausbreitete, nämlich der gigantische Monte Rosa, mir winkte. Einen Augenblick glühte meine Seele vor Verlangen, allein mein Italien würde ich nur in den Überbleibseln der Ruinenhaufen, unter denen es sich selbst einstens begraben hat, wiederfinden. Es möge daher, sowie es einst war, in meinem Geiste fortleben. Wenigstens wollte ich es jetzt noch nicht versuchen, ob die Herrlichkeit der Natur, die Milde des Klimas, der blaue Azur des Himmels den Eindruck der Täu-

*) Nach Senden's „Alpenroozen".

Digitized by Google

schung, dem ich mich unvermeidlich aussetzte, aufwiegen würde.

Indeß war mir eine zweite Erscheinung aufgefallen; dies war der Fluß, den ich in der Tiefe zu meinen Füßen sich hinschlängeln sah. Bis auf diesen Augenblick hatte ich in der Schweiz keine andere als deutsche Ströme gesehen; und welches Gewässer ich dort auch sah, entweder solches, das in Becken stand, oder in langen Betten fortströmte, oder über Felsenstufen hüpfte, oder in Fällen niederstürzte —, so war dies das Gebiet des Rheins, welches von alten Zeiten her bestimmt war, in den königlichen Strom Germaniens aufgenommen zu werden, der an germanischen Küsten sich in den germanischen Ocean entleert. Allein der Fluß dort ist ein fremder; es ist ein Fluß von Gallien. Dieselben Tropfen, welche man dort zu seinen Füßen zu einem Wasserspiegel vereinigt sieht — sie fließen nach Frankreich; in einigen Tagen werden sie sich mit den Wellen des Mittelländischen Meers vereinigen.

Als ein merkwürdiges und großartiges Thal sieht man dort das Bett der Rhone sich nach Westen und Osten in zwei langen Fernsichten ausdehnen, während dessen größter Raum zwischen den Felsenmauern oder niedrigerliegenden Ufern drei Viertheile einer Stunde beträgt. Besonders hell ist die Farbe des Flußbettes; sie ist lehmartig, kreideartig weiß. Man sieht jenen Boden jetzt größtentheils von Wasser entblößt, welches in einzelnen tieferliegenden Gruben sich dort beugend und schlängelnd als hellgraue Feuchtigkeit fortschleicht. Einzelne Fleckchen in dem breiten Strombette ragen empor. Es sind Klumpen Erde oder Felsenstücke, die durch frühere Erschütterungen in diese Tiefe herniederrollten; ihre schwarze Farbe sticht auffallend gegen das milchige Wasser ab. Auch scheinen Eiländchen, die mit Grün bedeckt sind, in diesem Bette zu treiben. Allein Spuren von Bewohnung entdeckt man nicht auf den Inselchen. Auf den Hügeln an den Ufern stehen die Wohnungen der Menschen, an dem Abhange der Felsen hängen die Städte und Dörfer, auf den Felsen erblickt man Ruinen von alten Burgen.

Dort gerade gegenüber öffnet sich das Einfisch- oder Annivierthal; die Usenz strömt aus demselben herab und stürzt ihre Gewässer in die Rhone. Dort, etwas weiter gegen Osten, erschließt sich das Turtmannthal, während an dieser Seite, beinahe gerade unter dem Wanderer, sich die Quellen des Gemmi vermittels der Dala in den großen Fluß entleeren. Auf diese Weise sieht man, wie mit einem Augenaufschlage drei von den Seitenthälern des Rhonethals; in dem letztgenannten eins der nördlichen, in dem erstgenannten zwei der südlichen Thäler. Das Auge folgt der östlichen Fernsicht. Das Bette behält bis nach Visp dieselbe Form, wird jedoch etwas schmäler. Weiter hinauf wird die Fläche des Stroms noch schmäler; dort nähern sich die beiden Ufer einander immer mehr und mehr, bis sie endlich von Brieg bis Laa die stehenden Mauern einer tiefen Schlucht werden, durch welche der Strom brüllend dahinschießt. Allein noch fünf Stunden weiter von dort, in einer fortlaufenden nördlichen Richtung, liegen die Quellen des Flusses. Ich war nahe bei denselben gewesen, als ich an dem Wasserfalle des Handeck stand; denn zwischen dem Grimsel und dem Furka liegt in dem herrlichen Rhonegletscher die große, stets wieder anwachsende weiße Feuchtigkeit, woraus eine geheimnißvolle Hand den langen Draht der Rhone spinnt, den sie durch das Thal von Wallis und den Genfersee hindurch Frankreich zuführt.

Es war als könnte man es dem Flusse ansehen, daß er keineswegs dazu bestimmt war, ein deutscher Strom zu sein. Denn obgleich die Rhone jetzt wenig Wasser zeigte, so charakterisirt es sich dennoch durch eine ungewöhnliche Lebendigkeit. Überdies schien der Strom jetzt wohl gut und sanft zu sein, allein seine Ufer zeigten überall Spuren davon, daß er in seiner Art ein Verwüster ist. Folgte man der Fernsicht in der Tiefe, so sah man, wie der Fluß daran gewöhnt ist, auf einmal seine Grenzen zu überschreiten, wie er in wüstem, zügellosen Aufbrausen Alles, was er erreichen kann, vernichtet, ja das ganze Unter-Walliser Thal zu einem großen Meere macht. Auf diese Weise lieferte derselbe das ähnliche Bild jener Nation, welche, bei allem Anscheine von einem lebhaften, aber sanftmüthigen Charakter doch wüst von Art ist; die, launig und grillenhaft, sich plötzlich mit vereinter Riesenkraft auf benachbarte Länder wirft, den Segen eines langjährigen Friedens vernichtet und dann, innerhalb ihrer Grenzen zurückgedrängt, dort auf einmal wieder den Charakter eines Gesetzgebers in sanften Sitten und reizenden Schönheiten annimmt. So waren die Gallier auf germanischem Grund und Boden, so die Sprößlinge des Jahrhunderts Ludwig's XIV., so die Söhne der Freiheit, welche an der Grenze der Jahrhunderte standen, in denen man bereits das 18. und 19. nach der Einführung der liebepredigenden christlichen Religion zählte; so die Elitentruppen in dem großen Heere jenes Mannes, der endlich auf einem ausgebrannten Krater, gleichsam selbst einem ausgebrannten Krater gleichend, endigte!

Übrigens ist der größte Theil von Wallis weit davon entfernt, dem Einflusse jenes verwüstenden Stroms ausgesetzt zu sein; denn Wallis bedeutet mehr als das Bette und die Ufer der Rhone. Die Grenzscheide von dessen Gebiet läuft wol mehr, als die irgend eines andern Landes der Erde, über die höchsten Bergkuppen; sie bildet einen Streifen, den nur Adler und Lämmergeier auf ihrem Fluge bezeichnen können. Reichen doch die Enden dieser Linie, welche auf dem Rhonegletscher beginnt, bis an die Gipfel des Finsteraarhorn und der Jungfrau und erstrecken sich über das Eis hin bis an den Gemmi. Von dort gehen sie über den Kamm des Gebirges, welches im Wildhorn und Arbelhorn am höchsten emporragt. Dann beugt sich die Grenzlinie über die Diablerets nahe bei der Rhone, welche sie bei dem Dent de Morcles erreicht. Während dies die nördliche Grenzlinie ist, läuft die östliche über jene Gebirgskette, welche im Westen von Tessines Thälern sich erhebt. Sie beugt sich dann als südliche Grenzlinie nach dem Fuße des Montblanc. Der Parabianco, der Monte-Rosa, der Monte-Cervino, der Velan, der St.-Bernhard sind die Giganten, welche, sämmtlich in Schneemäntel gehüllt, dort als die Grenzwächter von Wallis stehen. Am Fuße des Montblanc beugt sich die Grenzlinie nach Norden, indem sie über die Tête noire nach dem Genfersee fortläuft. Eigentlich hätte sie die Ufer jenes Sees nicht zu erreichen brauchen. Indem sie über den Rücken des Dent du Midi sich nach der Rhone wendet, hätte sie dort an dem Dent de Morcles endigen müssen. So war es auch früher. Die natürliche Grenze würde dann geblieben sein, welche den Hals von Wallis mit einer länglich runden Kette geschmückt hätte, von welcher die einzelnen Glieder Felsen und Eisberge sind, während der Dent du Midi und de Morcles die beiden äußersten Glieder bilden. Können doch dort die beiden Enden jener Kette geschlossen und der wunderbare Halsschmuck vermittels eines Schlosses verschlossen werden. Stehen doch die

Digitized by Google

beiden Dents als Felsen einander gegenüber; sie werden nur durch eine enge und tiefe Schlucht, durch welche sich die Rhone hindurchringt, voneinander getrennt. Die Brücke von St.-Maurice liegt über dieser Schlucht; man brauchte nur ein eisernes Thor auf derselben zu schließen, und Wallis wäre nur mittels einzelner, natürlicher Pässe, die sehr mühsam zu überschreiten sind, zu betreten.

Auf diese Weise scheint Wallis die Bestimmung gegeben zu sein, ein in sich abgeschlossenes Land zu bilden, das gänzlich von den benachbarten Völkern abgeschieden ist. Hiermit in Übereinstimmung hat denn auch die Natur Alles an Wallis geschenkt, was nöthig war, um selbständig bestehen zu können. Steigt doch sein Grund und Boden von Punkten, die zu den erhabensten des Erdballs gehören, bis in die Tiefe des Rhonebettes hinab, und man findet deshalb in Wallis ein erstaunlich verschiedenes Klima. So kalt es auf den Kuppen der Berge ist, so warm ist es in dem großen Thale. Mittels der Richtung des Rhonethals, welche von Osten nach Westen geht, wird jener Wärmegrad noch erhöht. Indem die riesenhaften Gebirge die Kälte vom Norden abwehren, dienen dieselben zugleich auf eine eigenthümliche Weise zu einer Mauer, an welcher sich die Sonnenstrahlen brechen, welche dann, indem sie zurückgeworfen werden, eine verdoppelte Wirkung auf jene tiefe Grube ausüben. Die Hitze würde dort zuweilen unerträglich sein, wenn dieselbe nicht meist durch Winde gemäßigt würde. Indessen ist es sehr auffallend, daß der Ostwind nicht an dem östlichen und der Westwind nicht an dem westlichen Ende des Thals beginnt. Der Ostwind, welcher meist trocken und kalt ist, beginnt im Gegentheil im Westen des Thals, und der Westwind, welcher meist Regen bringt, im Osten desselben. Wie ungereimt diese Erscheinung auch zuerst scheint, sie findet dessenungeachtet in dem eigenthümlichen Gebirgssaume, welcher jenes Thal begrenzt, ihre Erklärung. Begegnet doch der Wind, welcher aus Osten kommt, dort großen Schwierigkeiten, welche denselben hindern, in das Thal seinen Strom hineinfließen zu lassen. Er stößt gegen die hohen Berge an. Zurückgeworfen von denselben, wird derselbe in die Höhe geschleudert. Indem er nun in dieser Höhe seine Richtung verfolgt, fährt derselbe durch die Luft über das Thal hin; er erreicht es endlich an den westlichen Bergen, die ihn wieder zurückstoßen, sodaß er von dort aus nun seine rückgängige Bewegung beginnt. Die Süd- und Südwestwinde werden von den nördlichen und nordöstlichen Bergen zurückgeschlagen und beginnen nun, sich von Osten aus zu verbreiten. Weil sie meist plötzlich die Temperatur des Dunstkreises verändern, so wirkt der schnelle Übergang meist auf die Gesundheit der Menschen nachtheilig ein, während die Vegetationskraft dadurch nicht angegriffen wird. Man ist erstaunt, wenn man dort von Varen aus den Weg an der nördlichen Seite der Rhone verfolgt, so viele Fruchtbarkeit anzutreffen; und wenn man sich über den reizenden Siders der Stadt Sion nähert, so weiß man nicht, ob der Reichthum der Natur größer war als ihre Mannichfaltigkeit. Weinreben ranken über den Boden hin; in dichten Reihen, auf Terrassen stehend, bedecken und schmücken sie die Wände der Berge. Nirgend sieht man die Nuß verschiedener und auf riesigern Stämmen wie hier; sie mag von Wallis, ihrem Vaterlande, mit Recht den Namen Wallnuß führen. Nicht nur die Feige gedeiht hier, sondern auch die Mandel und Granate. Auch reifen hier Melonen auf dem kalten Boden. Der berühmte Albrecht v. Haller hat in Wallis nicht weniger als 3400 Pflanzenarten gezählt und daher die reichste Flora der Schweiz in dem Walliser Thale gefunden. Aber der Boden selbst ist, besonders am Fuße der nördlichen Berge, äußerst fruchtbar. Stammt derselbe doch von den Bergen her. Der Kalkstein, aus welchem jene Berge bestehen, zerbröckelt und verwandelt sich allmälig in eine Erde, die ungemein fruchtbar ist. Die Farbe des abgebröckelten Felsens bei St.-Leonhard ist dieserhalb auch eine weiße, kreideartige, und das Leiserhorn bildet daselbst eine herrliche, große, weißgepflasterte Nische. Und in der Mitte dieser reichen und üppigen Natur erhebt sich Sion aus dem Rhonethale mit seinen Felsen Valeria und Tourbillon, die auf ihren Gipfeln prächtige Ruinen tragen! Das Rhonethal dehnt sich hier in seiner größten Breite, nämlich eine Stunde weit, aus; aber während sich der Boden von Sion nach Süden in die Tiefe des Wasserspiegels der Rhone senkt, beginnt jene Senkung gegen Norden von dem 10,000 Fuß hohen Wildhorn. Alles trägt hier die Spuren eines classischen Bodens. Sion ist das Sadunum der Römer, Sion ist der uralte Sitz der Bischöfe von Wallis. Überbleibsel von jenen sieht man überall; den Palast dieser kann man betreten. In letzterm lebte auch der merkwürdige Mathias Schinner, der im Anfange des 16. Jahrhunderts den Bischofssitz von Sion bestieg. Er war ein sehr unternehmender und talentvoller Mann, jedoch übermäßig ehrgeizig, hegte einen alten Haß gegen Frankreich und bewog die schweizerischen Soldaten, die einen Bund mit Franz I. geschlossen hatten, in Folge dessen dieser sich Mailands bemächtigte, jenen Bund zu brechen und mit Hintansetzung aller Treue gegen Franz I. feindlich aufzutreten. Auf diese Weise wurde viel Blut vergossen und viele Schweizer fielen. Späterhin ließ derselbe insgeheim in der Schweiz werben, um die Feinde Franz I. im Mailändischen zu verstärken. Weil nun Franz I. in seinem Heere 12,000 Schweizer hatte, wurden daher auf fremdem Boden Schweizer gegen Schweizer aufgestellt, um, indem sie von fremden Fürsten ihren Sold bezogen, gegeneinander zu fechten und sich einander umzubringen. Ungefähr gegen Anfang des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts hatte das Vermiethen der Schweizer in den Sold der fremden Monarchen begonnen. Frankreich, Östreich, die italienischen Staaten und die Päpste nahmen für Geld schweizerische Regimenter in ihre Dienste. Die Regierungsmitglieder der Cantone fanden bei dem Vermiethen ihrer Unterthanen pecuniairen Vortheil und stellten überdies bei den Regimentern ihre Familienglieder als Offiziere an. Die fremden Mächte hatten die tapfern und treuen Schweizer gern, deren Leben sie überdies viel lieber als das ihrer eigenen Unterthanen aufs Spiel setzten. Indessen wurde dadurch nicht allein häufig bewirkt, daß Schweizer gegen Schweizer fochten — wenn nämlich zwei Mächte, in deren Diensten sie standen, miteinander Krieg führten; sondern auch die Cantone wurden uneinig. Jeder Canton hielt es mit der Macht, an die er Hülfstruppen vermiethet hatte, und dies um so mehr, weil die Mitglieder der Regierung eines solchen Cantons Geschenke und feste Gehalte von jener Macht erhielten. Der eine Canton war französisch, der andere mailändisch, der dritte venetianisch gesinnt. Dies Vermiethen von Schweizertruppen durch Schweizer ist erst bei der letzten Constituirung des Staats gänzlich abgeschafft worden.

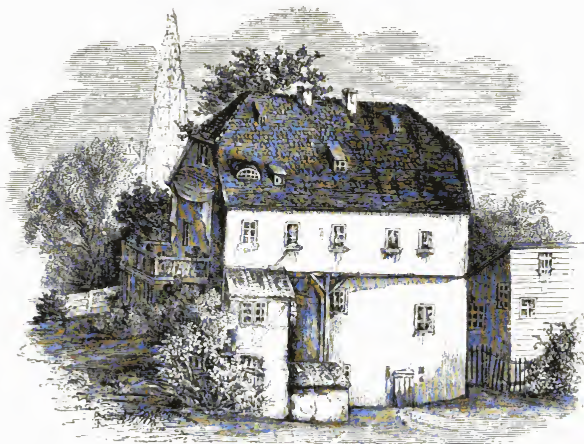
(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Gall und Kotzebue.

Auf seiner Rückreise aus Italien besuchte Kotzebue im Jahre 1804 Gall in Wien, spendete ihm die größten Lobeserhebungen und suchte ihn zu bewegen, sich nach Berlin zu wenden, wo ihm das Geld in Fülle zufließen werde. Er solle ihm nur die Hälfte seiner Einnahmen versprechen, so würde er es dahin bringen, daß er seine wiener Praxis leicht vergessen könne. Der schlichte Gall, dem es nicht einfiel, Wien zu verlassen, nahm Alles, auch den finanziellen Vorschlag, als Scherz und antwortete nichts als die Worte: „Warum denn nicht?“ Später wurden Gall's Vorlesungen in Wien verboten und er beschloß auszuwandern. Sein Weg führte ihn über Prag nach Berlin und der Ertrag seiner dort gehaltenen Vorlesungen schien Kotzebue's Vorhersage verwirklichen zu wollen. Da erschien eines Morgens dieser selbst bei Gall, erinnerte ihn an sein in Wien gegebenes Versprechen und erbat sich auf unverschämte Weise die Hälfte des bisher eingenommenen Honorars. Gall, selbst großer Liebhaber des Geldes, weigerte sich natürlich standhaft, Kotzebue verließ ihn entrüstet, stellte eine Klage beim Magistrate an, und als er den Proceß verloren, schrieb er, der früher Gall's feurigster Lobredner gewesen, aus Rache das Lustspiel „Die Organe des Gehirns“.

Kant's Wohnhaus zu Königsberg.



Das Haus, welches ehemals der berühmte Philosoph Kant, dessen Wiege und Sarg Königsberg war, daselbst bewohnte, liegt in der sogenannten Prinzessinstraße. Es ist jetzt in demselben eine Badeanstalt befindlich. Der gegenwärtige Besitzer hat, um Kant's Andenken zu ehren, eine Marmortafel über die Thür des Wohnhauses einmauern lassen, welche die Inschrift trägt:

Immanuel Kant wohnte und lebte hier von 1783 bis 12. Februar 1804.

Ein im Garten neben dem Hause von Kant selbst gepflanzter Birnbaum trägt noch jetzt reichliche Früchte. Über Kant selbst vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1840, Nr. 402.

Digitized by Google

Häuptlinge vom Libanon.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1845, Nr. 117.

Türkische Justiz oder: Die baumwollenen Mützen.*)

Vor länger als 20 Jahren trieb ungünstiger Wind einen Capitain aus Marseille auf die Rhede von Tunis, dessen Schiff eine Ladung baumwollener Mützen nach Gibraltar bringen sollte. Damals mußte bei dem Eintritt in den Hafen von Tunis ein Tribut bezahlt werden, welcher durch die Laune des Raja Marsa (des Hafencapitains) oft sehr hoch gestellt ward. Der Capitain mußte fürchten, den Werth seiner ganzen Ladung zu verlieren; er weigerte sich daher, den übermäßig hohen Tribut zu bezahlen und wendete sich mit seiner Beschwerde an den Bei, der ihn aufmerksam anhörte. Nachdem er sich versichert hatte, daß es mit der gefoderten Summe seine Richtigkeit habe, sagte er:

Willst du nach türkischer oder französischer Justiz behandelt sein?

Der Capitain dachte einige Minuten nach und mit einem Vertrauen, das der Gesetzgebung seines Landes Ehre machte, entschied er sich für französische Justiz.

Es ist gut, sagte der Bei. Kehre auf dein Schiff zurück und warte.

Der Seemann verabschiedete sich mit lautem Danke und that, wie ihm geheißen ward; er wartete — eine, zwei, drei Wochen, einen ganzen Monat. Als dieser um war, dauerte es ihm doch ein wenig zu lange; er ging also wieder ans Land und stellte sich dem Bei in den Weg. Dieser kam vorüber; der Capitain warf sich ihm zu Füßen. „Hoheit", sprach er, „du hast mich vergessen."

Nein, antwortete der Bei. Bist du nicht der französische Capitain, der sich über den Raja Marsa bei mir beklagt hat?

Und dem du Gerechtigkeit versprochen hast.

Ja; aber Gerechtigkeit nach französischer Art.

Gewiß.

Nun? Worüber beklagst du dich denn?

Daß ich diese Gerechtigkeit seit einem Monat vergebens erwarte.

Höre, sagte der Bei, seit drei Jahren läßt es dein Consul an Respect gegen mich fehlen; seit drei Jahren habe ich mich bei deinem Könige beschwert und Gerechtigkeit von ihm verlangt. Seit drei Jahren warte ich nun schon; komm auch in drei Jahren wieder, dann wollen wir sehen.

Hm! hm! sagte der Capitain, der die Sache zu begreifen anfing — und gibt es kein Mittel, diesen Aufschub abzukürzen, Hoheit?

Du hast französische Justiz verlangt.

Wenn ich aber türkische Justiz verlangt hätte?

*) Nach Alexandre Dumas.

Digitized by Google

Das wäre eine andere Sache gewesen; dann wäre die Justiz im Augenblick ausgeübt worden.

Ist es noch Zeit, mein Wort zurückzunehmen?

Es ist immer Zeit, recht zu handeln.

Türkische Justiz also, Hoheit, türkische Justiz.

So folge mir.

Der Bei ging in seinen Palast und ließ den Capitain eintreten.

Wie viel hat der Raja Marsa von dir gefodert? fragte der Bei.

Funfzehnhundert Francs.

Und du findest diese Summe zu hoch?

Hoheit, das ist meine demüthige Meinung.

Um wieviel zu hoch?

Wenigstens um zwei Drittheile.

Das ist richtig; hier sind 200 Piaster, welche gerade 1000 Francs machen.

Hoheit! Du bist die Wagschale der göttlichen Gerechtigkeit.

Der Capitain wollte fortgehen.

Hast du keine andere Entschädigung von mir zu verlangen? sagte der Bei, ihn zurückhaltend.

Ich hätte wol noch eine Bitte, Hoheit! Aber ich wage nicht, sie auszusprechen.

Wage es immerhin.

Mich dünkt, man wäre mir Ersatz schuldig für die Zeit, die ich verloren habe, die Entscheidung zu erwarten, die ich eben erhalten habe.

Das ist richtig.

Umsomehr — fuhr der Capitain fort — da ich schon zu Anfange des Winters in Gibraltar erwartet wurde; jetzt ist sein Ende da und die günstige Zeit zum Absatz meiner Ladung vorüber.

Und worin besteht deine Ladung?

In baumwollenen Mützen, Hoheit!

Was verstehst du unter baumwollenen Mützen?

Der Capitain zog eine Probe aus der Tasche und überreichte sie dem Bei.

Und wozu dient diese Vorrichtung? fragte dieser.

Sie auf den Kopf zu setzen — antwortete der Capitain, und die Geberde dem Worte anpassend, bekleidete er den Kopf mit der Mütze.

Es ist sehr häßlich, sagte der Bei.

Aber sehr bequem, antwortete der Capitain.

Und du sagst, die Verzögerung der Gerechtigkeit habe dir Schaden gethan?

Einen Schaden von wenigstens 1000 Francs.

Warte!

Der Bei rief nach seinem Secretair; dieser trat ein, kreuzte seine Arme über die Brust und verneigte sich bis auf den Boden.

Setze dich nieder und schreibe, sagte der Bei.

Der Secretair gehorchte; der Bei dictirte ihm einige Zeilen, von denen der Capitain nichts verstand, weil es Arabisch war. Als der Secretair die Worte geschrieben hatte, sagte der Bei:

Es ist gut! Laß jetzt dieses Amra (Gebot) durch die Stadt verkünden.

Der Secretair kreuzte seine Arme über die Brust, verneigte sich bis auf den Boden und ging hinaus.

Verzeihung! sagte der Capitain.

Was noch?

Darf ich deine Hoheit ohne Unbescheidenheit nach dem Inhalte dieses Befehls fragen?

Ei gewiß! Es ist ein Befehl an alle Juden in Tunis, bei Verlust ihres Kopfes diesen binnen 24 Stunden mit einer baumwollenen Mütze zu bekleiden.

Ah! Sturm und Wetter! rief der Capitain. Ich verstehe.

Nun! Wenn du mich verstehst, so kehre auf dein Schiff zurück und verkaufe deine Waare, so gut du kannst; du wirst bald Kundschaft erhalten.

Der Capitain stürzte sich zu den Füßen des Bei, küßte ihm die Pantoffeln und ließ sich auf sein Schiff zurückführen.

Während dieser Zeit verkündete man mit Trompetenschall in den Straßen von Tunis folgendes Amra:

„Gelobt sei Gott der Einige, zu dem alle Dinge zurückkehren! Im Namen des Sklaven des höchsten Gottes, im Namen Dessen, der seine Gnade und Milde anfleht, im Namen Sidi-Hussein-Pascha's, Beis von Tunis, wird hierdurch jedem Juden verboten, sich auf den Straßen zu zeigen, ohne sein ungläubiges und verfluchtes Haupt mit einer baumwollenen Mütze bekleidet zu haben. Wer dagegen handelt, hat seinen Kopf verwirkt. Den Ungläubigen werden nur 24 Stunden Zeit gelassen, um sich die erwähnte Kopfbedeckung zu verschaffen.

Diesem Befehle ist man allen Gehorsam schuldig.

Gegeben am 20. April des Jahres 1243 der Hegira."

Die Wirkung dieser Bekanntmachung blieb nicht aus. Die 25,000 Juden, welche die israelitische Bevölkerung der Stadt ausmachen, sahen einander erschrocken an und fragten sich, welches diese neue Heimsuchung sei, die über das Volk Gottes komme. Die weisesten Rabbiner wurden befragt; aber Keiner von ihnen konnte sich einen genauen Begriff davon machen, was eine baumwollene Mütze sei. Endlich erinnerte sich ein Gourni — so nennt man die Juden in Livorno —, eines Tages in dem Hafen jener Stadt eine normännische Schiffsmannschaft gesehen zu haben, die mit einem ähnlichen Kopfputze bekleidet gewesen sei. Man war doch einen Schritt näher am Ziele, als man wußte, welchen Gegenstand man sich verschaffen solle; es blieb nur noch übrig, zu erfahren, wo man denselben erhalten könne. Zwölftausend Mützen waren nicht so leicht herbeigeschafft. Die Männer rangen die Hände, die Frauen rissen sich die Haare aus, die Kinder warfen sich auf die Erde und Alle erhoben die Hände zum Himmel und riefen: Gott Israels, der du uns in der Wüste das Manna gabst, sage uns, wo sollen wir baumwollene Mützen finden?

In dem Augenblicke, als die Trostlosigkeit am größten, das Geschrei am zerreißendsten war, verbreitete sich das Gerücht unter der Menge: ein Schiff, mit baumwollenen Mützen beladen, läge im Hafen. Man erkundigte sich. Man sagte, es sei ein Dreimaster aus Marseille. Sollte er aber 12,000 baumwollene Mützen an Bord haben? Sollte er Mützen für Alle liefern können? Man stürzte sich zu den Barken und drängte sich hinein wie bei einem Schiffbruch. Eine kleine Flotte stach in See, dem Dreimaster sich zu nähern. Der Capitain war auf dem Verdeck und wartete. Mit Hülfe eines Fernrohrs hatte er Alles beobachtet. In weniger als zehn Minuten umgaben die Barken sein Schiff und aus allen Kehlen ertönte es: „Baumwollene Mützen! Baumwollene Mützen!"

Der Capitain winkte mit der Hand. Man sah, er wollte reden; aber es dauerte lange, ehe es still ward.

Ihr wollt baumwollene Mützen?

Ja! ja! ertönte es von allen Seiten.

Sehr schön! sagte der Capitain. Aber Sie wissen, meine Herren, baumwollene Mützen sind jetzt ein sehr gesuchter Artikel. Ich habe Nachrichten aus Europa,

Digitized by Google

daß die baumwollenen Mützen im Preise bedeutend gestiegen sind.

Das wissen wir, schrie man von allen Seiten, und wir sind bereit, ein Opfer zu bringen, um welche zu haben.

Hören Sie denn, sagte der Capitain, ich bin ein ehrlicher Mann.

Die Juden zitterten; denn so fingen sie immer ihre Rede an, wenn sie einen Christen betrügen wollten.

Ich will diesen Umstand nicht benutzen, um Ihnen ihr Geld abzunehmen.

Die Juden wurden blaß.

Eine baumwollene Mütze kostet mir durchschnittlich 40 Sous.

Das ist nicht zu theuer, murmelten die Juden, sich ansehend, einander zu.

Ich will mich damit begnügen, hundert Procent zu verdienen, fuhr der Capitain fort.

Gelobt sei der Höchste! riefen die Juden.

Ich gebe also die baumwollenen Mützen um vier Francs! sagte der Capitain.

Tausend Hände streckten sich aus.

Hübsch in Ordnung! sagte der Capitain. Kommt auf dieser Seite an Bord und steigt auf der andern Seite wieder herunter.

Jeder Jude ging über das Verdeck, erhielt seine Mütze und bezahlte sein Geld.

Der Capitain nahm über 40,000 Francs ein und hatte einen Gewinn von 30,000 Francs. Die Juden kehrten, mit einer baumwollenen Mütze bereichert und um vier Francs ärmer nach Tunis zurück.

Am folgenden Tage stellte sich der Capitain dem Bei vor.

Ah! Du bist es! sagte dieser.

Der Capitain begrüßte ihn. Ich komme, sprach er, dir zu danken.

Du bist zufrieden?

Mehr als Das, bezaubert.

Du ziehst also die türkische Justiz der französischen vor?

O! Jene ist unvergleichlich besser.

Du bist aber noch nicht zu Ende.

Wie? Noch nicht zu Ende?

Nein! Warte ein wenig!

Der Capitain wartete; er fürchtete sich nicht mehr.

Der Bei rief seinen Secretair. Dieser trat vor, kreuzte seine Arme über die Brust und verneigte sich bis auf den Boden.

Schreib! sagte der Bei.

Der Secretair machte sich fertig, der Bei dictirte:

„Im Namen des Sklaven des höchsten Gottes, im Namen Dessen, der seine Gnade und Milde anfleht, im Namen Sidi-Hussein-Pascha's, Beis von Tunis, wird durch dieses Amra allen Juden bei Verlust des Kopfes untersagt, mit einer baumwollenen Mütze auf dem Kopfe auf den Straßen von Tunis zu erscheinen. Jeder Besitzer einer baumwollenen Mütze erhält 24 Stunden Zeit, um sich derselben so vortheilhaft als möglich zu entäußern.

Diesem Befehle ist man allen Gehorsam schuldig.

Gegeben am 21. April des Jahres 1243 der Hegira."

Verstehst du wohl? fragte der Bei den Capitain.

O Hoheit! rief dieser mit Begeisterung, du bist der größte Bei, der je gelebt hat.

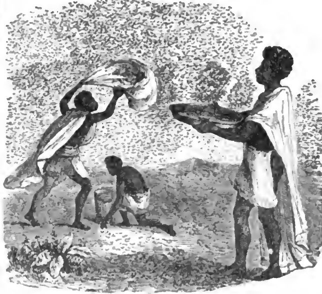
So kehre auf dein Schiff zurück und warte.

(Beschluß folgt.)

Englische Ruhe.

Vor längerer Zeit kam ein Engländer ziemlich spät in einem Gasthause zu Braubach am Rheine an, speiste und legte sich schlafen. Um Mitternacht brach im Hause Feuer aus. Man eilt auf die Stube des Engländers; er schläft fest. Man weckt ihn, erzählt ihm die Sachlage und daß er sich unverzüglich hinausbegeben müsse. „Zum Teufel!" — brummte der Engländer — „was weckt ihr mich um solchen Plunder? Laßt mich in Ruhe! Ich bin müde und werde nicht aufstehen. Seid ihr Narren und meint, ich soll im Hemde um Mitternacht auf die Straße hinauslaufen? Ich verlange meine neun Stunden Schlafs. Löscht euer Feuer, wie ihr wollt, ich hindere euch nicht. Was mich betrifft, so liege ich ganz gut im Bette und bleibe darin." Sprach's, drehte sich um und schlief fort. Das Feuer ward glücklich bewältigt, der Lärm im Hause legte sich. Am andern Morgen, als der Kellner in das Zimmer trat, öffnete der Engländer die Augen, dehnte sich gähnend und sagte: „Sind Stiefelhaken im Hause?" Ohne nach dem Feuer zu fragen, stand er auf, frühstückte tüchtig und reiste weiter.

Heuschreckenfang auf Madagaskar.



Auch auf Madagaskar erscheinen oft Heuschreckenzüge, welche verwüstend auf die Felder herabfallen. Man weiß ihnen aber dort auch Nutzen abzugewinnen. Man fängt sie mit Tüchern, sammelt sie in Körben, läßt sie mit einem Walle in großen irdenen oder eisernen Töpfen kochen und dann an der Sonne trocknen. Hierauf schwingt man sie mehre male durch, damit Flügel und Füße abfallen und schickt sie zuletzt zum Verkauf auf die Märkte; die Eingeborenen braten sie in Pfannen auf und sie sollen wirklich wie Seekrebse schmecken.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Dem Kameele, das uns nach naturgeschichtlichen Berichten immer als ein Beispiel unermüdeter Ausdauer, geduldiger Unterwürfigkeit und langen Ertragens dargestellt wird,



ist neuerdings von mehren Reisenden Vieles von diesem Lobe entzogen worden. Sie behaupten, daß das Kameel (Djemmel) mit seinem heuchlerischen, demüthigen Ansehen, mit seinem trunkenen Auge und seiner gesunkenen Unterlippe, in einer widrigen, mit Haß und Klage gemischten Stimme seine Unzufriedenheit von dem Augenblicke an kundthue, wo es auf seine Knie zu fallen genöthigt wird, bis es plump mit der Last aufsteht und faul auf seinem Wege fortschreitet, unaufhörlich von dem Jellah- und Hemsch-Schreien des Führers angetrieben.

Ursprung des Namens Fiacre. Niclas Sauvage, der zuerst Kutschen vermiethete, wohnte in Paris in der Straße St.-Antoine in einem Hause, das den Schild zum h. Fiacre hatte. Von diesem Hausschilde erhielten die Miethskutschen ihren Namen. Ihr erster Gebrauch fällt in das Jahr 1650. Die Kutschen selbst hält man für eine Erfindung der Ungarn, in deren Sprache sie Kotsi heißen.

Der Rhein, sagt Victor Hugo, ist ein symbolischer Fluß. In seiner Senkung, in seinem Laufe, in Beziehung auf die Länder, die er durchströmt, ist er, sozusagen, ein Bild der Civilisation, welcher er bereits so vielfältig gedient hat und noch dienen wird. Er steigt hernieder von Kostnitz nach Rotterdam, aus dem Lande der Adler zur Stadt der Heringe, von dem Aufenthalte der Päpste, Kaiser und Concilien zu den Wohnungen der Bürger und zu den Läden der Krämer.

Die Erfindung der Kunst, Stoffe zu weben, wird bei allen Völkern und in allen Mythologien einem Weibe zugeschrieben. Bei den Ägyptern ist es Isis, bei den Lydiern Arachne, bei den Griechen Minerva, bei den Peruanern Menacella, Manko-Kapak's Gemahlin; in den Rheinländern ist es die Fee Ave. Nur die Chinesen schreiben diese Erfindung einem Manne, dem Kaiser Yas, zu.

Arabische Küche. Die glühende Asche eines Wachtfeuers — so erzählt ein Reisender — war bei Seite geschoben und in den erhitzten Boden ein 6—8 Zoll tiefes und etwa zwei Fuß im Durchmesser haltendes Loch gemacht worden. In dieses ward eine Masse von halbgeknetetem Teige hineingelegt, die aus Mehl und Wasser bereitet war. Die Kohlen wurden sodann wieder darüber gezogen und frisches Holz aufgelegt. Auf das Feuer ward nun ein ungeheurer Topf mit Reis aufgesetzt, in welchen von Zeit zu Zeit eine Quantität zerschmolzener Butter hinzugeschüttet und das Gemisch mit einem starken Baumzweige umgerührt wurde, der seine Blätter noch hatte. Sobald das Gericht hinreichend gekocht war, wurde der Topf vom Feuer entfernt, das Feuer wieder weg- und das Brot aus seinem ursprünglichen Backofen herausgenommen. Mit Schmuz und Asche beschmiert und mit ausgeglühten Kohlen wie punktirt, hatte es wenig aufzuweisen, was bezeugen konnte, daß es ein Nahrungsmittel war; es glich in Consistenz wie in äußerm Ansehen einem lange gebrauchten, an den Ecken abgerundeten Grobschmiedsschurzfelle. Die Mitesser versammelten sich nun um den Topf; Jeder riß sich von dem Lederbrote etwas ab und gestaltete es zu einer Art von Schöpfkelle, und nun ward nach Herzenslust in den Pillau hineingetunkt, bis zuletzt die Löffel selbst zum Dessert verschlungen wurden.

Das Echo des Lurleifelsens am Rheine bei St.-Goar macht auf den Besucher, der es nicht erwartet, einen außerordentlichen Eindruck. Ein Nachen, der über den Rhein schifft, erregt an dieser Stelle mit seinen zwei kleinen Rädern einen furchtbaren Lärm. Schlösse man die Augen, so würde man glauben, eine große Galeere von Malta ziehe vorüber mit ihren 50 breiten Rudern, jedes von vier angeketteten Sträflingen bewegt.

Gerechtigkeit. Vor dem Sultan erschien einer seiner Unterthanen, sich bei ihm wegen einer Ungerechtigkeit zu beklagen, die ihm von einem begünstigten Höflinge widerfahren sei. Ohne ihn anzuhören, gab ihm der Sultan Unrecht. Sogleich fing der Kläger an zu beten. „Um was bittest du den Propheten?" fragte der Sultan. „Daß er dich richten möge, wie du mich gerichtet hast", antwortete der Kläger. „Wiederhole deine Klage, vielleicht habe ich dich unrecht verstanden." Die Klage ward nochmals angebracht und der Sultan entschied zu Gunsten des Klägers.

Merkwürdiger Speisetisch. In der diesjährigen breslauer Industrieausstellung befindet sich ein Speisetisch von Eichenholz für 18—20 Personen, gefertigt vom Tischlermeister August Herrmann zu Schweidnitz. Das Material zu diesem Tische lieferte das am 5. April v. J. bei Eckernförde zerstörte Linienschiff „Christian VIII." und zwar in einer Bohle von 4 Zoll Dicke, 14 Zoll Breite und 40 Fuß Länge.

Serail (auszusprechen: Seraï) bedeutet Palast. Man bezeichnet mit diesem Worte nicht blos die eigentliche Residenz des Kaisers, sondern auch die Wohnungen seiner höhern Beamten sowie die der europäischen Gesandten, obgleich die letztern häufig nichts weiter als Baracken sind. Das unter Mohammed II. im Jahre 1467 erbaute Serail macht gewissermaßen für sich eine Stadt aus; auf zwei Seiten vom Meere umgeben und auf der dritten von der Stadt begrenzt, bildet es denselben Triangel im Kleinen, den Konstantinopel selbst im Großen bildet; es hat 12 Thore, den Umfang etwa einer guten Stunde und gegen 7000 Bewohner.

Selber ist der Mann. Die Passagiere in einem Coupé unterhielten sich über Musik. Ein Herr fragte einen andern, der ziemlich simpel aussah: „Kennen Sie den Barbier von Sevilla?" „Nein", antworte dieser. „Ich rasire mich selbst."

Als Mittel, ein hohes Alter zu erreichen, wird in Brennglas' „Volkskalender" auf 1851 Folgendes verordnet: Man esse, trinke, spiele, lache, tanze, kurz: man lebe, wie man will, gehe aber an jedem 27. März an einer Kirche vorüber und wiederhole dies einige 80 male. Durch dieses einfache und durchaus nicht kostspielige Mittel wird man ein hohes Alter erreichen.

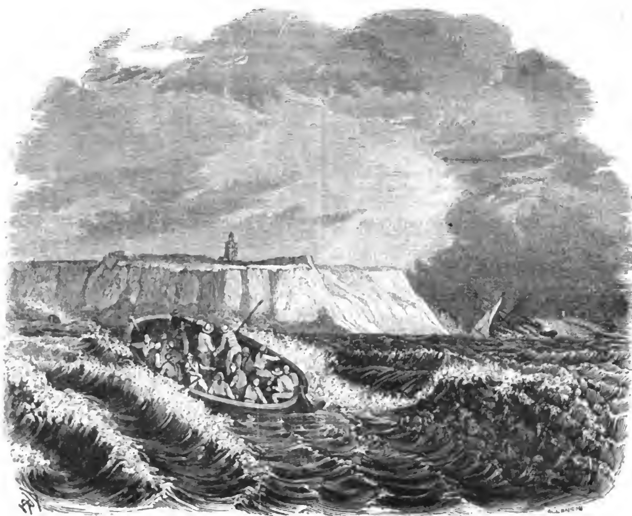
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 412.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [23. November 1850.

Das Vorgebirge Arkona auf der Insel Rügen.



Türkische Justiz oder: Die baumwollenen Mützen.

(Beschluß.)

Eine halbe Stunde später ertönte die Trompete in den Straßen von Tunis und die Bevölkerung lief bei diesem ungewohnten Aufrufe herbei. Unter den Zuhörern erkannte man die Juden an ihrer triumphirenden Miene und an ihrer nach dem einen Ohre geneigten baumwollenen Mütze. Das Amra ward mit lauter und deutlicher Stimme verlesen. Die Juden fuhren nach ihren Mützen und rissen sie von den Köpfen herab; der erste Impuls war, die Mütze zu nehmen und sie ins Feuer zu werfen. Bei näherm Nachdenken machte der Rabbiner darauf aufmerksam, daß man 24 Stunden Zeit habe, sich seines Eigenthums zu entäußern. Alle stimmten darin überein, es sei besser, die Hälfte oder drei Viertel als das Ganze zu verlie-

Digitized by Google

ren. Sie begannen mit den Bootsleuten wegen der Überfahrt zu unterhandeln; denn diese hatten schon das erste Gedränge benutzt, die ängstlichen Juden zu übertheuern. Als der Preis bestimmt war, ruderten sie auf den Dreimaster zu, der bald von Barken umgeben war.

Capitain! Capitain! schrie Alles durcheinander. Wir haben baumwollene Mützen zu verkaufen.

Bah! sagte der Capitain.

Capitain! Es ist eine gute Gelegenheit, Sie sollen sie billig haben.

Ich habe eben einen Brief aus Europa erhalten; er meldet mir, daß die baumwollenen Mützen sehr im Preise gesunken sind.

Capitain! Wir wollen daran verlieren.

Es sei, sagte der Capitain. Ich sage euch also, daß ich sie nur um die Hälfte des Preises wieder annehmen kann.

Um die Hälfte des Preises, es sei.

Ich habe sie mit 40 Sous bezahlt; wer also seine Mütze für 20 Sous lassen will, komme auf dieser Seite an Bord und verlasse das Schiff auf der andern Seite.

O Capitain!

Ihr könnt es thun oder lassen.

Capitain!

Heda! Die Anker gelichtet!

Was machen Sie, Capitain, was machen Sie?

Nun! Ich lasse die Anker lichten.

Capitain! für 40 Sous.

Der Capitain ließ seine Matrosen fortarbeiten.

Capitain! Für 30 Sous!

Das Segel am großen Maste entfaltete sich und man hörte die Kette der Gangspille rasseln.

Capitain! Capitain! Wir willigen ein.

Stop! rief der Capitain.

Die Juden stürzen, Einer nach dem Andern, Backbord hinauf, Steuerbord hinunter. Jeder übergab seine baumwollene Mütze und erhielt 20 Sous. Durch den Verlust von drei Francs hatten sie zwei mal ihren Kopf gerettet; zu theuer war das nicht. Der Capitain hatte seine Waare wieder und es blieb ihm ein reiner Gewinn von 30,000 Francs. Da er ein Mann von Lebensart war, nahm er die Hälfte mit sich und begab sich zum Bei.

Nun? fragte dieser.

Hoheit! Ich komme, dir zu danken.

Bist du zufrieden? Ist dir die Entschädigung genügend?

Mehr als genügend. Ich komme, deiner Hoheit anzubieten —

Was?

Die Hälfte meines Gewinns.

Geh doch! sagte der Bei. Habe ich dir nicht Gerechtigkeit nach türkischer Art versprochen?

Ohne Zweifel.

Nun! Türkische Justiz wird unentgeltlich ausgeübt.

Sturm und Wetter! rief der Capitain. In Frankreich hätte sich ein Richter nicht mit der Hälfte begnügt und hätte wenigstens drei Viertel genommen.

Da bist du wol im Unklaren, sagte der Bei; er hätte das Ganze genommen.

Ei! ei! sagte der Capitain, du kennst Frankreich sehr genau, wie mich dünkt.

Er verabschiedete sich von dem Bei, der ihm die Hand reichte und kehrte mit seinen Geldsäcken wieder auf sein Schiff zurück. Eine Stunde später fuhr er mit vollen Segeln ab; es hätte doch sein können, der Bei wäre andern Sinnes geworden.

Die Juden erfuhren nie den wahren Grund zu diesen so ganz entgegengesetzten Amras; sie begriffen nur, was so leicht zu begreifen war, daß es ihrem allmächtigen Herrscher gefallen habe, eine Art von Tribut von ihnen zu fodern. Aber dieser Tribut hatte doch eine angenehme Erinnerung bei ihnen zurückgelassen, nämlich an die elegante Kopfbedeckung, die sie 24 Stunden lang getragen hatten und die ihnen besser gefiel, als ihre gelbe Mütze oder ihr schwarzer Turban.

Bei der Thronbesteigung des neuen Bei baten sie diesen um die Gnade, ihnen zu erlauben, baumwollene Mützen zu tragen. Der Bei sah nichts Unpassendes darin; da er ein Mann des Fortschritts war, gestattete er gern diesen anmuthigen Kopfschmuck, der ein wesentliches Kennzeichen der europäischen Civilisation ist.

Heutzutage läßt man aber die gesuchte Waare nicht mehr aus Livorno oder Marseille kommen; die alten Türken stricken die baumwollenen Mützen und die Juden bezahlen demnach ihren Tribut doch noch fort.

Zerstörung durch Lavinen.

Die Zerstörungen durch Lavinen beschreibt Kohl anschaulich folgendermaßen:

„Man sieht zertrümmerte Sennhütten und Scheunen wie Kartenhäuser glatt an den Boden gedrückt; man kommt zu Felsenterrassen, welche ehemals ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Bäumen besetzt waren. Der Lavinensturm hat sie alle bis auf die Wurzel wie mit einem Messer abgeschnitten und die ganze Reihe hinabgestürzt. Zahllose Bäume sind auf den Kopf gestellt und strecken in allerlei Attituden ihre Wurzeln gen Himmel. Andere sind zwei- oder drei mal an ihrem Stamme gebrochen, vermuthlich in Folge verschiedener Luftstöße, welche die in Absätzen kommenden Schneemassen aushauchten. Das Material, das die großen Schneestürze ausschütten, bedeckt in der Tiefe des Thals, wo es liegen bleibt, zuweilen eine Fläche von 100—200 Schritt Breite, von 5—600 Schritt Länge und von 20—30 Fuß Höhe. Die dicken geschwärzten Schneeballen, die zu Hunderten aus der Schlucht hervorfahren, bilden da ebenso phantastische Gestalten von mancherlei Form, wie die Gletscher an ihren Ausgängen. Hier und da haben sie sich zu hohen Pyramiden übereinandergehäuft, die verfallenen Thürmen gleichen; oft liegen die Schneemassen in dicken, wurstähnlichen Massen übereinander hingeschoben. Haben sie im Thale einen See oder einen Fluß erreicht, so bilden sich längs dem Ufer desselben hohe, schroffe Schneemauern, aus denen abgerissene Baumstümpfe hervorragen."

Die eiserne Jungfrau.

Da, wo in Dresden das liebliche Belvedere auf der Terrasse die Einheimischen wie die Fremden zu jeder Zeit des Tages lockt, die herrliche Aussicht stromauf- und -abwärts nach Böhmens Bergen wie nach Meißens weinbekränzten Hügeln und auf den belebten Fluß selbst zu genießen, da, sag' ich, stand vor etwa hundert Jah-

Digitized by Google

ren *) noch eine drohend vorspringende Bastei, die in der Geschichte des Kunstfleißes und Gewerbes zu ihrer Zeit Epoche machte. Halb gefangen und halb frei erfand hier der bekannte J. F. Böttger 1710 das Porzellan statt des Goldes, welches er zu schaffen angehalten wurde. Insofern würde dieser kleine Punkt an der Elbe für immer von Interesse sein; man nannte ihn auch die Jungfernbastei, vielleicht weil sie vom Feinde nie erstiegen worden war, vielleicht auch weil die Sage in ihr den Aufenthalt der eisernen Jungfrau suchte. Wenn der Kurfürst — erzählte mir, als ich noch ein kleiner Knabe war, mein längst verstorbener Onkel, der lange und oft in Dresden lebte — ehemals einen vornehmen Mann nicht leiden konnte, so ließ er ihn Abends in der Dunkelheit nach der Jungfernbastei führen, und da mußte er die eiserne Jungfrau küssen, und indem er Das that, fiel Kopf und Körper, voneinandergetrennt, in die Elbe. Mir ist, als ob ich den guten, freundlichen Onkel heute noch so reden hörte, ob er mich schon, wahrscheinlich selbst getäuscht, sehr hintergangen hat; denn im 18. Jahrhundert hat es hier sicher keine eiserne Jungfrau gegeben, dagegen aber ist allerdings die Frage: ob im 17. und wol auch im 16. Jahrhundert nicht eine solche Cabinetsjustiz existirt haben mag, weder zu bejahen noch zu verneinen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, über dieses heimliche Gericht etwas Genaueres zu erforschen, ohne daß es mir sehr gelungen wäre, und wenn ich das Wenige, was ich davon weiß, hier mittheile, so geschieht es mehr in der Meinung, daß auch Andere nicht leicht Gelegenheit fanden, darüber ins Klare zu kommen.

Was die eiserne Jungfrau gewesen sei? habe ich schon verrathen. In der That war sie eine Maschine, gestaltet wie ein Weib, gekleidet als solches, das selbst wie zum Hohn einen Unglücklichen in die Arme schloß und ihm entweder, weil diese Arme zwei schneidende Schwerter waren, den Kopf vom Rumpfe trennte oder ihn an ihre Brust drückte und mit tausend Wunden im Nu bedeckte. Die Sage und die Sache geht weit ins vorchristliche Alterthum zurück. Polybius erzählt sie bereits im 13. Buche seiner Geschichte von einem Tyrannen Nabis zu Sparta, der bereits 200 Jahre v. Chr. lebte und von 197—191 regierte. Er bediente sich, um von reichen Opfern Geld zu erpressen, seiner Apega, wie er seine eiserne Jungfrau nannte. Es war dieselbe, sagt Polybius, ein prachtvoll angekleidetes Weib und glich auch demselben fast auf ein Haar. Wenn nun Nabis von einigen Bürgern Geld erpressen wollte, so lud er diese zu sich ins Haus und stellte ihnen zuerst gar artig die Gefahr vor, mit welcher sie und ihr Land von den Achäern bedroht seien, welche Menge Soldtruppen er zu halten genöthigt sei, die allgemeine Sicherheit zu schützen, was die Unterhaltung der Tempel und anderer öffentlicher Gegenstände koste. Reichten diese Vorstellungen aus, so hatte er seinen Zweck erreicht; blieben dagegen alle seine Gründe ohne Erfolg, so pflegte er zu sagen: „Ich sehe schon, daß mir die Gabe der Überredung fehlt, allein Apega wird, denke ich, dich zu überzeugen im Stande sein!" Apega war der Name seines Weibes, und wie er dies nur gesagt hatte, erschien auch in einem Sessel auf der Stelle die Gestalt der genannten. Nabis nahm sie bei der Hand, ließ sie von ihrem Stuhle aufstehen, schlang ihre Arme um den Nacken des Mannes, dem er Vorstellungen gemacht hatte, und brachte ihn allmälig mit dem Leibe der Figur in nähere Verbindung. Allein die Brüste, die Hände, die Arme der Gestalt waren mit eisernen Nagelspitzen, unter den Kleidern verborgen, bedeckt, und indem Nabis den Rücken des Weibes mit seinen Händen drückte, zog er mittels einiger verborgener Federn den Mann dicht an ihre Brust und nöthigte ihn so, in Alles zu willigen, was er verweigert hatte. Manche kamen bei dieser Qual, wenn sie nicht einwilligen wollten, ums Leben.

Eine genauere Beschreibung der eisernen Jungfrau findet sich wol nirgend und das Wenige, was die neuere Zeit darüber mitgetheilt hat, wiederholt nur die Nachricht des Polybius, ohne ihn sehr zu kennen. Die Feldzüge der Franzosen in Spanien gaben uns nämlich zuerst von ihr genauere Kunde. Als General Lasalle nach Toledo kam, besuchte er auch das Inquisitionsgebäude und auf ihn wie seine zahlreichen Begleiter machten die Marterwerkzeuge, z. B. der Streckapparat, das Tropfbad einen Eindruck, wie ihn das ärgste Schlachtfeld nie erregt hatte. Aber besonders füllte eine weibliche Figur, ein hölzernes Marienbild in einem unterirdischen Gewölbe alle Herzen mit Furcht, Zorn und Schrecken gleich sehr. Ein goldener Heiligenschein umgab das Haupt; in der rechten Hand hielt sie eine Fahne; unter dem weiten, seidenen Gewande barg die Figur einen Brustharnisch; er war wie die ganze Holzfläche mit äußerst scharfen Nägeln, Messerchen und kleinen Dolchen bedeckt, deren Spitzen alle nach auswärts gingen, gerade wie bei der Madame Apega. Die Arme und Hände hatten Gelenke und diese wurden durch eine mechanische Vorrichtung im Rücken in Bewegung gesetzt. Man machte namentlich den Versuch mit dem Tornister eines polnischen Soldaten, der der zärtlichen Madonna zur Umarmung gereicht wurde, und als man den Zauber löste, blieb derselbe an ihrem Busen hangen, denn zwei bis drei Zoll tief waren die Spitzen der Dolche, Messer und Nägel hineingedrungen. Angewendet mag das Marterinstrument, wir wollen es wenigstens hoffen, vielleicht schon lange vorher nicht geworden sein, denn Llorente versichert wenigstens in seiner „Geschichte der Inquisition", daß diese auf die Tortur seit geraumer Zeit verzichtet gehabt habe, aber ganz mit dem Berichte über Lasalle's Besuch in Toledo stimmte auch die Erzählung eines polnischen Offiziers von seinen Abenteuern überein, die er in dem Inquisitionsgebäude einer südspanischen großen Stadt bestand. Vielleicht daß irgend ein Leser sich der von ihm herausgegebenen Denkwürdigkeiten und seines Namens erinnert. Mir ist letzterer entfallen. Nach einer Abhandlung von Pearsall ist die eiserne Jungfrau eine Erfindung spanischer Mechaniker und diese selbst durch die Feldzüge Karl's V. nach Deutschland gekommen, sodaß man sie in Mainz, in Salzburg, in Nürnberg, in Prag, vielleicht also auch in Dresden so gut wie in andern Hauptstädten und auch in Italien fand. In jeder Stadt hatte die Sage davon diese und jene kleine Abänderung erlitten, was insofern erklärlich ist, weil sich diese ganze Mordmaschine in das tiefste Geheimniß gehüllt hatte. Es galt hier nicht Verbrechern, die überführt und geständig waren, sondern Großen, die man aus dem Wege schaffen wollte. In Nürnberg soll sie 1533 erbaut worden sein. Eine alte Chronik gibt dies Jahr ausdrücklich an und bemerkt, daß der zerfleischte Leichnam dann ins Wasser gefallen sei. Das Volk hatte sonst noch ein altes Lied, worin der Tod besungen ward, den auf solche Art ein junger Bürgerssohn fand, welcher eine Patriziertochter entführt hatte und eingeholt worden

*) Bis 1755, wo Graf Brühl ein Lusthaus hier aufführen ließ, das 1759 von den Preußen zerstört wurde.

Digitized by Google

war. Auch die Maschine ist vermuthlich heute noch ziemlich gut erhalten zu sehen. Sie stand nämlich in einem Thurme oder Gewölbe neben den „sieben Seilern" bis einige Tage vor dem ersten Einmarsche der Franzosen, vor etwa 50 Jahren, und kam da mit vielen andern Marterwerkzeugen in den Besitz des Baron von Dietrich, der auf seinem Schlosse Feistritz an der Grenze von Steiermark eine große Sammlung von Alterthümern hatte. Hier sah sie der Engländer Pearsall 1833 und gibt uns zwei Abbildungen. Die eine stellt uns die Maschine ganz in Gestalt eines schönen Weibes, gekleidet in einen Mantel nach nürnberger Weise im 16. Jahrhundert, dar. Die zweite Abbildung zeigt das Innere und wie sie thätig sein konnte; von Armen ist dabei keine Rede, also auch nicht von Schwertern. Der ganze vordere Theil der Maschine that sich, kamen die Federn in Thätigkeit, in zwei Hälften auseinander; eine liebende Mutter schien ihre Kinder unter ihrem Mantel verbergen zu wollen, allein mehr als 20 Dolche senkten sich in den Hinterkopf, den Rücken und den Leib des Unglücklichen, den diese zwei ausgehöhlten Flügel gewaltsam in ihre Mitte nahmen, wo er halb erstickend, halb verblutend ausathmete. Die Höhe der Gestalt betrug mit Einschluß des Fußgestells sieben Fuß. Ein Franzose erzählte später dem Engländer Pearsall, er habe zu Madrid eine Maria gesehen, die unter dem Namen der Mater dolorosa bei dem höchsten und strengsten Grade der Tortur im Inquisitionskerker angewendet worden war. Sie trug die Arme gekreuzt über die Brust, konnte sie aber mittels mehrer Federn ausdehnen und zusammenziehen. Die ganze innere Fläche der Arme war mit kleinen Dolchen besetzt, und so drückte sie ihr Opfer Brust an Brust, die Dolche aber in den Rücken und hielt es fest, indem unter den Füßen des Gemarterten der Fußboden weggezogen ward und er über einem schrecklichen Abgrunde schwebte. Immer enger schloß die Megäre ihre Arme, bis das Opfer ausgeathmet hatte und, losgelassen, in die Tiefe sank. Noch soll es eine dritte Art solcher Maschinen gegeben haben, wo das Opfer nur von den Armen in Empfang genommen, aber schnell losgelassen wurde, um in der darunter befindlichen Höhle von einer Menge sich kreuzender Schwerter, welche von ein paar Wellen in Bewegung gesetzt wurden, in tausend Stücke zertheilt zu werden, und so spurlos zu verschwinden, wenn diese ins Wasser fielen. An dem Dagewesensein einer solchen eisernen Jungfrau ist, wie man sieht, wol nicht zu zweifeln. Das geheime Justizverfahren und die kirchliche Inquisition haben, wie es scheint, sich bei der Erfindung gegenseitig die Hand geboten, und nur die Frage bleibt unbeantwortet, wann die schreckliche Gestalt ihr Würgen eingestellt habe. In Spanien vermuthlich zu allerletzt!

Schlucht bei Mycene in Griechenland.



Digitized by Google

Nonne, Bischof und Priester der Maroniten.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1845, Nr. 117.

Das Walliser Thal.

(Beschluß.)

Bei Sion hört alle Herrlichkeit von Wallis auf. Kaum ist man über das Flüßchen Morge in Unterwallis getreten, so sind die edeln Früchte verschwunden und der Sprößling eines dürren Bodens, die dunkle, ernsthafte Tanne, nimmt deren Platz ein. Tief herunter senkt sich der Weg nach dem Rhonethale. In großer Ausdehnung liegt die Umgebung da als unfruchtbares und versauertes Land, ermüdend durch Eintönigkeit der Scenerie. Ich sprach einen Walliser und ein paar Weiber, die mir begegneten, an, allein sie verstanden das Deutsche nicht. Ich suchte mich ihnen auf Französisch verständlich zu machen; auch diese Weltsprache war ihnen fremd. Nun versuchte ich es endlich mit dem Volksdialekt der Ober-Bernerländer-Thäler; allein in einem Tone, der mir unverständlich war, gaben sie zu erkennen, daß sie mich nicht verständen. Plötzlich fiel mir das Wort kauderwälsch ein, welches in Deutschland gebraucht wird, eine Sprache, die Niemand zu bezeichnen versteht. Dieses Kauderwälsch hört man nur hier, und in demselben eine Sprache, die in den Elementen, woraus sie zusammengesetzt ist, auf eine eigenthümliche Weise mit einem Bilde an alle die verschiedenen Völker erinnert, welche je in diesem Thale gewohnt haben: die Seduner, Werager und Nautuaten, welche zu Cäsar's Zeiten von Sion bis an den Genfersee wohnten; die Römer, welche sich dort ansiedelten und von Sedunum und Octodurum (Martigny) aus über Unterwallis herrschten; die Hunnen, welche Asien, um zu würgen und zu plündern, über Europa ausgoß; die Burgunder, die Gothen, die Franken und die Mauren. Von allen diesen Völkerschaften blieben einzelne in den Seitenthälern und Schluchten zurück. Sie sämmtlich führten mittels ihrer Sprachen die Baustoffe herbei, die miteinander verbunden wurden und so allmälig das Ganze bildeten, was die Volkssprache des gegenwärtigen Wallis ausmacht. Die einzelne Vorstellung hiervon war mehr als hinreichend, mir allen Muth zu rauben, um mich durch Worte dem wallisischen Führer oder dessen weiblichen Begleitern verständlich zu machen. Auch kam ich schnell davon zurück, ihnen durch Zeichen oder Geberden etwas begreiflich machen zu wollen. Das Gesicht des Wallisers war steif und stier, kein Feuerfunke erglänzte in seinem Auge; in seinen Bewegungen war keine Lebhaftigkeit. Auch die beiden Frauen hatten ein bleiches, bleifarbiges Antlitz; mit Blicken, die Dummheit verriethen, starrten sie mich an. Und doch hatte ich keine Cretins vor mir. Während das Anschauen derselben dem Fremdling einen Schauder erregt, erweckt er bei den Eingeborenen Ehrfurcht. Die Walliser betrachten einen Cretin als ein vor Andern von Gott begünstigtes Wesen, der ihm die Geisteskräfte vorenthielt, damit es nicht im Stande wäre, sündigen zu können. Man würde weiter gehen und das Loos des Thiers wegen derselben Gründe beneiden können. Indessen ist diese Anschauungsweise der Sinnlosen vielen alten Völkern eigenthümlich gewesen.

Digitized by Google

Man trifft sie noch überall dort an, wo der Mensch seine Würde und Bestimmung nicht kennt, wo derselbe nicht einsieht, daß es ein geringeres Übel ist, wenn die Menschen ihre Vernunft misbrauchen, um zu sündigen, aber ein größeres Übel, wenn sie aus Mangel an Vernunft nicht sündigen können; wenn sie also sich auch nicht in der Möglichkeit befinden, sich durch Weisheit und Tugend den Engeln zu nähern und als Ebenbild Gottes sich zu der Gottheit zu erheben. Außer den Cretins leben in Unterwallis viele Menschen, die in der Kehle einen sogenannten Kropf haben, einen Klumpen Fleisch von der Größe eines Tauben-, Hühner- oder Gänseeis, welcher auf eine häßliche Weise ihre menschliche Gestalt entstellt.

Mir und meiner Reisegesellschaft konnte Unterwallis nicht gefallen. Der kräftige, schöne Menschenschlag, die reinliche Kleidung, die netten Wohnungen dort — und hier solche Gesichter; hier Häuser, die überall denen in Leukerbad glichen, ein schmuziges Gewand, sogar bei den Weibern; und kein Alpenhorn wird hier gehört, kein Kuhreigen angestimmt; dieser ist hier sogar nicht einmal bekannt! Es war ein Glück, daß ich in Oberwallis, welches ich durchreist hatte, ein besseres Land und Volk gefunden hatte; daß ich wußte, daß höher hinauf in Oberwallis ein kräftigerer Menschenschlag wohnt; daß es in den Seitenthälern des romanischen Wallis besser aussähe als in dem Rhonethale selbst, sonst würde mich die Fortsetzung einer Reise gereut haben, die so reich an jämmerlichen Scenen war.

Diese Wanderung erweckte endlich auch noch unheimliche Erinnerungen, als ich mich nun Martigny näherte und die Dranse von den Bergen zur linken Seite herabkommen sah. Hatte doch jener Strom vor mehr als 20 Jahren die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Mag die Zeit die Spuren dieser Begebenheit immer mehr und mehr verlöschen, in der Geschichte dieser Gegenden wird sie immer einige dunkle Seiten einnehmen und Martignys letzte Bewohner werden noch von derselben sprechen. Vermittels der Erläuterungen, welche ich am Orte selbst erhielt, entstand in mir folgende zusammenhängende Vorstellung von jenem bedeutenden Vorfalle. Die Dranse ist eine Vereinigung von zwei Strömen, die auf dem Gebirge einige Stunden oberhalb St.-Branchier zusammenfließen. Während der eine seine Quellen am St.-Bernhard hat, liegen die des andern in den Bagnegletschern, die sich an dem 13,000 Fuß hohen Berge Combin ausdehnen. Dieser Strom muß, während er durch das Bagnethal hindurcheilt, an dem Getroz vorbei, einem Felsen, der meist mit schweren Eismassen beladen ist. Plötzlich gerathen Ende April 1818 bedeutende Blöcke von jenem Eise los; sie stürzen in das Bette der Dranse hinunter. Letztere, welche zwischen Gebirgswänden eingeschlossen ist, wird auf diese Weise zugedämmt; allein es ist ein riesenhafter Eisdamm von 3000 Fuß Dicke und 400 Fuß Höhe. Während die Dranse unterhalb des Eisdamms trocken wird, bleibt das Wasser hinter letzterm stehen; es schwillt durch ununterbrochene Zufuhr zu einem See an, der das ganze Thal anzufüllen beginnt. Wenn dies so fortgeht, so wird der Eisdamm endlich durchbrechen und jener ganze See sich über die bedrohten Thäler ergießen und letztern verschlingen. Darum beeifert man sich, dieses Wasserbecken abzuzapfen. Man beginnt damit, daß man ein Gewölbe durch die Eismauer hindurch aushaut; man beendigt in unbegreiflicher Anstrengung von fünf Wochen jenes Werk, obgleich beständig neue Eisblöcke von dem Getroz auf die Eismauer herniederstürzen. Endlich sieht man das Wasser durch den künstlichen Kanal abfließen und schmeichelt sich bereits mit der Hoffnung, daß in einigen Wochen jener Gebirgssee allmälig entleert sein und die sommerliche Sonne dann den durchbohrten Eisdamm wol schmelzen wird. Doch auf einmal — es war am 16. Juni — hört man einen donnerähnlichen Schlag, ein Getöse, als wenn alle Wasserfälle der Alpen vereint herniederbraußten, folgt und eine Wassermasse, die auf mehr als 5000 Millionen Cubikfuß geschätzt wird, stürzt dort auf einmal hernieder und wälzt sich von der Höhe in die Tiefe. Gebüsche, die an den Felsen wurzeln, selbst Stücke von letztern, Gehöfte, Dörfer — Alles reißt jener Riesenstrom mit sich fort. Auf diese Weise stürzt sich derselbe, als ob es ein Erguß aus der Schale des Engels des Zorns wäre, auf Martigny. Diese schöne Stadt wird in wenigen Augenblicken verwüstet. Hierauf nimmt die Rhone jene ungeheure Wassermasse auf und bedeckt Unterwallis mit ihren Fluten.

Um nicht mit dem Eindrucke, den die Vorstellung von diesem vernichtenden Niedersturz erregt hatte, Wallis zu verlassen, beschloß meine Reisegesellschaft, ihre Gemüther durch die Besichtigung des unschädlichen Wasserfalls, die Pissevache, welcher in der Nähe des Schauplatzes der Verwüstungen sich befindet, zu erholen. Wenn man sich demselben nähert und beinahe gerade vor ihm steht, so scheint er mitten aus dem Felsen wie das Blut aus einer durchschnittenen Ader zu entspringen. Allein die forttreibende Kraft wird durch die größere Schwerkraft des Wassers sogar besiegt, welche den Strom nach unten beugt. Während jener über die Gebirgswand hinstürzt, fällt ein anderer Theil des Wassers längs derselben hernieder. Letztere liegt nun, wie mit einem Wasserdrahtwerk von allerlei Formen bedeckt, da. Hier zeigt sie sich als Vier- oder Dreieck, dort als Flechten, Schleifen und Knoten; an einem andern Orte hängt sie als Schnüre hernieder, die sich als gerade oder als krumme und spiralförmige Linien darstellen. Die Klarheit des Wassers und das Wollige des Schaums stechen schön gegen die dunkelbraune Felsenmauer ab. Man sieht sehr gut ein, warum dieser Wasserfall so berühmt geworden ist. Liegt derselbe doch dicht an der großen Heerstraße. Auf diese Weise bietet er sich nicht nur zur Ansicht an, sondern er drängt sich gleichsam auf, um beschaut zu werden. Jene, welche die abgelegenen Thäler nicht besuchen können oder wollen, wo die Natur die Schauplätze ihrer großen Zauberspiele dargestellt hat, können mit Leichtigkeit von ihrem Fuhrwerke aus diesen Wasserfall betrachten. Auch ist es leicht, bis nahe an die Quelle dieses Wasserfalls hinaufzuklettern. Ich that dies und sah, daß derselbe nicht aus einer rund umher geschlossenen Öffnung, sondern aus einer Schlucht, die oben offen ist, herabfällt. Obgleich der Wasserfall Allen auffällt, die, von dem Genfersee über Bex und St.-Maurice nach Martigny reisend, hier zuerst einen Wasserfall sehen, so kam letzterer mir doch nicht eben merkwürdig vor. Ich fand nicht die milde Natur des Falls der Aarve, nicht die Wasserfülle des Reichenbach, nicht die Kraft und Schnelligkeit des Gießbach. Viele Ähnlichkeit hat der Fall mit dem Staubbach; denn dieser gelangt auch als Fall und hüpfend am Heerwege und in grünen Feldern in die Tiefe. Allein der Fall jenes Schmucks von Lauterbrunnen geschieht aus einer Höhe von 800 Fuß, während dieser nur 120 Fuß herniederstürzt. Und doch ist diese Pissevache eine Erscheinung, die den Namen nicht

Digitized by Google

länger tragen sollte, womit wahrscheinlich in alten Zeiten ein Walliser ihn benannte, der, gefühllos gegen das Große und Heilige, nur seine Kuh bewunderte und nach ihr, als dem Mittelpunkte aller seiner Genüsse, diese schwebende Wassersäule benannt hat. Man könnte ihn Fall der Sallenche nennen, denn letzteres Strömchen, welches aus dem Gletscher des Dent du Midi entspringt, erzeugt den Fall. So möge denn der Fall der Sallenche fortfahren, den nackten Felsen mit einem prächtigen Wassermantel zu schmücken und die grünenden Auen zu segnen, längs deren derselbe als ein Bächlein nach der Rhone hinrauscht.

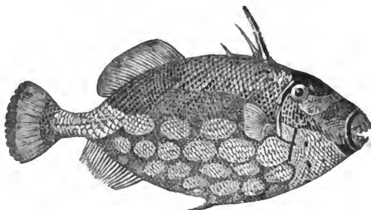
Verona.

Verona ist mehr als irgend eine andere Stadt Italiens ein Museum von merkwürdigen Überbleibseln großartiger Architektur und Bildhauerarbeit aus der alten Römerzeit und aus dem kriegerisch bewegten Leben des Mittelalters. Was man an andern Orten in Kirchen sieht, zeigt sich hier auf offener Straße, wodurch der Eindruck auf den Beschauenden ein ganz eigenthümlicher wird, besonders da das Alte und Verwitterte neben dem Neuen und Lebenden sich zeigt. An dem riesenhaften Sarkophage des Can Grande, welcher in voller Rüstung auf seinem steinernen Paradebett ruhend aufwärts in den tiefblauen Himmel blickt, hat der Maronenhändler seine Wirthschaft aufgeschlagen und läßt in Pfannen die Kastanien braten; an die seltsam geformten, aus Eisen zierlich erbauten Grabmäler der Skaliger lehnt sich ein Obstladen, dessen Früchte in allen Farben spielen. Festungsartige alterthümliche Paläste, Steinbilder der Madonna mit vergilbten Rosen und verblichenem Flitterwerk umgeben bilden besonders in heller Mondscheinnacht einen Schauplatz, auf dem die Montecchi und Capuleti mit ihrem glänzenden Gefolge auftreten und ihre Kämpfe ausfechten könnten, ohne in ihren schweren Rüstungen und glänzenden mittelalterlichen Gewändern für die Straßen und Häuser des heutigen Verona unpassend zu erscheinen. Hoch über dies Alles erhebt sich nach der Etsch zu das alte graue Amphitheater, die Arena, ein Denkmal der ältesten Römerzeit.

Unblutige Eroberung einer Festung.

Als bei dem russischen Feldzuge in Italien im Jahre 1799 vor Alessandria Alles zur Bestürmung dieser Festung bereit war, gab Suworoff einem Offizier Befehl, als Parlamentair eine Sturmleiter an die Vorposten tragen zu lassen und dem feindlichen Offizier, der ihm würde entgegengeschickt werden, dabei nichts Anderes zu sagen als: Suworoff lasse dem Commandanten der Festung diese Maschine zeigen. Der Offizier richtete seinen Auftrag aus und der Commandant von Alessandria, Gordon, dies Signal und Suworoff's Charakter kennend, übergab die Festung.

Der Baliste oder Hornfisch.



Zu den Knorpelfischen, d. h. denen, welche statt der Gräten eine durch den ganzen Körper gehende minder zu Knochen oder Gräten ausgebildete Substanz haben, gehört der Hornfisch oder Baliste. Warum er Hornfisch heißt? Seht nur seinen Rücken hinter dem Nacken nach. Ein recht großes scharfgezahntes Horn steht empor und hat noch ein paar kleinere hinter sich. Es ist seine Schutzwaffe, denn angreifen kann er damit nicht, dafür sind ihm 18—20 tüchtige Zähne gegeben. Auch sonst ist er ein wahrer Hornfisch, nämlich voller harter, hornartiger Schuppen, die eine wie ein Scheermesser scharfe Schneide haben. Da der Fisch zwei bis drei Fuß lang ist, so braucht er sich schon nicht vor jedem andern Bewohner des Meers zu fürchten. Übrigens ist er ein schöner Fisch; glänzend wie Silber wogt er in den Fluten Chinas wie Brasiliens umher, im ganzen Ocean, soweit die heiße Zone reicht. Auch gesellig lebt er mit seinesgleichen, was sich nicht einmal von allen Menschen sagen läßt. Das Fleisch selbst äußert, wenn es genossen wird, giftartige Wirkungen.

Mannichfaltiges.



Die Rosen stehen bei den Arabern, die doch durch Geschmack bei Anlegung von Gärten nicht eben sich auszeichnen, in ganz vorzüglichem Ansehen. In Kairo werden sie zum Verkauf durch den Ruf ausgeboten: „Die Rose war ein Dornbusch; durch den Schweiß des Propheten blühte sie."

Beides paßt. Auf Lukas Kranach's Monument in der Kirche zu Weimar sollte in der Grabschrift pictor celeberrimus (der berühmteste Maler — jedenfalls ganz richtig, was die deutsche Schule betrifft) gesetzt werden. Der Steinmetz übersah bei der Ausführung ein paar Buchstaben und das Monument prädicirt den Kranach als pictor celerrimus (der geschwindeste Maler), was inzwischen auch seine Anwendbarkeit hat, indem Kranach ungemein schnell arbeitete und deshalb so fruchtbar war.

Ein Buch, dessen Bilder und Buchstaben aus — nichts bestehen, ist das „Buch von dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht sind" („Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis"). Aus einem am Ende befindlichen Monogramm entstand es in den Jahren zwischen 1485 und 1509. Es besteht aus 24 Pergamentblättern in Duodezformat, die völlig leer scheinen; wenn man sie aber auf das blaue Papier drückt, das sie voneinander trennt, so entdeckt man die Buchstaben und Umrisse der Figuren, die mit bewundernswürdiger Feinheit und Kunst ausgeschnitten sind. Der Besitz dieses Kunstwerks steht nach einer gerichtlich bestätigten Acte dem jedesmaligen Ältesten der Familie von Ligne zu.

Juften ist statt: Juchten der richtige Name des hauptsächlich in Rußland auf eigenthümliche Art zubereiteten Leders; denn er kommt von dem russischen Worte Jufti, ein Paar, her, da bei dem Färben die Häute paarweise wie ein Sack zusammengenäht werden. Hat man in diesen Sack die Farbenbrühe hineingegossen, so wird die Öffnung zugenäht und der Sack hin- und hergerollt und geschüttelt.

Die Ulme ist ein phantasiereicher Baum und recht dazu geschaffen, einen Reisenden zu erfreuen. Wenn die andern Bäume, noch etwa mit Ausnahme der Buche, sich gleich sehen, verhöhnt die Ulme gleichsam ihre Nachbarn, sträubt sich empor, wenn jene sich neigen, ist mager, wenn jene buschig sind und schneidet des Abends den Vorübergehenden die erdenklichsten Gesichter. Die jungen Ulmen namentlich haben eine Triebkraft des Laubes, die überall herausquillt wie ein platzendes Feuerwerk.

Trennung nach dem Wortlaute. Irgendwo stand ein Mann vor Gericht, welcher goldene Fransen von dem Altarschmucke einer Kirche abgeschnitten und bei Seite gebracht hatte. Er sprach sich selbst von aller verbrecherischen Absicht frei, indem er behauptete, nichts weiter gethan zu haben, als den Staat von der Kirche zu trennen.

Das kleine gelbe Haus in Varennes, vor welchem am 21. Juni 1791 Ludwig XVI. auf seiner Flucht angehalten ward, wird den Reisenden als des Ortes größte Merkwürdigkeit gezeigt. Der König leugnete lebhaft, der König zu sein; fast sah er sich freigegeben, als ein Herr d'Ethé, einem Judas gleich, an den König herantrat und ihn mit „Guten Tag, Sire!" begrüßte. Das war genug; man bemächtigte sich des Königs. Fünf Personen waren in dem Wagen und d'Ethé vernichtete sie alle mit seinem Gruße. Das „Guten Tag, Sire!" war für das Königspaar und des Königs Schwester Elisabeth die Guillotine, für den Dauphin der Todeskampf im Temple und für die Prinzessin das Exil und Erlöschen ihres Stammes.

Londons Name soll gothischen oder celtischen Ursprungs sein, weil im Gothischen Lun Wald und Deu Stadt, im Celtischen Clyn See und Din Stadt heiße. Jedenfalls bezeichnen beide Ableitungen die Lage der jungen Stadt; es war eine Waldstadt; Urwald krönte die Hügel, säumte den Fluß, umgürtete die Mauern; es war eine Stadt inmitten eines Sees, gebildet von den Flüßchen Fleet und Oldbourne und von der Themse, die noch ungefesselt bei jeder rückkehrenden Flut die Niederung überströmte, die Mauern bespülte und soweit das Auge reichte, nicht ein Fluß, sondern nur öde Wasserwüste war.

Der Prado in Madrid ist für die dortige Bevölkerung der berühmteste und gewöhnlichste Spaziergang, eigentlich aber nichts als eine staubige, ungepflasterte Landstraße, deren Anfang und Ende zwei Springbrunnen bezeichnen, welche in Madrid für Wunder der Welt gelten, weil sie Wasser ausschwitzen; Wasser und Bäume gelten nämlich in Madrid als Wunder. Denn selbst der Manzanares trocknet im Sommer völlig aus. Die Stelle, wo sonst die Könige von Spanien ihn passirten, wenn sie auf die Jagd zogen, befeuchtete man. Denn da es im königlichen Jagdprogramm hieß: „§. 1. Der König passirt den Fluß (el rio)", von diesem aber nur einiger staubiger Sand zu sehen war, so half die Etiquette mit Gießkannen nach.

Der Sodomsapfel ist die Frucht einer hohen, perennirenden Pflanze mit dicken, dunkelgrünen, glänzenden, einander gegenüberstehenden Blättern auf sehr kurzen Hauptstengeln; die Blumen sind nicht gipfelständig und haben Achseldolden von purpurner Farbe, denen etwas kugelförmige Samenschoten von der Größe eines Apfels folgen, die zahlreiche, abgeflachte braune Samen enthalten. Voll Staub sind diese apfelförmigen Schoten nur dann, wenn sie, woran es nicht fehlt, von Insekten angegriffen werden, welche die äußere Schale ganz lassen, ohne daß sie die Farbe verliert. Die Araber nennen die Pflanze Oscher oder Osker; sie wächst besonders häufig an den Ufern des Jordans und des Todten Meers.

Das Beten der Araber ist sehr mühselig. Auf die Auffoderung zum Gebet wirft der Araber seine Matte irgend wohin, wo er recht in die Augen fällt. Sodann zieht er seine Schuhe aus, stellt sich aufrecht und neigt sich vorwärts, bis seine Hände die Knie erreichen; allmälig wirft er sich noch mehr nieder, bis er mit der Stirn die Erde berührt. Dann stellt er sich wieder aufrecht und sagt eine Stelle aus dem Koran her. In den Zwischenräumen zwischen dem Niederwerfen sitzt er rückwärts gelehnt, die Knie auf der Erde, die Füße unter sich und sagt lange Stellen aus dem Koran her.

Um sich den bittern und widerlichen Geschmack der Medicin zu ersparen nehme man einen silbernen Eßlöffel und ein Glas guten Wein, trinke letzteres und lasse die Medicin von einem guten Freunde einnehmen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 413.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [30. November 1850.

Eine Bibercolonie.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 32; Jahrgang 1841, Nr. 417.

Digitized by Google

Die Erziehungsanstalt Schnepfenthal.

Der Thüringerwald gleicht einem prächtigen Fürstenmantel mit seinem weiten, tiefen Faltenwurfe. Von den höchsten Bergen bis zu den kleinen blauen Hügelketten, die sich nach und nach in die Ebene absenken, gibt sein Anblick ein imposantes Bild. Und die Thäler erst zwischen den waldumrauschten Bergen, die sind so traulich, lauschig still und schön, daß man immer und immer, hier und dort ausrufen möchte: Da ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.

Am Eingange zu den schönsten Waldgegenden liegt, zwei Stunden von Gotha, ganz dicht an Berg und Wald das Dorf Rödchen und Schnepfenthal auf der einen und die Erziehungsanstalt Schnepfenthal auf der andern Seite. Zweiundsechzig Jahre sind seit der Gründung der Erziehungsanstalt begraben im tiefen Zeitenschoose, und Mancher hat dort gewandelt, den lange schon wieder die Mutter Erde umschlossen hält. Schauen wir uns zunächst nach dem Manne um, von dem der Plan zur Gründung der Anstalt entworfen wurde.

Salzmann! Von wem sollte der Name nicht schon einmal gehört worden sein? Christian Gotthilf Salzmann erblickte das Licht der Welt am 1. Juni 1744 zu Sömmerda, einem kleinen Orte unweit Erfurt, in welchem sein Vater Prediger war. Verstand und Gemüth zeigten schon frühzeitig die Fähigkeiten bedeutender Entwickelung, und in der Schule war der kleine Gotthilf stets seinen Altersgenossen voraus. Dabei war er aber auch lebhaften Charakters und ist drei mal als Knabe glücklich dem nahen Tode entronnen. Mit Freuden schauten die Ältern auf den wohlgedeihenden Knaben und konnten ihn schon 1761 als vollständig reif zum akademischen Studium auf die Universität Jena ziehen lassen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. In Jena selbst und besonders in dem nahe gelegenen, durch Naturreize reichbegabten Rauhthale verlebte Salzmann viele glückliche Stunden und gedachte auch im späten Alter noch oft an jene Tage zurück. Nahe am Ende seiner Studienzeit wollte er sich nun auch im Predigen versuchen und hatte sich auf einem nahen Dorfe für einen Sonntag angemeldet. Mit Angst und Zagen ging er am bestimmten Tage seinem Ziele zu. Durch eine merkwürdige Fügung wurde er auf acht Tage später wiederbestellt, ohne diesmal seine Predigt halten zu können. Wer war froher als Salzmann. Am darauffolgenden Sonntage hatte ihn die Angst verlassen und ohne Stocken hielt er seine Predigt, ein Umstand, der gewiß auf sein späteres Leben nicht ohne Einwirkung geblieben ist. Nach seiner Rückkehr von der Universität wurde er 1768 Pfarrer zu Rohrborn bei Erfurt. Außerdem bekleidete er von 1772—81 noch zwei andere geistliche Ämter, worauf er, von Basedow eingeladen, sich als Religionslehrer an das Philanthropin nach Dessau übersiedelte. Durch Männer wie Rousseau und Basedow und ihre Schriften wurde auch Salzmann aufmerksam gemacht auf die Mängel der bisherigen Erziehungsmethode, und dachte eifrig auf Abstellung derselben hin. Dafür gibt ebenso gut Zeugniß sein ganzes Leben wie die wenigen Jahre, welche er in Dessau zubrachte.

Misverhältnisse zwischen den Lehrern und Salzmann's Weigerung, seine Schriften der Gelehrtenbuchhandlung in Dessau zum Verlage zu übergeben, bewirkten, daß er im Jahre 1784 Dessau wieder verließ. Die hier eingesogenen philanthropischen Ideen beschäftigten ihn jedoch fort und fort und ließen endlich die Idee in ihm reifwerden, eine Erziehungsanstalt zu gründen, die er dem Ideal, welches ihm von einer solchen vorschwebte, so nahe als möglich zu bringen bemüht sein wollte. Er kehrte nach Thüringen zurück und sah sich nach einem passenden Platze um. Bei dem Dorfe Rödchen in schöner, gesunder Gegend kaufte er sich das Gut Schnepfenthal, unterstützt durch 4000 Thlr. von Herzog Ernst II. von Gotha und legte am 7. März 1784 den Grund zu seiner Anstalt. Bald war das Gebäude zu klein. Am Geizenberge kaufte Salzmann nun von Einwohnern aus Rödchen Äcker und baute darauf ein neues großes Gebäude. Mit mancherlei Schwierigkeiten hatte er dabei zu kämpfen, da der Berg geebnet und vor dem Hause ein freier Platz angelegt werden mußte. Nicht lange nachdem dieser Bau beendigt war, begann schon der Grund zu einem dem ersten ähnlichen zweiten Gebäude gelegt zu werden, dem noch ein drittes und viertes folgten. Die beiden ersten Gebäude kehren ihre Fronte dem offenen Lande zu; der Weg an ihnen hin ist mit Steinplatten belegt und von Säulen umgeben, die durch Ketten verbunden sind. Die beiden andern Häuser stehen mit der Fronte nach Nordosten. In jenen Hauptgebäuden befindet sich die Wohnung des Directors und einiger Lehrer, ein Speisesaal, ein Betsaal mit Orgel, eine Naturaliensammlung, die noch jährlich durch Geschenke von Zöglingen und durch den berühmten Naturforscher H. O. Lenz, einen Lehrer der Anstalt, vermehrt wird und manches Interessante und Seltene bietet; ferner befinden sich darin zwei Schlafsäle, mehre Wohnzimmer, ein Tanzsaal und zwei Lehrsäle. Im Jahre 1842 wurden beide Gebäude durch einen Zwischenbau verbunden, der in einen spitzen Thurm ausgeht. Das dritte Gebäude enthält die Bibliothek und einen Musiksaal; im vierten befand sich sonst die Buchhandlung und Druckerei. Zwischen dem zweiten und dritten Gebäude liegt die Reitbahn und nach dem Thale zu noch eine Lehrerwohnung. Obstalleen, Gärten und freundliche Rasenplätze, auf denen sich die muntere Knabenschar in ihren rothen Jacken tummelt, gehören zu den nächsten Umgebungen. Im nahen Wäldchen über Rödchen ist ein Turnplatz; gebadet wird in einem der reinhardsbrunner Teiche. Turnen, das kalte frische Bergwasser trinken, baden, mit Pfeil und Bogen auf der Jagd nach Eichhörnchen den Wald durchstreichen, größere Tagereisen machen, gehört überhaupt mit zum Erziehungsplane; denn die Zöglinge sollen neben der geistigen Ausbildung auch körperliche Stählung erhalten. So tüchtig wie in den alten und neuen Sprachen, der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Mathematik sind die Zöglinge auch in gymnastischen Übungen und im Verfertigen von mancherlei Kunstarbeiten von Pappe, Holz u. dgl. Diese Erziehungsmaximen, die einfache und doch kräftige Kost und die gesunde, frische Bergluft des Thüringerwaldes mit dem klaren, kühlen Quellwasser haben es bewirkt, daß selten ein Zögling erkrankt, noch keiner aber gestorben ist.

Die Anstalt hält auch ihren eigenen, nach ihrer Privatliturgie anzustellenden Gottesdienst in dem oben erwähnten Betsaale in einfacher, aber feierlicher und erhebender Weise. Als besondere Feste werden das Kirsch-, Kartoffel- und Plünderfest und der Casualtag gefeiert. Die Fruchtbäume, welche zur Besitzung gehören, werden jährlich von neuem unter Lehrer und Zöglinge vertheilt und dabei der Name ihrer ehemaligen Besitzer, ihr Stand und Aufenthaltsort verlesen. Außer Obstbäumen ziert die Anhöhe ein Kranz von Pappeln, die auch an der nach dem Dorfe zu führen-

Digitized by Google

den Straße stehen. Im großen, zu den Häusern gehörigen Garten hat jeder Lehrer und Zögling sein Stück für sich, das er mit eigenem Werkzeuge bebauen muß. Die eingeführte, allen Zöglingen gleiche Tracht ist einfach, aber zweckmäßig. Im Sommer tragen sie blauleinene Beinkleider und eben solche Jacken. Mützen, Halstücher und Unterbeinkleider sind als überflüssige Kleidungsstücke nie eingeführt gewesen. Im Winter besteht der Anzug aus dunkelwollenen Hosen und rothwollenen Jacken.

Anfangs, als Salzmann die Anstalt gründete, waren, wie sich erwarten ließ, nur wenig fremde Zöglinge da, unter denen sich der berühmt gewordene berliner Geograph Karl Ritter befand. Bald mehrte sich jedoch die Zahl der Fremden, und sowie Salzmann neue Häuser bauen mußte, war es auch nöthig, daß er noch Lehrer annahm. Dies waren Männer wie Gutsmuths, André, Girtanner, Ausfeld, Glatz, Mathäus Bechstein, Lenz u. A., deren Namen bekannt genug in Deutschland klingen. Immer weiter verbreitete sich der Ruhm der Anstalt, und aus allen Ländern Europas von Fürsten und Bürgern, Grafen und Kaufleuten, ja selbst aus Nord- und Südamerika (vorzüglich aus Rio de Janeiro) wurden ihr Kinder anvertraut.

Sechs der ersten Lehrer: Lenz, Märker, Weißenborn und die drei Brüder Ausfeld wurden Salzmann's Schwiegersöhne, die vereint mit ihm fortwirkten. Zwei seiner Söhne zog er zu künftigen Lehrern heran und hatte die Freude, zu sehen, wie seine Gedanken und sein Beispiel Eingang fanden und wie der Weg von seinen Jüngern weiter verfolgt wurde, den er mit so glücklichem Erfolge angebahnt hatte. Die meisten der Lehrer waren auch literarisch thätig, und manches Buch, das in Schnepfenthal geschrieben wurde, ist noch jetzt in den Händen des Publicums. Salzmann selbst hat ja unendlich viel Gutes durch seine Schriften gewirkt. Wie viel Kern, Lebenswahrheit und Lebensweisheit liegt in folgenden Werken seiner Feder: „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde" (1778); „Das Krebsbüchlein" (1780); „Karl von Karlsberg"; „Moralisches Elementarbuch"; „Predigten"; „Der Himmel auf Erden". Seit 1788 bis an seinen Tod erschien „Der Thüringer Bote", ein Volksblatt, aus welchem die meisten Erzählungen wieder abgedruckt und neuerlichst durch eine billige Ausgabe (Stuttgart 1845) wieder zugänglich gemacht worden sind.

Zur leichtern Herausgabe seiner und seiner Collegen Schriften legte Salzmann im Jahre 1788 zu Schnepfenthal eine Druckerei und eine Verlagsbuchhandlung an, aus der eine lange Reihe von Jahren hindurch eine große Zahl nützlicher Werke in die Bücherwelt geschickt worden sind.

Salzmann selbst brachte es in seiner jugendlichen Umgebung zu einem hohen Alter. Als aber im Jahre 1810 seine Gattin, die viele Jahre hindurch mit ihm Freuden und Leiden getheilt hatte, starb, verlor er an ihr eine treue und sorgsame Pflegerin seines Alters. Dieser Verlust wirkte auffallend nachtheilig auf seinen Körper und seine Gesundheit fing an zu wanken; gichtische Anfälle, die sich bald auf die Brust warfen, bedrohten sein Leben, und kurz nach dem Tode seiner Gattin schied auch er am 31. October 1811 im 68. Jahre seines Lebens von der Erde.

Ein einfacher Stein mit einem Fliederbusche darüber ziert sein Grab auf dem für die Schnepfenthäler bestimmten Friedhofe auf der Hart, dem Wäldchen, in dem auch die Turnanstalt, wie oben bemerkt, sich befindet.

Wie Salzmann's Werke, so war auch sein ganzes Leben voll von unumstößlichem Vertrauen auf Gott und festem, mit Religion gepaartem Vertrauen auf eigene Kraft, voll von seltener Menschenliebe und reiner Sittlichkeit.

Sein Sohn Karl folgte ihm als Vorsteher der Anstalt, unter dessen Leitung sie am meisten geblüht und manchmal über 60 Zöglinge gehabt hat. Im Jahre 1834 feierte die Anstalt ihr 50jähriges Jubiläum, zu dessen Verherrlichung außer vielen alten Zöglingen, Freunden der Lehrer und der Anstalt auch der Herzog und die Herzogin von Gotha sich eingefunden hatten. Vierzehn Jahre darauf legte auch Karl Salzmann die Leitung der Anstalt, nachdem er sie über 36 Jahre geführt hatte, in die Hände eines nahen Verwandten, Ausfeld, der mit Kraft und Muth rüstig weiter baut auf dem Grunde, der so sicher und fest aufgeführt ist auf Principien der Religion und Vernunft. Möge Gott der Anstalt ein weiteres glückliches Gedeihen schenken! Daß sie es verdient, lehrt die Erfahrung.

Aber auch du, Wanderer, der du einmal den Stab ergreifst, um durch das reizvolle, gesegnete Land Thüringen zu pilgern, gehe nicht an Schnepfenthal vorüber, sondern klopfe an und bitte um Einlaß. Er wird dir gern gewährt, und du wirst ein angenehmes Bild der Erinnerung an das dort waltende gemüthliche Stillleben im Herzen mit nach Hause tragen.

Der bestrafte Rangstreit.

Bei dem wichtigen Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 fehlte es nicht an häufigen Eifersüchteleien der deutschen Fürsten, und schon beim Einzuge des Kaisers nicht an ganz ärgerlichen Rangstreitigkeiten. Der Schabernack aber, den einige Tage darauf in einer der ersten Reichstagssitzungen der Kurfürst Joachim von Brandenburg einem Herzoge von Baiern spielte, beweist, wie sehr ein Fürst in seiner Eifersucht sich und seine Würde vergessen konnte. Der Herzog nämlich kommt eines Tages in die Versammlung, und weil er glaubt, sein behauptetes Rangrecht in Anwendung bringen zu müssen, nimmt er seinen Sitz unmittelbar neben dem Kurfürsten. Diesen verdrießt die kecke Anmaßung, sodaß er aufsteht und stillschweigend weggeht. Nach der Sitzung aber läßt er insgeheim die Stelle der Bank, wo der Herzog gesessen, soweit ansägen, daß sie nur noch wenig zusammenhält, und wie zuvor den Teppich wieder darüber legen. Als nun am andern Tage der Herzog sich wieder auf dieselbe Stelle setzt, bricht das Bankstück ab und der Herzog fällt zum großen Gelächter in der ganzen Versammlung rücklings in den Saal.

Grabmal Dagobert's in St.-Denys.

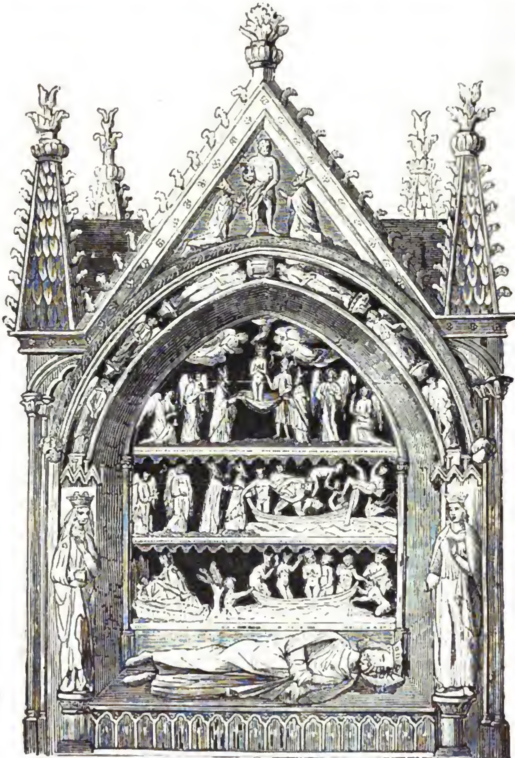
Nachstehende Abbildung ist das prächtige Grabdenkmal König Dagobert's von Frankreich (628—38) in der geschichtlich so berühmten Abtei des heiligen Dionysius (franz. St.-Denys) in dem gleichnamigen Städtchen, etwa zwei Stunden von Paris. Dionysius, der in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts von Rom aus nach Gallien gekommen sein und daselbst mit besonderm Eifer und Erfolge das Christenthum gepredigt haben soll, endigte in der Nähe des damaligen, noch auf eine Seineinsel beschränkten Paris seine aposto-

Digitized by Google

lische Laufbahn durch den Märtyrertod. Sein Leichnam ward in einer zu diesem Zwecke erbauten Kapelle beerdigt, die späterhin durch eine Kirche ersetzt ward, welche König Dagobert mit reichen Schenkungen bedachte und zu seiner Begräbnißstätte bestimmte. Nach ihm wurden viele Herrscher Frankreichs in ihr beigesetzt, zu deren immerwährendem Begräbnißorte König Ludwig der Heilige sie bestimmte.

Im Jahre 1794, in den ärgsten Stürmen der Revolution, wo man die Monarchen bis in ihre Gräber verfolgte und die Asche von 60 Königen den Winden preisgab, ward auch Dagobert's Grabmonument sehr beschädigt; denn es handelte sich darum, die Könige bis auf ihren Namen, bis auf ihre Gebeine zu verfolgen und 14 Jahrhunderte der Monarchie aus der Geschichte zu streichen. Der Stolz Derjenigen, welche nicht aufbauen können, ist das Zerstören.

Die ehrwürdigsten Denkmäler wurden zertrümmert, die Särge aus den Grüften gerissen, ihr Inhalt in eine große Kalkgrube geschüttet, die bleiernen eingeschmolzen und Kugeln daraus gegossen, die Abtei aber als Mehlmagazin benutzt. Napoleon ließ zwar die Kirche und die ehemalige königliche Gruft wiederherstellen, aber er konnte den durch die Wuthausbrüche des Volks vielfach geschändeten Denkmälern ihre frühere Herrlichkeit nicht wiedergeben.



Digitized by Google

Das Innere einer Tscherkessenwohnung.



Über die Tscherkessen vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 184; Jahrgang 1848, Nr. 278; Jahrgang 1849, Nr. 325 und 364.

Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

III. *)

Als die deutschen Fürsten die Unmöglichkeit einsahen, Napoleon mit den gewöhnlichen Mitteln Widerstand zu leisten, d. h. durch ihre Heere, so wandten sie sich an ihre Völker.

Die Worte eines im Anfange des Jahres 1809 in ganz Deutschland verbreiteten Aufrufs machten einen mächtigen Eindruck auf die Deutschen.

Napoleon wurde für sie nicht allein der Feind des Vaterlandes, sondern auch der Freiheit. Die Jugend, welcher die Ältern und Lehrer einen hassenden Patriotismus einflößten, dachte nur an seinen Untergang. In den Schulen, den Comptoirs, den Kaffeehäusern in Östreich, Preußen und Sachsen sprach man offen von Meuchelmord. Es bildeten sich sogar Gesellschaften, in denen man sich im Schießen übte, um den Feind des deutschen Vaterlandes sicherer zu treffen. Friedrich Staps war der wahnsinnigste Repräsentant dieser politischen Aufregung. Er hatte weder Mitverschworene noch Vertraute. Niemand von seinen Verwandten oder Freunden ahnte den wahren Grund seiner Aufregung und die strafbare Handlung, zu welcher sie ihn führte. Seine überspannte Phantasie, auf welche die Ereignisse vor und nach der Schlacht bei Wagram einen lebhaften Eindruck gemacht hatten, trieb ihn zum Meuchelmord.

*) Nr. I und II theilten wir in Nr. 402—404 und 408 mit.

In den ersten Tagen des October 1809 unterhielt sich Napoleon in Schönbrunn, wo man über den Frieden mit Östreich unterhandelte, mit seinem Großmarschall Duroc und Savary, einem seiner Adjutanten, über etwaige Versuche gegen sein Leben. Er wollte an solche Anschläge nicht glauben, allein Duroc und der Herzog von Rovigo theilten keineswegs die Sorglosigkeit des Kaisers; der Letztere legte besonders auf den Umstand Gewicht, daß man ihn in vertraulichen Berichten benachrichtigt hatte, mehre Individuen wären beauftragt, den Kaiser aus der Welt zu schaffen.

Bah! sagte Napoleon, der Fürst Lichtenstein hat zwar neulich gesagt, daß es in Deutschland Individuen gäbe, die etwas gegen mich im Schilde führten. Man sagt Das, um uns nachgiebiger zum Friedensabschluß zu machen; das ist ohne Zweifel sehr schlau, aber sie werden dabei nichts gewinnen. Und wer sollte übrigens etwas gegen mich unternehmen?

Meiner Treu, Sire, erwiderte der Herzog von Rovigo, es gibt deren, die dazu fähig wären, denn obgleich Ew. Majestät in den Schlachten nie verwundet worden sind, so liegt Ihr Leben doch nichtsdestoweniger in der Hand eines Elenden.

Gehen Sie doch, Savary! Sie sind ein Narr! Niemand stirbt gern und auf seinen Tod müßte doch ein solcher ganz gefaßt sein!

Ja, Sire, aber auch nur dieses.

Man redete sodann von der Möglichkeit einer Vergiftung. Duroc schien dieses Mittel für das einzige zu halten, welches versucht werden könnte, weil es dem

Digitized by Google

Schuldigen die Hoffnung ließe, ungestraft zu bleiben. Savary war auch dieser Meinung, aber Napoleon zuckte die Achseln und sagte ungeduldig:

Sie wissen doch, Duroc, daß Berthollet mich ein unfehlbares Mittel gelehrt hat; da kein Gift von außen wirkt, so brauche ich ein Getränk nur beim geringsten herben oder ungewöhnlichen Geschmack sogleich wegzuschütten. Gehen Sie, setzte er lächelnd hinzu; wenn ich jemals vergiftet werde, so kann es nur durch Fourneau oder Rechaud *) geschehen und sicher haben sie keine solche Absicht.

Hiermit endigte sich diese Unterredung.

Napoleon hielt jeden Mittag im Schloßhofe von Schönbrunn eine große Parade, in die er nach und nach die aus den Hospitälern Entlassenen eintreten ließ, um sich zu überzeugen, ob sie gut gepflegt wären. Diese Revue zog jedes mal viele Neugierige aus Wien an. Am 12. October 1809 ging er über den Schloßhof auf den rechten Flügel eines Regiments der alten Garde zu, als ein junger Mann in einer ähnlichen Kleidung, wie die Verwaltungsbeamten der Armee trugen, sich dem Kaiser zu nähern suchte und nach der Seite hinlief, auf der sich jener befand. Berthier bemerkte diese Bewegung, gab seinem Pferde die Sporen, um vor den Unbekannten zu kommen und fragte ihn:

Wohin wollen Sie?

Ich will mit dem Kaiser sprechen.

Auf diese Weise spricht man nicht mit dem Kaiser. Gehen Sie zurück!

Und auf ein Zeichen drängten die Schildwachen, die hier und da aufgestellt waren, um die Neugierigen zurückzuhalten, ihn zurück. Aber kurz nachher ging dasselbe Individuum hinter der Linie der Grenadiere her und suchte von neuem an die Spitze der Colonnen zu gelangen. Rapp, der ihn auch bemerkt hatte, eilte auf ihn zu und stieß ihn ziemlich derb zurück. Da er endlich sah, daß er durchaus die Linie durchbrechen wollte, rief er einen Gendarmen und gab ihm den Befehl, den Vorwitzigen festzunehmen und auf die Palastwache zu führen. Andere Gendarmen eilten schnell herzu, und während sie den Gefangenen wegführten, fühlte einer von ihnen etwas Festes unter dem Überrocke. Man durchsuchte ihn ..... man fand ein Küchenmesser, dessen zehn Zoll lange und eben geschliffene Klinge mit dickem grauem Papier umgeben war, welches eine Art Scheide bildete, die mit mehren dicken Fäden umwickelt war.

Was wollen Sie mit diesem Messer? fragte ihn der wachthabende Offizier.

Das ist mein Geheimniß, antwortete der junge Mann.

Dem Herzog von Rovigo wurde der Vorfall von seinen Gendarmen gemeldet und er eilte schnell herbei. Er fragte den Verhafteten und dieser erklärte ohne Umschweife, er habe den Kaiser tödten wollen.

Ich heiße Staps, setzte er stolz hinzu; ich bin ein Sachse; ich bin 19 Jahre alt; mein Vater ist lutherischer Pfarrer in Naumburg. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich habe die Wahrheit gesagt.

Um alle seine Bewegungen zu überwachen, befestigte man ihn Arm an Arm an einen Gendarmen und Savary ging zum Kaiser, welcher die Truppen defiliren ließ. Rapp hatte ihn schon von dem Vorfalle benachrichtigt; er glaubte ihm nicht. Als ihm aber der Herzog von Rovigo das bei Staps gefundene Messer zeigte, sagte er fast spöttisch:

Ah, das ist etwas anders! Es scheint doch etwas an der Sache zu sein. Man führe diesen jungen Mann zu mir; ich will ihn sehen und selbst fragen.

Nach dem Defiliren lud Napoleon einige seiner Generale, welche der Parade beigewohnt hatten, ein, mit ihm in den Palast zu gehen. Als er in den Salon kam, fand er Herrn von Champagny, der ihn erwartete.

Sie wissen es noch nicht? sagte er kalt. Nun, der Fürst Lichtenstein hatte Recht, wenn er Ihnen erzählte, daß man ihm den Vorschlag gemacht hätte, mich zu ermorden .....

Was sagen Ew. Majestät? fragte der Minister.

Ja, mich zu ermorden, erwiderte Napoleon; man hat es vor einem Augenblicke versucht. Folgen Sie mir mit diesen Herren, Sie sollen Alles erfahren.

Einen Augenblick später ließ Savary durch einen Gendarmerieoffizier Staps vor den Kaiser führen. Als Napoleon einen jungen Mann vor sich sah, wurde er von Mitleid ergriffen.

Das ist nicht möglich, sagte er, das ist ja ein Kind!

Sodann fragte er ihn, ob er ihn kenne und Staps, den die Gegenwart des Kaisers keineswegs in Furcht setzte, antwortete ruhig:

Ja, Sire!

Und wo haben Sie mich gesehen?

In Erfurt im vorigen Herbst.

Obgleich Napoleon das Geständniß des Verhafteten erfahren hatte, so blieb er doch bei seiner ersten Idee und zeigte Corvisart, der hinzugekommen war, den jungen Deutschen mit den Worten:

Sie werden sehen, Doctor, daß es ein Unglücklicher ist, der blödsinnig oder wahnsinnig ist.

Sodann examinirte er den Verhafteten in Gegenwart aller Anwesenden mit vieler Sanftmuth und selbst mit Mitleid. Der junge Deutsche gestand ihm ohne Zaudern seinen festen Entschluß, ihn zu ermorden.

Aber weshalb? fragte Napoleon und kreuzte die Arme über die Brust. Welcher Grund konnte Sie zu diesem Verbrechen bewegen?

Ich wollte Deutschland den Frieden wieder geben, erwiderte Staps ganz ruhig.

Ich habe nur mit Östreich Krieg geführt. Hat es mich nicht angegriffen?

Ganz Deutschland steht unter den Waffen. Gott hat mir gesagt, der Tod eines einzigen Mannes würde Allen Frieden geben; und dieser Mann sind .....

Junger Mann, unterbrach ihn Napoleon lebhaft und ließ ihn seine Antwort nicht vollenden, Gott kann kein Verbrechen gebieten!

Es war ein nothwendiges Opfer.

Auf einen Wink des Kaisers fühlte Corvisart dem Verhafteten den Puls. Er fand nur etwas Aufregung, aber kein Zeichen von Krankheit oder einer merklichen Geistesstörung. Er theilte es Napoleon halblaut mit, der nach einem augenblicklichen Nachdenken den jungen Mann fragte:

Und wenn ich Sie begnadigte, würden Sie es mir Dank wissen?

Nein, ich würde Sie nachher zu ermorden suchen.

Ah, erwiderte Napoleon, ein Verbrechen scheint nichts für Sie zu sein!

Sie zu tödten ist kein Verbrechen, entgegnete Staps kalt; es ist im Gegentheil eine heilige Pflicht.

Die Wildheit dieser Worte stand im grellen Con-

*) Die beiden Köche des Kaisers.

Digitized by Google

traft zu dem sanften Tone und dem bescheidenen Benehmen des Verhafteten. Der unerschütterliche Entschluß und dieser aller menschlichen Furcht so unzugängliche Fanatismus machte auf den Kaiser einen tiefen Eindruck, den er unter einer vollkommenen Ruhe zu verbergen strebte. Der Gendarmerieoffizier führte Staps ab.

Folgen Sie ihm, sagte Napoleon zu Savary und lassen Sie der Gerechtigkeit ihren Lauf.

Einen Augenblick später entfernten sich alle Anwesenden mit Ausnahme von Champagny, welchen der Kaiser am Arme zurückhielt.

Herr Herzog, sagte er mit bewegter Stimme, man muß mit diesen wilden Thieren Frieden schließen, verstehen Sie mich. Kehren Sie nach Wien zu den Bevollmächtigten zurück. Ich verlasse mich ganz auf Sie.

Er entließ ihn mit einer wohlwollenden Handbewegung und setzte hinzu: Auf Wiedersehen!

Die Untersuchung gegen Staps begann noch an demselben Tage. Die Nachforschungen der Polizei ergaben Folgendes:

Staps war am 12. December von Erfurt, wo er Lehrling in einer Nankinfabrik war, mit einem schlechten Cabriolet und einem alten Pferde abgereist, welches er von einem Freunde seines Vaters geliehen hatte. Er hatte nie etwas von seinem Entschlusse verlauten lassen; nur fand man nach seiner Abreise ein Billet, in welchem er zu verstehen gab, daß er im deutschen Heere Dienste nehmen würde und welches mit den Worten schloß: Man wird mich unter den Siegern oder todt auf dem Schlachtfelde finden.

In einiger Entfernung von Erfurt verkaufte er den Wagen und das Pferd, wofür er das zur Reise nach Wien, wo er in einer Vorstadt abstieg, nothwendige Geld erhielt. Schon am folgenden Tage kaufte er bei einem Trödler ein Küchenmesser für 20 Kreuzer und schärfte es. Sodann wohnte er, ohne mit Jemand Umgang zu haben, jeden Tag der Parade in Schönbrunn bei, bis er eine günstige Gelegenheit fand, seinen Plan auszuführen. Hätte er einige Vorsicht beobachtet, so wäre er wahrscheinlich bis zum Kaiser gelangt, und sobald er diesem nahe genug gewesen wäre, hätte er ihn sicher getroffen, wie er selbst seinen Richtern sagte.

Während der vier Tage, welche die Untersuchung dauerte, verleugnete sich sein Charakter von Sanftmuth und Resignation keinen einzigen Augenblick. Er beharrte bei seinen Geständnissen und den Gründen, die ihn zu seinem Entschlusse bewogen hatten. Nur als der Präsident der Militaircommission mit ihm über seine Abneigung gegen Napoleon sprach, schien er von einigen charakteristischen Zügen gerührt und sagte treuherzig: Hätte ich Das früher gewußt, so hätte ich vielleicht keine unwiderrufliche Verpflichtung gegen Gott übernommen.

Er antwortete noch dem Präsidenten, der ihn fragte ob ihm die Strafe der Königsmörder bekannt sei:

Ich weiß, daß ich Martern erdulden werde; ich bin darauf gefaßt; allein der Tod wird sie beenden und mir im Schoose Gottes eine Belohnung gewähren, die im Verhältniß zu meinem Leiden steht.

Als ihm der Präsident sagte, die Martern gegen Verbrecher seien sowol durch die französische Gesetzgebung als durch die französischen Sitten verboten, schien er mit Befriedigung zu hören, daß die größte Strafe, die er zu befürchten habe, erschossen zu werden sei.

Tags vor seiner Hinrichtung schrieb Staps an seinen Vater:

„In dieser Nacht ist mir Gott wieder erschienen: es war eine der Sonne ähnliche Gestalt; seine Stimme sagte mir: dein Unternehmen wird dir gelingen, aber du wirst dabei das Leben verlieren. Ich fühle mich durch eine unbesiegbare Macht aufrecht erhalten u. s. w."

Er schrieb ihm sodann von der Belohnung, die ihn im Himmel erwartete, „wo ich", setzte er hinzu, „mit der Geliebten vereinigt werde, die mein Herz gewählt hat." Am 16. October 1809, dem Tage, an dem er erschossen werden sollte, wurde auch der Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Östreich der Armee verkündigt. Als Staps Mittags die Salven hörte, fragte er unruhig nach ihrer Ursache.

Wegen des Friedens, den der Kaiser Napoleon unterzeichnet hat, wurde ihm geantwortet. O Gott! rief er mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandtem Blicke: Der Friede ist also geschlossen und ich bin kein Meuchelmörder!

Um 2 Uhr wurde er zu Fuß nach der Hinrichtungsstätte geführt. Er ging dem Tode mit Fassung entgegen. Nach einer Viertelstunde war er nicht mehr.

Man fand bei ihm das Portrait eines jungen blonden Mädchens, eine blonde Haarlocke und einen Brief seines Vaters, der ihm unter Anderm schrieb:

„Kehre zu uns zurück, liebes Kind, dein Gemüth ist krank. Ich werde einen Balsam auf die Wunden deines Herzens legen, die mir bekannt sind."

Diese rührenden Ermahnungen waren fruchtlos gewesen.

An demselben Tage, am 16. October, um 2 Uhr Nachmittags, verließ Napoleon Schönbrunn, um sich zuerst ins Schloß von Nymphenburg zu begeben, wo ihn der ganze bairische Hof erwartete, um von da nach Paris zurückzureisen. Das Wetter war prachtvoll. Er war zu Pferde, von seinen Adjutanten umgeben, und ritt Schritt. Als er um einen Hügel ritt und Savary auf die Schönheit des großen Panorama aufmerksam machte, welches sich vor seinen Augen entfaltete, hörte man Gewehrfeuer, dessen Echo sich zwischen den Bergen wiederholte. Der Kaiser hielt an und blickte nach einem kleinen grauen Wölkchen, welches sich langsam vom Boden erhob.

Was ist das? fragte er.

Als der Herzog von Rovigo ihm antwortete, Staps wäre dort eben erschossen, entgegnete er traurig:

Ein armes Opfer der geheimen Gesellschaften, von denen Deutschland wimmelt! Ich muß sie jedoch eines Tages Alle ersticken!

Sodann gab er seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp weiter.

Die Reichstage im Zeitalter der Reformation.

Die Reichstage im Zeitalter der Reformation waren für die Fürsten, welche sie persönlich besuchten oder durch Gesandte beschickten, ebenso kostspielig als langweilig. In allen gesandtschaftlichen Berichten aus jener Zeit kommen Klagen über unnütze Kosten und ärgerliche Zeitverschwendung vor. Ein Hofnarr sagt in einem Liedlein darüber:

Kommt's zum Reichstag, will's nimmer enden,
Man thut nur Zeit und Geld verschwenden.

Mannichfaltiges.

Durch Eisenbahnen und Dampfschiffe rücken die Erdtheile immer näher zusammen und Occident und Orient werden sich zur Förderung des Handels und zur Beschaffung



vieler Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens in kurzem so nahe nebeneinander befinden, daß man sich von der Langweiligkeit und Kostbarkeit des frühern Verkehrs kaum noch eine Vorstellung wird machen können. Eine Reise ins Morgenland kann jetzt in ebenso vielen Monaten als sonst in Jahren zurückgelegt werden. Die Reise von Nordamerika nach der bevorstehenden großen Ausstellung in London wird zu allseitiger Befriedigung in Monatsfrist abgemacht werden können.

Die sogenannten Kurgani der russischen Steppen, aus ihnen aufsteigende Kegel in der zwei- und dreifachen Höhe unserer Häuser, sind noch immer unerklärt. Man hält sie für Grabmäler, weil man in ihnen Menschen- und Pferdeknochen und unbekannte schwere Waffen gefunden hat. Andere halten sie für Brustwehren gegen den Triebsand des einst bis in ihre Nähe reichenden Pontus. Sie bilden gewissermaßen die geheimnißvollen Meilensteine der Steppe. Bei untergehender Sonne erscheinen sie indigoblau und man glaubt Höhenzüge in ihnen zu erblicken; man sieht sie beim Ausfahren am Morgen in der Fläche, die eben wie ein Schachbret ist; hat man 50—60 Werste zurückgelegt, nähert man sich Abends ihnen, ohne ihnen ganz nahe zu kommen, als ob der Mensch sich vor ihnen scheute.

Schulen der Erkenntniß hießen einst in Konstantinopel die ersten Kaffeehäuser. Denn Dichter und Weise versammelten sich in ihnen und sprachen sich über allgemeine Angelegenheiten aus. Sultan Murad II. fürchtete die Gefahr dieser Versammlungen und ließ die „Schulen der Erkenntniß" schließen. Ebenso ging es im 17. Jahrhundert den Kaffeehäusern in London.

Die Chaussee, welche Petersburg und Moskau verbindet, 674 Werste lang, übertrifft in den Details ihrer großartigen Ausführung Alles, was man in der Art hat. Der Weg ist durchgehends macadamisirt, als führte er durch einen englischen Park; die geringste Vertiefung des Terrains, das kleinste Flüßchen wie die tiefsten Einschnitte überspringen ganz ähnliche Brücken in Granit, mit Lehnen aus Gußeisen, welche russische Adler tragen. Und dieser Chaussee wird jetzt noch eine Eisenbahn nachgebaut!

Fliegende Buchhändler — flying stationers — heißen in London theils die umherziehenden Ausrufer, welche kleine Schriften verkaufen, theils Händler mit Liedern und Broschüren, welche einen festen Stand auf den Straßen haben. Es gibt Buchdrucker in London, bei denen 100 und mehr Ausrufer in Diensten stehen. Sie durchstreifen die Straßen und verkünden mit lauter Stimme den Inhalt ihrer Papiere, Mordthaten, Unglücksfälle, Sterbefälle bekannter Personen u. dgl. m. Manche Ausrufer lassen sich mit ihrem Krame an einer Straßenecke nieder und hängen große Bilder als Erklärungen zu den Schriften, die sie verkaufen, aus. Die Lieder, welche sie verkaufen, sind auf langen Papierstreifen, oft über vier Ellen lang, gedruckt und sie werden in der Regel an einem langen, mit Bändern geschmückten Stocke getragen. In der Volkssprache heißen diese Händler Todesjäger, denn sie beeilen sich, sobald nur eine Mordthat ruchbar geworden ist, diese mit allen Details zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Die Händler pflegen wol zu sagen: „Nur nicht zwei Mordthaten schnell hintereinander, das verdirbt uns den Handel." In ihren Gesprächen theilen sie einander mit, wie lange sie z. B. von Scarborough, Pogsworth, Gluson oder andern Bösewichtern gelebt haben.

Der reiche Jude Michel spielte im Zeitalter der Reformation eine große Rolle und machte auf den Reichstagen, die damals so häufig gehalten wurden, gute Geschäfte. An Pomp und Pracht überstrahlte er manchen deutschen Fürsten; öffentlich sah man ihn stets in den kostbarsten Kleidern, am Halse eine schwere goldene Kette, gewöhnlich auf einem reich ausstaffirten Zelter, 10—12 Diener zur Seite. Dem alten Erbmarschall von Pappenheim passirte im Jahre 1548 ein ärgerlicher Streich mit diesem reichen Michel. Der alte Herr, dessen Augen sehr schwach waren, begegnete ihm eines Tages, ohne ihn zu kennen, auf der Straße und zog vor ihm nicht nur höflichst den Hut ab, sondern verbeugte sich auch vor ihm als vor einem sehr hohen Herrn. Als man ihm sagte, daß er dem reichen Michel seine Reverenz bewiesen, brach er voll Ärger in die Worte aus: „Daß dich Gottes Element schände, du schelmischer Jude!"

Das ostindische Haus in London (East India House) ist der Sitz der Directoren der Ostindischen Compagnie. Die Sinnbilder an dem von sechs Säulen getragenen Giebel des Portikus bezeichnen seine Bestimmung — Britannia und die Freiheit Hand in Hand, auf der einen Seite Mercur, wie er von der Schiffahrt begleitet Asien einführt, auf der andern Ordnung, Religion und Gerechtigkeit, gefolgt von Redlichkeit und Fleiß; in den Ecken Embleme des Ganges und der Themse; auf der Spitze Britannia, zu ihrer Rechten Asien auf einem Dromedar, zur Linken Europa auf einem Roß. Das Innere des Gebäudes enthält außer zahlreichen Bureaus ein Museum indischer Seltenheiten, eine an orientalischen Handschriften reiche Bibliothek, Siegestrophäen, Sammlungen chinesischer Schnitzwerke u. dgl. m.

Telegraphische Communicationen hat schon Attila angelegt. Von seinen beiden Residenzen aus — dem beweglichen Zelte an der Theiß und der imponirenden Etzelburg an der Donau — hatte er nach allen Richtungen, soweit sein Scepter reichte, aufmerksame Wächter postirt, die miteinander durch Signale communicirten und alle Nachrichten mit äußerster Schnelligkeit nach Attila's Residenz förderten. Der Hügel bei Petronell an der Donau ist einer dieser von den Annalisten erwähnten Observationsposten.

Verkehrte Inschrift. In dem Flecken Selayen bei Lüttich liest man in großen Buchstaben über dem Haupteingange der Kirche: „Die Hunde bleiben außer dem Hause Gottes!" Man dürfte es, wie jetzt die Sachen stehen, für dringender halten, die Menschen zum Hineingehen in die Kirche als die Hunde zum Wegbleiben aufzufodern.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 414.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [7. December 1850.

Schloß Chillon am Genfer See.



Zur Vergleichung mit der früher (Pfennig-Magazin, Jahrgang 1836, Nr. 171) gegebenen Abbildung.

Der kleine Hexenmeister von Seissen.

Am 21. und 22. October d. J. fanden in Ulm vor dem Schwurgericht Verhandlungen über eine „Hexengeschichte" statt, die uns aufs neue lehren, einestheils, wie der Aberglaube noch immer in gewissen Kreisen tief wurzelt, dann aber auch, wie leicht das jugendliche Alter, wenn es nicht unter steter ernster Aufsicht steht, auf Abwege geräth.

Seit dem Herbst des Jahres 1849 trieb ein Teufelsspuk im Hause des Bauers Joachim Mayer im würtembergischen Dorfe Seissen sein schreckenhaftes Unwesen, welcher Spuk die ganze Umgegend lange in Athem gehalten und sogar die große wie die kleine würtembergische Zeitungswelt vielfach beschäftigt hatte.

Seissen ist ein kleines Pfarrdorf, eine Stunde von Blaubeuren entfernt, oben auf der Alp, und es scheint, daß die Leute daselbst noch ziemlich abgeschlossen von der Welt leben. Dennoch ist auch dahin das Verderbniß und der Fluch der Gegenwart, die Genußsucht, gedrungen und hat, insbesondere unter der Jugend, ja sogar unter der noch schulpflichtigen, ihre Verehrer gefunden. Wir erfahren nämlich, daß nicht blos die erwachsenen Buben des Sonntags zum Schoppen gehen, sondern wir müssen hören, daß auch die dem Confirmationsunterricht angehörigen Knaben sich in Most und Bier betrinken, daß sie sich's bei Käse und Wecken heimlich wohl sein lassen, daß diese der Schule noch nicht entwachsenen Knaben, den Alten gleich, Cigarren rauchen und zu ihren Gelagen Mädchen mitnehmen. Woher diese Buben die Mittel zu diesem unziemlichen Zechen sich verschafften, das ist, wenigstens bezüglich Eines derselben, nun enthüllt worden, und es führt uns dies zum Anfang der Spukgeschichten in Seissen. Im October vorigen Jahres wurden nämlich dem bereits genannten Joachim Mayer aus einer Truhe in der Stubenkammer neun Gulden entwendet, ohne daß man den Thäter in Erfahrung brachte. Bald darauf begibt sich Mayer's Frau mit ihrem ältesten, damals 13 Jahre alten Knaben Johannes ins Holz und findet auf einer Buchenwurzel neun Sechser, die sie in die rechte Rocktasche schiebt. Aber von diesem Tage an wird die Mutter von Schmerzen im rechten Fuße geplagt, wogegen Flußpflaster und Waschwasser vom Apotheker in Blaubeuren nichts helfen. Man geht deshalb, anstatt zum Arzt, zum alten Baumwirth; allein auch dessen Amulete helfen nichts, so wenig als die Mittel eines Mannes in Blaubeuren selbst, der dem geplagten Weibe „für den Fluß that". Zu diesem keinen Mitteln weichenden Übel kommt nun, daß aus der nämlichen Truhe, wie früher, ein Beutel mit vier Kronenthalern und einem Baierthaler gestohlen wird. Der bestohlene Joachim Mayer sucht weiter nach Rath, und nun erfährt er, seinem Weibe habe man einen Possen angethan, er solle nur zum Herrn Wundarzt Rau nach Feldstetten gehen, der könne auch wegen des Geldes helfen, wenn es noch nicht drei Tage fort sei. Glücklicherweise kam das Geld erst zwei Tage zuvor weg; es wird deshalb Rau zu Rathe gezogen, der sich Jahr und Tag der Geburt des kranken Weibes sagen läßt, und zwar nicht bezüglich des erstmals entwendeten Geldes, wol aber hinsichtlich des erst kürzlich weggekommenen helfen kann. Am neunten oder zwölften Tage muß das Geld wiederkommen. Und siehe da! richtig finden zwei Kinder fünf Sechser an der hintern Hausthür und an der Küchenthür hängt ein Beutel mit 4 Fl. 22 Kr. Das weiter Gestohlene aber kam nicht zurück. Der bestohlene Hausvater hatte das Rau'sche Geheimniß leider ausgeschwatzt und dadurch den Zauber gelähmt, was deutlich aus einem am folgenden Morgen gefundenen Zettel des Inhalts: „So Jochem, jetzt kriegst airst nichts mai!" hervorgeht. War nun aber durch die eigene Schuld des plauderhaften Jochem der Zauber bezüglich der Herbeischaffung des Geldes gestört worden, wie dieser von seinem Wundermanne erfuhr, so erprobte sich die Kraft desselben umsomehr an dem Weibe, denn bei dieser ging es täglich besser. Allein nun fing es mit dem Sohne Johannes zu spuken an. Derselbe fand drei Äpfel im Heu, was, da dies nicht der gewöhnliche Ort für Äpfel ist, nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Indessen nicht blos im Heu, überall im Hause fand man bald da, bald dort einige Äpfel beisammen, und als endlich Vater Jochem merkte, daß diese Äpfel nicht aus einem fremden Zaubergarten in sein Haus gekommen, sondern daß sein eigener Vorrath im Keller sich erheblich vermindere, und denselben deshalb in einer Truhe besser verwahrte, da kamen Drohzettel geheimnißvoll in verschiedenen Theilen des Hauses zum Vorschein, die, obwol ihr Inhalt nichts weniger als gespenstisch klang — wie z. B. „Wart, Jochem, dir und deinem Johannes geht's schlecht, ihr zwei müsset verrecke!" — dennoch von Vater und Mutter für übernatürlichen Ursprungs gehalten wurden. Einmal sollte der also bedrohte Bube Aepfel auf das Feld mitnehmen. Da fanden sie sich alle angebissen in seiner Tasche; ebenso war ein Apfel in des Vaters Tasche angebissen, und als der Vater voll Schauders nicht dulden wollte, daß der Bube diese offenbar verhexten Äpfel esse, da flogen zwei Äpfel dem Vater wie zur Strafe an die Stirn, und doch hatte er nicht gesehen wer sie geworfen. Die Äpfel wurden dem Rau gebracht und mußten verbrannt werden. Nun war es zwar mit den Äpfeln zu Ende, allein jetzt wurde der Bube Johannes mit einem Brüderchen, das mit ihm im Bette lag, aus solchem Nachts herausgeworfen, und als darauf der Vater zu seinem Sohne Johannes, denselben fest umfassend, ins Bett lag und den im Hause sein Unwesen treibenden Kobold herausfoderte, es jetzt wieder zu probiren und sie Beide aus dem Bett zu werfen, da ließ es dieser zwar weislich bleiben, allein dafür kneipte und zwickte es nun den Vater tüchtig unter den Armen, sodaß dieser jene Nacht schlaflos und schwitzend vor Angst im Bette seines Sohnes zubrachte, während Letzterer, nachdem das Zwicken bei seinem Vater zu Ende war, ruhig und fest entschlummerte. In andern Nächten hörte man, während die Ältern beteten, wie zum Fenster hereinrufen: „Ihr zwei müsset verrecken!" und als der Vater nachsah, fand er das Fenster gut geschlossen; kaum aber lag er wieder im Bette, so fing das weckende Rufen des Kobolds wieder an. Sofort aber packte das Ungethüm den armen Buben Johannes an der großen Zehe, daß er laut aufschrie und der Vater noch in der Nacht mit Begleitern zum Rau nach Feldstetten fuhr und denselben um Hülfe bat, die auch nöthig war, denn der Bube — so sprach Herr Rau — hätte es schwerlich die Nacht durchgetrieben, indeß werde es jetzt besser werden, sie sollen nur wieder heimfahren. Und richtig war es auch so, allein es hatte eben keinen Bestand, weil, wie Joachim Mayer meint, Der, welcher es seinem Buben angethan, „mai könnt hat, als der Herr Rau!" Dieser habe zwar dem bösen Geiste Widerstand thun können, aber es habe keinen Halt gehabt, denn es sei beim Johannesle immer ärger gekommen, so oft er auch oder gute Freunde für ihn nach Feldstetten gelaufen und gefahren seien. Der

Digitized by Google

Unfug im Hause wurde von Tage zu Tage grauenhafter; Kleider wurden im Zimmer herumgeworfen, Schüsseln, Töpfe und anderes Geschirr zerbrachen, Säcke ausgeleert, Steine zum Fenster hereingeworfen; der arme Bube ward von Zuckungen befallen und im Bette emporgehoben. Es war sichtlich, daß Rau hier nicht mehr helfen konnte, und auf ein diesfalls von Vater Mayer ernstlich geäußertes Mistrauen soll Rau selbst erklärt haben: „es sei zu arg, er werde nimmer Meister!“ Darauf reist man nach Ehningen zu einem Thierazt Rall und sucht dort Hülfe. Auf einen Besuch Rall's scheint es sich auch zu bessern, allein wieder nicht nachhaltig. Das Zerbrechen und Zusammenwerfen von Geschirren dauert fort, der Wagen wird auf unsichtbare Weise abgebrochen, Tannenzapfen und Stecken in die Stube geworfen; Eier fand man statt im Hühnerstall in der Stube und in den Betten und darauf mit Bleistift die Worte: „Jochem, da hat au dein Stall ein Ei zum Aussupfen!“ Beim Vieh im Stall wird es am Ende auch nicht geheuer; die Schwänze findet man in Zöpfe oder Knoten gebunden, die Dünggabeln übers Kreuz gestellt und den Besen oben darauf, als unzweideutiges Symbol der Hexerei. Ein Most- und Essigfaß liefen aus und der Spund flog dem Vater auf den Rücken. Die Ofengabel und Schaufel nebst Vater Jochem's zwei Hüten sind in den Ofen gewandert und verbrannt, die Schuhe werden zerschnitten, ebenso das Heuseil; der Brotlaib findet sich in der Tischschublade ausgehöhlt. Tische und Stühle sowie Kästen wankten auf unerklärliche Weise in der Stube, ja selbst der Sessel, auf dem der angestaunte und mit mitleidsvoller Scheu betrachtete Knabe saß, schien sich zu heben und mußte festgehalten werden. Gar arg aber spielte der Kobold einem im Hause arbeitenden Schneider am 29. April d. J. mit. Nicht nur wurde der Wasserkrug neben ihm zerschmettert, sondern er sah auch die vorher unter dem Ofen befindliche Katzenschüssel durch das Fenster hinausfahren; ein Säckchen mit alten Knöpfen aber flog vom Stubenkasten, wo es gelegen hatte, auf das Fenstergesimse neben den Zeuchen; ein Stück Holz zerschmetterte einige Fensterscheiben, ein Taschenmesser traf einen ins Zimmer eintretenden Knaben auf die Schulter, unter dem Tische aber fand sich ein Zettel mit den Donnerworten: „Wart Schneider, du mußt auch verrecken!“ und zum Schlusse flogen sofort noch einige Weiberschuhe nebst einem Kehrwisch dem armen, natürlich bei solchen Vorgängen ebenfalls in heftige Transspiration gerathenen Manne auf den Buckel.

(Beschluß folgt.)

Die Jüten.

Die Jüten oder Jütländer sind, wie Kohl erzählt, ein ganz apartes Volk. Sie sind sehr langsam und umständlich und haben das Eigene, daß sie fast nie eine rasche und directe Antwort geben. Dabei sind sie neugierig, und läßt man sich einmal mit ihnen in ein Gespräch ein, so kommt man so bald nicht wieder von ihnen los. Verirrt man sich in ihren Haiden, steigt aus dem Wagen und ruft den ersten besten jütischen Haideschäfer heran, um ihn nach dem Wege zu fragen, so kommt er ganz freundlich und lächelnd heran, nimmt seinen Hut ab, grüßt den kleinen Herrn („lille Herre“) oder kleinen Vater („farlille“) ganz unterthänig und besieht sich seine Pferde, seine Equipage und seinen Kutscher rund herum.

Nun, guter Mann, kann Er mir nicht sagen, wo der Weg nach Estrup hingeht?

Dann stellt sich der Schäfer in Positur, stützt sich auf seinen Stab und spricht: Ach so! Nach Estrup will der kleine Herr? Nun wo kommt denn der kleine Herr her? Er ist wol weit von hier zu Hause? Ist denn der kleine Herr ein Fremder und zum ersten male hier in Jütland, daß er nicht weiß, wo Estrup liegt?

Ja, ja, guter Freund! Ich komme von Kopenhagen. Aber ich bitte dich, sage mir nur bald Bescheid. Es stürmt ja schrecklich in deiner Haide und ich habe nicht lange Zeit zu warten.

Ach ja, das ist wahr. Es stürmt fürchterlich. Ja, das ist hier in Jütland nun einmal nicht anders. Es stürmt und regnet hier fast immer fort. Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob wir in den letzten 14 Tagen auch nur einmal Sonnenschein hatten. Will mir der kleine Herr wol sagen, ob es in andern Ländern besser ist? Das Land, in dem der kleine Herr zu Hause ist, ist wol ein sehr schönes Land? Da gibt es wol immer Sonnenschein und Frühling? He?

O, es regnet auch bei uns. Aber, Freund! Ich bitte dich, wo geht denn der Weg nach Estrup hin?

Nun! Der Weg nach Estrup ist sehr schlecht; neulich brach noch ein Reisender die Achse auf dem Wege. Und Estrup ist nur ein gewöhnliches jütisches Dorf. Da will wol der kleine Herr nicht hin. Der kleine Herr will wol nach Aalborg oder Aarhuus? Ja, in Aalborg und Aarhuus, da sieht man, was es in Jütland für Städte geben kann. Ich rathe dem kleinen Herrn, lieber nach Aarhuus zu gehen.

Potz tausend! Will Er mir jetzt sagen, wohin der Weg nach Estrup geht oder nicht!

Ei ja! warum denn nicht? Recht gern! Nur nicht so böse, kleiner Herr! Schau der Herr! Nach Estrup kann er hier erst über Haderup fahren. Da kommt man zuerst nach Bistrup, dann durch Ladrup und so auf Raderup, wo der Weg rechts nach Estrup abgeht. Da können Sie gar nicht irren. Aber diesen Weg zu nehmen würde ich dem kleinen Herrn nicht rathen. Denn es gibt viel Morast unterwegs, worin schon Mancher stecken blieb.

Nun, und der andere Weg?

Der, mein kleiner Herr, geht hier gerade durch die Haide, immer gerade aus. Aber den Weg zu nehmen, würde ich dem kleinen Herrn auch nicht rathen. Denn es gibt dort gar keine Dörfer, und da es bald finster wird, so könnte der kleine Herr sich leicht verirren und gar nicht nach Estrup kommen.

So kommt man mit einem Jüten nie zu Ende. Es soll ein ganz wunderliches Schauspiel sein, wenn zwei solche Jüten zusammenkommen und sich begrüßen. „Wie geht's, Peter?“ fragt der Eine; der Andere fängt dann an sich zu räuspern, zu husten und zu brummen: „Wie's mir geht? Ja, ja. Nun, nun. O so. Hm, hm. So, so. Ei, lieber Himmel! Nun, es geht mir gut, Jakob!“ Dann folgt eine lange Pause; Beide kratzen sich hinter den Ohren, besehen sich den Himmel, die Sonne, biegen sich hinten den Rockkragen zurecht und endlich fängt Peter wieder an: „Nun, wie geht's denn dir, Jakob?“ Neue Pause, neues Räuspern, Husten und Gesichterschneiden von Seiten Jakob's: „Wie es mir geht? Ach Gott! Ja, ja! Nun, nun. Hm, hm. O so! So, so. Du liebe Zeit, schön Dank, es geht mir gut, Peter!“ Auf diese Weise sollen sie ziemlich lange ihre Unterhaltungen fortsetzen können.

Digitized by Google

Deutsche Landsknechte.

Nach einem alten Holzschnitt.



Die Lands- oder Lanzknechte — beide Schreibarten lassen sich rechtfertigen — kann man als die ersten um Geld angeworbenen Soldaten in Deutschland betrachten. Sie treten zuerst im Beginn des 15. Jahrhunderts auf, hervorgehend aus verarmten Rittern oder jüngern Söhnen verarmter Familien, die, zu mittellos, um sich ein Schlachtroß und die Rüstung eines Reiters anzuschaffen, doch voll Ruhmbegierde und Kriegslust waren. Denn sie waren Fußtruppen, führten eine lange Lanze oder Pike, dazu Seitengewehr und Dolch, weiterhin auch eine Pistole. Da ihr Dienst und Verdienst mit dem Ende eines Kriegs immer wieder beendigt war, so zogen sie von einem kriegführenden Heere zum andern, um von neuem das Leben mit Gefahr des Lebens zu erkaufen. So entstanden nach und nach die stehenden Truppen.

Die Landsknechte wurden für den damaligen Geldwerth gut bezahlt; selbst ein schlecht bewaffneter Landsknecht erhielt monatlich vier Gulden, oft noch mehr; freie Benutzung der Beute war stets unerlaßliche Nebenbedingung. Kein Wunder, daß dies waffenfähige, onst arbeitsscheue Männer aller Länder lockte.

Den Glanzpunkt der Geschichte der Landsknechte bildet das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts. Da gab es überall in Europa Krieg. Ganze Haufen derselben sehen wir um diese Zeit unter ihrem berühmten Anführer Frundsberg vereint. Höchst verschieden waren sie in ihrer äußern Erscheinung, in Tracht und Bewaffnung. Bald schreiten sie in Sammet und Seide, bald in Leder und Lumpen einher, oft wie eitle Frauen mit Bändern und Federn ausstaffirt. Alle fast tragen auf dem Kopfe die denselben im Gefecht schützende schwere Pickelhaube; oft wird sie mit einem glänzenden, in der Schlacht erbeuteten Helme vertauscht. Hauptwaffe der meisten bleibt die lange Lanze; später tritt an ihre Stelle die fast nicht weniger lange Flinte und um die Hand gewickelt trägt der Landsknecht die glimmende Lunte; neben der Flinte ruht auf der Schulter die Gabel, welche in die Erde gestoßen ward, um das schwerfällige Gewehr darauf anzulegen und gegen den Feind zu richten. Außerdem läßt sich die Gabel vortrefflich gebrauchen, um Beute und Siegestrophäen aller Art auf ihr fortzutragen.

Mit den Landsknechten ziehen Scharen von Krämern und Marketendern, Weibern und Kindern. Wird irgendwo Halt gemacht und ein Lagerplatz erwählt, so macht sich's der Landsknecht bequem; gleich werden die Trommeln zusammengerückt und die Würfel fangen an zu klappern; anderwärts kreischt die Querpfeife und ruft zum lustigen Tanze. Wo das Leben immer in höchster Gefahr ist und jede Stunde den Tod bringen kann, da will das Leben auch Genuß haben und die Mittel, ihn sich zu verschaffen, kommen nicht in Betracht.

Oft schlimmer als der Krieg selbst war nach dessen

Digitized by Google

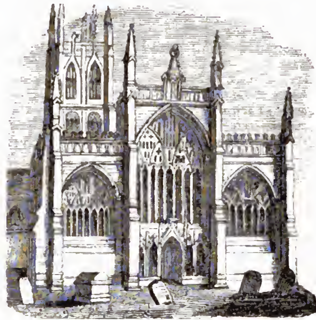
Beendigung das Herumziehen und Marodiren der brotlosen Landsknechte. Raubend und plündernd zogen sie namentlich durch die wehrlosern Dörfer, und dies Unwesen hörte erst auf, nachdem ihre letzten corpsartigen Überbleibsel in die stehenden Heere übergegangen waren, die. Deutschland, Frankreich und Spanien zuerst etablirte — den Völkern auf Jahrhunderte hinein eine schwere Last.

Die Dreieinigkeitskirchen

zu York und Hull

in England.





Eintritt eines Reisenden in das Katharinenkloster auf dem Sinai.

Der Russe Umanez, Director der Quarantaine in Odessa, machte im vorigen Jahre auf Veranstaltung des Fürsten Woronzow eine Reise in den Orient, um Beobachtungen über die Contagiosität der Pest anzustellen. Er machte auf seinen Umzügen auch einen Abstecher nach dem Berge Sinai und erzählt in seinem vor kurzem gedruckt erschienenen Reiseberichte über die Aufnahme, die ihm von den Mönchen des Berges Sinai zutheil ward, Folgendes:

„Das Kloster der Verklärung Christi, auch das Kloster der heiligen Katharina genannt, weil in ihm die Reliquien dieser Märtyrerin gezeigt werden, liegt 4960 Fuß über dem Niveau des Rothen Meers. Ich war, als ich mich dem Kloster näherte, so erschöpft von den Strapazen der Reise, von dem langen Ritte und der Hitze, daß ich so schnell als möglich unter Obdach zu kommen wünschte. Allein in den Klostermauern war kein Thor zu sehen, und nur oben, fast am Gipfel der Mauer, entdeckte ich eine große fensterartige Oeffnung, aus der einige menschliche Figuren in schwarzen Kutten und Kapuzen hervorguckten. Das Fenster war mit einer hölzernen überhängenden Lade bedeckt, die wie eine Nachtmütze oder ein Schilderhaus ohne Boden aussah; an dem obern Theile derselben war ein starker Holzblock befestigt, von welchen das Ende eines dicken Taues herabhing. Dieses Fenster ist ungefähr 20 Ellen von der Erde entfernt, und durch dasselbe sollte ich meine Luftreise in das Innere des Klosters antreten. Schon längst hatten uns die Mönche von den Klosterzinnen aus erblickt. Wenn sie in der Entfernung einen Gast wahrnehmen, so ziehen sie gewöhnlich eine Flagge auf, welche als Zeichen des Willkommens dienen soll. Trotz aller Freude indessen, die es den Mönchen verursacht, einen Besuch aus dem entfernten Nilthale, noch mehr aber aus überseeischen, ihnen glaubensverwandten Ländern zu erhalten, lassen sie doch Niemanden in das Kloster ein, der nicht ein Geleitsschreiben von dem Suffragan in Kahira mitbringt, durch welches er der Brüderschaft empfohlen wird. Dieser Grundsatz ist schon seit langer Zeit bei ihnen eingeführt. Niebuhr, der im Jahre 1762 hier war, hatte sich mit keinem solchen Schreiben versehen und erhielt daher auch nicht Zutritt zum Kloster. In friedlichen Zeiten scheint man es mit dem Verbote nicht so streng zu nehmen, denn Bronnikow und seine Gefährten wurden im Jahre 1820 ohne Paß eingelassen. Mit mir verfuhr man jedoch weniger gnädig als mit Bronnikow. Die erste Frage, welche die

Digitized by Google

Mönche an mich richteten, war, ob ich ein Schreiben aus Dschowania (dem Klosterhofe des Sinai in Kahira) mitbringe. Da ich ihre Festigkeit auf die Probe zu stellen wünschte, so antwortete ich, daß ich kein Schreiben habe. «Nun, da könnt Ihr auch nicht eingelassen werden», entgegnete der Pater-Guardian von oben. Nach einer minutenlangen Pause erklärte ich, daß ich zwar ein Schreiben besitze, aber es jetzt nicht heraussuchen könne, und daß ich es ihnen geben werde, sobald sie mich hinaufgezogen hätten. «Ohne Paß können wir Euch nicht aufnehmen», war die Antwort. Da es also nicht möglich war, ihren Entschluß wankend zu machen, so langte ich die beiden Schreiben vom Erzbischof in Konstantinopel und seinem Stellvertreter in Kahira hervor und zeigte sie den Mönchen. Sogleich wurde ein Seil hinuntergelassen, an welches ich meine Empfehlungsbriefe befestigen mußte und welches dann wieder heraufgezogen ward. Nach einer Minute ward dasselbe Tau hinabgeschickt, um meine Sachen zu holen; als jedoch erst ein Theil davon oben war, ließ man, wahrscheinlich aus Achtung für meine doppelte Empfehlung und um mich nicht zu lange warten zu lassen, ein eigens für mich bestimmtes Seil herunter, aber nicht das vorige, sondern ein anderes, vielleicht vier mal so dickes. Als das Ende desselben die Erde erreicht hatte, bat man mich, gefälligst heraufzukommen, mit der Bemerkung, daß der Rest meiner Habseligkeiten und mein Dragoman nachfolgen würden. Das Ende des Taus war in eine Schleife geflochten, welche ich mir um den Leib schlang, indem ich mich mit beiden Händen festhielt. Sobald ich fertig war, fing man an, mich hinaufzuwinden; um mir unterwegs den Körper nicht gegen die Mauer zu zerschlagen, stieß ich mich mit den Füßen davon ab, bis ich das Fenster, dicht unter dem Dache, erreichte. Die Schleife wurde durch den Holzblock angehalten und ich baumelte nun zwischen Himmel und Erde, wie ein Ballen Waare, der auf ein Schiff geladen wird. Einer von den Mönchen lehnte sich mit der einen Hand an den Fensterrahmen, streckte die andere vorsichtig nach der Schleife aus und zog sie zu sich; in demselben Augenblick ward das Tau im Krahne etwas losgelassen, und ich saß im Fenster, von sechs ehrwürdigen Einsiedlern umringt, die mich mit der größten Herzlichkeit willkommen hießen."

Armuth und Elend.

Ich trat — so erzählt ein londoner Arzt — auf meinem heutigen Umgange bei einem armen Ehepaare ein, welches mir als der Hülfe bedürftig und werth bezeichnet worden war. Die armen Leute wohnten in einer jener Gassen, die aller frischen Luft beraubt sind und die man in den Vierteln der östlichen Stadt leider nur zu häufig antrifft. In einer elenden Dachstube lag auf einem dürftigen Bett ein bis zum Skelett abgemagerter Greis. Beim ersten Anblick hielt ich dieses unglückliche Geschöpf für todt, aber eine Bewegung seiner Augenlider, als ich die Thür zumachte, ließ mich erkennen, daß es noch lebte. Die Wangen und Schläfe waren eingefallen, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und die dürren Finger ruhten kraftlos auf dem Deckbett. Auf dem Rande des Bettes saß sein heldenmüthiges Weib, man kann sie in Wahrheit so nennen, und gab ihm zu trinken. In einer Ecke sah man einen Korb mit Band, Zwirn, Kämmen, Stecknadeln, Taschenspiegeln, womit die arme Frau hausirte, um ihren Gatten vor dem Workhouse zu retten. Ich fragte sie, seit wie langer Zeit ihr Mann krank wäre, und sie antwortete mir, daß er seit fünf Wochen im Bett läge, aber schon seit zehn Wochen nicht einen Bissen Speise genossen hätte. Es waren Monate vergangen, und der Kranke hatte nichts weiter als hin und wieder ein wenig Brühe angenommen. „Wir haben zusammen wie die Kinder gelebt", sagte die Alte, „wir haben nie Streit miteinander gehabt. Er liebte den Trunk nicht, weshalb sollten wir uns also streiten? Eins meiner Beine ist kürzer als das andere, wie Sie sehen; vor einigen Jahren habe ich es mir gebrochen, und ich muß jetzt an der Krücke gehen. Früher ernährte ich mich vom Waschen; aber man könnte mir 500 Pfund geben, ich vermag nicht mehr am Waschfasse zu stehen, solche Schmerzen habe ich an meinem Beine. Es bleibt nichts Anderes übrig, ich muß sitzen. Nachdem ich einen kleinen Kram erlangt hatte, setzte ich mich damit an die Straßenecke. Da bin ich nun schon neun Jahre. Mein Mann verkaufte früher Bleistifte, Wichse, Briefpapier, und wir fristeten unser Leben, so gut es anging. Fleisch haben wir fast nie essen können, denn wir hatten wöchentlich 1 Shill. 9 Pence Miethe zu bezahlen." — „Nun, mein Kind, willst du noch einen Löffel voll, um deinen Mund anzufeuchten?" sagte die arme Frau, sich unterbrechend und sich zu ihrem Manne wendend, „da, nimm nur!" und sie flößte ihm einen Löffel voll Zuckerwasser in den Mund. — „Während der letzten Jahre ist er fast immer leidend gewesen, aber er hat, so lange es noch ging, meine Gänge besorgt und mir meinen kleinen Kram eingekauft. Wir halfen uns gegenseitig; er war nicht im Stande zu arbeiten, und ich, ich konnte nicht laufen. Ich habe oft nicht mehr als 6 Pence täglich eingenommen, also vielleicht 2 Pence verdient, und ich kann Ihnen versichern, daß mein Mann und ich die ganze Woche kaum 5 Shill. verdient haben, von welchen wir 1 Shill. 9 Pence Miethe zahlen und unsere Lebensbedürfnisse bestreiten mußten. An Kleidungsstücken, ich will gar nicht davon sprechen, besitze ich nur, was ich auf dem Leibe habe; aber, Gott sei gedankt! ich habe bisjetzt immer meine Miethe bezahlt. Mein Mann ist so sanft und gut, die Nachbarn können es Ihnen bezeugen. Als er krank wurde, mußte ich meine Wege allein besorgen. Ich habe Niemanden, der mich unterstützt, und es ist schwer, mit meiner Krücke bis Sun-Street zu gehen. Bisweilen thut mir mein Bein so weh, daß ich gezwungen bin, stundenlang sitzen zu bleiben. Unser Loos ist hart, aber wir beklagen uns nicht; wir danken vielmehr noch dem gütigen Gott für das Wenige, was er uns gibt. Freitag sind es fünf Wochen, daß mein armer Mann fest im Bette liegt; die ersten 14 Tage konnte ich ihn allein lassen und noch einige Pence verdienen, aber seit drei Wochen habe ich es nicht übers Herz bringen können, auszugehen. Wenn der liebe Gott mir meinen Mann nimmt, ich weiß es, so geschieht es, um ihm den Frieden des Himmels zu geben, den er wirklich verdient. Ich kannte sein ganzes Leben, er war stets brav und gut. Arme, theure Seele! Er wird nicht lange mehr bei mir sein. Sehen Sie ihn an; er ist nur noch ein Gerippe, die Knochen dringen ihm durch die Haut." Ich fragte sie, was ich für sie thun könnte, und der alte Mann zog seine abgemagerten Arme unter der Decke hervor, richtete sich ein wenig in die Höhe und flüsterte: „Wenn sich eine kleine Stelle in einem Laden für sie fände,

Digitized by Google

das würde ihr Glück sein." Darauf fiel er, ermüdet von einer so großen Anstrengung, in das Kissen zurück. Die Frau rückte näher zu mir und sagte leise, damit der Kranke es nicht hörte: „Was ihm den meisten Kummer macht, ist, daß ich gezwungen sein werde, mich um eine Unterstützung an das Kirchspiel zu wenden. Sehen Sie, er ist immer stolz gewesen, und es betrübt ihn außerordentlich, uns bis zu einer solchen Stufe des Elends herabgekommen zu sehen, daß wir in unserer großen Noth den einen Schilling, welchen das Kirchspiel uns vor kurzer Zeit gegeben hat, haben annehmen müssen, und dann kann er sich auch gar nicht darüber beruhigen, daß er auf Kosten der Parochie beerdigt werden soll, obwol er einsieht, daß nichts Anderes übrigbleibt. Er ist immer sehr stolz gewesen."

Ich theilte der guten Frau mit, daß ich durch gewisse mildthätige Personen in den Stand gesetzt worden sei, Hülfsbedürftige zu unterstützen, that dies auf der Stelle und versprach ihr, dafür zu sorgen, daß fortan weder sie noch ihr Mann Mangel leiden sollten.

Der freimüthige Soldat.

Der Bei von Tunis hatte seine Armee neu organisirt. Ein Soldat, der nach Erfüllung seiner Dienstzeit freigelassen worden war, ward gezwungen, wieder in den Dienst einzutreten.

Er traf den Bei an und sagte zu ihm: Hoheit! Mein Vater war ehemals reich und hatte eine große Anzahl Sklaven. Unter diesen ward einer von dem Aufseher wegen seinrs guten Betragens begünstigt und erhielt die Freiheit wieder. Seit mein Vater ins Elend gekommen und gestorben ist, bin ich genöthigt zu arbeiten, und wenn ich vom Morgen bis zum Abend arbeite, verdiene ich kaum soviel, daß ich leben kann. Hätte ich jenen Sklaven wieder, so sollte er für mich arbeiten und dadurch würde ich weniger Mühe und mehr Geld haben; kann ich nicht diesen Sklaven wiedererhalten?

Nein! entschied der Bei. Ein Mensch, den sein Herr einmal freigelassen hat, muß auf immer frei bleiben.

Wie kommt es denn, antwortete der Soldat, daß du, dessen Worte so schön klingen, ein so schlechtes Beispiel gibst?

Der Bei zog die Augenbrauen zusammen; da er aber merkte, daß dies eine Parabel war, wie sie im Morgenlande häufig angewendet werden, so fragte er nach der Erklärung derselben. Der Soldat ertheilte sie ihm.

Du bist auf immer vom Dienste befreit, sagte der Bei, wenn du nicht vielleicht als Capitain eintreten willst.

Mit dem goldenen Halbmond als Zeichen des Ranges, den er annahm, verließ er den Bei.

Der kleine Rest.

Über Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Beamten wird nirgend so viel und laut geklagt als in Rußland; die schärfsten Ukase der Kaiser haben diesem Ungebührniß bisjetzt nicht zu steuern vermocht. Schon Peter der Große hat fruchtlos mit ihm gekämpft. Einst sagte er zu dem rechtschaffensten seiner Senatoren, daß er Alle, die sich bestechen ließen, aus dem Reiche jagen wolle. Der Senator antwortete: „Zar! Thue Das nicht! Wir Beide blieben sonst allein im Lande."

Araber.



Die Araber bewohnen nicht blos Arabien, sondern auch die angrenzenden Länder, Syrien, Mesopotamien, Persien, Ostindien u. s. w. Selbst in Afrika, in den Nilgegenden, in Nigritien und in der Berberei sind sie heimisch. Sie sind schöne Leute, obwol nicht eben groß. Ein wohlgestalteter Mund, eine schön gebogene Nase und dunkle, feurige Augen zieren ihr Gesicht. Ihr Bart ist stark; die Kopfhaare hängen in schöngekräuselten Locken herab.

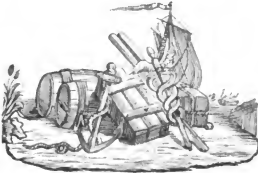
Die hier abgebildeten sind die oft genannten Beduinen, d. h. Kinder der Wüste. Die meisten Araber müssen zu ihnen gezählt werden, da ihnen das Nomadenleben das angenehmste ist. Ihr Aufenthalt in Höhlen oder im Freien stärkt ihre Muskelkraft außerordentlich, wie aus dem hier dargestellten Ringen um ein theures Kleinod leicht ersichtlich ist.

Sie tragen über einem baumwollenen groben Hemde einen Mantel, um den Kopf den Kaffieh. Dieser ist ein viereckiges Tuch, das sie in der Art um den Kopf schlagen, daß der eine Zipfel nach hinten fällt, zwei andere aber auf die Vorderschultern herabhängen. Mit diesen Zipfeln schützen sie das Gesicht gegen die heißen Sonnenstrahlen, gegen den Samum und gegen Regen; auch bedecken sie das Gesicht damit, wenn sie unerkannt bleiben wollen. Beinkleider anzuziehen halten die Männer für eine Schande; sie werden blos von Frauen getragen.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

In dem handeltreibenden und gewerbfleißigen Holland erblickt der Reisende nichts häufiger als Schiffe und Windmühlen. Erstere gleiten in unzählbarer Menge über die Ströme und man findet sie von allen Größen: Dreimaster,



Briggs, Stoops, Fischerböte. Unter diesen ist eine besondere Art mit einem großen, grauen Segel und einem kleinern blauen an der Spitze des Mastes; sie sehen fast aus wie Zuckerhüte, die man mit ihrer grauen und blauen Papierhülle in das Wasser sinken läßt; denn je weiter sie sich entfernen, um so tiefer scheinen sie ins Wasser zu sinken. Holland ist der ungeheure Hafen, in welchem jährlich 10,000 Schiffe wie Bienen ab- und zuschwärmen. Nächst den Schiffen breitet sich über das Land ein Wald von Windmühlen aus, so namentlich bei Dordrecht. Da hat Jedermann seine Windmühle; man sieht sie am Wasser, in den Gärten, auf den Häusern; es gibt kleine, große, riesenhafte; Mühlen für Kinder, für Männer, für Greise. Alle haben die nämliche bekannte Form, aber Jeder streicht sie nach seinem Geschmacke an; man hat graue mit weißen Säumen, welche das Ansehen trauernder Frauen haben; braune mit schwarzen Säumen, die wie Kapuziner aussehen; weiße mit blauen Säumen, lustigen Harlekinen ähnlich. Es gibt nichts Originelleres als diese großen unbeweglichen Körper, nichts Phantastischeres als diese langen, sich beständig drehenden Flügel, besonders in der Morgen- und Abenddämmerung. Neben den Mühlen, gleichsam in ihrem Schatten sieht man nette, kleine, rothe Häuser mit grünen Jalousien, die hinter Bäumen mit glatt verschnittenen Wipfeln und weißangestrichenen Stämmen hervorblicken.

Für den Nothfall. In einer Abbildung der Himmelfahrt Eliä (im feurigen Wagen mit feurigen Rossen, 2 Kön. 2, 11), die sich früher am Rathschore der Johanniskirche in Zittau befand, hängt zwischen den Hinterrädern des Wagens auch eine Schmiermeste.

Süße Orangen werden jährlich in der Quantität von etwa 200 Millionen Stück aus Italien, Spanien, Portugal und von den Azorischen Inseln nach England eingeführt. Mit dem Transporte dieser Früchte von den Azoren sind in den Monaten vom November bis Ende April über 200 Schooner von 80—300 Tonnen Last ununterbrochen beschäftigt. Man gebraucht zu diesem Handelszweige am liebsten die kleinern Schiffe, um den Markt nicht zu überführen, auch um die Früchte nicht so leicht der Verderbniß auszusetzen, indem gesunde und verdorbene Apfelsinen demselben Einfuhrzoll unterliegen.

Ein Teufelskarrweg — ein Pendant zu manchen wunderlichen Zerklüftungen von Gebirgen, welche die Namen: Teufelsmauern, -brücken, -klippen, -sprünge u. s. w. führen — findet man im berner Lande. Dieser Karrweg ist eine breite, doppelte Furche, die sich an einer steilen Felswand hinschlängelt; sie sieht frappant so aus wie eine tief eingedrückte Wagenspur. Da Niemand ausmachen kann, wie die Natur diese Spur zustandebrachte, so fabeln die Älpler, der Teufel sei daran hingefahren, wenn er den Mönchen des benachbarten Klosters einen Besuch machte.

Mittel Käufer anzulocken sind in London oft ganz abenteuerlich; oft erscheint der Aufwand dafür ganz außer Verhältniß zu dem zu erwartenden Absatze. So fuhr vor nicht allzu langer Zeit täglich ein großer Kasten in Gestalt eines Hutes und ein anderer in Gestalt eines Stiefels, beide mit Raum für den Pferdelenker, langsam durch die Straßen und eine ellenlange auf ihm angebrachte Schrift verkündete, wo und wie billig ein moderner Hut, ein feines und bequemes Paar Stiefeln zu haben seien. Der Inhaber eines Patents auf Drahtpatronen, Namens Eley, erläutert seine Erfindung durch zwei an dem Verkaufsladen angebrachte große Bilder. Auf dem einen erhebt sich ein Volk Rebhühner, ein Jäger schießt, kein Schrot trifft — das ist die gewöhnliche Ladung. Auf dem andern erhebt sich auch ein Volk Rebhühner; ein Jäger schießt und die Richtung seiner Schrote läßt nicht für eins Rettung erwarten — das ist eine Eley'sche Patentladung. Der beschränkteste Verstand ermißt den Unterschied, jeder Schütze den Werth der Erfindung.

Der Charakter der Araber vereinigt nicht selten die widersprechendsten Eigenschaften, Härte und Milde, Grausamkeit und Großmuth, Habgier und Freigebigkeit und läßt sich mit unserm europäisch-christlichen Maßstabe nur äußerst vorsichtig messen. Alle Freitage ist bei den Arabern Gerichtstag, in Städten und Dörfern. Der Hakem (die höchste Magistratsperson des Orts) sitzt auf dem öffentlichen Platze, bereit, klagende Parteien anzuhören. Rechts von ihm sitzt sein Schreiber, der die Urtheilssprüche zu Papier bringt, links steht der Henker, der auch bisweilen nöthig ist, doch seltener, denn Todesstrafe wird nur wegen politischer Verbrechen verhängt. Nachdem der Hakem die Parteien gehört hat, spricht er das Urtheil; er verfügt gewöhnlich mehr oder weniger Streiche auf die Fußsohlen; ist der Fall sehr zweifelhaft, so läßt er beiden Parteien Einiges auf die Sohlen geben, eignet sich auch wol den streitigen Theil, ein Schaf, einen Esel u. s. w. zu, ein Verfahren, das dem europäischen sehr ähnlich ist, nur von ihm durch die zweckmäßige Kürze sich unterscheidet.

Sonderbare Art, Vögel zu fangen. Als ich durch das spanische Dörfchen Mala zog — erzählt ein Reisender — sah ich einen Mann, der eine zehn Fuß lange Stange in der Hand hatte mit einer Art von Becher an der Spitze. Damit hob er ein Frettwiesel bis an den Rand des Daches empor. Das Thierchen glitt unter die Ziegel und erschien bald wieder mit einer Schwalbe zwischen den Zähnen.

Die Quarantaineanstalt in Marseille führt in goldenen Buchstaben die Aufschrift:

Das menschliche Leben ist die Quarantaine des Paradieses.

Sie soll von einem Araber herrühren, der in ihr Quarantaine halten mußte.

Strohhüte aus Roßhaaren wurden neulich in einer Ankündigung ausgeboten und angepriesen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 415.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [14. December 1850.

Sultan Abdul Medschid und sein Vezier.



Der merkwürdige Winter 1849 auf 1850, mit einem Rückblick auf die Winter von 1825 an.

Einen merkwürdigen Winter haben wir in dem letztvergangenen überstanden, merkwürdig in mehr als einer Hinsicht. Es war ein sehr harter Winter. In dieser Hinsicht würde er, kämen blos die nördlichen Gegenden Europas in Betracht, gerade nicht sehr merkwürdig sein; denn theils hat es noch strengere Winter gegeben, z. B. 1822 auf 1823, theils haben wir durchschnittlich alle vier Jahre einen solchen. Und wenn wir die mäßigstrengen Winter mit für harte nehmen wollen, so werden wir jeden dritten in solche Kategorie setzen können; denn von 1825 auf 1826 an bis 1849 auf 1850, also in 24 Jahren, gab es 16 sehr gelinde und 8 mehr oder weniger strenge, sodaß gar manche unter den letztern waren, wo sich die Kälte nur wenige Tage über 10—12° hielt. Ganz anders stand es mit dem, von welchem wir jetzt sprechen. Er war nicht blos auf das nördliche Europa beschränkt, sondern umfaßte das ganze Europa, etwa Spanien und Portugal abgerechnet, indem er selbst bis tief nach Asien und Afrika seine Herrschaft geltendmachte. Italien und Frankreich wuß-

ten nicht genug von ihm zu berichten. Im milden Genua unterbrach der Schnee 30 Stunden lang alle Straßenverbindung; in den Ebenen Piemonts und der Lombardei hatte man bis 18° Kälte; in Florenz, also noch viel südlicher, liefen die Engländer zum Staunen der Einwohner auf dem Arno Schlittschuhe bei 8—10° Kälte, und 14 Tage lang lag der Schnee, bis zur Mitte des Januar; denn seit 50 Jahren, in diesem ganzen Jahrhundert noch nicht, war kein so harter Winter gewesen. Der rauhe Nord wehte wochenlang auf den sonst so heißen Felsen Maltas, von kalten Regenschauern begleitet, die in Sicilien die Bäche zu Strömen anschwellten; in Griechenland, in Athen, erfroren Tausende von Citronen und Orangen bei 8° Kälte und dreitägigem fußhohen Schnee, ja selbst von Konstantinopel und aus Smyrna schrieb man, daß Menschen erfroren seien, und in Alexandrien gab es am 19. December 1849 weißen Regen, d. h. Schnee, mit dem dort schon so seltenen Regen wechselnd, welcher diesmal Alles überflutete und die Lehmhütten der vor Kälte zitternden Fellahs wegzureißen Miene machte. Selbst in Tripolis schneite es und aus der Wüste brachte man Hunderte halb erfrorener Gazellen nach der Stadt.

Indessen zu dieser vom Nordcap bis nach der Sahara wüthenden Kälte gesellte sich auch eine Menge Schnee, wie sie in vielen Gegenden die ältesten Leute nicht gesehen hatten. Schon zu Ende des November und des ihm folgenden Christmonats lag er an vielen Orten, und obenein in südlichern Breiten, ellenhoch. In ganz Schlesien, Böhmen, Mähren, Östreich, Ungarn stockte aller Verkehr auf den Landstraßen und Eisenbahnen und keine Menschenkraft wollte ausreichen, sie fahrbar zu machen. Und sowie die Kälte durch ganz Europa ging, so machte es auch das immer wiederkehrende Schneewetter. In Paris z. B. vermochten selbst die Omnibus nicht auf den Straßen durch den Schnee zu kommen, und in den Pyrenäen schneiten ganze Häuser ein. Zu beiden Erscheinungen kam nun noch die bedeutende Ausdauer des Winters. Die ersten Schneeflocken kamen am 17. November 1849, und das eigentliche erste, nachhaltige Thauwetter trat vom 31. Januar auf den 1. Februar 1850 ein, also ein Winter von zehn Wochen hintereinander. Und die Kälte sogleich dabei ziemlich arg (4—5° selbst im mittlern Deutschland, aber auch sogar 9—10° im November, und dann gar öfter 13—14 im December), ließ schon einen viel strengern eigentlichen Wintermonat, d. h. Januar fürchten, und die Befürchtung auch nur kurze Zeit auf sich warten. Scharfer Ostwind mit 10—15° wandelte sich endlich am 21. zu vollen 20° um, indem sie am nächsten Tage bis 23° kamen. Die letztern herrschten z. B. in Leipzig; an andern Orten jedoch, höher nach Norden hin, scheint ein viel ärgerer Kältegrad gewesen zu sein, und man las von Lemberg z. B. sowie von ganz Posen und Rußland überhaupt, daß sie an diesem Tage bis 29, öfter auf 30° gestiegen sei. Es war also ein harter, ein schneereicher und ein ausdauernder Winter. In Hinsicht des Schnees würde er vielleicht noch nicht übertroffen worden sein; was dagegen den Grad der Kälte und die Ausdauer betrifft, so fehlt es ihm unter den erwähnten seit 1825 auf 1826 vorgekommenen strengen Wintern nicht an ebenbürtigen Brüdern. Der Winter 1828 auf 1829 hielt bis Ende Februar aus und trieb sich meist zwischen 12—20° Kälte herum; der Winter 1829 auf 1830 war noch schlimmer, vom 15. November bis Ende Februar ebenfalls mit ungeheuerm Schnee und über ganz Europa herrschend. Am ärgsten trieb es der harte Winter 1837 auf 1838, wo der ganze Januar durchschnittlich 9° Kälte brachte und ebenfalls bis nach dem Orient seine Kraft kundthat. Hier wären also Vergleichungspunkte gerade genug; unter acht Wintern hätte er drei, die ihm zur Seite ständen. Dagegen ist wol selten ein so harter Winter von so ungewöhnlichen Sprüngen in der Temperatur begleitet gewesen wie dieser. Gleich fast im ersten Augenblick zeigte er sich so. Vom 19.—24. November 4—5° und nun gleich am 24. 9—10° Kälte. Allein täglich nahmen diese ab, daß am letzten November nur noch 1° war. Und im December? Erst 1—5° in den ersten zehn Tagen, dann 13—14 in den drei nächsten; nun aber auch ein Glatteis, Thauwetter, Sturm und Regengüsse, begleitet von 5—6° Wärme, als sollte der ganze Winter schon vorüber sein. Mit einem male aber, fast im Nu, Abends am 19. December, ging der Südwind nach Norden und nun erst 3—4°, dann gleich 8° Kälte, um ebenso schnell bei Ausgang des Monats einem sogenannten Schlackerwetter Raum zu machen, das sich am 1. Januar 1838 in Regen verwandelte und die große Erbschaft von weißer Waare aus dem zurückgelegten Jahre in Wasser zu verwandeln schien. Nicht doch! Es blieb beim Schein; es blieben 1—5 und 6° Kälte bei immer neuem Schnee, wie man ihn gar nicht gesehen hatte; die 5 oder 6° stiegen dann auf 9, auf 10—15°, sie fielen wieder allmälig bis auf 2 oder 3°, um neuen Schnee herunterstürzen, um dann die enormen Grade von 20—23 eintreten zu lassen, die ebenso schnell auf 4° herabkamen. Mit solchem Wechsel verbanden sich grausige Stürme, Schneeorkane, Kämpfe in den Lüften, wo die Geister der 1849 Erschlagenen ihre Wuth gegeneinander geltendzumachen schienen. Sprünge des Barometers von 26—28 Zoll hinauf und hinab; und aus dem Schnee bildete sich auch Regenwetter, aber unter den höchst widrigsten Umständen. In Leipzig war z. B. der 24. Januar einer der abscheulichsten, gefährlichsten und merkwürdigsten Tage, abscheulich wegen Regen von oben, Nässe von unten, wo überall Eis und Schnee lag; gefährlich theils wegen des Glatteises, das bis Mittag hin kaum einen sichern Schritt erlaubte, während der Schnee hier und da öfters lavinenartig von den Dächern rollte, und endlich merkwürdig, denn gerade am 24. Januar 1823 war die größte Kälte (27—29°) gewesen, welche in Deutschland vielleicht kaum ein mal in einem Jahrhundert, vielleicht aber kaum je vorher ein mal und seitdem noch nicht wieder stattgehabt hat. Und diesmal so gelinde, milde Witterung, daß man nach der Kälte vom 21., drei Tage vorher, mit wahrem Wohlbehagen die Luft einschlürfte, wo tüchtiger Sand gestreut war und man nicht fürchten durfte, die Mutter aller Sterblichen zu küssen.

Und doch stand dieser merkwürdige Wintertag Leipzigs weit hinter gleichem Datum in andern Städten zurück, z. B. in Wien. In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar hatte die Temperatur von 18—19° unter Null plötzlich zu 2—3° über Null umgeschlagen. Abends brachte der Wind größere Kälte und der Schnee fiel in solchen Massen, daß mehre Stadtthore ganz verschneit wurden. Aus der innern Stadt über das Glacis in die Vorstädte zu gehen, war lebensgefährlich; man sah daher in dieser Nacht die Menschen in der Stadt in Gruppen von 15—20 sich sammeln, um so mit vereinten Kräften den Versuch zu wagen, sich Bahn zu brechen. Selbst Wagen und Schlitten konnten nicht weiter kommen und des Morgens konnte man eine Menge derselben verlassen auf der Straße stehen

Digitized by Google

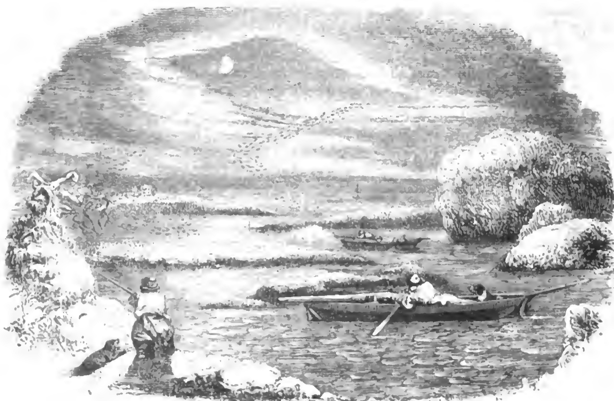
sehen; man hatte die Pferde ausspannen müssen, weil es unmöglich war, fortzukommen. Noch früh brauchten beladene Wagen, deren Last sonst zwei Pferde ziehen, sechs bis acht Pferde, um in dem Schnee vorwärts zu kommen. Im Sophienbade war dieselbe Nacht ein Ball, dessen Gäste erst Morgens zwischen 8 und 9 Uhr nach Hause fahren konnten. Die Zufuhr von außen war gänzlich unterbrochen, manche Gassen waren selbst in der innern Stadt durch Schneebarrikaden förmlich gesperrt. In dieser Nacht fühlte man den Belagerungszustand vielleicht drückender als je; denn dieser erlaubte nicht, irgend ein Local offen zu halten und viele Menschen mußten, weil sie nirgend Unterkunft fanden, bis zum anbrechenden Morgen während des entsetzlichsten Unwetters in den Straßen der innern Stadt bleiben. Kaum aber waren 12—18 Stunden vorbei, so hatten sich die Seen auf den Straßen bei 9° Kälte am 25. Januar wieder in glatte Spiegelflächen verwandelt, welche von neuem Schnee bedeckt wurden, bis endlich mit dem 30. Januar bis 1. Februar der Winter die letzte Hauptschlacht zu verlieren schien. Am 1. Februar früh gab es (in Leipzig, Dresden und Berlin wenigstens) noch 5° Kälte und Abends um 8 Uhr fast ebenso viel Wärme; früh und den ganzen Tag fast zur Abwechselung Schnee und Abends Regenwetter. Daß unter solchen Umständen sich noch manche andere Übelstände erzeugten, war natürliche Folge. Wer möchte die Öl-, Lorber-, Citronenbäume u. s. w. zählen, die in den südlichen Breiten erfroren sein mögen? Wer angeben, wie viele Menschen durch die Kälte und Schneewehen um Gesundheit und Leben gekommen sind? Besonders litten die östreichischen Truppen durch diese Kälte und Schneemassen, da sie häufig Märsche hin- und hermachen mußten oder als Recruten transportirt wurden. Manche Züge scheinen halb oder ganz vernichtet worden zu sein, und ein schrecklicher Typhus wüthete in allen Spitälern zu Wien, Prag u. s. w., theils in Folge hiervon, theils erzeugt durch den vorjährigen Krieg in Ungarn und Italien. Eine Folge dieses strengen, gerade so gestalteten Winters war auch das zahlreiche Erscheinen von Wölfen. Es mögen ihnen in Polen und Ungarn viele Opfer gefallen sein, da sie dergleichen selbst in Frankreich und Deutschland fanden. Einzelne Wanderer wurden oft von mehren der verhungerten Bestien zugleich angefallen und waren dann nicht zu retten. Im westlichen Deutschland gingen sie aus der Eifel und dem Hundsrück längs der Mosel bis nach Koblenz hinab, daß die Postconducteurs mit Feuerwaffen versehen werden und selbst die Schildwachen sich vertheidigen mußten.

Noch eine viel wichtigere, mit zum Theil unendlicher Noth verbundene Folge war jedoch die von solchem Frost und unendlichem Schnee bedingte große Wassermenge. Man hört zwar allgemein immer papagaienartig sagen, daß großer Schnee kleines Wasser bringe; doch wie vielen solcher Witterungsmaximen liegt auch dieser wenig Wahres zum Grunde. Wer zuerst den Satz aufstellte, hat vielleicht und wahrscheinlich etwas ganz Anderes damit gemeint. Es gehören nämlich 6—10 Maß Schnee dazu, um ein Maß Wasser zu geben; ein Cubikfuß Schnee ist also freilich vielleicht nur 1/10 Cubikfuß Wasser. Wenn aber die Natur in solcher Art nur durch die Menge ersetzt, was an Gehalt ursprünglich fehlt, so muß am Ende dasselbe Resultat herauskommen, und außerordentlich schneereiche Winter sind auch meist zuletzt von Überschwemmungen begleitet gewesen. Um bei den acht harten Wintern seit 1825 auf 1826 stehen zu bleiben, kann ich fünf herausheben, die ebenso viel Schnee als nachher Wassersnoth zur Folge hatten. Diesmal machte nun der Winter und Schnee dies vermeinte Sprüchwort in der schrecklichsten Weise zu Schanden. Die erste Hälfte des Februar war ein fortgehendes Jammern und Klagen über Wassersnoth. Die laue, öfter bis 8° Wärme steigende Temperatur, der gewaltige Regen, der nicht selten gewitterartig oder selbst von Donner und Blitz begleitet, fast stromweise herabstürzte: Alles trug dazu bei, den Schnee auf Berg und im Thal zu lösen und das Eis zu schmelzen. Das Thauwetter, welches als Intermezzo am 24. Januar, wenn auch nur auf 24 Stunden, eingewirkt hatte und gleich in 9° Kälte übergegangen war, schien allerdings hier und da schon eine ansehnliche Wassermasse entfernt zu haben und die Elbe wenigstens spielte ihre Rolle so erträglich, daß sie nur die Gegend von Torgau in einen vorübergehenden See verwandelte. Auch die Oder und die Weser machten es gnädig, wenn es auch nicht ganz ohne Opfer abging; furchtbar dagegen zeigte sich die Warthe. Die Stadt Posen hatte seit 1736 solche Wuth derselben nicht gesehen. Sie überschwemmte am 23. und 24. Februar ganze Straßen und 300 allerdings nur einstöckige Häuser standen bis unters Dach im Wasser. Viel ärger noch trieb es die Donau, namentlich bei Wien, Presburg und Komorn, wo manche Auftritte an die Jahre 1809 und 1830 erinnerten. Große Vorräthe gingen in den überschwemmten Lagerhäusern zu Grunde, da das Wasser wol 25 Fuß hoch über den gewöhnlichen Punkt stieg. Doch alles Dies wollte wenig gegen die Gewässer des westlichen Deutschlands sagen, wo mancher Fluß sich zu einem Landsee verwandelt zu haben schien, der Rheinstrom aber ganze Städte zu verschlingen drohte; denn er stieg über 37 Fuß hoch, indem ihn die andern Flüsse, der Main, der Neckar, die Mosel gleich sehr erzürnte Fluten zuführten. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als was aus St.-Goar, Bacherach, Lorchhausen, Koblenz, Kaub, Oberwesel u. s. w. gemeldet wurde. Hier zertrümmerte er eine 30 Ellen hohe und 4 Fuß dicke, aus festem Gestein erbaute Stadtmauer (Bacherach) durch die auf ihr lagernden Eisschollen, und dann alle Häuser hinter ihr und brach so eine Lücke von wol 50 Fuß Länge; und dort blieb kein Garten, kein Weinberg verschont. In vielen Orten hatten die Menschen kaum Zeit gehabt, sich noch aus dem Bette früh zu flüchten, so schnell kam die Flut, und so hoch stieg sie und solche Eismassen thürmten sich in den Straßen auf. Ueberall wurde man bald an die Überschwemmungen von 1784 und 1787, bald an die Scenen von 1827, 1829, 1830, 1838, 1845 erinnert, welche alle das alte, aber doch nicht wahre Sprüchwort: Großer Schnee, kleines Wasser! zu Schanden gemacht haben. Soll ich noch von den gräßlichen Überschwemmungen in Belgien sprechen, wo die Maas und die Ourthe Alles verwüsteten, daß der Eisenbahnbetrieb von Lüttich nach Verviers wol zwei Wochen lang eingestellt werden mußte und Menschen wie Thiere in Menge umkamen? Oder an alles Elend erinnern, was sich in solcher Art von so vielen andern Flüssen Europas berichten lassen würde? Es gäbe dies nur ermüdende Wiederholung, die nur die vorausgeschickte Bemerkung bestätigen würde, daß und warum der Winter 1849 auf 1850 zu den merkwürdigsten gehört, welche im 19. Jahrhundert beobachtet worden sind. Jedoch noch in mancherlei Art sollte er sich außerdem bemerkbar machen. Es gab unendliche Stürme; während des Fe-

Digitized by Google

bruar fanden einige male Orkane statt, wie sie kaum in zehn Jahren einmal vorkommen. So z. B. war am 6. Februar ein gewaltiger Orkan an der Westküste Englands, wo Schiff auf Schiff, mit und ohne Dampfkraft, mit Mann und Maus unterging, scheiterte oder strandete. Nicht viel besser ging es an der Ost- und Nordküste zu, und ebenso an der belgischen Küste. Ebenso schrecklich hauste ein anderer Orkan vom 21. zum 22. Februar auf dem festen Lande. In Leipzig ist selten ein gleich anhaltender und heftigerer vorgekommen als in dieser Nacht, indem noch ein starkes Gewitter dabei war. An Fenstern, Essen, Dächern, Firmen that es großen Schaden, ohne daß etwa das Barometer vorher gefallen oder während desselben sehr gesunken wäre. Kaum vier Linien betrug der ganze Unterschied Abends und Nachts gegen früh. Es wüthete dieser Sturm und dies Gewitter in ganz Sachsen und Böhmen fast zu gleicher Stunde. In Prag schlug letzteres zwei mal ein. Was den Orkan vom 6. Februar betrifft, so mochte er wol mit dem am 5. eingetretenen Ausbruche des Vesuvs zusammenhängen, dessen Lavastrom bis zum 11. eine Verheerung anrichtete, wie man sie seit wol 20 Jahren nicht gesehen hatte. Paläste, Weinberge, Gärten, ein Flecken Ottejano wurden von einem Feuerstrome verheert, der eine Stunde breit, 15—25 Fuß hoch sich herab- und hinwälzte, indem zugleich in Menge glühendes Gestein gleich Bomben himmelhoch emporstieg und dann Verwegene erschlug oder verwundete, die das Jüngste Gericht zu nahe zu betrachten gewagt hatten. Endlich sollte der merkwürdige Winter auch noch einen merkwürdigen Nachwinter im Gefolge haben. Der März trat allerdings mit dem köstlichsten Wetter ein; der reinste Himmel und die erquickendste milde Luft erheiterten und erquickten gleich sehr. Allein nur drei Tage umgaukelte uns solcher Zephyrwind. Schon am 4. März ward es rauh; gewitterhaft und abwechselnd schlich es bis zum 11. März hin, wo nun der russische Einfluß die vollkommenste Oberhand bekam. Es schien der Winter erst neu beginnen zu wollen; 6, ja selbst 8° waren nichts weniger als selten und wechselten nur mit recht gewaltigem Schneewetter, wie es nur Weihnachten bringen sollte. Und so hielt es noch den ganzen Monat, also drei volle Wochen aus, daß die Osterfeiertage die Fenster nicht mit den Gaben der Flora, sondern mit Eiskrystallen zierten und selbst auf den Teichen Schlittschuhe gefahren wurde, indem der schneidendste Ostwind den Einfluß des hellsten Sonnenscheins zu Schanden machte. Weit und breit ging diese Kälte des März; der Hafen von Flensburg fror so schnell, daß zwei dänische Kriegsschiffe festsaßen und wie Mäuse in der Falle staken, wenn sie nicht der Waffenstillstand gesichert hätte. In gleicher Art war alles Gewässer bei Königsberg, Kopenhagen, Riga, Danzig u. s. w. hart und steif geworden und im sächsischen Erzgebirge lag der Schnee ärger wie im Januar, indem bis Triest hinab, wo am 28. März alle Dächer mit Schnee bedeckt waren, der Nordwind seine Wuth geltendmachte. Selbst in der Provence und Neapel erfroren bei 3° Kälte und Schnee die Blüten der Mandelbäume in unglaublicher Menge, und daß nun in Folge solcher winterlichen Unbarmherzigkeit wieder auch hier und da etwas Überschwemmung und Eisgang und vernichtete Hoffnung, auf üppige Saaten gebaut, folgten, bedarf keiner Bemerkung; denn es versteht sich von selbst und trägt nur dazu bei, den letzten Winter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der merkwürdigsten zu machen, der von 1801—50 beobachtet worden ist.

Die Entenjagd.



Digitized by Google

Huß vor dem Concil zu Konstanz.



Digitized by Google

Der kleine Hexenmeister von Seissen.

(Beschluß.)

Auch der Schulmeister des Orts und Lehrer des Knaben sah mehre ihm höchst auffallende Erscheinungen, namentlich einmal einen Stuhl seine vier Füße zu einem der Fenster des Mayer'schen Hauses herausstrecken, was nach seiner Ansicht nur durch eine unsichtbare Kraft bewirkt worden sein konnte. Ebenso war der etwas kurzsichtige und deshalb eine Brille tragende Ortsgeistliche, Pfarrer Schmid, dessen durch und durch rechtlicher Charakter im Anklageact erkannt wird, öfters Zeuge von ihm unerklärlichen Begebnissen; insbesondere sah er einmal, während der Knabe im Bette lag, plötzlich den Strumpf desselben an dessen Arm und auf unsichtbare Weise das Band herumwickeln und knüpfen. Er meinte, dem Knaben sei von einer Seite der Wand, an der Niemand sich befand, auf die Wange gespien worden; von der Kammer her vernimmt er einen gräßlichen thierischen Laut, findet aber auf Nachforschen Niemand in derselben, als er jedoch ins Wohnzimmer zurückkehrte, wird auf unsichtbare Weise ein Stuhl umgestürzt, ebenso der Tisch gehoben und umgeworfen. Der Strick, mit dem ein Amulet um den Hals des Knaben befestigt ist, wird auf unerklärliche Art abgerissen, und ein anderes mal fliegen dem Zeugen Seifen- und Eisenstücke und eine Tabackspfeife am Ohre vorbei. Diese eigenen Wahrnehmungen bestimmten nun auch den Ortsgeistlichen, auf verlangten Bericht von Seite des Oberamts in Gemeinschaft mit dem Schulzen am 3. April d. J. zu erklären, es handle sich in diesem Falle nicht von Geistererscheinungen, sondern von Vorkommenheiten, deren Ursachen nur im Gebiete der Urnatur, die zu erkennen nicht Jedermanns Sache sei, ihren Erklärungsgrund finden. Dabei bat das gemeinschaftliche Amt, jede polizeiliche Einwirkung zu unterlassen, und beschwerte sich darüber, daß die Sache verleumderisch bald als Veitstanz, bald als Betrügerei und Aberglauben dargestellt werde. Der Oberamtsarzt Dr. Baur von Blaubeuren war dagegen anderer Ansicht; auf den Grund seiner Beobachtungen am 5. und 8. April sprach er seine in trefflicher und anschaulicher Weise näher begründete Überzeugung dahin aus, daß alle Vorkommnisse auf einer grenzenlosen Bosheit des übrigens bisher ganz gut prädicirten und von seinem Lehrer günstig geschilderten Knaben beruhen, weshalb er auch auf strenge Untersuchung den Antrag stellte und insbesondere den Wunsch äußerte, man möge den Knaben nicht confirmiren, indem vielleicht diese Maßregel von Wirkung sein könnte. Allein dessenungeachtet wurde der Knabe confirmirt und zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen. Bald darauf, am 4. Mai, ereignete sich aber ein neuer bedeutenderer Vorfall. Der Vater Joachim Mayer wurde nämlich, als er mit seinem Sohne Johannes allein im Stalle war, mit einer Dünggabel an den Kopf geworfen und nicht unbedeutend verletzt. Die diesfalls eingeleitete Untersuchung ergab einige Widersprüche zwischen Vater und Sohn, allein trotzdem schrieb der erstere jenen Wurf dennoch blos übernatürlichen Einflüssen zu, und in dieser Annahme wurde er durch Schultheiß und Pfarrer bestärkt, welche es geradezu für unmöglich hielten, daß der nach ihrer Überzeugung unter übernatürlicher Einwirkung stehende Knabe sich einer Lüge und grober Täuschungen sollte schuldig gemacht haben, wie sie denn auch nebst andern Personen die Erklärung des Oberamtsarztes, welcher einen Anfall des Knaben mit angesehen und alle Vorkommnisse desselben bei kalter Beobachtung unzweifelhaft für willkürliche und genau berechnete Bewegungen des Knaben erkannt hatte, für nicht begründet hielten und jede nicht vollen Glauben zeigende Frage mit Mistrauen aufnahmen. Inzwischen war auch im Mai mehrmals an verschiedenen Orten und Sachen im Mayer'schen Wohnhause Feuer ausgebrochen, jedoch jedes mal wieder rechtzeitig gelöscht worden, ohne daß man die Entstehung des Feuers sich enträthseln konnte. Man schrieb auch dies dem im Mayer'schen Hause sein Unwesen treibenden bösen Geiste zu. Die oberamtliche und gerichtliche Untersuchung enthüllte aber den wahren Kobold. Schon am 30. Mai war nämlich der Knabe Johannes Mayer auf polizeiliche Anordnung dem Oberamtsarzt zu Blaubeuren in Behandlung gegeben worden; auch hier kamen in den ersten Tagen ein paar auffallende Fälle zum Vorschein, welche jedoch bei der sorgfältigen Beaufsichtigung unzweifelhaft als von dem Knaben herrührende Täuschungen erkannt wurden. Die Vorfälle machten hier keinen Effect mehr und hörten nun ganz auf, im Hause des Joachim Mayer zu Seissen aber fiel seit der Entfernung des Knaben nicht das Mindeste mehr vor. Im Verlaufe der Untersuchung wurde sofort in Erfahrung gebracht, daß der Knabe, als er seinen Vater bei der Fahrt zum Wundarzt Rau nach Feldstetten begleitete, des oben erwähnten Gelddiebstahls eine alte im Hause wohnende Witwe Mayer bezüchtigte, und zwar unter dem Vorgeben, sein Inneres sage ihm dies; daß er ferner zu jener Zeit Kronenthaler hatte wechseln lassen, daß er einigen Kameraden öfters Geld gezeigt und mit ihnen sowie einigen Mädchen ziemlich viel Geld vertrunken hatte, worauf endlich Johannes Mayer am 3. Juli nicht nur die beiden Gelddiebstähle seinem Vater, sondern auch unumwunden weiter einbekannte, daß er, um den Verdacht von sich abzuwenden, die Witwe Mayer des Diebstahls bezüchtigt und aus demselben Grunde den ganzen Geisterspuk gespielt habe. Alle jene scheinbar übernatürlichen Vorfälle hatten den 13jährigen Knaben zum Urheber, und von jedem einzelnen erzählt er, wie er ihn ausgeführt und der Beobachtung der Anwesenden zu entgehen gewußt habe. So z. B. hat er die grausenhaften Töne aus der Kammer dadurch hervorgebracht, daß er sie theils aus der Kammer herausrief, während man glaubte, er schlafe fest, theils dadurch, daß er sich in die Nähe derselben stellte. So warf er den Stuhl in Gegenwart des Pfarrers um, indem er mit dem Fuße unbemerkt daran hinstieß, den Strumpf aber zog er im Bette heimlich vom Fuße und wußte ihn blitzschnell unter der Decke über den Arm zu ziehen, kurz alle die den Bewohnern von Seissen so unerklärlich scheinenden Vorfälle hat dieser Knabe auf die natürlichste Weise ins Werk gesetzt. Er sagt, man habe ihn so sehr über das gestohlene Geld ausgefragt, und das habe ihn auf den Gedanken gebracht, den Spuk aufzuführen, damit seine Leute etwas Anderes glauben; seine Großmutter habe ihm früher derartiges Zeug erzählt. Wie die von uns aus Mangel an Raum übrigens nur in Kürze und unvollständig angeführten Spukgeschichten, welche sich zum Theil in bübischem Muthwillen bewegen, so hat nun aber auch der Knabe die ernstern und gefährlichern Vorkommnisse, den Wurf der Dünggabel nach seinem Vater und insbesondere auch die mehrfachen Brandstiftungen offen einbekannt, wegen deren er von der Anklagekammer vor die Geschworenen gestellt wurde, und er bestätigte diese Bekenntnisse auch bei dem mit ihm vorgenommenen Verhöre sowie gegenüber seinen Ältern,

Digitized by Google

Lehrern und den übrigen Zeugen, welche zum Theil ganz verwunderte Augen machten, wenn ihnen, nachdem sie die schreckhaften Scenen erzählt und beschrieben, auf die einfache Frage des Präsidenten: „Johannesle, wie ist's? Wie verhält sich die Sache?“ der Knabe mit halblauter, durch vieles Weinen unterbrochener Stimme erklärte: „Ich hab's gethan!“

Die Ältern desselben und namentlich dessen Vater lächelte ganz ungläubig unter Kopfschütteln dazu, und ist derselbe, wie es scheint, heute noch von der Unmöglichkeit überzeugt, daß sein Knabe all diese in seinen Augen außerordentlichen Geschichten habe aufführen können. Joachim Mayer scheint eher zu glauben, daß sein Sohn unwahre Geständnisse abgelegt habe und ist, Allem nach zu schließen, sehr erbittert über den ungläubigen Oberamtsarzt von Blaubeuren, den er als die Ursache der über seinen ganz unschuldigen Sohn verhängten Untersuchung ansieht.

Die äußere Erscheinung dieses Knaben ist eine sehr ansprechende; er hat blonde Haare, ein hübsches, blühendes Gesicht mit blauen Augen, denen man entfernt nicht ansieht, welcher Schelm in ihm steckt und welche Tücke hinter ihnen lauern.

Der Schwurgerichtshof verhängte gegen den nur 14 Jahre alten Angeklagten eine in der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher zu vollziehende Kreisgefängnißstrafe von vier Jahren. Es ist zu hoffen, daß der mit gehörigem Verstande und Talenten ausgerüstete Knabe in der Strafanstalt zu einem bessern Menschen herangebildet wird, was in seiner Heimat bei den dort vorwaltenden Ansichten, insbesondere seiner Ältern, nicht wol mehr möglich wäre. Ihn hat leider die schon sogar auf die Schuljugend unserer sonst in ländlicher Einfachheit lebenden Dorfgemeinden sich ausdehnende Genußsucht zum wiederholten Diebstahle an seinem Vater verleitet, und die Furcht vor Entdeckung dieses Fehltritts hat ihn zu den Täuschungen und tückischen Spiegelfechtereien bewogen, welche ihn von Schritt zu Schritt weiter bis zu schweren Verbrechen führten, da ihm hierbei die auffallende Befangenheit und der Aberglauben seiner Umgebung, insbesondere seiner Ältern, freien Spielraum ließ, während die fortwährende Steigerung des zuletzt bis zu gefährlichen Handlungen ausartenden Gespensterspuks in des Knaben Eitelkeit und dem eigenthümlichen Reiz, daß er es in der Hand habe, die ganze Gemeinde zu äffen und die Befangenheit sowie den Aberglauben der Einzelnen zu benutzen, um sich zu einer wichtigen, von Alt und Jung, Hoch und Nieder angestaunten Erscheinung zu machen, ihren natürlichen Erklärungsgrund findet.

Ursprung der Sprache.

Über den Ursprung der Sprache — ob sie unmittelbare Mittheilung Gottes an die Menschen oder Menschenwerk sei — ist viel gestritten worden. Die Frage ist eine von den vielen müssigen, mit welchen sich die Geschichte hat müssen beschweren lassen und eine ganz einfache Sache ist ohne Noth verwirrt worden. Von Gott kommt Sprachvermögen und Sprachbedürfniß. Ob und wie lange die ersten Menschen sich irgend anderer Zeichen als der Wörter bedient haben und wie roh und einfach die ersten Wortausdrücke gewesen seien, sind Nebenfragen und unabhängig davon der Satz, daß wie bei dem Kinde, das in die Welt tritt, der Schrei, so bei dem Urmenschen die Sprache natürlich gegeben war und nach Gesetzen des physischen Organismus der Sprachwerkzeuge, der ersten Anschauungen der Außenwelt und der leitenden Vernunft erfolgte, halb mechanisch, halb mit Bewußtsein. Es ist Träumerei, an Feststellung des Wortes vor dessen Existenz, an ein Uebereinkommen der Menschen über die zu wählenden Bezeichnungen zu denken. Bildung des Wortvorrthes und der Sprachregeln ist nicht im Gefolge des vernünftigen Denkens, sondern unter fortwährender Begleitung desselben geschehen und diesem gar oft kraft des Gefühls vorausgeschritten.

Cascalho.

Cascalho heißt in den Diamantdistricten von Brasilien der lockere Kies, aus welchem die Diamanten ausgewaschen werden. Dies geschieht auf folgende Weise: Längs der Seite eines Weihers ist eine Reihe von Trögen angebracht; in jeden derselben wird von einem dazu angestellten Sklaven ein gewisses Maß von Cascalho geschüttet, der dann mit Wasser begossen wird. Dadurch und durch häufiges Aufrühren mit einer kleinen Hacke werden die Beimischungen von Sand und Erde hinweggeschafft und die größern Kiesel bleiben zurück, unter denen sich in der Regel kostbare und große Diamanten befinden. Vor den Trögen und mehre Fuß über denselben erhöht erheben sich die Sitze für die Aufseher, die mit einer langen Peitsche versehen strenge Aufsicht führen, daß keine Diamanten gestohlen werden.

Die Behandlung der Negersklaven.



Wir haben hier eine der schrecklichen Scenen, wie sie in Folge der abscheulichen Negersklaverei nur gar zu häufig bis auf den heutigen Tag vorgekommen sind. Es werden Neger über Bord geworfen, um das Schiff zu erleichtern und schneller segeln zu können; ein Fall, der mehr wie einmal eintritt, wenn ein englisches Schiff ein Sklavenschiff in der Ferne wahrnimmt und daher Jagd darauf macht, um es zu nehmen, die Neger aber aus der Sklaverei zu befreien. Dem Sklavenschiffe muß daher daran liegen, so schnell wie möglich einen Vorsprung zu gewinnen, und je häufiger sie überladen sind, desto leichter entschließt sich dann der Capitain zu solcher Barbarei.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Schafe bilden in Neumerico ein Hauptbesitzthum und einen vorzüglichen Gegenstand der Ausfuhr und des Handels. Noch vor nicht langen Jahren gab es einzelne reiche Eigenthümer, welche Heerden (Ranchos) von 300,000 Schafen



zählten. Auf den Märkten werden sie oft zu mehren Hunderttausenden zusammengebracht. Es wird ungeheuer viel Wolle von ihnen gewonnen, jedoch von schlechter Beschaffenheit, die zu geringen Preisen besonders über Missuri nach den weiter nördlich liegenden Vereinigten Staaten verführt wird. Wenn dies nicht möglich ist, wird die Wolle als gewöhnliche Viehstreu benutzt, um sie nur los zu werden. Denn die kleinen Schafe gedeihen geschoren viel besser und liefern, gut geweidet, ein Fleisch, das unserm besten Wildpret gleichkommt.

Die Waffen, welche in der Culturgeschichte der Menschheit ein anziehendes Capitel bilden, haben sich auch erst nach und nach ihrer Vollendung genähert. Aus dem einfachen Stocke, dessen man sich zuerst als Angriffswaffe bediente, entstand bei den alten Brasiliern die schmale zweischneidige Keule, das Holzschwert; bei den Südseeinsulanern kommt es noch jetzt mit Haifischzähnen besetzt vor. Dann folgte das mexicanische, aus einer Klinge von hartem Holz bestehende Schwert; dann erst die Metallklinge.

Die sogenannte Polenta, die noch jetzt in ganz Italien das gewöhnlichste Gericht in allen Haushaltungen bildet, ist eine Erbschaft von den alten Römern her. Sie schon hielten es mit diesem nährenden Brei (puls), dessen Hauptbestandtheil Dinkel oder Mais war, welche beide Getreidearten noch jetzt in Italien trefflich gedeihen.

Der gewissenhafte Correspondent. Die Frau eines Musikers, deren Mann im Orchester den Contrebaß spielte, erhielt einen Brief mit der Aufschrift: An die Frau Bassistin N. N.

Das Räthsel. Sheridan war immer in Geldverlegenheit. Eines Tages hatte er ein Paar neue Stiefeln an. „Was glaubt ihr", sagte er zu Freunden, die darauf aufmerksam geworden waren, „wie ich zu den Stiefeln gekommen bin?" Man rieth hin und her. „Alles nichts!" sagte Sheridan, „ihr werdet es doch nicht errathen. Ich habe sie gekauft und — bezahlt."

Das Mittelländische Meer hat keine Ebbe und Flut. An der afrikanischen Küste verändert sich der Stand des Wassers nur, wenn der Wind anhaltend aus Norden oder Süden weht und dadurch das Wasser an der Küste anhäuft oder wegtreibt; doch macht dies immer nur einen Unterschied von einigen Fuß. Das Mittelmeer ist fast immer im Sommer sehr ruhig und seine Oberfläche so glatt wie ein Spiegel; es hat eine bläuliche, helle Farbe und ist so durchsichtig und klar, daß man über 400 Fuß tief Fische und Seepflanzen so deutlich sehen kann, daß man sie mit den Händen greifen möchte. Vom Delphin bis zur Sardelle treibt sich Alles bunt und harmlos durcheinander; nur die Schildkröte, die Müssiggängerin des Meers, liegt träge auf dem Spiegel des Wassers und läßt sich von der Sonne bescheinen.

Ein holländisches Bett hat ganz die Gestalt einer Trommel und besteht aus zwei mit Federn vollgestopften Matratzen, in die man völlig versinkt. Ist es schwer hineinzukommen, so ist es noch viel schwerer, sich wieder herauszuwinden. Man sollte kaum glauben, daß Form und Zubehör eines Möbels, das in allen Ländern der Welt den nämlichen Zweck hat, so unendlich verschieden sein könnte. Sähe man ein englisches, italienisches, holländisches und spanisches Bett in einem Zimmer stehen, man würde über den verschiedenartigen Gebrauch der ganz verschieden aussehenden Möbeln nicht gleich einig sein.

Fischteiche bildeten bei den alten Römern einen bedeutenden Luxusartikel. Die Teiche hatten in der Regel mehre Abtheilungen, in welchen die Fische nach Altersclassen gehalten wurden; man richtete die Fische förmlich ab, gewöhnte sie z. B. nach dem Tone einer Pfeife zur Fütterung ans Ufer zu kommen u. s. w. Sklaven waren zur Pflege der Fische angestellt. Hortensius sorgte für seine kranken Fische fast besser wie für erkrankte Sklaven. Lucullus ließ seine Lieblingsfische bei großer Hitze in kühle Grotten, die mit Wasser gefüllt waren, bringen. Um auf seinem Landsitze in Unteritalien einen Seestrom in seine Teiche leiten zu können, hatte er mit einem Aufwande von mehr als 20,000 Thlrn. einen Berg durchstechen lassen. Von seinen Fischen wurde keiner verspeist; bei Gastmählern ließ er sich die Fische von Puteoli holen.

Thomas Gresham, der Erbauer der ersten Börse von London unter der Regierung der Königin Elisabeth, führte eine Grille in seinem Wappen. Sein Vater, Richard Gresham, der König Heinrich's VIII. Agent in Antwerpen war, stammte von ganz armen Ältern, verlor frühzeitig seinen Vater, und seine Mutter war so in Noth, daß sie ihr Kind, das sie nicht ernähren konnte, mitten auf dem Felde liegen ließ. Der Sohn eines Pachters, der Heuschrecken im Grase suchte, fand den Knaben und rettete ihn. Thomas Gresham wollte sich durch das von ihm gewählte Wappen an die Rettung seines Vaters und an seine niedrige Abkunft erinnern lassen.

Aegyptische Gräber. Auf den Friedhöfen Ägyptens befinden sich die Gräber über der Erde in langen, parallelen Reihen und haben in ihrer Form Ähnlichkeit mit Backöfen. Sie bestehen aus flachen, ovalen Gewölben von rothem Ziegelstein; in jedem Gewölbe ist eine halbrunde Öffnung angebracht, durch welche die in Grabtücher eingehüllten Leichen ohne Särge in das Innere hineingeschoben werden. Die Öffnung wird nachher mit Ziegelsteinen zugemauert, bis man neue Leichen beisetzen will. Inschriften bemerkt man nirgend.

Bestätigung. „Christian!" — sagte ein alter Oberst zu seinem Reitknecht — „mir ist's heute recht hundsföttisch." — „Ja! der Herr Oberst sehen auch recht hundsföttisch aus."

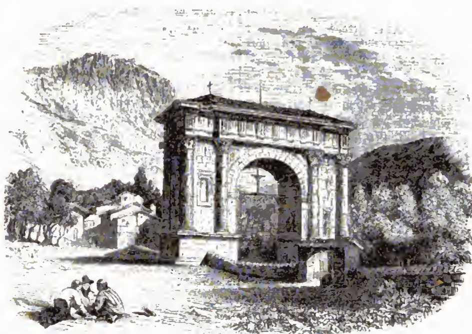
Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 416.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [21. December 1850.

Triumphbogen zu Aosta in Piemont.



Die Stadt Aosta in Piemont, am Zusammenflusse der Doria und des Bontaggio gelegen, hat in seiner Nähe zahlreiche Ruinen aus der Römerzeit, unter welchen ein Triumphbogen fast noch vollständig erhalten ist, welchen Kaiser Augustus zum Andenken an die Unterwerfung des Volksstammes der Salassier hatte errichten lassen.

Gottlieb.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Mit einem freundlichen, aber, man hörte es ihm wol an, etwas ängstlichen „Gott grüß'!“ wollte Gottlieb, der armen Witwe einziger Sohn, an dem gestrengen Herrn Förster vorbeischlüpfen, der ihm mitten im Walde begegnete. Gottlieb hatte nämlich heute eine ganz absonderlich starke Tracht aufgeladen und unter das trockene Reisig, das im Forste zu sammeln erlaubt war, hatte sich heute zufällig einiges grüne verlaufen. Und nun mußte gerade heute ihm der Herr Förster begegnen, der manchmal gar schlimme Laune hatte. „Gott grüß'!“ rief also Gottlieb dem Manne im Fuchspelze zu, denn es war grimmig kalt. „Schön Dank“, antwortete der Förster; „aber halt einmal an, was hast du denn da heute Alles aufgeladen?“ Da mußte denn nun Gottlieb wol stillhalten; mit Angst und Zittern ließ er es geschehen, daß ihm der Förster ein Stück Holz nach dem andern aus der Hucke zog und ihm jedes einzeln unter die Augen hielt. Der arme Junge zitterte über und über, er sah sich schon sitzen im Frohnthurm im nahen Städtchen, und schon ging es stark auf Weihnachten los, wo ihn das Unglück betreffen konnte! Er wollte etwas wie Entschuldigung herausstottern in seiner Verwirrung; aber der Förster ließ heute noch einmal fünf gerade sein und setzte mit einem „Daß ich dich nur nicht wieder erwische!“ seinen Weg fort.

Wer war froher wie Gottlieb! Das hätte eine schöne Geschichte geben können! In ein paar Tagen war Weihnacht, die liebe helle Weihnacht. Da wollte er denn nun vorher noch recht fleißig hereinschaffen aus dem Walde, daß ihm die Feiertage nicht gestört

Digitized by Google

würden, und heute hatte er den besten Anfang gemacht, als gerade der Förster ihm dazwischenkam. Was hätte die arme Mutter zu Hause gedacht, wenn der Gottlieb nicht wieder heimgekommen wäre! Und wie wäre ihm selbst die schöne Weihnachtsfreude verdorben worden! Freilich, Das wußte er wol, viel setzte es nicht; denn sie waren arm, recht arm, zumal seit der fleißige Vater todt war, den ein Baum im Walde erschlagen hatte. Aber es gab doch etwas, und das Schönste waren allemal die hellen Lichter und die freudigen Gesichter.

Das ging dem Gottlieb Alles durch den Kopf, während er dabei in munterm Laufe — die Last war ja etwas leichter geworden — dem Dörfchen zutrabte, wo im kleinsten Hüttchen seine Mutter wohnte — im kleinsten, aber es war doch ihr Eigenthum. Der rüstige Vater hatte sich's selber mit Hülfe seiner guten Nachbarn gebaut und es reichte gerade hin für die kleine Familie. Im Ställchen nebenan standen zwei muntere Ziegen, die in die kleine Wirthschaft reichliche Milch lieferten.

Als Gottlieb nach Hause kam, war die Mutter eben darüber, die Abendsuppe aufzugießen; in reinlicher Schüssel lagen feine Brotschnittchen mit etwas Schmalz und Salz; darauf das kochende Wasser gegossen, gab eine vortreffliche Suppe für die Beiden, deren Appetit — Gott sei Dank! — nicht im mindesten verdorben war. Gottlieb erzählte, während sie löffelten, sein Abenteuer im Walde und meinte, morgen werde er sich wol besser vorsehen, denn er müsse doch noch mehre male hinaus, wenn sie die Feiertage über genug Vorrath haben wollten, um ihr Stübchen warm zu haben.

Frau Martha war aber sehr betreten über das Begegnen und sie sann hin und her, wie sie es möglich machen könne, daß Gottlieb nicht wieder in den Wald müsse. Denn es war ihr, als liefe das beim zweiten male nicht zum besten ab. Aber es gab, das sah sie zuletzt ein, doch kein anderes Mittel, wollte sie anders das schöne Fest nicht im kalten Zimmer zubringen, und so blieb ihr nichts übrig, als den Gottlieb zur größten Vorsicht zu ermahnen.

Nachdem sie gegessen, setzte sich die Mutter an ihren Klöppelsack, Gottlieb aber holte die biblische Geschichte her und las der Mutter vor. So hielten sie es fast immer am Abend; dabei lernte Gottlieb seine Aufgaben, und so kam es denn auch, daß ihn der Schulmeister für seinen besten Jungen erklärte.

Sehen wir uns nun aber auch den Jungen etwas genauer an. Man konnte wahrhaftig nichts Frischeres und Fröhlicheres sehen als sein Gesicht. Voll und roth waren seine Wangen, zwei lustige Augen blickten euch treuherzig an und ließen euch merken, daß in dem Jungen ebenso viel Ehrlichkeit als gesunder Witz stecke. Für sein Alter — er war 13 Jahre — war er ziemlich groß und seine Arme und Hände konnten schon gar rüstig zugreifen.

So saßen sie denn Beide da, jeder fleißig und eifrig am Werk. Oft, wenn Gottlieb Das und Jenes nicht verstand, half ihm die Mutter aus und mit Sicherheit traf sie in ihrer Frömmigkeit immer den rechten Sinn. Es war überhaupt ein gar eigenes Ding mit der Frau. Sie war von feinem, fast vornehmem Ansehen und in ihrem Thun, so sehr sie es auch ihrer Umgebung anzupassen suchte, sah man, daß sie eigentlich nicht für die Lage geboren war, in der sie lebte. Sie war nicht aus dem Dorfe oder dessen Nachbarschaft, und Niemand wußte, woher sie gekommen war. Als die Uhr vom Herrenhause herüber Zehn schlug, löschte Martha das Licht aus und legte sich mit ihrem Sohne schlafen.

Am andern Tage, gleich nachdem die Schule geschlossen war, machte sich Gottlieb wieder nach dem Walde auf. Heute gedachte er es recht schlau zu machen. Er suchte ganz andere Pfade auf und gerieth nach und nach so tief in den Wald, daß er bald allen Pfad verlor. Während er so herumirrte, begann sich der Himmel, der bis dahin hell und klar gewesen, mit dichten Schneewolken zu umziehen, die auch gar bald im wildesten Wirbel ihre zahllosen Flocken herabsandten. Schneefall im Gebirge ist aber kein Kinderspiel, denn ehe ihr euch es verseht, ist die Bahn verweht und verschneit, und wer nicht ganz kundig des Weges ist und keine Merkmale hat, der findet sich schwer zurecht.

Unser Gottlieb war im Anfange unverzagt. War er doch oft in eben solchem Unwetter im Forste gewesen. Als er aber immer fort und fort lief und doch nirgend einen Ausweg fand, ward ihm die Sache etwas bedenklich. Er war aber ein zu muthiger Bursche, als daß er den Muth verloren hätte, und endlich erreichte er glücklich eine breite Fahrstraße. Bekannt war sie ihm nicht; sie mußte nach der andern Seite des Waldes gehen, wo er noch nicht gewesen. Endlich war er auf festem Wege und er mußte zu Menschen kommen, mochte er nun nach der oder nach jener Seite der Straße sich wenden. Nur um die Mutter war's ihm zu thun, und wäre der Gedanke nicht gewesen, er hätte sich nun wirklich recht wohl befunden in dem muntern Flockengewimmel.

Wie er nun so seines Weges dahin trabte, hörte er auf einmal von fern Hülferuf. Kaum hatte er das Geschrei vernommen, so beeilte er seine Schritte, und nicht lange dauerte es, so hatte er den Ort erreicht, von wo das Rufen ausgegangen war. Gottlieb fand einen stattlichen Reisewagen, vor den drei Pferde gespannt waren, umgestürzt im Schnee liegen. Neben demselben stand, sie mit Mühe in Ruhe haltend, ein fluchender Postillon, und um den Wagen hatte sich eine aus einer Dame, zwei jungen Mädchen und einer Dienerin bestehende Gruppe gesammelt, von denen die letztere fortwährend laut schrie. Sobald Gottlieb diese Gruppe erreicht hatte, war es, als ob neues Leben in sie zurückkehre. Der Postillon nahm sogleich den Burschen in Beschlag und foderte ihn auf, ins nächste Dorf W... zu laufen, dort in der Posthalterei Kunde von dem Vorgefallenen zu geben und schleunige Hülfe zu holen. Flink wie der Blitz schoß Gottlieb davon, ohne auf das Rufen der Reisenden zu hören, die ihn ja doch nur aufgehalten hätten. Wußte er doch nun selber, wo er war, und jetzt, wo es galt, Hülfe zu leisten, war er mit Lust dabei. Bald hatte er das Dorf erreicht und nicht lange nachher machte sich der Posthalter mit seinem Wagen auf, nahm mehre Männer, mit den nöthigen Geräthschaften versehen, mit und fuhr nun, so rasch als es in dem tiefen Schnee gehen wollte, fort.

Es war hohe Zeit, daß er die armen Reisenden aus ihrer traurigen Lage erlöste, die es um so mehr war, als sie an solch Ungemach gar nicht gewöhnt waren. Er nahm sie sofort in seinen Wagen, und während die Männer sich mit dem Wiederaufrichten des Wagens beschäftigten, fuhr er die verunglückte Gesellschaft in seine Behausung.

Gottlieb hätte gern bei der Arbeit an dem umgefallenen Wagen geholfen, die fremde Dame drang aber durchaus darauf, daß er mit ihr fahre, und so mußte es denn Gottlieb wol geschehen lassen.

Digitized by Google

Sie hatten sich in dem warmen Zimmer des Posthauses und bei einigen Tassen herrlichen Kaffees bald erholt. Die Dame, die an Gottlieb außerdem, daß er ihr einen so großen Dienst geleistet hatte, besonderes Gefallen zu haben schien, unterhielt sich lebhaft mit dem muntern, aufgeweckten Burschen, der sie dabei so aufmerksam und sonderbar ansah, daß es ihr zuletzt auffiel. Als sie ihn darüber befragte, antwortete er, daß sie seiner Mutter ganz und gar ähnlich sähe wie ein Ei dem andern. Als er nun seine Mutter erwähnte, fiel ihm ein, daß es wol die höchste Zeit sei, nach Hause zu eilen, um seine Mutter von ihrer Angst um ihn zu befreien. Denn es war nun schon hoch am Tage. Als die Dame erfuhr, daß sie, wenn sie den Weg nach Gottlieb's Heimat nähme, eben nicht viel umfahre, entschloß sie sich, diesen Weg zu wählen, und da eben ihr Reisewagen unversehrt wieder vorfuhr, so trat sie sogleich die Weiterreise an. Nach kaum einer Stunde war das Dorf erreicht und bald hielt die stattliche Kutsche vor Martha's Hütte.

Martha, Gottlieb's Mutter, stand am Fenster und sah ganz ängstlich hinaus. Man merkte es ihrem Gesicht an, daß sie in Besorgniß um ihren Sohn sei und ungewiß, was sie thun solle. Als der Wagen hart vor ihrer Thür hielt, trat sie erstaunt vom Fenster zurück, Gottlieb aber sprang aus dem Wagen und eilte mit munterm Rufe zu seiner Mutter.

Auch die fremde Dame stieg aus. Kaum aber hatten sich die beiden Frauen erblickt, als sie mit dem ebenso überraschenden als freudigen Ausrufe: „Schwester!" aufeinander zueilten und sich umarmten.

Es wäre eine lange Geschichte, wenn ich euch erzählen wollte, wie es zugegangen, daß das Loos zweier Schwestern so verschieden sein konnte, daß die eine in Glanz und Reichthum, die andere in kümmerlichen Verhältnissen lebt; daß die eine in den höhern Kreisen der Gesellschaft ihren Gemahl fand, während die andere die Frau eines armen Waldarbeiters in einem abgelegenen Gebirgsdorfe wurde. Es lagen viele Jahre zwischen der Trennung und dem Wiederfinden der beiden Schwestern, Jahre, die an Prüfungen für die arme Martha überreich waren. Doch war ihr Gewinn noch größer; denn die Leiden hatten sie gelehrt, fromm und demüthig zu werden und Ergebung in den Willen des Himmels, der ihre Wege vorgezeichnet hatte, zu lernen.

Die Zeit der Entbehrung war aber nun vorüber und Martha fand volle Vergeltung. Ihr könnt denken, daß beide Schwestern sich nun nicht wieder zu trennen gedachten. Die reiche Schwester gab aber der armen nach, welche die Weihnachtszeit noch in dem Dorfe verbringen wollte. Hatte sie doch auch noch mancherlei zu schaffen, ehe sie es verlassen mochte. Treue Herzen hatte sie in den armen Dörflern gefunden, die ihr oft beigestanden mit dem Wenigen, was sie selber hatten, und sie hätte sich nicht entschließen können, so eilig von ihnen zu scheiden. Sie war ihnen Dank schuldig, und den wollte sie abtragen mit Wort und That. So wünschte es auch die Schwester.

Die Tage bis zum Feste vergingen nun mit Abschiednehmen und von Hütte zu Hütte wanderten sie, Martha und ihre Schwester, Gottlieb und seine kleine Cousine, und überall erkannten sie, daß auch unter dem ärmlichsten Gewande gute Herzen schlagen.

Als das heilige Weihnachtsfest kam, brannte diesmal in Martha's Hütte ein stattlicherer Christbaum als je und es gab doppelt glückliche und vergnügte Menschen. Den ganzen Tag kamen die Leute aus dem Dorfe, die Martha's Schwester eingeladen hatte, um kleine Geschenke an sie auszutheilen, und erst spät am Abend verließen die Letzten Martha's Stube.

Am Feiertage besuchte sie die Kirche. Martha brachte in ihrem Innern dort dem Höchsten ihre Dankgebete für seine Güte, und unter Thränen freudigen Dankes sang sie die Strophe des Liedes:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und harret auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Trübsal dieser Zeit.

Endlich war die Zeit der Abreise da und an einem freundlichen Decembermorgen fuhren sie fort. Das ganze Dorf entlang sahen die Dörfler aus ihren am Wege liegenden Hütten dem langsam dahinfahrenden Wagen nach, und aufrichtige Wünsche wurden von Scheidenden und Bleibenden gesprochen.

An Martha aber hatte sich bewährt, daß, wer auf Gott vertraut, nimmer zu Schanden wird.

Der Urwald.

Reisende in Amerika bekennen wiederholt, wie schwierig, ja fast unmöglich es sei, das Eigenthümliche der Urwälder, das von ihnen bald als prachtvoll und herrlich, bald als schrecklich und niederdrückend geschildert wird, mit Worten zu beschreiben. Wir setzen aus mehren uns vorliegenden Berichten eine Schilderung zusammen:

Der üppige schwarze Boden, der sich seit Jahrtausenden in die breiten Schluchten aus dem abgefallenen Laube und den verwesten Pflanzen Beete gebildet hat, ist mit krautartigen Farrnkräutern und mit einer Unzahl anderer, mit den buntesten Blüten prangender Pflanzen überdeckt, welche Schatten und Feuchtigkeit lieben, und über ihnen erheben sich die schlanken, mächtigen Baumfarrn und die edlen Palmen, deren lange Blätter auf wogenden Wipfeln hoch hervorragend vor dem leichtesten Winde erbeben, während hier und da zwischen dem frischen Grün die dichten Kronen der chinesischen Fichte hervorragen. Daneben stehen wieder himmelanstrebende, schlanke, weißstämmige Cocosbäume und darin Mimosen, in deren finstern Kronen wie Feuer die Blumenmassen irgend einer rankenden Schlingpflanze strahlen, unter deren Laubdächern die mannichfaltigsten Kolibris und die prächtigsten Schmetterlinge schwirren. Die Natur zeigt sich in einem so überraschenden Anblicke, daß der Europäer kaum unterscheiden kann, ob die tiefe Ruhe der Einsamkeit, die einzelne Schönheit und der Gegensatz der Formen, oder die Kraft und Frische des Pflanzenlebens am meisten seine Bewunderung verdiene. Ungeheuer ist die Größe der Bäume, die Stärke und Höhe, bis zu welcher sich ihre zweiglosen Stämme erheben. Statt der Moose und Flechten, welche die Stämme und Zweige im nördlichen Himmelsstriche bedecken, sind sie hier von der Wurzel bis zu den kleinsten Zweigen mit Farrnkräutern, Cacteen und einer Unzahl anderer wuchernder sogenannter Schmarotzerpflanzen bewachsen. Die dichtbelaubten Kronen greifen dadurch um so fester ineinander und formen ein so dichtes Dach, daß sie eine für Sonnenstrahlen und Regengüsse ganz undurchdringliche Decke über das ganze zwischen ihnen liegende Erdreich bilden. Dadurch wird auf diesem jede Vegetation unterdrückt, jedes aufsprießende Kraut muß gleich aus Mangel an Sonnenlicht absterben. In dieser Art Ur-

Digitized by Google

wald geht man ungehindert zwischen den einzelnen Baumstämmen hindurch und nur hin und wieder sieht man einzelne, aus den Kronen der Bäume herabhängende, der Erde zustrebende Schlingpflanzen. Das schauerliche Halbdunkel, in dem man umherwandelt, die todtenähnliche Stille, die nur das Geschrei der Affen und das Gekrächz der Papagaien unterbricht, weckt keinen Frohsinn; es wohnt in einem solchen Walde ein Etwas, das den Menschen ernst und traurig stimmt und ihn sich beugen läßt vor dieser großartigen Schöpfung der Allmacht.

Sobald aber in dieser Art der Urwälder entweder durch Brand oder durch Fällen einzelner Bäume lichte Stellen entstehen, sodaß die Sonnenstrahlen den Boden bescheinen und der Regen denselben bewässern kann, dann schießen sehr bald eine Unzahl Sträucher, Stauden, Gräser und Schlingpflanzen in reicher Fülle nach, welche die großen Stämmr oft dermaßen umschlingen, daß nicht selten, wenn das Gezweig zu dick wird und dem Baume Licht, Luft und Feuchtigkeit entgeht, derselbe in der zu festen Umarmung endlich eingeht. Diese Waldreben aber, die nur den Stamm erklimmen und sich durch ihre zahlreichen kleinen Luftwurzeln an demselben festhalten, winden sich wieder los, sobald sie die Äste erreichen, und wo es ihrer viele gibt, gleicht der Stamm einem großen Schiffsmaste; denn diese Rankengewächse laufen von Baum zu Baum, fallen von den Zweigen wieder auf die Erde herab, winden sich tausendfach verschlungen wieder zu andern Wipfeln hinan und machen so die Baumwildniß des Urwaldes fast zu einem undurchdringlichen Pflanzennetz, das man nur mit einem großen und scharfen Hackemesser bewaffnet durchdringen kann. Und nun dazu die herrlichen Blumen! Scharlachroth glühen die großen Rispen des brasilischen Hahnenfußes, sanftgelb leuchten die großen Blüten der schönen Trompeterblume. An den Wiesen wächst das indische Blumenrohr mit seinen hochrothen Blumen. Hohe alte Mimosen oder Akazien mit den runden gelben Kugelblüten beschatten die Ufer kleiner Bäche; in ihrem Schatten sitzen die buntfarbigsten Vögel, der glühendrothe Tieje, der rothbraune Kukob mit seinem langen Schweife und andere prächtige Arten; auf den offenen Plätzen aber, die mit niedrigen Sträuchen und verschiedenartigen Blumen be-



Digitized by Google

deckt sind, schwirren niedliche, glänzende Kolibris, welche gleich Bienen summend die Blumen umflattern. Und diese Urwälder nehmen z. B. im Gebiete des Amazonenstroms 1500 Meilen ununterbrochen ein, sind mithin die riesenhaftesten Wildnisse auf unserer Erde.

Stiergefecht in Spanien.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1849, Nr. 314 und 315.

Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

IV. *)

Schon geraume Zeit vor der Krönung hatte Napoleon den Sonntag für seine Revuen ausersehen; er wollte nicht haben, äußerte er sich, daß die Handwerker einen Arbeitstag verlieren sollten, um den Tambourmajor seiner Grenadiere zu bewundern. Zeitverlust hielt Napoleon für eine Calamität. In den Sitzungen des Staatsraths hatte er bei Gelegenheit der Discussionen über das Concordat sich folgendermaßen ausgelassen: „Was mich am meisten bei Wiederherstellung des katholischen Cultus beunruhigt, ist die Menge Feiertage; das Volk braucht seine Zeit, um sich sein Brot zu verdienen. Vier oder fünf Feiertage des Jahres, die würde ich gern zulassen, und doch will ich es so

*) Nr. I, II und III theilten wir in Nr. 402—404, Nr. 408 und 413 mit.

einrichten, daß wenigstens zwei davon auf einen Sonntag fallen."

In Folge dieses Geizens mit der Zeit waren die Revuen des Kaisers kein eitles Gepränge. Bald zu Pferd, bald zu Fuß, hatte er stets außer einem glänzenden Stabe den Kriegsminister, den Gouverneur von Paris, den commandirenden General der ersten Militairdivision, die Kriegscommissare, die Revueinspectoren, die Zahlmeister u. s. w. bei sich, mit einem Worte alle Personen, denen unmittelbar ein Befehl ertheilt werden konnte, im Falle er während seiner ins Einzelne gehenden Inspection etwas zu bessern oder zu ändern fand. Auf diese Weise wurde Alles mit der Blitzesschnelle seines Willens vollzogen; denn man wußte, daß in den Augen des Staatsoberhauptes Schnelligkeit ein ebenso großes Verdienst sei als Pünktlichkeit.

Der Kaiser fing damit an, durch die Reihen zu schreiten, um Soldaten und Offiziere in Augenschein zu nehmen und sich ihnen zu zeigen. Er ließ sich in die kleinsten Details der Montur, der Waffen und der Manoeuvres ein, erkundigte sich nach allen Bedürfnissen, theilte Lob und Tadel aus, Auszeichnungen und Belohnungen. Sodann ließ er die Armee unter den Augen der unzähligen Zuschauer vorübermarschiren. Diese Feierlichkeiten entflammten einen edlen Wetteifer und verherrlichten die Tapferkeit der Soldaten vor Aller Augen.

Napoleon hatte großes Vergnügen an diesen Schauspielen. Zuweilen verweilte er vier bis fünf Stunden inmitten dieses militairischen Prunks, unter den jauchzenden Acclamationen des Volks. Unterdessen drängten sich in den großen Gemächern der Tuilerien die Großwürdenträger des Reichs, die Senatoren, die Staatsräthe, die hohen Beamten und die diplomatischen Agenten von beinahe allen europäischen Höfen.

An einem Sonnabend im Monat Mai des Jahres 1806, zur Stunde, wo die Kaiserin Josephine ihre Abendtoilette zu machen pflegte (5 Uhr), trat Napoleon in ihr Gemach, nach seiner Weise die letzten Noten einer Cavatine trillernd, die Signora Crescentia einige Abende zuvor im Hofconcerte gesungen hatte. Josephine war von ihren Frauen umgeben und Duplan, der Friseur, vollendete ihre Coiffure. „Ich bin heute bei Stimme", sagte Napoleon, indem er sich in einen Sessel warf. „Guten Abend, guten Abend!"

Du bist deinen Katarrh los, sagte Josephine, etwas spöttisch lächelnd.

Nein, nein, dafür bin ich aber erschöpft.

Du arbeitest zu viel; du wirst zuletzt ernstlich krank. „Da", fügte sie hinzu, indem sie ihm ein viereckig gefaltetes Papier überreichte, welches sie aus der Schublade ihrer Toilette zog, „dies geht dich an. Ich habe versprochen, mich für die arme Frau zu interessiren, sie ist dir sehr ergeben, ich kann dich versichern — du bewilligst ihr, was sie wünscht, nicht wahr?"

Napoleon warf einen raschen Blick auf die Unterschrift, seine Stirn runzelte sich, er erwiderte trocken, seiner Frau das Papier zurückgebend: „Nein, meine Gute, sie wird es nicht erhalten."

Wie? du schlägst mir's ab? mir? fuhr Josephine mit ihrer melodischen Stimme fort; und warum?

Weil ich nicht will, und wenn man erfährt, daß ich dir, der Kaiserin, dieses Gesuch von Pension abgeschlagen habe, so wird kein Mensch das Herz haben, wieder darum einzukommen. Dieses Weib war zu Koblenz, und seitdem hat sie gegen mich gelästert mit andern Emigranten, Schwätzern und Dummköpfen. Ich weiß, was ich von ihr zu halten habe; man hat mir über sie Bericht erstattet.

Man hat dich belogen, wie immer; man hat die arme Frau verleumdet! rief Josephine aus; sie hat Frankreich nie verlassen; sie wohnt zu Paris in einem Loche, wo sie Hungers stirbt; es ist eine Ungerechtigkeit, es ist abscheulich!

Alles, was du willst, sagte Napoleon mit scheinbarer Gleichgültigkeit; indeß bitte ich dich, liebste Freundin, nicht mehr davon zu sprechen.

Josephine wagte dennoch Einiges zu Gunsten der Bittstellerin vorzubringen; der Kaiser schloß ihr den Mund, indem er mit ernstem Tone auffuhr: „Noch immer?" dann sich erhebend und die Arme auf der Brust zusammenfaltend, schritt er ungeduldig im Zimmer auf und ab. „Madame", sprach er sichtbar erregt, indem er die darauf herrschende Stille unterbrach, „die Messe wird morgen früher gelesen als gewöhnlich, Herrn von Ségur habe ich desfalls Befehl ertheilt. Es ist große Revue; vorher wird das diplomatische Corps empfangen. Ich sage es Ihnen, damit Sie nicht auf sich warten lassen, wie gewöhnlich."

Der Vorwurf war ungerecht; Josephine war immer darauf bedacht, daß der Kaiser sie stets bereit finde, so oft sie ihn begleitete; sie trieb die Ängstlichkeit wol so weit, daß sie sich zuweilen am Abend vorher ankleiden ließ, und die Nacht schlaflos zubrachte, um am folgenden Morgen bei der Hand zu sein. Napoleon hingegen überließ sich der Pünktlichkeit eben nicht sonderlich. Die Worte des Kaisers verletzten sie tief; sie antwortete mit Thränen in den Augen: „Mein Gott, Bonaparte, wie bist du doch so ungerecht! Ein einziges mal in meinem Leben habe ich dich fünf Minuten warten lassen, und die Schuld lag nicht an mir; du warst zu früh gekommen!"

Wahrhaftig, sagte Napoleon ironisch lachend, die Weiber haben niemals Unrecht.

Josephine mit ihren zwei kleinen Händen an die Schläfe schlagend und den Kopf zum Spiegel vorbeugend, um sich genauer zu betrachten, rief im Tone der übelsten Laune aus: „Gott, wie diese Locken schlecht anliegen! Aber Duplan, ich weiß nicht, was Sie machen, Sie haben mich noch nie so schlecht frisirt."

Duplan hatte viel Takt; er schlug die Augen nieder und trat rücklings aus dem Zimmer, ohne sich zu rechtfertigen. Der Kaiser wußte ihm Dank für diesen Beweis von Lebensart und Anstand und suchte ihn durch einen wohlwollenden Blick für das Donnerwetter zu entschädigen, das über ihn losgebrochen war.

Nun, nun! jetzt wirst du gar böse, sprach Napoleon, als der Coiffeur sich entfernt hatte, indem er durch Pantomime und durch das Spiel seiner Physiognomie die Geberde und das verdrießliche Gesichtchen seiner Frau nachmachte, die fortfuhr sich im Spiegel zu besehen und zu klagen. „Wenn du zankst, so mache ich mich fort." Er that es aber nicht, und da er wohl fühlte, daß er etwas zu herrisch gewesen, trat er zu ihr, faßte sie beim Kinn und sagte in seinem tiefsten Basse: „Komm, komm! ... du bist gar nicht hübsch, wenn du so maulst!" dann küßte er sie auf die Stirn und fuhr fort zu ihr wie zu einem Kinde zu reden. „Bitte mich gleich um Verzeihung, daß du so böse warst gegen mich und gegen noch Jemand und versprich mir, daß du es nicht mehr thun willst."

Du thust Alles, was du kannst, mich unglücklich zu machen, erwiderte Josephine, indem sie mit dem Schnupftuche über die Augen fuhr.

Ich bin ein Ungeheuer, versetzte Napoleon, sich zu-

Digitized by Google

sammennehmend, um nicht zu lachen. Nun, es ist Alles vorbei; schließen wir Frieden; putze dich nur recht heraus, um morgen mit mir in die Messe zu gehen; es werden viele Leute da sein.

Ich habe nichts anzuziehen!

Du hast Recht, sprach der Kaiser, indem er den Kopf abwendete und sich in die Lippen biß. Sodann ergriff er Hut und Handschuhe, die er beim Hereintreten auf eine Consolcommode gelegt hatte, und schritt langsam der Thür zu; plötzlich kehrte er um: „Apropos! Dein Vetter, Lapagerie, ist gestern mit seinem Regimente zu Paris angekommen, ich werde es morgen mustern. Es ist ein guter, braver Junge, der seinen Weg machen wird, wenn . . .“

Wenn er nicht todtgeschossen wird, unterbrach ihn lächelnd Josephine, deren gute Laune zurückgekehrt war.

Ei was! rief Napoleon, indem er sich auf dem Absatze herumdrehte und sich dann wohlgefällig aufrichtend: bin ich denn jemals todtgeschossen worden?

Du, das ist viel anders; da du aber mit Lapagerie so zufrieden bist, warum nimmst du ihn nicht zu dir, ihn zu belohnen — oder einstweilen könntest du ihn im Stabe des Marschalls Berthier anstellen, wo so ausgezeichnete junge Leute sind; da würde er weniger Strapazen auszustehen haben als in einem Regiment, wo er immer zu Fuße ist.

Bah! Bah! er muß sein Metier lernen, deswegen habe ich ihn zur Infanterie gethan; er muß noch eine Zeit lang dabei bleiben, die Infanterie, meine Liebe, die Infanterie, siehst du, das ist die Seele des Kriegs; das verstehst du nicht! Kleide dich schnell an, ich will dich heute Abend in die Oper führen; man gibt „Iphigenie in Aulis“ und „Psyche“.

Danke, mein Freund, meine Migräne hat mich heute keinen Augenblick verlassen.

Ah! ah! Ihr waret doch vorige Woche miteinander böse; hast du dich wieder ausgesöhnt mit ihr?

Du scherzest immer.

Diesmal hast du vollkommen Recht, sagte Napoleon lächelnd. Nun denn, für ein andermal. Ich will deine Migräne benutzen, um mit Bellegrand zu arbeiten. Er entfernte sich, indem er mit seiner falschen Stimme den Anfang eines alten Soldatenliedes trillerte.

Am andern Morgen ging die Sonne etwas verhüllt und bleich auf, doch allmälig glimmte sie an und strahlte in vollem Glanze. In aller Frühe waren die Gemächer der Tuilerien mit Hofleuten angefüllt. Nach der Messe verfügte sich der Kaiser in die großen Gemächer und gab Audienz. Bevor die Truppen aufgestellt, drängte sich die Menge im Hofe der Tuilerien. Die Schildwachen hatten Mühe, den Weg für den Kaiser offen zu halten. Ein kleines weißes Pferd, arabischen Ursprungs, mit scharlachrothem Sattel, das der Mamluk Rustan am Pavillon de l'horloge bereithielt, hinter den übrigen Handpferden für den Stab, schlug das Pflaster mit klingendem Hufe. Es war Mittag. Plötzlich schlägt die Uhr: es erhebt sich ein dumpfes Gebrause, dann erfolgt tiefe Stille. Das Klirren der Degen und der besporuten Stiefelabsätze ertönt auf den Platten der Säulenhalle. Ein Mann erscheint, klein von Statur, mager von Gesicht, blaß, in einer einfachen grünen Uniform mit Oberstepauletten; auf dem Haupte ein kleiner einfacher dreieckiger Hut, auf der Brust funkeln die Insignien des Ordens der Ehrenlegion und der eisernen Krone. Er steht still, winkt mit der Hand; kurz darauf sieht man ihn von einer Menge Militairpersonen in reich gestickten Uniformen umgeben. Alle haben das Haupt entblößt. Die Tambours wirbeln: das Commando erschallt und rollt in hundertfachem Echo von einem Ende der Linie zum andern; die Soldaten präsentiren das Gewehr; die Fahnen senken sich, und der Schrei: „Es lebe der Kaiser!“ erhebt sich aus der begeisterten Menge.

Napoleon schwingt sich auf sein Lieblingspferd Marengo, dessen Haupt in steter Bewegung von seiner Ungeduld zeigt. Napoleon reitet zuerst nach dem Guichet (Durchgang) dem Pont Royal zu, um sich seiner alten Garde zu zeigen. Im Augenblicke, wo er in die Reihen tritt, reißt sich ein junger Mensch von 15—18 Jahren aus der Menge; sein Gesicht ist blaß, er schwenkt ein Papier über seinem Haupte. Ein Grenadier, der ihm fortwährend zugeschrien: „Zurück!“ stürzt auf ihn los, packt ihn am Kragen and will ihn mit Gewalt zurückstoßen, der junge Mann sträubt sich, es entsteht ein Kampf; einige Anwesende gesellen sich zum Grenadier, der nur eine Hand frei hat, weil er sein Gewehr nicht ablegen darf.

Ich will ihm ja nur eine Bittschrift überreichen, sprach der erste im flehenden Tone. Es gilt das Leben meiner Mutter! Oh, meine Herren, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich durch . . . Sire! Sire! ruft er mit einer Stimme, die alle andern übertönt, und schwenkt sein Papier in der Luft.

Lassen Sie den jungen Mann näher treten, sprach Napoleon. Sehen Sie denn nicht, daß er mir etwas zu sagen hat?

Der Grenadier läßt seinen Gefangenen los, präsentirt das Gewehr und steht regungslos da. Der junge Mann schwingt sich auf und fällt neben Marengo auf die Knie.

Was wollen Sie, junger Freund? fragte Napoleon, indem er sich herabbeugte, um das Papier zu nehmen, das ihm der Supplikant mit zitternder Hand hinreichte. Da Sie etwas von mir wünschen, warum haben Sie mir nicht geschrieben? ich würde Ihnen geantwortet haben.

Dieser erwidert nichts; sein flehender Blick heftet sich auf den Kaiser, dicke Thränen rollen ihm über die Wangen.

Napoleon zerriß den Umschlag der Bittschrift, die er von Anfang bis zu Ende liest; dann blickt er den jungen Mann, der in derselben Stellung geblieben war, scharf an und fügt mit einem Ausdrucke, in welchem ebenso viel Güte als Ungeduld lag, hinzu: So stehen Sie doch auf! nur vor Gott kniet man nieder . . . Wie ich sehe, hat Ihre Frau Mutter Frankreich nie verlassen? Das Wort Niemals kam wie erstickt aus dem Munde des Jünglings. Napoleon blickte wieder auf die Bittschrift: „Josephine hatte gestern doch Recht. Man hat mich wieder betrogen, diesmal aber sollen sie mir dafür büßen! Das ist also der Sohn des Unglücklichen, den man unbarmherzig gemordet, weil er seine Schuldigkeit gethan. Herr von Launay“, fuhr er die Stimme erhebend fort, „kündigen Sie Ihrer Mutter, der Witwe des unglücklichen Gouverneurs der Bastille an, daß sie von nun an ein Jahrgehalt von 3000 Francs aus meiner Schatulle beziehen wird. Morgen soll ihr ein volles Jahr ausgezahlt werden. Sagen Sie ihr noch, daß, wenn sie mich zu sehen wünscht, sie sich nur an den dienstthuenden Adjutanten zu wenden hat; er wird sie zu mir bringen, es wird mich zu jeder Zeit sehr freuen, sie zu sehen.“

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltiges.

Burg Hohenzollern ist in Folge der Revolutionsstürme der letzten Jahre, welche den ältern Zweig des hohenzollernschen Hauses dahin gebracht haben, der selbständigen Regierung zu entsagen und der stammverwandten Krone Preußen



ihre Länder abzutreten, preußische Besitzung geworden. Sie soll, wie man in öffentlichen Blättern gelesen hat, zu einer Kaserne eingerichtet werden. Als einst Napoleon zuerst diese Burg erblickte, fragte er den General Rapp: „Was ist das für ein Nest?" — „Es ist das Nest des schwarzen Adlers", antwortete Rapp, und der Kaiser ward nachdenkend.

Der aufrechte Gang des Menschen, sein auffallendster körperlicher Vorzug, ist durch die eigenthümliche Beschaffenheit des menschlichen Beins bedingt, welches mehr als irgend ein anderer Theil des menschlichen Körpers von dem entsprechenden der nächstähnlichen Thiere abweicht. Und doch machen so viele Menschen von dem ihnen verliehenen Vorrechte nicht den rechten Gebrauch, und Gehen und Stehen mit krummen Knien, welches das Thierische im Menschen andeutet und die wahre Höhe der menschlichen Natur verdächtigt, kommt gar zu häufig vor. Darum sucht die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf den Gang des Kindes das Gehen mit gebogenen Knien zu entfernen und die soldatische Dressur beginnt mit geradem Ausschreiten mit gestrecktem Knie.

Die Glasfabrikation der Römer, die wahrscheinlich aus Ägypten stammte, war zu einer Vollendung gediehen, welche die moderne Welt noch nicht wieder erreicht hat, wenigstens nach einigen Seiten hin. Man fertigte aus Glas nicht allein buntfarbige Flüsse für die Mosaiken, sondern ahmte auch Marmor und Edelsteine nach. Seit der Kaiserzeit wurden in Rom Glasfenster, Glasflaschen und Becher, Salbgefäße, Schalen und andere Geschirre aus weißem Glase ganz gewöhnlich, das man auch, um vierkantige Form hervorzubringen, in Formen preßte, die uns auch die Namen der Fabrikanten erhalten haben.

Pilchards sind eine Art Sardellen, welche in der Zeit vom Juli bis October in ungeheurer Menge an den südlichen Küsten von England und den nördlichen von Frankreich gefangen werden. Man nimmt an, daß die Seeanwohner von Cornwall und Devon in England jährlich 80 Millionen fangen. Gegen 4000 Menschen nähren sich Jahr aus Jahr ein von dem Fange der Pilchards, welche in England nicht verbraucht, sondern hauptsächlich nach Italien ausgeführt werden.

Die slowakischen Topfstricker, die wir in ihrer eigenthümlichen Tracht — weiße Beinkleider von grobem Kotzentuche, braune Überwürfe aus Zackelwolle, runde Hüte mit breiten Krempen — so häufig zu sehen bekommen, treiben sich in ganz Europa herum, kommen sogar nach Asien und Nordamerika. Sie stammen fast alle aus dem Dorfe Rowne an der Waag, etwa 10 Meilen von Teschen, und nirgend fast hört man so kauderwelsche Fragmente der mannichfaltigsten Sprachen als in Rowne.

Die Linné'sche Pflanzengattung Tragia verewigt das Andenken an Hieronymus Bock (hellenisirt: Tragus), der unterstützt dabei von Konrad Gesner und Otto von Brunfeld, eins der ersten botanischen Lehrbücher unter dem Namen: „Gewächsbuch, mit vielen Holzschnitten", im Jahre 1532 bei Wendel Richel in Strasburg herausgab. Hieronymus Bock war erst Schullehrer in Zweibrücken, dann Aufseher der dasigen herzoglichen Gärten, darauf evangelischer Prediger und Arzt in Hornbach und zuletzt Leibarzt des Grafen Philipp II. von Nassau-Saarbrücken.

Wiegen hatten die alten Griechen nicht; oft aber vertraten Schilde die Stelle derselben. So legt Alkmene, nach Theokrit's Schilderung, ihre Zwillinge Herakles und Iphikles in den Schild ihres Vaters, setzt ihn in wiegende Bewegung und singt dazu, wie es bei Theokrit lautet, das Liedchen:

Schlaft mir, Kinderchen, süß! O schlaft den erquickenden Schlummer!
Trauteste, schlaft! O Seelchen, ihr Zwillinge, keck und voll Leben!
Liegt in seliger Ruh und erreicht in Ruhe das Frühlicht.

Das Rosenöl aus Kaschmir ist in ganz Indien berühmt, aber auch sehr kostbar; eine halbe Unze kostet 60 Rupien. Die frischen Rosenblätter werden vorsichtig ausgelesen, mit etwas Wasser in einem großen kupfernen Gefäße aufgekocht und die daraus aufsteigenden Dämpfe in einer Röhre aufgefangen. Diese Dämpfe sind das Rosenwasser, welches mehre male destillirt und dann über Nacht in einem Theegefäße in fließendes Wasser gestellt wird. Am Morgen findet man das Rosenöl (Attr) in kleinen Kügelchen auf dem Rosenwasser schwimmen. Es gehören 500 Pfund Rosenblätter dazu, um eine Drachme Rosenöl erster Qualität zu gewinnen. Das beste Attr wird in kleinen Flacons von Bergkrystall aufbewahrt und ausgeführt.

Alles richtig. Ein Mitarbeiter an dem Wörterbuche der Akademie zeigte dem Akademiker Nodier den ihm zugewiesenen Artikel Krebs, den er lakonisch so abgefaßt hatte:

„Krebs, kleiner rother Fisch, der rückwärts geht"

und fragte ihn, was er davon halte. „In ihrer Definition ist nur ein Irrthum", antwortete Nodier. „Er besteht darin, daß der Krebs kein Fisch, daß er nicht roth ist und daß er nicht rückwärts geht. Das Übrige ist vollkommen richtig."

Der Palast des Prinzen Eugen in Belgrad, das bekanntlich von Östreich in den Jahren 1717—39 besetzt war, steht in seinem Mauerwerke noch vollständig und heißt noch jetzt Princeps Konak (Fürstenwohnung). Aber der Hofraum ist sechs Fuß hoch mit Schutt angefüllt, sodaß die Zimmer des Erdgeschosses dadurch fast zu Kellern geworden sind.

In Australien ist vor kurzem der Bau der ersten Eisenbahn in Angriff genommen worden. Sie führt von Sidney aus in das Innere des Landes.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 417.] Neue Folge. Achter Jahrgang. [28. December 1850.

Araber im Lager.



Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's.

(Beschluß.)

Als der junge Launay diese tröstenden Worte vernahm, wurde er von einer so plötzlichen und so gewaltigen Freude überfallen, daß er sie nicht ertragen konnte. Er wurde bleich und bleicher; seine Augen schlossen sich; er fiel auf beide Knie und sein Kopf schlug heftig an die Beine Marengos. Das Thier, voll Schrecken, fuhr zurück, bäumt sich und sein Reiter ist auf dem Punkte, aus dem Sattel zu fallen, als ein Adjutant sich vom Pferde wirft, die Zügel Marengos faßt und ihn mit kräftiger Hand bändigt. Unterdeß umringt man den jungen Menschen und beeilt sich, ihm die nöthige Hülfe zu leisten.

Als Napoleon auf dem Pferde schwankte, erhob die Menge ein Angstgeschrei; da man ihn aber ruhig absteigen und auf den jungen de Launay zueilen sah, um ihm Hülfe zu leisten, klatschten Alle in die Hände und stießen ein begeistertes Rufen aus.

Der Kaiser hatte den Jüngling aufgehoben und betrachtete ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit.

Ein Wundarzt! rief eine Stimme. Ist kein Wundarzt hier?

Ein Wundarzt ist unnöthig, sagte Napoleon. In diesem Alter hat die Freude nie schlimme Folgen; nur ein wenig Wasser. Und die Hand auf das Herz des jungen de Launay legend — geschwind, ein wenig Wasser, in der Wachtstube muß sich welches befinden. Eilen Sie!

Einen Augenblick nachher ließ einer unter den Zu-

Digitized by Google

schauern seinen Hut herüberreichen, in welchem er aus dem Brunnen neben dem Wachtposten Wasser geschöpft hatte. Napoleon sprengte einige Tropfen auf das Gesicht des jungen de Launay; da ihm aber das Mittel nicht schnell genug zu wirken schien, so zog er sein Schnupftuch aus der Tasche, machte einen Zipfel naß und rieb ihm die Schläfe damit. Allmälig kam der junge Mann zu sich und schlug die Augen auf; er faßte die Hände des Kaisers und küßte sie, indem er in Thränen zerfloß.

Gut, gut, sagte Napoleon, welchen die Rührung gleich den Umstehenden zu überwältigen begann; der arme Junge! — Hatte ich nicht Recht, meine Herren? Er ist ganz wiederhergestellt; es ist vorüber! Nachdem er dem Marschall Duroc etwas ins Ohr gesagt, rief er: Zu Pferd, zu Pferd! schwang sich auf Marengo, den eine kleine Züchtigung zahm gemacht, und ritt im Galopp zwischen den beiden ersten Reihen der Infanterie.

Unterdessen war eine Scene ganz anderer Art am andern Ende des Schlosses vorgefallen: eine burleske Erkennungsscene zwischen einem Tambour von der Linie und einem General von der Garde, welche 15 Jahre lang Schlafkameraden gewesen waren; es war der Tambour Castagnet und der General Gros, die ganze Armee kannte sie. Für letztern hegte Napoleon die wohlwollendste Hochachtung. „Gros", pflegte er zu sagen, „lebt im Pulverdampfe, wie der Hecht im Wasser; es ist sein Element." Die originelle Weise, auf welche Gros zu dem eminenten Posten war befördert worden, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Soldaten liebten ihn sehr und sagten von ihm: „Er ist ein vollendeter Soldat!" Das war das größte Lob, welches die französischen Soldaten damals ihren Anführern ertheilen konnten. Gros verdiente es in jeder Beziehung; er war kaum 36 Jahre alt, groß, gut gebaut, mit männlich schönen Zügen. Zu diesen Vorzügen gesellte sich eine starke, weithin erschallende Stimme, eine außerordentliche Großmuth und eine Tapferkeit, der es nur in der Gefahr wohl war. Unglücklicherweise war seine Bildung sehr vernachlässigt.

Als Gros Oberst der Jäger der alten Garde war, befand er sich eines Morgens allein in einem Salon, welcher an das Cabinet des Kaisers stieß. Um sich die Zeit zu vertreiben, in Erwartung des Adjutanten, der ihn beim Kaiser einführen sollte, spiegelte er sich in einer Psyche; das Wohlgefallen an seiner Person machte sich in folgenden Complimenten Luft, die er sich selbst machte. „Wahrlich Junge", sprach er, sich von Kopf bis zu Fuß messend, „es gibt wenig Kerls wie du! Wie Schade, daß du die Rhetorik nicht studirt hast, wie die Gelbschnäbel beim Stabe sagen, daß du keine Mathematik verstehst, wie es der Kaiser wünscht, der dich hochschätzt. Du würdest jetzt General sein!"

Du bist's, sprach plötzlich Napoleon, ihm auf die Schulter klopfend.

Während des kurzen Monologs des Obersten war der Kaiser unbemerkt eingetreten; er hatte ihn angehört und ergriff diese Gelegenheit, um ihn zum General in der Garde zu befördern. Das traf sich um so besser, da er ihn eben in dieser Absicht nach St.-Cloud berufen hatte.

Kurz vor der Revue, die wir beschreiben, befand sich Castagnet, der ehemalige Kamerad des Generals, im Hofe der Tuilerien; er stand in der ersten Reihe der Tambours des 45. Linienregiments. Castagnet erfährt, daß der General Gros eine vorläufige Musterung halten werde, bevor die große Revue des Kaisers anfängt. Sobald der Tambourmajor den General heranreiten sieht, benachrichtigt er Castagnet. Diesem pocht das Herz in gewaltigen Schlägen; er rollt die Spitzen des rothen Schnauzbartes auf, stemmt sich aufs linke Bein und läßt die Trommelschlägel wirbeln. Sobald der General Gros sich ihm gegenüber befindet, legt er die Hand an den Tschacko und haranguirt ihn mit seiner Baßstimme folgendermaßen: „Alle Wetter! Sie sind's, General? So sehen Sie mich nur an! Ich bin der verteufelte Relintintin, mit dem sie mehr Schnick getrunken haben, als Fleischbrühe in dem großen Kessel der Invaliden ist! Wie steht's mit der Gesundheit? Kennen Sie mich nicht mehr, General?"

Beim ersten Worte und beinahe noch am Tone der Stimme hatte Gros seinen Schlafkameraden wieder erkannt; er stürzt vom Pferde, wirft sich dem Tambour in die Arme, umarmt ihn und antwortet, indem er ihm die Hand drückt, als wollte er ihm die Knochen zermalmen: „Gut, sehr gut, mein alter Castagnet! Und dir?"

Mir geht's nicht so gut wie Ihnen, General! denn wie es scheint, tragen Sie jetzt einen schönen Hut! deswegen haben Sie Castagnet ein wenig vergessen. Ich bin immer noch, wie Sie sehen, mit dem Kalbfell behaftet. Sonst theilten Sie wol Ihre Tabacksblase mit mir, daß ich mir eine Pfeife stopfen konnte!

Indem er die Worte sprach: „Sie tragen einen schönen Hut", hatte sich Castagnet den Hut des Generals aufgesetzt. Gros hatte gelacht, wie alle Zuschauer, und ohne über die Keckheit des Soldaten im mindesten böse zu werden, war er wieder zu Pferde gestiegen, indem er sagte: „Komm morgen früh zu mir nach dem Appell. Du wirst finden, daß ich noch immer für die Freunde zu Hause bin!"

Werde nicht ermangeln, General, obgleich ich nur Spaß machte, denn da habe ich so einen rothen Lappen vom kleinen Corporal — fügte Castagnet hinzu, indem er stolz auf das Ehrenkreuz deutete, das auf seiner Brust glänzte —, der trägt mir soviel ein, daß die Tabacksblase immer gefüllt ist und daß ich mir sofort die Gurgel schwemmen kann, wenn sie zu sehr ausgetrocknet ist.

Während dieser burlesken Unterredung war Napoleon herbeigeeilt; er hatte aus der Ferne einen Soldaten mit einem Generalshut auf dem Kopfe bemerkt. „Was soll das heißen, General Gros", rief er, die Stirn runzelnd, „wird hier eine Carnevalsscene aufgeführt?"

Der General entblößt sich und mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Sire", sprach er, „es ist ein alter Freund, einer der tapfersten Soldaten der Sambre- und Maasarmee; er spaßt sich zuweilen mit seinem Chef, zur Belustigung seiner Kameraden. Es ist ein solider Soldat, dem nie im Angesicht des Feindes die Augen gefroren; wie Sie ihn sehen, Sire, so hat er seine Trommel bereits durch alle möglichen Regionen der Natur gewälzt. Er heißt Castagnet, er war es, der bei St.-Jean d'Acre Sturm schlug — mit einer Hand; die andere hat ihm ein Araber von Anbeginn der Affaire durchschossen, das ist eine That, Sire, die sich gewaschen hat. Dafür erhielt Castagnet ein Paar Ehrentrommelschlägel, und später, Sire, haben Sie ihm zu Boulogne das Kreuz gegeben."

Napoleon hielt auf Mannszucht, doch ging ihm Tapferkeit über Alles. Während der General sprach, ruhte des Kaisers Auge ernst auf dem Tambour, dessen Herz heftig schlug; sein Blick milderte sich allmälig und nahm bald den Ausdruck des Wohlwollens an.

Digitized by Google

So, sagte er den Kopf schüttelnd, das ist was Anderes! Dann zum Tambour gewendet, setzte er in jenem Tone der Stimme, womit er die Soldaten, kann man sagen, betrunken machte, hinzu: „Es ist mir sehr lieb, daß ich meine Bekanntschaft mit dir erneuert habe; General Gros, fuhr er mit Würde fort, ich danke Ihnen, daß Sie mir Castagnet vorgestellt haben.“ Zugleich fuhr Napoleon mit der Hand nach dem Hute und lüftete ihn ein wenig.

Bei diesen Worten, bei dieser Geberde des Kaisers ward das Gesicht des Tambours purpurroth; der Schnauzbart streckte sich auf seiner Oberlippe starrend empor; er erwiderte: „Auch mir, mein Kaiser, auch mir ist es äußerst schmeichelhaft.“

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so hast du großen Muth und Geistesgegenwart bewiesen im Gefecht bei Montebello, wo du deinem Commandanten das Leben rettetest.

Das Scharlachrothe auf des Tambours Wange spielte ins Blaue, seine Augen strahlten wie zwei Karfunkelsteine; er sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Ein wenig, mein Kaiser: immer aus dem nämlichen Faß.“

Gros, sprach Napoleon zum General gewendet, diesen Abend nimmst du den Mann zu dir; er gehört zu meiner Garde, und wenn er sich ferner gut aufführt, so soll er avanciren; ich mache ihn zum Corporal, vielleicht gar zum Sergeanten, insofern er rechtmäßige Ansprüche und die nöthigen Fähigkeiten hat.

Und er verdient es, Sire, denn Castagnet für sich allein kann mehr Spektakel machen als ein ganzer Artilleriepark, der in die Luft springt. Sie sollen selbst urtheilen. Nun wohlan, Castagnet, gib deinem Kaiser eine Probe von deiner Kunst, zum Dank für das schnelle Avancement. Nur zu, Alter, zittere nicht; frisch darauf zu, und kein Quartier wie bei Austerlitz.

In demselben Augenblicke und ohne sich viel durch die Gegenwart des Kaisers stören zu lassen, schickt der Tambour sich an, dem Wunsche des Generals zu entsprechen. Er steckt seine Finger, einen nach dem andern, in den Mund und zieht sie heftig heraus, seine Wangen knallen wie ein Kork, der aus einer Champagnerflasche fliegt; dann macht er das Zischen der Flintenkugeln nach, das Sausen der Kanonenkugeln, das Zerplatzen der Haubitzen; es war ein höllischer Lärm. Napoleon wußte anfangs nicht, wie er den Spaß aufnehmen sollte, sowie aber die Nachahmung treuer wurde, lächelte er und brach endlich in helles Gelächter aus wie die Andern.

Als Castagnet seine Künste gemacht hatte, sprach Napoleon zu General Gros: „Ich hätte eigentlich deinen Schützling in der Artillerie der Marine anstellen sollen.“ Und zum Tambour gewendet: „Auf Wiedersehen, Herr Castagnet!“ fügte er mit einem freundlichen Kopfnicken hinzu.

Napoleon ritt mit General Gros auf das Carrousel, musterte die Truppen und stellte sich vor dem Pavillon de l'Horloge auf. Ein Adjutant sprengt im Galopp herbei, zieht den Hut ab, redet einige Worte mit dem Kaiser und galoppirt davon. Napoleon ließ Marengo einige Schritte vorwärts thun; er hebt den Arm auf; das Wirbeln der Trommeln ertönt und verstärkt sich wie das Crescendo des Donners, die Gewehre klirren, die Massen setzen sich in Bewegung; das Antlitz des Kaisers, soeben noch bleich, belebt und röthet sich, er hat von ferne seine alte Garde wahrgenommen, welche langsam, in der strengsten Ordnung vorrückt; das Defiliren beginnt, ein Schauspiel, das nirgend in der Welt seines Gleichen gehabt.

Die erste Linieninfanterie rückte heran, das 15. Regiment zuerst, les enfants de Paris genannt; es waren Löwen im Felde, aber wahre Taugenichtse im Frieden, ohne Mannszucht, immer im Streite mit den Bürgern; beim Defiliren marschirte das Regiment in großer Unordnung vorüber. Der Kaiser rief einem Hauptmann zu, bessere Ordnung zu halten; es half aber nichts. Dasselbe Regiment hatte sich bei Austerlitz auf die russischen Batterien geworfen, ein Soldat desselben, der mit einem russischen Kürassieroffizier zu thun hatte, sprang hinten auf sein Pferd und erwürgte ihn mit den Händen, da er ihm sonst nicht beikommen konnte.

Als die Fahnen des 26., 84. und 108. Bataillons vorbeigetragen wurden, die nur noch aus einem Stabe bestanden, an welchem einige Fetzen Seide hingen, zog der Kaiser den Hut ab und verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Als das Bataillon des jungen Tascher de la Pagerie vor dem Stabe angelangt war, winkte Napoleon dem Pathen seiner Frau. Der junge Unterlieutenant lief zum Kaiser, der ihn im vertraulichsten Tone anredete: „Guten Morgen, Tascher! Wie geht dir's, du bist zufrieden?“

O ja, Sire. In diesem Augenblicke besonders bin ich sehr glücklich.

Als du zum ersten mal ins Feuer kamst, hast du dich nicht gefürchtet?

Nein, Sire, Sie waren bei uns.

Glaubst du, daß du in einer Schlacht bleiben wirst?

Nein, Sire!

Gut! Wenn du es aber glaubtest, was würdest du machen?

Sire, ich würde kein Haar breit weichen; aber ich hätte vielleicht nicht soviel Courage, voranzugehen.

Nun, geh' immer zu! Es wird dir nichts zustoßen, ich stehe dir dafür.

Adieu, Heinrich, eile zu deinem Bataillon, morgen besuche deine Cousine, ich werde ihr sagen, daß ich zufrieden mit dir bin.

Herr von Tascher, der im 15. Jahre aus Martinique nach Frankreich gekommen war, trat sogleich nach seiner Ankunft in die Militairschule zu Fontainebleau. Er hatte die Schule als Unterlieutenant verlassen, wie alle seine Kameraden, und mit dem 4. Linienregimente den Feldzug von 1806 mitgemacht. Nach der Schlacht von Jena ward er zum Capitain ernannt. Trotz seines zarten Alters ertrug er muthig alle Kriegsstrapazen. Bei Eylau wurde das 4. Regiment beinahe vernichtet. Als am andern Tage der Kaiser die glorreichen Trümmer desselben musterte, suchte er den jungen Tascher mit den Augen; da er ihn nicht sah, erkundigte er sich nach ihm und erfuhr, daß er am vorigen Tage blessirt worden. Napoleon ließ ihn rufen, ernannte ihn zum Unterordonnanzoffizier und sagte ihm: Du hast gestern deine Schuldigkeit gethan, ich bin zufrieden; du hast deine Probezeit überstanden. Sodann fragte er ihn, ob er etwas brauche: „Hast du Hemden?“

Sire, ich habe keins, als welches ich seit zehn Tagen anhabe.

Für einen Kranken ist das hart; ich selbst habe keins im Augenblicke, aber sobald du wiederhergestellt bist, will ich dir Geld geben und dich nach Warschau schicken, wo du dir bessere und wohlfeilere Hemden kaufen kannst als irgendwo anders.

Herr von Tascher machte die Feldzüge in Spanien und Rußland mit, als Adjutant des Prinzen Eugen, bei welchem er bis zu dessen Ende blieb.

Nun kam die Reiterei; durch die Staubwirbel un-

Digitized by Google

terschied man die Jäger der Garde, deren Federbüsche im Winde wogten, wie ein Feld voll Ähren.

Ah! Ah! sagte Napoleon zum —schen General, hier ist mein Adoptivsohn Eugen; sehen Sie dort meinen tapfern Kretly, eine alte Bekanntschaft aus Italien und Ägypten; wie Sie ihn sehen, zählt er mehr Wunden als Haare.

Dann erschienen die Grenadiere zu Pferd, die Schwadron Mamluken, deren musselinener Turban von goldenen Sternen glänzte und mit einem Halbmonde geschmückt war; Kellermann's Kürassiere, Lasalle, die Polen unter Poniatowski, dann die Artillerie unter Lariboissière und Drouet.

Der Kaiser schien ermüdet und schickte sich an, in die Gemächer zurückzukehren, am Fuße der Stiege hielt ihn General Gros an. „Nun, was willst du", sagte Napoleon mit freundlich barscher Miene. „Hast du wieder einen deiner Freunde von der Maas- und Sambrearmee vorzustellen? Der Augenblick ist nicht gut gewählt, aber es thut nichts; eile, ich bin müde."

Nein, Sire, im Gegentheil, es ist einer Ihrer Freunde, Sie wissen —

Ich weiß nicht, was du willst.

Ja, Sire, Ihr Ohnmächtiger, dem Sie diesen Morgen das Gesicht gewaschen, weil er Marengo wild gemacht, der Sie zu sprechen wünscht.

Was machst du für ein Kauderwelsch durcheinander? Doch ich entsinne mich; der junge de Lannay: nun was wünscht er noch?

Sire, er will Dienste nehmen und sich je eher je lieber für Ihre Majestät todtschießen lassen; das hat er mir aufgetragen, Ihnen zu sagen.

Nun, so sage nur, das beste Mittel, mir zu dienen und seine Dankbarkeit sei, sich nicht wie ein Gimpel todtschießen zu lassen. Er kann in die Eliten der Garde eintreten; bezahle du die 100 Thlr. Pension für ihn, ich gebe dir sie wieder.

Der Kaiser stieg rasch die große Stiege hinauf, die Kaiserin strahlte in vollem Glanze auf dem Balcon des Pavillon de l'Horloge mit ihren Damen. Napoleon fragte sie, sich die Hände reibend: „Es ist gut gegangen, nicht wahr? Apropos, ich habe der Madame de Launay ihr Gesuch bewilligt, der Sohn hat meisterhaft für seine Mutter gesprochen; ein trefflicher Sohn, dieser junge Mann."

So danke mir, daß ich dir Gelegenheit gegeben, ein großes Unrecht wiedergutzumachen. Denn ich habe dies Alles so angeordnet, du bewilligst mir nie etwas; wenn aber der Erste Beste sich an dich wendet, es mag sein, wo es will, wenn es nur im Angesichte der Welt ist, so erhält er Alles von dir.

Nun, nun, zanke nicht, ich bin zu glücklich! Wie meine Cavalerie gut beritten ist — nicht wahr, wie das schön war, versetzte Bonaparte, indem er langsam eine Prise Taback nahm.

Chinesisches Ceremoniell.



Der 24. Artikel der heilsamen Schulvorschriften, gegeben von dem edlen Chin-Sching-Kin, dem weisen Gesetzgeber der Lehranstalten des himmlischen Reiches der Mitte, lautet also:

„Am 1. und 15. Tage eines jeden Monats sollen die Schüler, bevor sie Einlaß in die Schulstube finden, sich gegenseitig am Thore achtungsvoll und still begrüßen."

Digitized by Google

Ansicht von Isola Madre.



Isola Madre ist eine der sogenannten Borromäischen Inseln im Lago Maggiore in Oberitalien, die wegen ihrer reizenden Lage und der auf ihnen angebrachten Kunstanlagen so häufig das Ziel der Reisenden sind, die nicht müde werden, ihre Schönheiten in begeisterten Worten zu schildern.

Der alte Canadier.

Ich hatte — erzählt ein Reisender — den Niagarafall besucht. Als ich, einen Kittel von Wachsleinwand über meine Kleidung geworfen, unter dem Vortritt eines Führers von Stein zu Stein auf den Table-Rock emporgeklettert war, umtoste mich der Wasserfall schrecklicher noch als auf dem Goate-Island; der Boden bebte, als sollte sich in jedem Augenblicke die Erde öffnen; ich glaubte im Tartarus zu sein. Ich fühlte das Bedürfniß, mich zu erholen und beschloß auf der canadischen Seite landeinwärts einen Abstecher zu machen.

Ich war bereits mehre Stunden gewandert und näherte mich dem Tornamento, der sich in den Lorenzstrom ergießt, als ich auf diesem einen Canadier in seinem kleinen Kahne aufwärts anfahren sah. Ich blieb stehen; der Canadier sprang aus dem Kahne, zog ihn nach sich an das Land und packte seine Beute, in Fischen und Wasserenten bestehend, aus. Ich gesellte mich zu ihm und schnell war ich mit ihm, der etwas Englisch verstand, in lebhaftem Gespräche. Bald brannte ein lustiges Feuer und der Canadier bereitete aus frischen Fischen ein köstliches Mahl, das mir, erschöpft von stundenlangem Wandern, trefflich mundete. Auf die Erde hingestreckt, über mir heiterer blauer Himmel, aus dem die Sonne rein herabglänzte, aus der Ferne der dumpfe Donner der Wasserfälle, nach Westen zu hinter dichten Wäldern hohe Gebirge, deren schneebedeckte Spitzen hell funkelten, nach Osten der breite Spiegel des Flusses — welche Scenerie! Mein Canadier ward immer gesprächiger; ich kam auf die Gefahren zu sprechen, die mit dem Schiffen auf dem Strome in so kleinem, gebrechlichem Kahne verbunden seien. Der Canadier lachte, gab aber doch zu, daß verloren sei, wer sich zu weit landeinwärts hineinwage und in die weithin auslaufenden Strudel der Fälle gerathe. „Ich war noch jung" — erzählte er mir — „und stand dort weit unten an einem Frühlingsmorgen auf einem Berge. Da sah ich den alten Greek aus unserm Lager am Saume des Waldes daherkom-

men. Er hatte sich eine weiße Decke umgehangen, in seinem Gürtel von Biberfell stak sein Jagdgeräth und lang fiel sein Haar auf die Schultern herab; auf dem Kopfe trug er als Mütze die Haut vom Kopfe eines Bären. Er schritt nach dem Flusse zu, legte Bogen, Pfeile und Netze in seinen am Ufer stehenden Kahn, schleuderte ihn ins Wasser, setzte sich ganz hinten in denselben hinein und wie ein Blitz flog er dahin, so geschickt wußte er sein Ruder zu führen. Bald zog er sein Segel aus Bast auf und glitt den Fluß hinab. Sein Canot war klein und enge, er ließ es nach Gefallen treiben. Noch war er eine halbe Meile von den Stromschnellen, deren Gefährlichkeit er kannte, und bereits schickte er sich an, nach dem Ufer zurückzurudern, als er einen in den Lüften schwebenden Adler erblickte. Er zog sein Birkenbastsegel ein, legte sich lang hin in seinen Kahn, ergriff seinen Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und wartete, bis der Vogel schußgerecht war. Während er unbeweglich dalag und auf dem Wasser schwamm, kam der einen Kreis um ihn beschreibende Adler allmälig herab. Vom Ufer aus glich der Kahn einem ins Wasser geworfenen Rohrbündel oder dem Leichname eines Büffels, der in einem der Seen ertrunken war. Da schießt der alte Greek und stößt ein Freudengeschrei aus; der getroffene Vogel fällt. Allein es ist noch Leben in ihm, er flattert weiter hinab und fällt in der Mitte des Flusses nieder. Die Beute will ihm entgehen; wüthend rudert er ihr nach und denkt nicht an die Stromschnellen, die vor ihm liegen. Er rennt in den unvermeidlichen Tod, das wird ihm jetzt zu spät klar. Pfeilschnell saust das Canot hin; es ist nicht mehr möglich, an einer der kleinen hervorragenden Inseln anzulegen; er sucht sich an einige Zweige anzuklammern, die Blätter bleiben in der Hand hängen. Alles ist umsonst, sein Untergang ist unvermeidlich. Da wacht der Krieger in ihm auf; er greift nach der an seinem Gürtel hängenden, mit Feuerwasser (Branntwein) gefüllten Flasche, leert sie auf einen Zug, kreuzt die Arme über der Brust und sieht mit ruhigen Augen auf den Abgrund hin, der ihn verschlingen muß. Blitzschnell fliegt der Kahn von Fall zu Fall, ich sah ihn noch unter dem Regenbogen, den die auf den Wasserfall scheinende Sonne bildet; der alte Greek hob zum Abschiede von der Welt beide Arme empor und bald waren Jäger und Canot im Abgrunde verschwunden."

Der Gänsekiel.

Wie oft ist der Gänsekiel durch die Hände eines fleißigen Schreibers gegangen, der sein Jubiläum feiern könnte! Und doch hat dieser vielleicht nie nachgesehen, wie derselbe beschaffen ist. Wie er aber entsteht, wie er sich ausbildet, ist gleich merkwürdig. Drücke man nur die Feder eines jungen Vogels, gleichviel welcher es sei, zusammen, und es wird Blut und Wasser unten herausfließen. Das Blut ist zur Ernährung des Kiels und der Fahne daran so nothwendig wie zu der jedes andern Theils. Der Kiel ist hohl; rührt er von einer ausgewachsenen Gans her, so sehen wir eine leichte, dünne, aus Hülsen gleichsam bestehende trockene Materie darin, und unten am äußersten Ende eine von ihr selbst gleichsam verstopfte Öffnung. Sie ist nichts als der Kanal, den eine wässerige Feuchtigkeit ausfüllt und um welchen die Gefäße laufen, welche das nöthige Blut zur Bildung und Ernährung der Feder bringen. Das Wasser nimmt ganz oben das Blut auf und dringt dann ins Federmark hinein, das sich dann rechts und links nach dem Federbarte oder der Federfahne vertheilt. Der ganze Kanal selbst besteht aus kleinen Trichtern, aus Hülsen, die trichterähnlich ineinander passen, besonders nach oben hin. Ohne Mühe kann man da einen aus dem andern herausziehen. Der ganze Kanal ist eine Vorrathskammer, um jeder Feder ihre Nahrung, Stärke, Geschmeidigkeit und Leichtigkeit zu geben, und zum großen Theil geht die Natur hier sehr geheimnißvoll zu Werke. Der Federbart z. B. ist anfangs wenig mehr als ein Milchbrei, die Feder selbst steckt noch in einer Art Scheide, in einer langen Röhre, die gegen die Luft, gegen das Austrocknen schützen soll. Erst wenn diese nicht mehr zu fürchten ist, verdorrt dieser Überzug, dieses Futteral selbst springt auf und fällt schuppen- und stückweise ab. Bei jungen Hühnern und Tauben kann man den ganzen Proceß bei jeder einzelnen ihrer Flügel- und Schwanzfedern verfolgen und sich deutlich machen, weil sie da alle erst noch in der Bildung begriffen sind, statt daß wir den Gänsekiel fast stets nur vollkommen ausgebildet vors Auge bekommen. Aber die sogenannte „Seele" in einem solchen, wie man das zarte vertrocknete papierartige Gewebe im Kiele zu nennen pflegt, wenn man ihn zur Feder schneidet, wird nebst der Öffnung, die am Kiel ganz unten befindlich ist, nun hoffentlich von Manchem mit andern Augen betrachtet werden. Daß diese Öffnung bestimmt ist, aus der Haut die nöthigen Gefäße hineinzulassen, welche das Blut und die wässerige Feuchtigkeit zur Ernährung des Kiels, des Marks, des Bartes geben sollen, darf ich wol nicht erst bemerken; wol aber will ich noch auf die wunderbaren Vorrichtungen hindeuten, die zum Hervorbringen der kleinsten Feder vonnöthen sind. Und wie viele hundert Federn, groß und klein, zum Fliegen, zur Wärme hat ein jeder Vogel! Denn was hier vom Gänsekiel gesagt ward, gilt von den Federn aller Vögel und von allen ihren Federn; nur wird es um so mühsamer zu erkennen sein, je kleiner der Vogel und seine Feder ist. Wie zart müssen nun alle die Gefäße sein, welche eine kleine Flaumfeder nähren! Je mehr man in das Einzelne der Natur eingeht, desto mehr wird man zur Bewunderung hingerissen. Es ist hier eine Wunderwelt, die sich von der Wunderwelt des Aberglaubens nur darin unterscheidet, daß sich überall feste Gesetze, Ordnung, Plan, Mittel und Zweck und das Walten einer unendlichen Intelligenz beurkunden.

Das Innere der Erde und das Erdbeben.

Das Innere unserer Erde befindet sich in Glut, gleichviel auf welche Art es darein versetzt worden ist; es ergießt glühende, bis zum Schmelzpunkt erhitzte Bestandtheile als Laven an die Oberfläche, muß also eine Temperatur haben, die zum Schmelzen der ergossenen Bestandtheile hinreicht. Der Erguß dieser Stoffe muß von bestimmten Ursachen abhängen, allein diese Ursachen können keine beständig fortdauernden sein, weil Lavenergüsse nur von Zeit zu Zeit erfolgen und nicht, gleich den Quellen, unausgesetzt fließen. Aus den begleitenden Eruptionserscheinungen ergibt sich nun mit ziemlicher Gewißheit, daß nicht die feurige Glut allein,

Digitized by Google

sondern ihre Berührung mit dem Wasser es ist, welche sie hervorbringt. Denn das Wasser dringt ja in die Tiefen der Erde ein, es gelangt auf diesem Wege mit dem geschmolzenen Kerne in Berührung und nimmt natürlich dessen hohe Temperatur an, wobei es sich in Dampf verwandelt und als solcher die hohlen Räume oder entstandenen Lücken über den glühenden Stoffen erfüllt. Die ungeheure Expansionskraft dieser Wasserdämpfe treibt zu Durchbrüchen nach oben, sie bewirkt das Aufsteigen der geschmolzenen Massen in den ältern, noch offenen Abzugskratern und erhält den Vulkan in seiner Thätigkeit. Der Moment jenes Durchbruchs ist mit Erschütterungen des Bodens, Erdbeben, und in Folge dieser mit Zerreißungen, von Erhebungen begleitet, verbunden; die entstandenen Spalten werden von den nachfolgenden geschmolzenen Massen ausgefüllt und letztere aus einzelnen, offen gebliebenen Mündungen hervorgetrieben, wobei die kleinern, früher erkalteten oder durch Emporschleudern in die Atmosphäre rasch abgekühlten Stücke als Kies, Sand und Asche zu Boden fallen, sich in Schichten rund um die bleibende Öffnung wellenartig aufhäufend. So entstand der kegelförmige Berg, welcher die Mündungen aller vulkanischen Schlünde oder Kratere zu umgeben pflegt und dessen Höhe selbstredend ist für die Kraft, mit welcher die Massen aus der Tiefe hervorbrechen, und für die Zeit, innerhalb welcher sie sich anhäuften. Je höher desto kräftiger, je größer desto länger und anhaltender hat der Vulkan sich thätig bewiesen. Die meisten Vulkane sind jetzt erloschen, offenbar deshalb, weil das Wasser keine Wege bis zum geschmolzenen Kern der Erde in ihrer Nähe finden kann; eine kleine Zahl, kaum noch 200, ist noch thätig und zeigt fortwährend das Kampfspiel der feurigen Glut mit dem nassen Elemente, welches sie zu löschen strebt, aber nachgiebig, wie es ihr gegenüber ist, zur Dienerin derselben wird und sie auf wirbelnden Wolken zur Oberfläche emporträgt. Als solche brechen sie hervor. Ungeheure mit Sand und Asche vermischte Massen von Wasserdünsten, wegen der dunkeln Farbe Dämpfe genannt, wirbeln in unaufhörlicher Mannichfaltigkeit zum Himmel empor und schütten ihren schweren Inhalt staub- und kiesartig zu Boden, bis endlich die emporgehobenen glühenden Stoffe einen Ausweg finden und als breiter Lavastrom sich in die Ebene ergießen. Dann hat der Kampf für diesmal sein Ende erreicht; die Schlünde sind leer, die Dämpfe entweichen, die Aschenmassen sind ausgeschüttet und die Esse ruht, bis im Laufe der Jahre die alten Abzugsrohre sich wieder verstopft, neue Dampfmassen sich gebildet und andere Schichten der tiefen Glut sich ihnen in den Weg gestellt haben. Sie zu überwinden, bleibt der nächsten Eruption vorbehalten.

Lissabon.

Lissabon, Portugals Hauptstadt, präsentirt sich von der Seeseite her, auf mehren Hügeln amphitheatralisch erbaut, herrlich mit seinen zahlreichen Kirchen, Palästen und Ruinen, und bestätigt von weitem das Sprüchwort der Portugiesen: „Wer Lissabon nicht gesehen hat, hat nichts Schönes gesehen", dergleichen Redensarten bekanntlich auch die Spanier von Madrid, die Neapolitaner von Neapel im Munde führen. Aber der vielversprechende Anblick von außen wird durch ihr Inneres Lügen gestraft. Die Häuser der langen und schmalen Straßen sind größtentheils vier bis fünf Stockwerke hoch und machen durch Überladungen mit langen Fenstern und eisernen Altanen keinen günstigen Eindruck. Außerdem gibt sich allenthalben eine jede Vorstellung übertreffende Unreinlichkeit kund. Zwar übernimmt die Glut der Sonne die Mühe, die Koth- und Schmuzhaufen zu trocknen; aber unter den Fußtritten der Menschen und Thiere verwandeln sie sich in den feinsten Staub, der vom leisesten Windzuge in die Höhe getrieben wird und Alles zu ersticken droht, sodaß der Aufenthalt in der Stadt zur Qual wird und man kaum die kleinste Strecke gehen kann, ohne sich dann wieder zu waschen und umzukleiden.

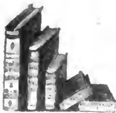
Der Paradiesvogel.



Bis auf die neueste Zeit ist von den Paradiesvögeln viel gefabelt worden. Man betrachtete sie als luftige Sylphen, die ihre Heimat allein in dem unendlichen Luftmeere fänden, alle auf ihre Erhaltung zielenden Geschäfte fliegend vornähmen und nur während einiger flüchtigen Augenblicke ruhten, indem sie sich mit den langen fadenförmigen Schwanzfedern an Baumästen aufhängen. Füße sollten sie nicht besitzen, gleichsam als höhere Wesen von der Nothwendigkeit, die Erde zu berühren, frei sein und von ätherischer Nahrung, dem Morgenthau, sich nähren. Seit etwa dreißig Jahren erst kennt man sie genauer, da ihre Heimat von da ab genauer durchforscht worden ist. Die besten Nachrichen über die Paradiesvögel verdanken wir dem französischen Naturforscher Lesson, der sie in Neuguinea beobachtete. Er gesteht, daß der erste Anblick eines im stillen Walde einzeln dahinsegelnden, von seinem silberglänzenden Federkleide eingehüllten Paradiesvogels ihn aufs höchste überrascht habe. Auch Levaillant war über den ersten fliegenden Paradiesvogel, der ihm zu Gesicht kam, so entzückt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, nach ihm zu schießen. Bekanntlich wird mit den Bälgen der Paradiesvögel ein bedeutender Handel getrieben; denn die Federn bilden einen vorzüglich geschätzten Schmuck der vornehmen Indianer.

Digitized by Google

Mannichfaltiges.



Büchereinbände von der jetzt bei uns gebräuchlichen Form kommen schon bei den Griechen vor. Der Ausdruck Tomus, der bei Bezeichnung von Büchern in Katalogen so häufig vorkommt, ist griechisch und führt in seiner eigentlichen Bedeutung auf egal zugeschnittene Pergamentblätter zurück, welche man in Bücher zusammenheftete. Doch waren gerollte Bücher (volumina) mehr im Gebrauch, bis in der christlichen Welt die jetzige Form immer gewöhnlicher ward, weil sie sich besonders zum gottesdienstlichen und gerichtlichen Gebrauche und Verfahren empfahl.

Groß und klein. Auch in Portugal ist die Unkenntniß der Länder des europäischen Continents und der politischen Verhältnisse derselben unglaublich groß. Ein Baier, der auf seiner Reise nach Brasilien Lissabon berührte, konnte den Beamten der Polizei daselbst nicht begreiflich machen, daß sein Vaterland ein deutsches Königreich sei. Zunächst war ihnen Östreich und Deutschland identisch und von Baiern wußten sie nicht das Mindeste. Endlich fand man ein Kärtchen von Deutschland noch mit der alten Eintheilung in zehn Kreise. Als der Reisende auf das Plätzchen deutete, welches der ehemalige bairische Kreis auf dem Kärtchen einnahm, entstand ein allgemeines Gelächter. Alsdann brachte ein anderer Beamter eine ungeheuer große Specialkarte von Portugal geschleppt und hielt sie dem Fremden spöttisch lächelnd mit den Worten hin: „Siehe, Mann! Das ist ein Königreich!"

Der Tower in London hat noch immer verschiedene Bestimmungen. Er ist der Aufbewahrungsort der Kronjuwelen und der nationalen Archive, die reicher sind an monumentalen Schriften, an gerichtlichen Aktenstücken und an Materialien für den Historiker und Gesetzgeber als andere auf der ganzen Erde. Er ist das Kriegsarsenal und enthält einen ungeheuern Vorrath von alten und neuen Waffen und Rüstungen, von Angriffs- und Vertheidigungsinstrumenten aus jedem Zeitalter, sowie ein reiches Museum der Siegestrophäen aus den von England in allen Welttheilen geführten Kriegen. Acht Jahrhunderte hindurch war er das große Staatsgefängniß Englands; er umschloß über 80 Kerker, unter welchen kein einziger ist, welcher nicht von den Verwünschungen unschuldiger Opfer wiedergehallt hätte. Hier findet man die trübsten Blätter der englischen Geschichte; man kann sie auf den Mauern lesen, wo sie von den Gefangenen eingegraben sind.

Der Broad-way (breite Weg) ist die längste und schönste Straße in Neuyork, vielleicht in ganz Amerika. Sie läuft mitten durch die ganze Stadt; fünf Wagen können bequem auf ihr nebeneinander fahren und zu beiden Seiten sind Wege für die Fußgänger mit großen Platten belegt. Lange Reihen von Häusern bestehen aus prachtvollen Magazinen, Gewölben, Kaffee- und Wirthshäusern. An heißen Sommertagen werden Leindächer über die Seitenwege ausgespannt und die Straßen durch Wassermaschinen bespritzt. Wagen und Karren kreuzen sich unaufhörlich, Reiter sprengen hin und her, ausgespannte Sonnenschirme über sich haltend und auf Stühlen und Bänken vor den Kaffee- und Gasthäusern sitzen zahlreiche leichtgekleidete Fremde, Cigarren rauchend und Zeitungen lesend, die sich von den frischen Nordwinden Kühlung zufächeln lassen.

Abfertigung. In einem hessischen Dorfe, das mit Einquartierung an Fußvolk und Reiterei überladen war, ließ sich der Pfarrer den Verdruß über die durch die Truppen gestörte sonstige Stille seines Dörfchens merken, was zur Folge hatte, daß die Kriegsleute es nur noch ärger trieben und sich auch an dem Pfarrer zu reiben suchten. Er stand eines Sonntags am Pulte und verlas den 147. Psalm, bis zu dessen 10. Vers — „Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses noch Gefallen an Jemandes Beinen" — er gekommen war, als einige Infanteristen und Cavaleristen, diese mit klingenden Sporen, an dem Pulte vorüber mitten durch die Kirche auf das Chor marschirten. Der Pfarrer hielt ein, und als es wieder ruhig geworden war, fuhr er, zu den Soldaten gewendet, fort: „Hört ihr, was David von euch sagt? Gott hat nicht Lust an der Stärke des Rosses noch Gefallen an Jemandes Beinen, d. h. bei ihm gilt weder Cavalerie noch Infanterie" — und setzte dann ganz ruhig seine Vorlesung fort. Es fiel den Soldaten nicht wieder ein, Störung im Gottesdienste herbeizuführen.

Die Walliserberge im Rhonethale sind unstreitig die ödeste Felsenwildniß, die es in Europa gibt. Steigt man höher hinauf und tiefer hinein, so hört allmälig alle Vegetation auf, nichts als Stein und Stein, Grabesstille ringsumher, nirgend das heisere Geschrei eines Vogels oder das Plätschern eines Wassers, das man doch in andern Einsamkeiten vernimmt — nichts als eine steinerne, erstarrte, todte Welt, eine Welt von Felsenriesen, deren bizarre und verwegene Formen Schauder in die Seele gießen, zumal wenn die grauen Abendwolken, vom Winde gefegt, über diese Felsenrücken hinübergejagt werden und sich an sie anschmiegen wie ungeheure Gespenster, die sie für einzelne Momente oder längere Zeit dem Auge verhüllen, sodann plötzlich in ihrer ganzen Starrheit aus dem Nebelgeriesel wieder hervortreten lassen. Gräßlich mag es sein, wenn die Wuth der Elemente losgelassen ist, da schon ein mäßiger Wind die Scene mit seiner Wolkenhetzjagd unheimlich macht.

Pußtenlieder heißen in Ungarn Lieder, welche die Abenteuer und Thaten der Bewohner der Pußten (Wüsten — aus dem Slawischen pusti, d. h. öde, wild) besingen. Zu den berüchtigtsten Bewohnern der Pußten gehören außer den Schweinehirten (Kanassen) die auch im letzten ungarischen Revolutionskriege bekanntgewordenen Tschikosen (von Csiko, Fohlen), welche sich hauptsächlich mit der Pferdezucht beschäftigen. Die Csikosen sind sehr gewandt, besitzen große Körperstärke und haben als vortreffliche Reiter von jeher die besten Husaren zur östreichischen Armee geliefert. In den einsamen, an den Straßen gelegenen Schenken (Csarden) halten sie ihre wilden Zusammenkünfte und sehr oft bezahlt der Gutsherr dem Wirthe die Zeche der Csikosen, um sich die Gunst der gefürchteten Unholde zu erhalten.

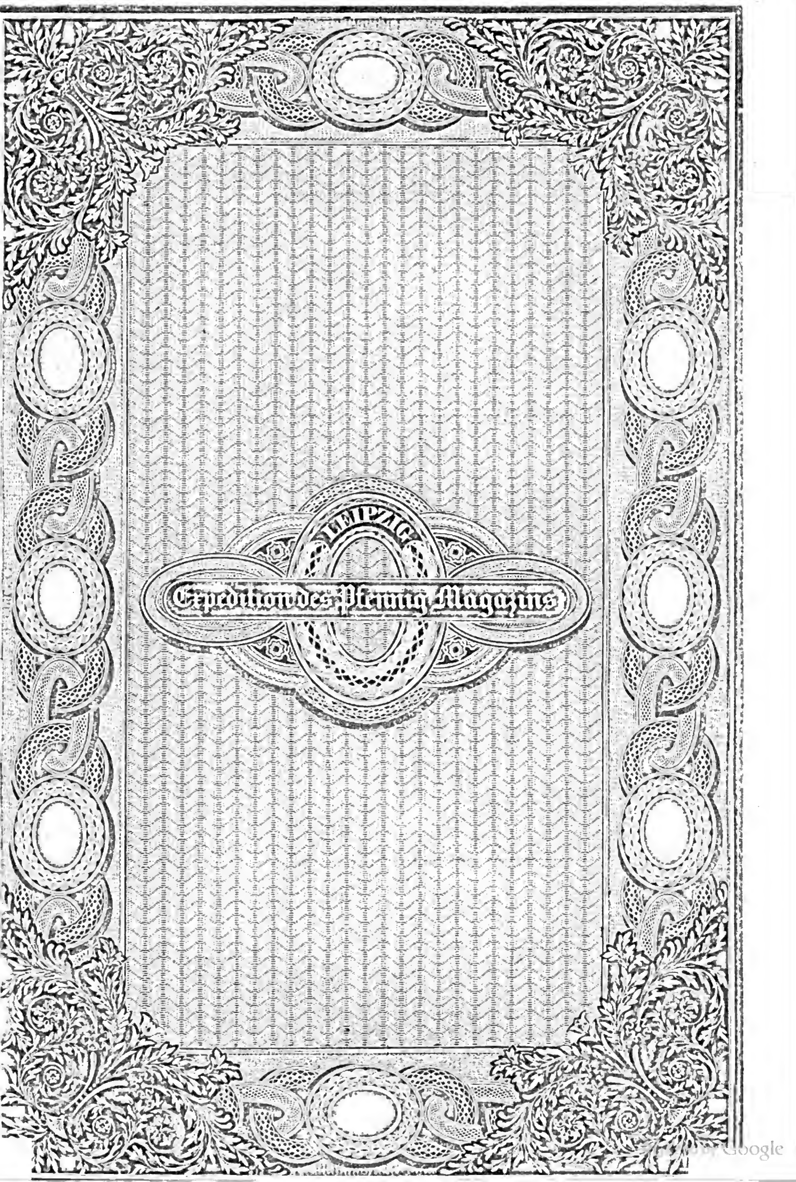
Je nach dem. Ein Reisender mit Extrapost läßt den Postillon an einer Dorfschenke anhalten und schickt ihn hinein, ihm einen Schnaps herauszuholen. Der Postillon kommt mit dem Glase in der Hand heraus und sagt, indem er es in den Wagen reicht, zu seinem Passagier: „Er sieht mir nicht besonders aus. Kosten Sie einmal; wenn er gut ist, lasse ich mir auch einen geben."

Das große Tintenfaß. Lord Byron sagte zu einem Freunde: „Der Anblick des Meers ist für mich eine unerschöpfliche Quelle erhabener Gedanken und Gefühle." — „Da haben Sie ja ein unerschöpfliches Tintenfaß", erwiderte der Freund.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

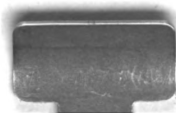


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

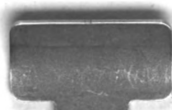




gitized by Google

Digitized by Google





gitized by Google



Digitized by Google